

## Editorial Online-Journal soziales\_kapital

### 25. Ausgabe März 2021: Soziale Arbeit & Krise

Seit etwas mehr als einem Jahr ist ein großer Teil der Welt, Europas und auch Österreichs in einem Krisenmodus aufgrund der Covid-19-Pandemie. Um die Ausbreitung des Virus in der Bevölkerung zu reduzieren, war und ist es notwendig, Sozialkontakte vor Ort zu reduzieren. Die Krise ist vielgestaltig: Zu Beginn stand eine Gesundheitskrise, mit der Schließung weiter Teile des öffentlichen Lebens, wie der Schulen, des Handels, der Kunst- und Kulturstätten. Die Pandemie und die Maßnahmen zu ihrer Eindämmung führ(t)en unter anderem zu einer Wirtschaftskrise und einer psychosozialen Krise. Wie ein Brennglas verstärkt sich soziale und gesellschaftliche Spaltung entlang unterschiedlicher Linien der Differenz. Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status sind stärker betroffen, sowohl von Arbeitslosigkeit als auch von verschärften Arbeitsbedingungen. In vielen Familien zeigt sich auch eine verstärkte Re-Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse. Die Care-Arbeit und die Betreuung der Kinder im Home-Schooling wird in hohem Ausmaß von Frauen übernommen. Die Bedingungen für Kinder und Jugendliche unterscheiden sich stark. Während die einen ausreichend Raum, Ruhe und Unterstützung erhalten, finden andere schlechtere Bedingungen vor. Ein ausgleichender Effekt durch die Schule oder Lernräume fällt weg. Während manchen Familien ein Miteinander möglich ist, verstärken sich in anderen die Spannungen und führen teilweise zu psychischer und physischer Gewalt. Mit zunehmender Dauer der Krise verstärkt sich die Spaltung der Gesellschaft in zunehmendem Ausmaß.

Aufgrund all dieser Problemfelder wird die Soziale Arbeit mit ihrem gesellschaftspolitischen Mandat in den kommenden Jahren noch stärker gefordert sein. Gleichzeitig waren und sind die Soziale Arbeit und die gesamte psychosoziale Versorgung, bei der direkte Kontakte eine große Rolle spielen, in der Pandemie und angesichts der Maßnahmen zur Reduktion unmittelbarer Kontakte vor große Herausforderungen gestellt. Einerseits soll die Versorgung bestmöglich aufrecht erhalten werden, andererseits muss aber auch die Gesundheit der Klient\*innen und der Sozialarbeiter\*innen geschützt werden. Trotz ihrer Dringlichkeit sollten wir jedoch nicht aus dem

Blick verlieren, dass die Corona-Pandemie nicht die einzige Krise ist, mit der wir konfrontiert sind. So verliert z.B. der Klimawandel nicht an Bedeutung und Kriege und katastrophale Lebensbedingungen nötigen weiterhin viele Menschen, ihre Herkunftsorte und Länder zu verlassen.

Die ersten Beiträge zum Themenschwerpunkt widmen sich der Covid-19-Krise. In weiteren Beiträgen stehen Möglichkeiten des Umgangs mit Krisen auch jenseits der Pandemie im Fokus. Ines Findenig geht in ihrem Beitrag auf die Situation der Kinder und Jugendlichen ein. Anhand analysierter Beratungsprotokolle von *Rat auf Draht* aus der Lockdown Zeit im Frühjahr 2020, beschreibt sie die Belastungssituation der jungen Generation und problematisiert die Verschärfung der Situation durch den Wegfall professioneller Unterstützungsnetzwerke. Aus einer anderen Perspektive, jener der Schulsozialarbeit, beleuchtet Sandra Jensen die Schulschließungen im März 2020. Sie berichtet über Erfahrungen der ISOP-Schulsozialarbeit in Graz. Dabei geht sie auf die Arbeit und Arbeitsbedingungen der Schulsozialarbeiter\*innen aber auch auf die Lebensrealitäten von Schüler\*innen aus sozial und finanziell schlechter gestellten Familien ein. Auch Elisabeth Zehetner, Marcel Reiner, Gerlinde Janschitz und Karina Fernandez widmen sich in ihrem Beitrag psychosozialen Unterstützungssystemen an Schulen zur Zeit der Pandemie. Sie stellen dar, wie die Methoden und Arbeitsweisen aufgrund der sich wandelnden Umstände regelmäßig adaptiert werden mussten. Trotz aller Herausforderungen sehen die Autor\*innen darin auch einen Anstoß für Innovation und einen positiven Einstellungswandel gegenüber neuen digitalen Formaten und Medien.

Dass die Notwendigkeit einer Intensivierung der digitalen Jugendarbeit eine unmittelbare Auswirkung der Covid-19-Pandemie war, betonen auch Lisa Maria Gingl und Viktoria Stifter. Sie empfehlen in ihrem Beitrag, basierend auf den Ergebnissen qualitativer Interviews mit Fachkräften, die Entwicklung einer langfristigen Gesamtstrategie für die Digitalisierung der Jugendarbeit auf organisationaler Ebene, welche die Bedürfnisse der Zielgruppe, der Mitarbeiter\*innen und deren Teamstrukturen berücksichtigt. Da auch Student\*innen psychosoziale Problemstellungen und Krisen erleben, wurde 2017 in St. Pölten ein studentisches und kollegiales Peer-Unterstützungssystem entwickelt. Elisabeth Weber-Schigutt beschreibt in ihrem Beitrag dieses System und geht dabei auch auf die Bedürfnisse und Herausforderungen im Zuge der Covid-19-Pandemie ein.

Cornelia Forstner beleuchtet in ihrem Beitrag das Spannungsfeld fremdinitiiertes Kontaktaufnahme: zwischen der Forderung, dass Hilfestellung immer den ausdrücklichen Wunsch der Betroffenen voraussetzt, und der Wichtigkeit zeitnaher Interventionen, um das Risiko späterer Traumafolgen zu reduzieren. Mit Krise in einem weiteren Sinn befassen sich Franz Schiermayr und Charlotte Sweet in ihrem Beitrag. Sie kon-

statieren eine umfassende Vertrauenskrise, die sich auch auf die Soziale Arbeit auswirkt, und fordern, das dritte, politisch-strukturelle Mandat der Sozialen Arbeit wieder zu stärken. Mit einer dergestalt handlungsfähigen, selbstgestaltenden Sozialen Arbeit könnte ein konstruktiver Beitrag zu struktureller und systemischer sozialer Innovation geleistet werden.

Vielleicht ist es ein Merkmal dieser außergewöhnlichen Zeit, dass für diese Ausgabe besonders viele Artikel eingereicht wurden. Neben den Beiträgen zum Thema Krise, finden sich auch einige sehr interessante Beiträge in den Rubriken *Sozialarbeitswissenschaft*, *Junge Wissenschaft* und *Werkstatt*. Während viele der Beiträge dieses Heftes auf junge Menschen fokussieren, beschäftigen sich Marc Diebäcker und Anna Aszódi mit einer alltagsorientierten Perspektive älterer Menschen in Wohn- und Pflegehäusern. Sie beschreiben, dass der Einzug oft als biographischer Bruch erlebt wird, und stellen dar, dass eine Einrichtungspraxis gefordert ist, die ressourcenorientierte und partizipative Methoden nutzt. Eva Fleischer, Sabine Kröll und Magdalena Meindl-humer beschäftigen sich mit dem Thema inklusives Wohnen. Sie stellen die Ergebnisse eines Evaluationsprojektes vor, in dem die Perspektiven der Bewohner\*innen, der Mitarbeiter\*innen und der Nachbarschaft berücksichtigt wurden.

Hubert Höllmüller plädiert in seinem theoretischen Beitrag dafür, dass sich mit der Systemtheorie Luhmanns die Gegensätze zwischen realistischen und konstruktivistischen Konzeptionen aufheben lassen, und zeigt den daraus resultierenden Nutzen für die Sozialarbeitsforschung. Die Wahrnehmungen marginalisierter Menschen am Praterstern in Wien stehen im Zentrum des Beitrages von Mira Liepold. Sie betont die Notwendigkeit einer sozialräumlich orientierten Sozialen Arbeit und zeigt die Bedeutung des öffentlichen Raumes für gesellschaftliche Teilhabe auf. Malgorzata Michling weist darauf hin, wie wichtig die Weiterqualifizierung von Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften für Obdachlose ist, um eine angemessene Betreuung sicherzustellen und die eigene körperliche und psychische Gesundheit zu sichern. Eine auf die Zukunft gerichtete Perspektive nimmt Roland Urban in seinem Beitrag ein, in dem er eine Vision einer krisenreflexiven, nachhaltigen, beteiligten und vernetzten Sozialen Arbeit entwirft. Johannes Vorlaufer stellt in seinem Beitrag Überlegungen zur Gegenwartserfahrung im professionellen Gespräch an und legt dar, dass sich Zeit und Zeiterfahrung in der Sozialen Arbeit von jenen in anderen Kontexten unterscheiden.

In der Rubrik *Junge Wissenschaft* stellen Melina Eder, Stefan Fercher, Beate Haberhofer und Jacqueline Zeilinger dar, vor welchen Herausforderungen die Soziale Arbeit im Feld der Akutsozialarbeit steht. Sie arbeiten heraus, welche Verweisungs- und Vermittlungsprobleme auftreten können, welche Erwartungen die Klient\*innen haben und wie die Perspektiven der professionellen Helfer\*innen und der Sozialarbeiter\*innen zusammengebracht werden können. Natalie Eller fordert in ihrem Beitrag von der Sozialen Arbeit ein, sich im Kontext des White Saviorism – als Auswirkung von

Kolonialismus und Rassismus – mit den eigenen Privilegien, den eigenen Rassismen und deren Auswirkungen auseinanderzusetzen.

Persönliche Krisen von Sozialarbeiter\*innen und die Auswirkungen auf deren Arbeitsfähigkeit stehen bei Timna Langer im Zentrum. Sie stellt dar, dass persönliche Krisen auf das Arbeitsfeld wirken, sich jedoch nicht unbedingt auf die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung auswirken – vor allem wenn die Krisen reflektiert werden und entsprechende Unterstützung durch Kolleg\*innen und Vorgesetzte gegeben ist. Elsa Lindner setzt sich mit Fragen der Wirkungsmöglichkeiten von Entwicklungszusammenarbeit auseinander. Sie reflektiert kritisch, warum bis jetzt keine globale Chancengleichheit erreicht werden konnte und welche Rolle der Sozialen Arbeit in der internationalen Zusammenarbeit zukommen kann. Sophie Lukacs beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Personalauswahl im Sozialbereich. Sie argumentiert, dass das Personalmanagement bis dato einen untergeordneten Stellenwert einnahm und stellt Kriterien für passgenaue Personalauswahl in den Flexiblen Hilfen vor. Das Erlernen der Geschlechtlichkeit im Kindergarten steht im Zentrum von Melanie Schinnerls Arbeit. Sie hat untersucht, wie im Kindergartenalltag Geschlecht auf unterschiedliche Arten dramatisiert und de-thematisiert wird.

In den Werkstattberichten stellen Magdalena Habringer, Christoph Stoik, Michael Poigner und Katharina Kirsch-Soriano da Silva dar, wie durch Prozessbegleitung, zusammen mit den Bestandsbewohner\*innen die Nachverdichtung von bestehenden Wohnhausanlagen besser gelingen kann. Cornelia Pickl beschreibt die Situation von Menschen mit Behinderung während des ersten Lockdowns. Aus der Sicht einer Begleiterin gibt sie ihre Beobachtungen wieder. Barbara Thalmann setzt sich mit dem Sterben und dem Tod von wohnungs- und obdachlosen Menschen auseinander. Sie zeigt die Notwendigkeit einer persönlichen und gesellschaftskritischen Auseinandersetzung mit den Themen und rückt dabei das Recht auf ein Sterben in Würde in den Mittelpunkt. Janine Winter fordert als Ergebnis einer intensiven Fallrekonstruktion Reformen in Hinblick auf die Verwahrung von jungen, als abnorm eingestuften Rechtsbrecher\*innen auf forensische Abteilungen psychiatrischer Krankenhäuser.

Den Abschluss des Heftes bildet eine Rückschau auf die Internationale Konferenz der Sozialen Arbeit zum Thema „Globale Agenda 2020–2030“ von Marina Tomic Hensel und Florian Zahorka. Sie betonen dabei die Forderung nach einer Re-Politisierung Sozialer Arbeit entlang professionsethischer Leitlinien als zentrales Anliegen der Beiträge. Außerdem finden sich drei interessante Rezensionen: Christian Fischer hat den Sammelband *Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum* (2020), herausgegeben von Marc Diebäcker und Gabriele Wild, gelesen; Paul Haller berichtet über *Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt* (2019), verfasst vom Autor\*innenkollektiv AK Fe.In; und Julia Kopf stellt *Die Grenzen der Demokratie. Politische Auseinandersetzung um Rechtsextremismus im österreichischen Nationalrat* (2019) von Matthias Falter vor.

Ich wünsche viel Freude und spannende Lektüre der vielen interessanten und hoch qualitativen Beiträge dieser Ausgabe.

*Johanna Muckenhuber (Standort Graz) für die Redaktion*

Ines Findenig:

## Der Lockdown im Frühjahr 2020: Psychische Belastungen von Kindern und Jugendlichen

Blitzlichter aus der Protokollwelt der österreichischen Notrufnummer *Rat auf Draht*

### Zusammenfassung

Das Jahr 2020 ist geprägt von der Covid-Pandemie, die quer durch alle Bevölkerungsgruppen ihre Auswirkungen hat. Diese mittlerweile tiefe, nicht mehr nur Gesundheits-, sondern gesamtgesellschaftliche Krise betrifft aber nicht alle gleich. Besonders vulnerable Gruppen sind stärker betroffen. Eine Altersgruppe, die in der öffentlichen Diskussion und in politischen Maßnahmen thematisiert wird, sind Kinder und Jugendliche. Die Diskussionen und Maßnahmen drehten sich in den vergangenen Monaten aber in diesem Kontext hauptsächlich um die Themen Schule und Homeschooling. Doch Kinder und Jugendliche sind nicht nur Schüler\*innen. Speziell ältere Kinder und Jugendliche sozialisieren sich u.a. in besonderem Maße auch durch Freizeitkontakte mit ihren Peers und anderen Netzwerken. Für Kinder und Jugendliche, die schon vor der Krise in problematischen Umfeldern aufwuchsen, haben sich in der Krise die Herausforderungen massiv erhöht. Beengte Wohnverhältnisse, Konflikte in den Familien, Zukunftssängste und daraus resultierende psychische und soziale Belastungen haben massiv zugenommen. Die hier analysierten und exemplarisch vorgestellten Beratungsprotokolle der Notrufnummer *Rat auf Draht* aus der Lockdownzeit im Frühjahr 2020 zeigen diese Problemlage. Wie in diesem Artikel dargestellt, hat der großflächige Wegfall von professionellen Unterstützungsnetzwerken die Lage der jungen Menschen zusätzlich verschärft.

**Schlagworte:** Lockdown, Rat auf Draht, psychische Belastung, psychosoziale Versorgung, Kinder und Jugendliche, Jugend unter Druck

### Abstract

The year 2020 is marked by the Covid pandemic, which has an impact across all population groups. This meanwhile deep crisis, no longer just a health crisis, but a societal

crisis, does not affect everyone equally. Particularly vulnerable groups are more severely affected. One age group that is the subject of public discussion and political measures are children and young people. In the past few months, however, the discussions and measures in this context mainly revolved around the topics of schools and homeschooling. But children and young people are not just students. Older children and young people, in particular, socialize to a particular extent through leisure time contacts with their peers and other networks. For children and young people who grew up in problematic environments before the crisis, the challenges have increased massively during the crisis. Cramped living conditions, conflicts in families, fears about the future, and the resulting psychological and social burdens have increased massively. The advisory protocols of the emergency number *Rat auf Draht* (advice on the wire) from the lockdown time in spring 2020 that are analyzed and presented as examples show this problem. As shown in this article, the large-scale elimination of professional support networks has made the situation of young people even worse.

**Keywords:** Lockdown, Rat auf Draht, psychological distress, psychosocial care, children and young people, youth under pressure

## 1. Einleitung

Soziale Arbeit und Krise verbindet man im Jahr 2020 besonders mit der Zeit des coronabedingten Lockdowns. Alle Menschen wurden von Krisen jeglicher Richtung tangiert, im Kontext der Sozialen Arbeit um ein Vielfaches mehr als sonst. Ob Adressat\*innen oder Fachkräfte verschiedener Professionen im Sozialen Feld, alle standen im Frühjahr 2020 vor immensen Herausforderungen. Eine besonders auffällig in den Hintergrund gerückte Zielgruppe von Menschen zu dieser Zeit waren Kinder und Jugendliche, deren Bedürfnisse und Interessen kaum relevant schienen. Im Vordergrund standen die Wirtschaft, das Gesundheitswesen und Freizeitrestriktionen – kaum jedoch wurde danach gefragt, wie es Kindern und Jugendliche geht, oder was für Folgen und Spuren eine solche Krise bei diesen hinterlässt. Wir befinden uns nun (zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Beitrages) im zweiten Lockdown und blicken zurück in das Frühjahr 2020. „Kein Kontakt zu Freund[\*inn]en, kein geregelter Schulalltag, die Angst, möglicherweise die Großeltern anzustecken und vielfältigen bedrückenden Situationen innerhalb des eigenen Zuhauses – die Coronaviruskrise griff tief in die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen ein“ (ORF 2020), so die Direktorin der Kinder- und Jugendpsychiatrie Innsbruck, Kathrin Sevecke, zu der dort derzeit laufenden Erhebung zu den psychosozialen Auswirkungen der Pandemie auf junge Menschen in einem Interview.

Der hier vorgestellte Beitrag umfasst einen kurzen Einblick in die aktuelle Forschungslage im deutschsprachigen Raum zu den Themen und Herausforderungen des ersten Lockdowns in Österreich auf Kinder und Jugendliche. Durch die Belastungen im Frühjahr 2020 gab es bei der österreichischen Notrufnummer für Kinder und Jugendliche, *Rat auf Draht*, laut interner Auswertungen einen immensen Anstieg an Anrufen. „Die Nummer ist rund um die Uhr anonym und kostenlos erreichbar. Neben der Telefonberatung umfasst das Angebot auch anonyme Online Beratung, Chat Beratung sowie Informationsvermittlung über die Website und soziale Netzwerke. *Rat auf Draht* betreibt ebenfalls die kostenlose, rund um die Uhr erreichbare Hotline für vermisste Kinder 116000.“ (Rat auf Draht 2020a: 2). Über ein Drittel mehr junge Menschen als im Vergleichszeitraum 2019 haben also angerufen, ihre Probleme geschildert und Fragen gestellt. Die Jugend steht unter Druck. Da *Rat auf Draht* ein Angebot von SOS-Kinderdorf ist und dieser Anstieg für die belastende Situation für Kinder und Jugendliche dramatisch scheint, haben sich die beiden Organisationen gemeinsam die Frage gestellt, welche Belastungen und Herausforderungen es insbesondere waren, die Kinder und Jugendliche während des Lockdowns vermehrt zum Anruf bei *Rat auf Draht* brachte. Die anonymisierten Protokolle dieser Anrufe können Antworten auf diese Frage geben. Folglich wurden diese ausgewertet und mit dem Fokus, was denn die konkreten Problemlagen und Sorgen während des Frühjahres 2020 für Kinder und Jugendliche waren, analysiert. Ziel dieses Beitrages ist es, exemplarisch Problemstel-

lungen ins Zentrum zu rücken und darauf hinzuweisen, dass es nach wie vor Herausforderungen gibt, die Kinder und Jugendliche weit mehr beschäftigt als das Home-schooling.

## **2. Blick in die aktuelle Forschungslage**

Schon vor dem ersten Lockdown erhobene Daten zeigen, dass rund 20 % der jungen Menschen in Österreich durch verschiedenste psychische Herausforderungen belastet sind. Anfängen von Angststörungen über depressive Symptome bis hin zu selbstverletzendem Verhalten sowie Essstörungen etc. zeigen sich bei jungen Menschen gesundheitliche Belastungen, die oftmals aber nicht als solche bemerkt werden (vgl. Österreichische Liga für Kinder- und Jugendgesundheit 2020: 20). Der Lockdown hat besonders für junge Menschen und deren Familien psychische und soziale Herausforderungen verstärkt und durch den Wegfall der psychosozialen Versorgung deren Bearbeitung und Linderung verhindert.

Eine Studie von Andresen et al. (2020) skizziert drei Aspekte, die von jungen Menschen während des Lockdowns als besondere Herausforderungen wahrgenommen wurden. Erstens kam es trotz digitaler Kommunikation (v.a. mit peers) zu Phasen der Einsamkeit und Verunsicherung. Zweitens empfanden junge Menschen die von verschiedenen Seiten replizierte Reduzierung ihrer Rolle auf Schüler\*innen als belastend. Drittens wurde Beteiligung vermisst, bzw. verwiesen junge Menschen darauf, nicht gehört und ernst genommen zu werden (vgl. Andresen et al. 2020: 16f.). Die Autor\*innen heben hervor, dass „Beteiligung junger Menschen kein Schönwetterrecht“ ist (ebd.: 16). Dieses tendenzielle Gefühl der Scheinpartizipation und jenes, von der Politik im Stich gelassen zu werden, bestätigt eine Umfrage des Instituts für Jugendkulturforschung (Rohrer 2020) von 400 elf bis 18-jährigen Österreicher\*innen.

Als Konsequenzen des Lockdowns werden von den jungen Menschen „Verunsicherung, Überforderung und Sorgen“ (Andersen et al. 2020: 14) als auch Ohnmachtserfahrungen wahrgenommen. Sozialökonomische Folgen werden u.a. im Anstieg von Jugendarbeitslosigkeitszahlen und den damit verbundenen Auswirkungen auf den Lehrstellenmarkt ersichtlich (vgl. AMS 2020). Hinzu kommen die Ergebnisse des Instituts für Jugendkulturforschung (Rohrer 2020), welche eine relativ pessimistische Zukunftsperspektive von jungen Menschen zeichnen und sich u.a. in der Behauptung zuspitzt, dass über 50 % der elf bis 18-Jährigen in Österreich fürchten, keinen Arbeitsplatz zu finden. D.h. jeder zweite junge Mensch hat Sorgen bezüglich der eigenen beruflichen Zukunft. Eine Befragung von jungen Menschen, die im Rahmen der Kinder und Jugendhilfe in Deutschland begleitet und betreut werden, bestätigt die Sorge von 43,5 % der Jugendlichen, dass die Coronakrise die eigene Schul- oder Berufsbildung negativ gefährdet (vgl. SOS-Kinderdorf Deutschland 2020). Hinzu kommt

der Fakt, dass in unteren Bildungsniveaus die Corona-Krise tendenziell deutlich negativer erlebt wird als in bildungsnahen Schichten (Großegger 2020: 3). Die Volkshilfe Österreich betont in einer durchgeführten Erhebung, dass „[d]ie Corona Krise soziale Ungleichheit [verstärkt und, dass] Kinder und Jugendliche besonders betroffen [sind].“ (Volkshilfe 2020: 1). Die Krise und ihre Auswirkungen zeigen sich bei Kindern laut einer Studie des Deutschen Jugendinstituts (2020) besonders auch dadurch, dass nach Angaben der Eltern ungefähr ein Drittel (29 % bei höherem Bildungsniveau) der Kinder Schwierigkeiten haben, mit der Gesamtsituation zurecht zu kommen. Bei einem mittleren Bildungsniveau steigt diese von Eltern wahrgenommene Sorge hinsichtlich ihrer Kinder auf 41 %. Die Erhebung zeigt zudem, dass jede fünfte Familie über ein konfliktreiches bzw. chaotisches Klima während des Lockdowns berichtet und sich besonders jüngere Kinder und Einzelkinder verstärkt einsam fühlen. Zusätzlich hat sich laut der Studie das Medienverhalten verändert und der Kontakt zu pädagogischen Fachkräften brach (trotz digitaler Meilensteine) ab (vgl. Langmeyer et al. 2020, o.S.). Auch der plötzliche Verlust von therapeutischen, logopädischen und psychologischen Unterstützungsdienstleistungen im Frühjahr 2020 hinterließ Spuren in der Gesellschaft – und besonders bei jungen Menschen.

### **3. Hintergrund zu den Ergebnissen und methodisches Vorgehen**

*Rat auf Draht* führt im Jahresdurchschnitt rund 80.000 Beratungen durch. Im Zeitraum März bis Juni 2020 gab es, im Vergleich zum selben Zeitraum im Jahr 2019, bei den telefonischen Beratungen insgesamt einen Anstieg von 32,83 %. Mitarbeiter\*innen der Notrufhotline ordnen die durchgeführten Telefon- und auch Chatberatungen bestimmten Kategorien zu und dokumentieren diese mittels anonymisierter Kurzprotokolle. D.h. neben der quantitativen Auswertung der Anrufe zu verschiedenen Themen ermöglichen die Protokolle einen tieferen Einblick in aktuelle Themen und Entwicklungen, die Kinder und Jugendliche beschäftigen. Das leitende Erkenntnisinteresse war, durch eine Protokollanalyse differenzierte Informationen über die psychosozialen Belastungen der jungen Menschen während des ersten Lockdowns in Österreich zu erfahren. Es wurden im August 2020 die Protokolle vom Zeitraum März bis Mai 2020 inhaltsanalytisch ausgewertet und analysiert. Diese 2393 Protokolle beinhalten u.a. die Skizzierung der Hauptprobleme bzw. der Herausforderungen, Alterseinschätzungen, die Hintergründe der Problemstellungen sowie den weiteren Verlauf. Folgende Fragestellungen standen bei der Analyse der Protokolle im Zentrum:

Was waren und sind konkret die Themen, die Kinder und Jugendliche während des ersten Lockdowns beschäftigten?

Welche Herausforderungen ergaben sich in ihrer Lebenswelt?

Welche Themen haben die Kinder und Jugendlichen dazu bewegt, während des Lockdowns im Frühjahr 2020 diese Notrufnummer anzurufen?

#### 4. Ergebnisse

Es zeigen sich coronabedingte Metathemen, welche auf einer Zeitschiene betrachtet werden können. Diese Anrufthemen der jungen Menschen werden als Cluster in Monaten zusammengefasst: Während im März die Themen Angst, Ausgangssperre und Ernst genommen werden, Überforderung von Eltern, Kinderbetreuung, Gebote und Verbote im familiären Alltag auffällig waren und im Vordergrund standen, veränderte sich dies mit April. Hier dominierten Langeweile, Überforderung von Familiensystemen, psychische Belastungen, das Wegfallen von dringend benötigten Ressourcen und Netzwerken, sowie die Überforderung im schulischen Bereich. Im Mai waren es zu Monatsbeginn vielfach rechtliche Fragen zu Corona-Bestimmungen und -Maßnahmen, aber auch wieder vermehrt Fragen und Anliegen zu den Themen Sexualität und sexuelle Orientierung sowie Schwangerschaft, Streit und Konflikte in den Familien generell, sexuelle Belästigung (on- und offline) sowie unerwünschte Kontaktaufnahmen (auch on- wie offline) und Gewalt in der Familie (psychisch, aber auch vermehrt physisch). Mitte Mai kamen dann vermehrt die folgenden Themen auf: Arbeitslosigkeit (Streit v.a., weil entweder die Eltern den Job verloren hatten, oder die jungen Menschen selber arbeitslos geworden waren, Lehrstellenprobleme, Berufswahl etc.), Prüfungsangst und Überforderung (besonders in der Maturazeit), Grooming, Sextortion und (Cyber-)Mobbing, Gewalt in vielfacher Gestalt (von Mobbing bis hin zu Schlägereien) sowie Beziehungsprobleme.

<b>März</b>	Angst, Ausgangssperre	Ernstgenommen zu werden, Überforderung von Eltern	Kinderbetreuung, Gebote und Verbote im familiären Alltag
<b>April</b>	Überforderung und psychische Belastungen von Familiensystemen	Wegfallen von dringend benötigten Ressourcen und Netzwerken	Überforderung im schulischen Bereich, Langeweile
<b>Mai</b>	rechtliche Fragen, Sexualität und sexuelle Orientierung, Schwangerschaft  sexuelle Belästigung (on- und offline), Gewalt in vielfacher Gestalt	unerwünschte Kontaktaufnahmen (on-/offline), Gewalt in der Familie, Arbeitslosigkeit  Beziehungsprobleme, Grooming, Sextortion, (Cyber-)Mobbing	Prüfungsangst, Überforderung, Streit und Konflikte in den Familien

Tabelle 1: Metaergebnisse aus der *internen* Protokollanalyse

Im Folgenden werden exemplarisch drei ausgewählte psychosoziale Aspekte skizzenhaft vorgestellt, welche im Zuge der internen inhaltsanalytischen Auswertung der *Rat auf Draht*-Protokolle im Zeitraum des Lockdowns im Frühjahr 2020 zu Tage kamen,

hervorstachen und gleichzeitig die Dringlichkeit der psychosozialen Versorgung und Belastung von Kindern, Jugendlichen und deren Familien exemplarisch in den Vordergrund stellen.

#### **4.1 Psychosoziale und psychische Mehrfachbelastungen verstärkt**

Nicht nur während, sondern auch vor und nach dem ersten Lockdown sind psychische Belastungen,<sup>1</sup> oft auch psychische Mehrfachbelastungen, Hauptthema in den Beratungsprotokollen. Diese sind einerseits in Erkrankungen bzw. Belastungen bei den Kindern und Jugendlichen selbst (Angst, Depression, Suizidalität, Autoaggression und selbstverletzendes Verhalten sowie Essstörungen) oder innerhalb derer Familien (Elternteile, Geschwister) bzw. *peers* ersichtlich. Psychische Mehrfachbelastungen und depressive Symptomatik(en) finden sich vermehrt in den Protokollen von Gesprächen mit Kindern und Jugendlichen.

Häufig und oftmals in Kombination mit depressiven Symptomen sind Suizidgedanken von Kindern und Jugendlichen der Grund für den Anruf. Dies spiegelt sich laut internen Auswertungen in der Vielzahl an Protokollen und Anrufen wider – es waren gesamt 277 Anrufe und davon 109 Protokolle in 3 Monaten. Dies bedeutet, dass *Rat auf Draht* durchschnittlich 92 Mal im Monat Anrufe/Anfragen entgegennimmt und 36 Mal im Monat protokolliert, weil er/sie oder jemand, den er/sie kennt, Suizidgedanken äußert. Häufig kommt es dabei auch zu notwendigen Interventionen (z.B. Konferenzschaltungen mit Rettungskräften, Rückrufe und andere Interventionen).

Die Themen Autoaggression und selbstverletzendes Verhalten finden sich vermehrt in den Protokollen – teils in Kombination oder in Konsequenz von psychischen Mehrfachbelastungen (Gewalt in der Familie, sexuellem Missbrauch, [Cyber-]Mobbing). Ebenso kommt das Thema Schlafstörung sehr häufig in den Protokollen vor.

Eine weitere Belastung von Kindern und Jugendlichen stellt die psychische Gewalt in Familien in verschiedensten Varianten dar. Darunter fallen u.a. lautstarke Konflikte, was von den jungen Menschen als sehr belastend wahrgenommen wird. Oft springen in den Erzählungen die Großmütter ein, um die Erziehung der Kinder und Jugendlichen bzw. die angespannten Familiensituationen zu entlasten.

Im Vergleich der internen Analyse des Vorjahres zeigt ein erhöhtes Auftreten des Themas Scheidung von rund 63 %. Von Mitte März bis Ende Mai 2020 gab es rund 170 Anrufe zum Thema Konflikt zwischen den Eltern. Dies sind etwa gleich viele Anrufe, wie es im gesamten Jahr 2019 zu diesem Thema waren. Vermehrt kommt dieser Sachverhalt auch dann zum Tragen, wenn Elternteile psychisch belastet oder erkrankt sind. Junge Menschen, meist Jugendliche, sind durch die Erkrankung ihrer Eltern(teile) stark überlastet. Psychische Gewalt stellt aber auch besonders unter Freund\*innen und u.a. in der Schule (inkl. Mobbing, Cybermobbing/online Erpressung, Drohungen etc.) eine Herausforderung für junge Menschen dar.

Der Lockdown im Frühjahr 2020 verstärkte psychische Erkrankungen, Herausforderungen und Belastungen sowie im Besonderen auch Schlafstörungen bei Kindern und Jugendlichen wesentlich. Die Protokolle zeigen sehr klar dieses heterogene Bild. Hierzu einige exemplarische Protokollausschnitte für die Vielfalt an Herausforderungen:

„Die zusätzliche Belastung durch die Coronakrise ließ seit zwei Wochen Suizidgedanken auftauchen.“

„Vor der Quarantäne war er schon in Ansätzen selbstbestrafend (verbal und körperlich), nun hat es extrem zugenommen“

„Mutter hat eine 8-jährige Tochter, die momentan täglich Wutanfälle hat. Seit Corona ist es ganz besonders schlimm und die Mutter weiß sich nicht mehr zu helfen.“

„14Jährige meldet sich, weil es ihr schon länger schlecht geht. Alles fühlt sich unecht an. Die Schule war eine gute Ablenkung, die jedoch durch die Maßnahmen wegfällt.“

„Drei Geschwister rufen an. Zwei Mädchen (15, 17) und ein Junge (18). Eines der Mädchen erzählt, dass ihre Mutter durch die Coronakrise wieder einen Rückfall hatte und sie nun total ausrastet.“

„Eine 16jährige leidet speziell seit der Corona-Pandemie verstärkt an einer Angststörung, die sie extrem belastet“

„Anruferin (15) macht sich große Sorgen um einen ihrer Freunde (15). Die Situation zu Hause ist sehr schwer, weil die Familie krankheitsbedingt sehr arm ist. Die Mutter ist auch schwer depressiv und der Vater scheint auch sehr überfordert zu sein. Der Freund zahlt daheim auch regelmäßig mit, damit die Familie nicht aus der Wohnung fliegt. Normalerweise kommt der Freund gut damit zurecht, aber durch die Coronakrise hat sich die Situation drastisch verschärft und sie mussten sich die letzten zwei Monate Geld ausborgen, um die Miete zahlen zu können. Das hat die Belastung des Freundes massiv erhöht, sodass ihre Gespräche über sein Befinden immer mehr von konkreten Suizidgedanken geprägt sind.“

„22-jähriger Anrufer meint, dass er in dieser Krise ein Hypochonder geworden ist, wo er als Student ständig allein in seiner Wohnung ist. Er hat körperliche Beschwerden (Druck in der Brust), angst [sic!] krank zu sein [...]. Er liegt viel im Bett oder sitzt beim Computer. Am Muttertag hat er seine Mutter getroffen und grübelt wieder extrem, dass er sie angesteckt haben könnte, da heute wieder ein Kratzen im Hals spürt. [...] Er hat auch Schlafprobleme [...] Er meint, es ist das erste Mal, dass er sich psychologische Hilfe holt und es tut gut, mit jemand Fremden die Dinge zu besprechen.“

Zusätzlich zu den psychischen Belastungen werden auch viele Anrufe dafür genützt, sich nach Unterstützung für Freund\*innen, Bekannte, Nachbar\*innen etc. zu erkundigen. Sehr viele Anrufer\*innen stellen Fragen wie: ‚Was kann ich tun? Wie kann ich konkret helfen?‘ – vermehrt auch bei den Themen Suizidalität, selbstverletzendem Verhalten und in Fällen, in denen Gewalt in bekannten Familie gesehen/bemerkt wurde, oder auch wenn bei Nachbar\*innen ein Streit hörbar wurde.

## 4.2 Angst als vielfach komplexe Belastungskomponente während des Lock-downs

Das Thema *Angst* war in der Lockdownzeit stark und heterogen präsent. Es zeigt sich facettenreich und vermehrt in Anrufen im Kontext der gesundheitlichen Sorgen rund um Corona. Bei Kindern und Jugendlichen sind vor allem drei konkrete Sorgen vorherrschend: die Angst, entweder sich selber oder auch andere anzustecken, sowie die Angst um Menschen im nahen Bekannten- und Verwandtenkreis, die einer Risikogruppe angehören.

Ein im Frühjahr 2020 häufig protokolliertes Thema war auch, dass die anderen – seien es Freund\*innen, Familienmitglieder oder Arbeitgeber\*innen – die eigenen Ängste und Sorgen nicht ernst nehmen. Dies erzeugte oftmals ein Ungerechtigkeits-erleben und reichlich Konfliktpotential.

Eine große Zahl an Eltern beklagten in den Anrufen, dass sich ihre Kinder nicht an die Ausgangsregeln/-sperren halten. Sie waren erbost, da der Ernst der Lage von den jungen Menschen zu wenig oder gar nicht erkannt wurde. Sie fragten bei *Rat auf Draht* nach, wie sie damit umgehen sollen. Erwachsene riefen auch an, da sich andere Erwachsene nicht an die Regeln gehalten hatten – z.B. der oder die Ex-Partner\*in im Zuge von Obsorge- und Besuchsregelungen –, wodurch es vermehrt zu Konflikten sowie Streit kam. Bei manchen Erwachsenen war die Angst vor einer Ansteckung so groß, dass sie den oder die Jugendliche, aufgrund derer Missachtung der Maßnahmen, von zu Hause aussperrten.

Hinzu kam, dass manche junge Menschen und Erwachsene Regierungsentscheidungen teils nicht verstehen konnten und sich dadurch nicht gesehen fühlten, woraus Ängste entstanden. Kinder und Jugendliche kamen deshalb auch oft in Konfliktsituationen mit ihren Freunden und Freundinnen, was sich auf vielfältige Weise, aber u.a. auch dadurch zeigte, dass sie unter Druck gesetzt wurden und Angst vor Beziehungsverlust hatten, während sie gleichzeitig beispielsweise um die eigene Großmutter Sorge litten. Hierzu einige exemplarische Protokollauschnitte:

„Das Mädchen ruft an, weil sie einen Freund hat, der gerade sehr großen Druck erzeugt, dass sie zu ihm kommen soll oder er zu ihr. Er macht ihr ein total schlechtes Gewissen. Sie selbst und auch ihre Eltern wollen nicht, dass sie ihn jetzt trifft, weil sie in der Familie auch Personen aus der Risikogruppe hat. Sie weiß nicht, wie sie damit umgehen soll.“

„Außerdem regt sie sich darüber auf, dass einige ihrer Freunde die Ausgangsbeschränkungen nicht ernst nehmen und sie ignorieren.“

„Die Anruferin (ca. 12) konnte ihren Freund wegen der Coronamaßnahmen längere Zeit nicht sehen. Nun ist es wieder möglich [...]. Ihr Freund reagierte allerdings ziemlich sauer und nachdem sie sich nicht darauf einließ, ihm näher zu kommen, bedrohte er sie, weshalb sie nun Angst hat, dass er ihr etwas tun könnte.“

Manche Kinder und Jugendliche nehmen das Virus bzw. die Sorgen und Ängste anderer nicht ernst. Es gibt viel Streit oder viele Auseinandersetzungen, wenn es darum geht, andere zu treffen oder zu besuchen. Dies bringt klar den Wunsch und das Bedürfnis von jungen Menschen (wenn er nicht ohnehin bereits explizit geäußert wurde) zum Ausdruck, ihre sozialen Kontakte – über die digitale Lebenswelt hinaus – pflegen zu wollen. Andere jungen Menschen befinden sich in einem Zwiespalt zwischen Wollen und Dürfen bzw. in einem moralischen Dilemma, wie diese zwei Protokollauschnitte zeigen:

„17-jähriger Bursche hat seine Freundin schon seit vier Wochen nicht gesehen. Er ist in einem moralischen Dilemma, denn seine Mutter gehört zur Risikogruppe und er möchte das Virus nicht nach Hause schleppen. Er ist besonders belastet, da seine Eltern ihm die Entscheidung überlassen haben, jedoch mit dem Beigeschmack, dass er schuld ist, wenn sie sich infizieren.“

„Anruferin (18) möchte ihren Freund sehen und einige Tage bei ihm wohnen. Ihre Eltern machen ihr aber Druck, dass sie dann nicht mehr zurückkommen kann, da ihr Vater zur Risikogruppe gehört. Sie fühlt sich von beiden Seiten bedrängt.“

Kinder und Jugendliche empfinden das Nicht-ernst-genommen-Werden ihrer Ängste innerhalb der Familie sowie am Arbeitsplatz als sehr belastend. Dadurch entstehen oftmals schwierige und herausfordernde Situationen. Dazu zwei Beispielausschnitte:

„Anruferin (19) ist gerade sehr angespannt. Ihre Eltern nehmen die Coronakrise nicht sehr ernst und ihr Bruder (16) lädt fast jeden zweiten Tag verschiedene Freunde zu sich ein, die auch übernachten. Die Eltern und der Bruder bagatellisieren ihre Sorgen und machen sich auch lustig darüber. Überraschenderweise scheinen die Eltern sehr gut informiert zu sein und verfolgen jede Pressekonferenz, würden sich aber einfach nicht unterordnen wollen. Hamsterkäufe und Home Office haben sie trotzdem durchgezogen.“

„Der Anrufer wohnt bei seinen Eltern, die wie sein Bruder zu Hochrisikogruppen gehören. Er wird aber nicht von seiner Arbeit freigestellt, wo er als Lehrling angestellt ist. Er macht sich große Sorgen, das Virus mit nach Hause zu bringen.“

### **4.3 Wegfall von dringend notwendigen psychosozialen Netzwerken und Konsequenzen**

In den Protokollen aus dem Frühjahr 2020 fällt auf, dass die bisher vorhandenen, notwendigen Ressourcen und Netzwerke weggefallen waren, und es dadurch zu Konflikten, Problemen und Eskalationen kam. Dies beinhaltete, neben dem Verzicht auf private soziale Kontakte, den Ausfall, Abbruch oder das Verschieben von psychotherapeutischer Betreuung oder psychologischer sowie psychiatrischer Hilfen, das Verschieben von Rehabilitationen und Entzügen sowie Einschränkungen in Notschlafstellen. Dieser Verlust von notwendigen vorhandenen Netzwerken sowie Ressourcen begünstigte im Frühjahr 2020 offenkundig eine Verstärkung von den oben schon skizzierten Mehrfachbelastungen. Hierzu einige exemplarische Protokollauschnitte:

„Sein Opa ist eine große Ressource, aber wegen Corona darf er nicht zu ihm.“

„Anruferin (17) leidet unter schweren Depressionen und musste wegen der Maßnahmen ihre Psychotherapie und eine Behandlung in einer Tagesklinik auf Eis legen. Ihre Therapeutin ist zurzeit nicht erreichbar.“

„Eine alleinerziehende Mutter eines 11-Jährigen meldet sich aufgrund von Überforderung. Vor der Coronakrise hatte sie einen Termin bei einem Psychologen vereinbart, der leider abgesagt wurde. Seit Corona ist die Situation mit ihrem Sohn schlimmer geworden. Er ist sehr aggressiv, bedroht sie, schreit oder zerstört Gegenstände. Sie hat Angst vor ihm, weiß sich nicht mehr zu helfen.“

„Junge Erwachsene, die ich seit längerer Zeit begleite, ist in der Psychiatrie. Sie hat sich freiwillig dorthin begeben. Leider liegt sie nur im Bett und hofft, dass die Zeit vergeht. Es hat in der ganzen Woche noch keine Behandlung gegeben, nur jeweils ein kurzes Gespräch mit dem Arzt und mit der Psychologin. Sie will unbedingt wieder nach Hause.“

„Jedoch kann sie sich zurzeit die Therapie nicht mehr leisten, da sie aufgrund der Coronakrise ihren Job verloren hat und zudem noch studiert.“

## 5. Resümee

Die Analysen der Protokolle des Frühjahrs 2020 verweisen auf ein Thema, welches sich durch eine Vielzahl der um über 30 % angestiegenen Telefonberatungen bei *Rat auf Draht* wie ein roter Faden durchzog: die akute soziale und psychische Belastung von Kindern, Jugendlichen und Familien aufgrund des Lockdowns. Der erste Lockdown im Frühjahr 2020 wirkte sich besonders auf die psychische Gesundheit von Kindern- und Jugendlichen aus, indem diese durch Maßnahmen und Veränderungen im Alltag beeinträchtigt wurden, psychisches Leid teils nicht erkannt oder sogar verstärkt wurde und in diesem Sinn weder präventiv noch akut behandelt werden konnte. Psychische (schon bestehende oder entstandene) Mehrfachbelastungen von Kindern und Jugendlichen sowie deren Familien wurden somit, anstatt behandelt zu werden, verstärkt.

In einer Zeit, in der die psychosoziale Versorgungslage notwendig gewesen wäre, führte ihr Ausbleiben zu zusätzlichen Mehrfachbelastungen und Problemen. Ein Ausschnitt aus einem Protokoll vom Mai 2020, welches als Corona-Prototyp-Protokoll gelten kann, subsummiert die Stimmung der jungen Menschen, welche im Frühjahr 2020 bei *Rat auf Draht* Hilfe gesucht haben:

„Anrufer (15) sagt, dass er gerade zu viele Gedanken in seinem Kopf hat, und fragt, ob er sich einfach mal aussprechen darf. Durch Corona sind er und seine Eltern ständig zu Hause und sie gehen sich gegenseitig schon etwas auf die Nerven. Zusätzlich hat er sehr viel für die Schule zu tun. Mit seinen Freunden telefoniert er jeden Abend, dadurch geht er meist sehr spät schlafen, was seinen Tagesrhythmus durcheinanderbringt. Dadurch sind psychische Probleme (Zwänge, Panikattacken), die er schon gut im Griff hatte, wieder verstärkt aufgetaucht. Längeres Entlastungsgespräch.“

Junge Menschen haben eher wenig Erfahrung mit der Bewältigung von Krisen. Sie stecken mitten in ihrer Entwicklung und erleben nun in dieser Phase ihres Lebens, in der sie die Fühler ausstrecken und sich orientieren, ein Jahr der maximalen gesamtgesellschaftlichen Orientierungslosigkeit. Diese Situation belastet. Lerndefizite und Ängste um den Schulabschluss oder um Job-Chancen gesellen sich zu Einsamkeit und Perspektivenlosigkeit. Es braucht mutige politische Entscheidungen, die dem Wohl der jungen Menschen und deren Familien entsprechen und ihren Bedürfnissen Priorität einräumen. Denn es werden vor allem die Kinder und Jugendlichen sein, die langfristig die Folgen aller Maßnahmen zu tragen haben (vgl. SOS-Kinderdorf 2020, o.S.). Gleichzeitig benötigt es nun auch eine Investition in die Zukunft, da es ohne eine stabile und geförderte junge Generation keine Stabilität in der Gesellschaft geben kann (vgl. SOS-Kinderdorf 2020a, o.S.).

Aktuell, Ende November 2020, verzeichnet *Rat auf Draht* einen erneuten Anrufer\*innen-Rekord während des zweiten Lockdowns. In den letzten Tagen häufen sich die Anfragen rund um die neuen Lockdown-Bestimmungen. Birgit Satke, die Leiterin von *Rat auf Draht*, akzentuiert: „Die Verunsicherung ist groß [...] Kinder und Jugendliche möchten sich an die neue Verordnung halten, haben aber viele Fragen: Wen darf ich momentan noch treffen? Ist es in Ordnung, meine Großeltern zu besuchen? Wann verletze ich mit meinem Verhalten Regeln, durch die ich in Schwierigkeiten kommen kann?“ (Rat auf Draht 2020, o.S.). Die Mitarbeiter\*innen von *Rat auf Draht* sind in dieser komplexen Situation für Kinder und Jugendliche da und versuchen Ängste zu nehmen und Klarheit zu schaffen (vgl. Rat auf Draht 2020). Nichtsdestotrotz bedarf es einer langfristigen und nachhaltigen Beschäftigung mit den psychosozialen Folgen des ersten und zweiten Lockdowns. Zusätzlich braucht es klare Schritte und Handlungsempfehlungen, um die Themen, Anliegen und Sorgen der jungen Menschen zu hören und auch ernst zu nehmen.

## Verweis

<sup>1</sup> Bei *Rat auf Draht* fällt auf, dass junge Anruferinnen und Anrufer Mühe haben, über psychische Erkrankungen sowie Belastungen zu sprechen. Wenn junge Menschen mit ihren Fragen allein gelassen werden, sind mögliche Folgen sowohl Falschinformation als auch Überforderung. *Rat auf Draht* setzt daher auch auf neue Beratungsformen und holt die Kinder und Jugendlichen dort ab, wo sie sich aufhalten: im Internet. Mit einer neuen Video-Serie auf *YouTube* werden tendenziell schambehaftete Themen wie Sexualität, Körperempfinden oder eben psychische Erkrankungen aufgegriffen. Das aktuelle Video zum Thema psychische Erkrankungen ist abrufbar unter <https://youtu.be/diZP4sjnrUg>. Auch SOS-Kinderdorf plant mit Frühling 2021 eine Bewusstseinskampagne zum Thema psychosozialer Belastungen und psychischer Herausforderungen von Kindern und Jugendlichen unter dem Motto „Jugend unter Druck“, abrufbar unter <https://www.sos-kinderdorf.at/so-hilft-sos/einsatz-fur-kinderrechte/jugendvonheute>.

## Literatur

AMS (2020): Jugendarbeitslosigkeit massiv angestiegen. Es braucht Jobperspektiven und Qualifizierung. <https://www.ams.at/regionen/burgenland/news/2020/08/-jugendarbeitslosigkeit-massiv-angestiegen--es-braucht-jobperspe> (02.11.2020).

- Andresen, Sabine/Lips, Anna/Möller, Renate/Rusack, Tanja/Schröer, Wolfgang/Thomas, Severine/Wilmes, Johanna (2020): Erfahrungen und Perspektiven von jungen Menschen während der Corona-Maßnahmen. Erste Ergebnisse der bundesweiten Studie JuCo. <https://dx.doi.org/10.18442/120> (02.11.2020).
- Großegger, Beate (2020): „Ich will, dass das Corona-Virus mal endlich vorbeigeht“. Die große Angst vor dem zweiten Lockdown – Leben im Ausnahmezustand: Wie junge Frauen damit umgehen. [https://jugendkultur.at/wp-content/uploads/Corona\\_Leben\\_im\\_Ausnahmezustand\\_Gro%C3%9Fegger\\_2020.pdf](https://jugendkultur.at/wp-content/uploads/Corona_Leben_im_Ausnahmezustand_Gro%C3%9Fegger_2020.pdf) (02.11.2020).
- Langmeyer, Alexandra/Guglhör-Rudan, Angelika/Naab, Thorsten/Urlen, Marc/Winklhofer, Ursula (2020): Kind sein in Zeiten von Corona. Ergebnisbericht zur Situation von Kindern während des Lockdowns im Frühjahr 2020. <https://www.dji.de/themen/familie/kindsein-in-zeiten-von-corona-studienergebnisse.html> (02.11.2020).
- ORF (2020): CoV-Krise hinterlässt bei Kindern Spuren. <https://tirol.orf.at/stories/3052535/> (02.11.2020).
- Österreichische Liga für Kinder- und Jugendgesundheit (2020): Bericht zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich 2020. Kinder, Jugendliche und die Coronapandemie. [https://www.kinderjugendgesundheit.at/site/assets/files/1237/jb\\_kinderliga\\_2020\\_komprimiert.pdf](https://www.kinderjugendgesundheit.at/site/assets/files/1237/jb_kinderliga_2020_komprimiert.pdf) (24.11.2020).
- Rat auf Draht (2020): Rat auf Draht zum zweiten Lockdown: Große Verunsicherung bei Kindern und Jugendlichen. [https://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20201118\\_OTS0043/rat-auf-draht-zum-zweiten-lockdown-grosse-verunsicherung-bei-kindern-und-jugendlichen](https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20201118_OTS0043/rat-auf-draht-zum-zweiten-lockdown-grosse-verunsicherung-bei-kindern-und-jugendlichen) (30.11.2020).
- Rat auf Draht (2020a): Jahresbericht 2019. <https://www.rataufdraht.at/getmedia/a2efb229-2892-415c-bc75-803c3e6f5355/Rat-auf-Draht-Jahresbericht-2019-Web.pdf> (20.01.2020).
- Rohrer, Matthias (2020): SOS-Kinderdorf Jugendstudie 2020. Vorstellungen junger Österreicher/innen von einer nachhaltigen und lebenswerten Zukunft. [https://www.sos-kinderdorf.at/getmedia/cc9a6e5c-909b-4b45-8cc4-c4a5e9a4f0bf/Ergebnisbericht\\_SOS-Kinderdorf-Jugendstudie-Zukunft\\_2020.pdf](https://www.sos-kinderdorf.at/getmedia/cc9a6e5c-909b-4b45-8cc4-c4a5e9a4f0bf/Ergebnisbericht_SOS-Kinderdorf-Jugendstudie-Zukunft_2020.pdf) (02.11.2020).
- SOS-Kinderdorf (2020): SOS-Kinderdorf zum Tag der Kinderrechte: Wo bleibt Unterstützungspaket für junge Menschen? [https://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20201119\\_OTS0026/sos-kinderdorf-zum-tag-der-kinderrechte-wo-bleibt-unterstuetzungspaket-fuer-junge-menschen](https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20201119_OTS0026/sos-kinderdorf-zum-tag-der-kinderrechte-wo-bleibt-unterstuetzungspaket-fuer-junge-menschen) (30.11.2020).
- SOS-Kinderdorf (2020a): Junge Menschen sind Corona-Verlierer am Arbeitsmarkt. [https://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20200810\\_OTS0017/junge-menschen-sind-corona-verlierer-am-arbeitsmarkt](https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20200810_OTS0017/junge-menschen-sind-corona-verlierer-am-arbeitsmarkt) (30.11.2020).
- SOS-Kinderdorf Deutschland (2020): <https://www.sos-kinderdorf.de/portal/paedagogik/corona/befragung-von-jugendlichen-bei-sos-kinderdorf> (03.11.2020).
- Volkshilfe (2020): Wie die Corona-Krise Kinder trifft, Hanna Lichtenberger/Judith Ranftler. [https://www.volkshilfe.at/fileadmin/user\\_upload/Media\\_Library/PDFs/Perspektiven\\_2020\\_10\\_Kinderarmut.pdf](https://www.volkshilfe.at/fileadmin/user_upload/Media_Library/PDFs/Perspektiven_2020_10_Kinderarmut.pdf) (02.11.2020).

## Über die Autorin

**Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> phil. Ines Findenig**

ines.findenig@sos-kinderdorf.at

Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei SOS-Kinderdorf im Bereich Gesellschaftspolitik & Awareness.

Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der sozialwissenschaftlichen Praxis- und Evaluationsforschung, in sozialpädagogischen Analysen sowie in der qualitativen Sozialforschung in den Bereichen soziale Teilhabe, Generationen(-thematiken) und der Kinder- und Jugendhilfe.

Cornelia Forstner:

## Psychosoziale Akutintervention

### Vom fremdinitiierten Kontaktangebot zur hilfreichen Hilfe

#### Zusammenfassung

Traumatische Ereignisse lösen bei Betroffenen meist unmittelbar akute Krisen aus. In Situationen, in denen die Polizei unerwartet vor der Tür steht und eine Todesnachricht überbringt und sich die Angehörigen in einer absolut stressreichen Ausnahmesituation befinden, scheint es nicht sinnvoll, mit Hilfsangeboten auf den expliziten Wunsch der Betroffenen zu warten. Frühzeitige psychosoziale Unterstützung kann nach akuten Traumatisierungen – möglichst unmittelbar nach dem Ereignis – das Risiko herabsetzen, später Traumafolgestörungen zu entwickeln. Die Frage drängt sich aber auf, ob eine ausdrückliche Einwilligung in einer Akutsituation eingeholt werden kann.

Die vorliegende Praxisanalyse beleuchtet die Spannungsfelder der fremdinitiierten Kontaktaufnahme, in Zusammenhang mit der wesentlichen Frage nach der „hilfreichen Hilfe“ und der daraus resultierenden professionellen Haltung. Es soll gelingen, durch die Auseinandersetzung mit einzelnen Themen – der Definition und den Rahmenbedingungen der psychosozialen Akutintervention, der Komplexität von Entscheidungen, der Psychotraumatologie, den Faktoren der aufsuchenden, niederschweligen Sozialarbeit und den Kriterien einer kompetenten Hilfeleistung – Wege aufzuzeigen, die beide Extreme verhindern: nämlich dass einerseits benötigte Hilfe nicht ankommt oder dass andererseits psychosoziale Unterstützung übergestülpt wird.

**Schlagworte:** psychosoziale Akutintervention, Psychotraumatologie, niederschwellige Sozialarbeit, professionelle Haltung

#### Abstract

Traumatic events usually immediately trigger acute crises in those affected. In situations where the police are unexpectedly at the door with the news of a death and the relatives are in an overwhelmingly stressful situation, it does not seem reasonable to wait for the explicit wish of the affected person before offering help. Early psychosocial support after acute trauma—if possible, immediately after the event—can reduce the risk of developing trauma sequelae later on. However, the question arises whether explicit consent can be obtained in an acute situation.

This practice analysis highlight the conflicting areas of externally initiated contact, in connection with the essential question of “helpful help” and the resulting professional attitude. By examining certain topics—the definition and framework conditions of psychosocial acute intervention, the complexity of decisions, psycho-traumatology, the factors of outreach, low-threshold social work and the criteria of competent assistance—it is intended to show ways to prevent both extremes: namely, that on the one hand needed help does not arrive or that on the other hand psychosocial support is imposed.

**Keywords:** psychosocial acute intervention, psycho-traumatology, low-threshold social work, professional attitude

## 1. Einleitung

Seit dem Jahr 2004 beschäftige ich mich mit dem Thema der akuten psychosozialen Unterstützung für Menschen nach traumatischen Ereignissen durch meine Tätigkeit im *Kriseninterventionsteam des Landes Steiermark* (KIT). Was als ehrenamtliche Mitarbeit begann, ging 2010 in eine hauptberufliche Beschäftigung als Leiterin der Koordinationsstelle Krisenintervention über. Als Reaktion auf das Grubenunglück in Lassing 1998 gegründet, besteht dieses Team nunmehr aus 400 ehrenamtlichen AkutbetreuerInnen, die Menschen nach plötzlichen und außerhalb der Vorstellungskraft liegenden, traumatischen Ereignissen unterstützen:

„In der Akutphase [...] ist das Team für Betroffene und Angehörige da, hat Zeit zum Zuhören, hilft bei der ersten Orientierung und gibt durch seine Anwesenheit Unterstützung und Sicherheit bis das soziale Netz aufgebaut ist.“ (KIT-Land Steiermark 2013: 43)

Die psychosoziale Akutbetreuung beschreibt der Psychotherapeut und fachliche Leiter, Edwin Benko, als qualifiziertes Ehrenamt. Um mitarbeiten zu können, sind Zugangskriterien zu erfüllen. Das Mindestalter beträgt 25 Jahre, ein psychosozialer Grundberuf oder die aktive Mitarbeit in einer Einsatzorganisation ist Voraussetzung und es muss eine Ausbildung von 185 Stunden absolviert werden. Als qualitätssichernde Angebote sind die Teilnahme an Fortbildungen, Supervisionen, Übungen, Teamtreffen, Einsatznachbesprechungen u.a. verankert. Die Dienste des Kriseninterventionsteams Land Steiermark werden der steirischen Bevölkerung 24 Stunden/Tag unentgeltlich angeboten. Alarmiert wird u.a. durch Behörden, die Polizei, gesetzlich anerkannte Einsatzorganisationen, Krankenhäuser und Bildungseinrichtungen sowie durch Privatpersonen über die Landeswarnzentrale Steiermark. Die Einsätze erfolgen überwiegend nach plötzlichen Todesfällen (vgl. KIT-Land Steiermark 2013: 8–17 & 56–60). Um diese Standards auch österreichweit sicherzustellen, wurde bereits im Jahr 2003 eine Plattform jener Organisationen gegründet, die psychosoziale Akutbetreuung anbieten ([www.plattform-akutbetreuung.at](http://www.plattform-akutbetreuung.at)).

Sind nach 20 Jahren schon viele Rahmenbedingungen geregelt, so spricht Stein (2020) in seinem Buch *Spannungsfelder der Krisenintervention* einen, mich über die Jahre begleitenden Diskussionspunkt an, der auch unter den Plattformmitgliedern Kontroversen auslöst. Dem Grundsatz, dass „als Regel [...] zu gelten [hat], dass eine Hilfestellung immer die ausdrückliche Einwilligung und den Wunsch der Betroffenen voraussetzt und eine etwaige Ablehnung von Unterstützungsangeboten zu respektieren ist“ (Stein 2020: 162) stellt er die Sinnhaftigkeit einer zeitnahen Intervention gegenüber. Er führt aus, dass psychosoziale Interventionen, die Betroffenen nach akuten Traumatisierungen möglichst unmittelbar nach dem Ereignis angeboten werden, das Risiko herabsetzen, später Traumafolgestörungen zu entwickeln. Doch daran schließt

sich unmittelbar die Frage an, ob diese ausdrückliche Einwilligung in der Akutsituation überhaupt eingeholt werden kann.

Die Problematik möchte ich gleich zu Beginn an einem drastischen Praxisbeispiel verdeutlichen: Stellen Sie sich vor, die Polizei überbringt Ihnen die Nachricht, dass ihrE LebenspartnerIn einen schweren Unfall hatte und verstorben ist. Und im selben Moment werden sie gefragt, ob Sie die Hilfe eines Kriseninterventionsteams in Anspruch nehmen möchten. Wer oder was sollte Ihnen in diesem Moment Hilfe sein? Niemand kann das Geschehene ungeschehen machen. Auf Grundlage welcher Erfahrungen sollten Sie in diesem stressreichen, außerhalb der Vorstellungskraft liegenden Moment Entscheidungen treffen? Die Praxis zeigt, dass das Fragen in diesen Situationen immer wieder dazu führt, dass Hilfe nicht ankommt.

Die Praxisanalyse zeigt die Spannungsfelder der fremdinitiierten Kontaktaufnahme, im Zusammenhang mit der wesentlichen Frage nach der „hilfreichen Hilfe“ und der daraus resultierenden, professionellen Haltung auf. Im folgenden Beitrag soll es gelingen, durch die Auseinandersetzung mit einzelnen Themen – der Definition und den Rahmenbedingungen der psychosozialen Akutintervention, der Komplexität von Entscheidungen, der Psychotraumatologie, den Faktoren der aufsuchenden, niederschweligen Sozialarbeit und der hilfreichen Hilfe – die Wichtigkeit des Kontaktangebotes für Menschen in Krisen aufzuzeigen. Durch die kritische Betrachtung soll herausgearbeitet werden, wie verhindert werden kann, dass einerseits benötigte Hilfe nicht ankommt und dass andererseits psychosoziale Unterstützung übergestülpt wird.

## 2. Psychosoziale Akutintervention

Der Fokus dieses Artikels liegt auf der akuten Hilfeleistung in psychischen Ausnahmesituationen mit traumatischer Qualität. Die unterschiedlichen Definitionen dieser frühen Interventionen ergeben, nicht zuletzt aufgrund professionsspezifischer Unterschiede, ein inkongruentes Bild. So definieren z.B. die Psychotherapeuten Bengel & Becker-Nehring (2013) alle Maßnahmen innerhalb der ersten drei Monate nach dem traumatischen Ereignis als Frühintervention. Im englischsprachigen Raum wurden die Begrifflichkeiten *early interventions* (Hobfoll et al. 2007) sowie der Begriff der psychischen Ersten Hilfe, *psychological first aid*, durch die WHO (2011) geprägt (vgl. Hausmann 2016: 106–107). In seinen Ausführungen bringt es Hausmann auf den Punkt, indem er beschreibt:

„Wenn man alle Maßnahmen vor Beginn einer möglichen Therapie in einer Kategorie zusammenfasst, ignoriert man die spezielle Dynamik der kognitiven, emotionalen und sozialen Bedingungen der ersten Zeit nach dem Notfall.“ (Hausmann 2016: 107)

Krüsmann & Müller-Cyran (2005: 90) führen den Begriff der peritraumatischen Intervention ein, die psychisch traumatisierte Menschen dabei unterstützen soll diese herausfordernde Situation ohne gesundheitliche Folgebelastrungen zu überstehen. Damit gehört die psychosoziale Notfallversorgung, die zeitlich so nahe als möglich eintreten soll, zur sekundären Prävention. Dieser Artikel bezieht sich auf die Kontaktaufnahme in der peritraumatischen Situation und im Folgenden wird die Begrifflichkeit psychosoziale Akutintervention (*early interventions*) verwendet.

### **3. Psychotraumatologie – Definition und Auswirkungen**

#### **3.1 Psychisches Trauma**

In der Medizin wird unter einem Trauma eine gewaltsame Einwirkung auf den Körper mit nachhaltiger Schädigung verstanden (z.B. Schädel-Hirn-Trauma). Dieses Sinnbild gilt auch für die psychische Traumatisierung (vgl. Hausmann 2016: 40). Fischer und Riedesser (2009: 84) definieren das psychische Trauma als seelische Verletzung und als ein

„vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit dem Gefühl von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses erwirkt.“

Diese traumatischen Situationen können nicht mehr in normaler Weise verarbeitet werden, weil es in der rezeptorischen Sphäre des Gehirns zu Veränderungen kommt, die das Zeit-, Raum- und Selbsterleben beeinflussen. Gestört wird auch die effektorische Sphäre, die eine Unterbrechung des momentanen Handelns bewirkt und einen panikartigen Bewegungsturm oder auch eine völlige Erstarrung nach sich ziehen kann. Zusätzlich werden die Schemata der Wahrnehmungsverarbeitung durch traumatische Ereignisse strukturell verändert. Bis zu einem gewissen Grad lassen sich neurophysiologische Veränderungen in der traumatischen Situation mit den Konzepten der Stressforschung beschreiben. Darüber hinaus gibt es spezifische, Trauma-bezogene Veränderungen. So etwa die chronische Dysregulation der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenachse mit hypersensitivem, aber gleichzeitig herunterregulierendem Cortisolspiegel. Flashbacks, Pseudo-Erinnerungen und dissoziative Zustände sind Trauma-spezifische Symptome. Letztgenannte dienen zur Selbsterhaltung des psychobiologischen Systems und sichern das Überleben (vgl. Fischer/Riedesser 2009: 84–85 & 120).

Traumatische Ereignisse haben ein traumatisierendes Potenzial, bedingen jedoch nicht automatisch eine Erkrankung. „Es gibt so viele Möglichkeiten, traumatische Erfahrungen zu erleben und zu verarbeiten, wie es Menschen gibt.“ (Krüsmann/Müller-Cyran 2005: 21) Erst 1980 wurde erstmals ein Störungsbild in das Diagnosemanual,

das heute unter der Bezeichnung DSM IV, *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*, zur Verfügung steht, aufgenommen. So haben sich die akute Belastungsreaktion sowie die Posttraumatische Belastungsstörung etabliert und werden in ihrer Ausdifferenzierung stets weiterentwickelt (vgl. Krüsmann/Müller-Cyran 2005: 19–22).

Die Ausführungen zur Psychotraumatologie lassen erahnen, in welchen Ausnahmesituationen sich Menschen nach plötzlichen Ereignissen befinden und wie sie reagieren. Diese akuten Stressreaktionen haben auch Auswirkung auf eine willentliche Entscheidungsfindung.

### **3.2 Die Komplexität der Entscheidung aus psychologischer und hirnpfysiologischer Sicht**

Unter dem Begriff der Entscheidung verstehen Pfister, Jungermann & Fischer (2017: 3) „einen mentalen Prozess, dessen zentrale Komponenten Beurteilungen (judgements), Bewertungen (evaluations) und Wahlen (choices) sind.“ Ein Entscheidungsprozess beginnt mit der Wahrnehmung durch die Person, dass es mindestens zwei Optionen gibt oder dass eine Diskrepanz zwischen einem gegebenen und einem erwünschten Zustand besteht, die zur Suche von Optionen veranlasst. Dieser Suchprozess wird durch die Festlegung auf eine Option oder die Umsetzung in eine Handlung beendet. Eine rückblickende Bewertung schließt sich oftmals der Entscheidung an. Voraussetzungen für Entscheidungen sind die Faktoren Wissen, Motivation und Emotion (vgl. ebd. 2017: 3–8).

Hirnforscher Gerhard Roth (2019) unterstreicht die Schwierigkeit, Entscheidungen in Stresssituationen zu treffen, da man unter Druck nicht ausreichend denken kann.

„[D]er menschliche Verstand [kann] komplizierte Entscheidungssituationen allein schon aus Gründen der Komplexität des Problems, der mangelnden Kenntnis von Anfangs- und Rahmenbedingungen und wegen der Begrenztheit der Berechenbarkeit gar nicht bewältigen.“ (Roth 2019: 226)

Emotionen spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle bei Entscheidungen. Durch eine Sammlung an Erfahrungen entscheiden Menschen oftmals wie in vergleichbaren Situationen.

Als Willenshandlungen werden jene Handlungen verstanden, für die Alternativen bestehen, die bei Menschen mit dem Gefühl der Selbstverursachung einhergehen, selbst die Möglichkeit zu haben, etwas zu tun oder zu lassen. Davon zu unterscheiden sind reflexartige Reaktionen, die auftreten, bevor uns die Situation überhaupt bewusst ist. Aufgrund dieser Beschaffenheit ist es Menschen nicht möglich, diese willentlich zu unterdrücken (vgl. Roth 2019: 155 & 194–195).

Wenn sich Menschen willentlich überlegen, was sie tun wollen und Alternativen abwägen beziehungsweise darüber nachdenken, wie sie die Handlungen ausführen

wollen, so geschehen diese Vorgänge hauptsächlich im Arbeitsgedächtnis (dorsolateraler präfrontaler Cortex). Die Kapazität dieser Gehirnregion ist allerdings begrenzt. Unter starkem psychischen Druck, insbesondere unter Stress oder wenn Gefahr droht, kommt es häufig zu einer spontan-affektiven Entscheidung. Im Gehirn werden die Regionen des Hypothalamus, der Amygdala und des zentralen Höhlengrau angesprochen. Tief in uns verwurzelte Verhaltenstendenzen wie Flucht, Angriff, Erstarren oder Unterwerfung (Resignation) werden freigesetzt. Diese Verhaltensweisen sind ebenso richtig wie falsch. Entscheidungen, die hochgradig reaktiv getroffen werden, beinhalten ein unvermeidbares Risiko. Adrenalin und Noradrenalin werden in hohen Dosen ausgeschüttet und legen den präfrontalen Cortex lahm. Gegenstrategien zu entwickeln ist schwierig und könnte nur durch Training erlernt werden (vgl. Roth 2019: 202; 209; 218–223).

Die Erkenntnisse zeigen auf, dass weder ein Ja noch ein Nein eine willentliche Entscheidung in der Ausnahmesituation darstellt. Umso mehr sind wir gefordert bei einer fremdinitiierten Kontaktaufnahme Kriterien der hilfreichen Hilfe zu berücksichtigen.

#### **4. Hilfreiche Akut-Hilfe**

Ausschlaggebend für die Hilfeleistung in Notsituationen ist nach Bierhoff (2010) das Funktionieren der Rettungskette, das das Erkennen einer Notsituation voraussetzt. „Je größer der Schweregrad der Notlage, desto größer ist der Hilfeleistungsbedarf.“ (Bierhoff 2010: 131) Hilfe in akuten Notsituationen oder eine Hilfeleistung, die nur eine kurzfristige Abhängigkeit mit sich bringt, kann insgesamt leichter angenommen werden. Als geringere Freiheitseinschränkung wird die Hilfeleistung dann erlebt, wenn ein Problem aufgetreten ist und die Aufgabe als unlösbar eingeordnet wird. Positiv vom Hilfeempfänger bewertet wird die Hilfeleistung, wenn sie im Kontext von Gegenseitigkeit besteht und wenn sie nicht als Geschenk, das eine stärkere Positionierung des Helfers definiert, verstanden wird. Sind Helfer und Hilfeempfänger unähnlich, so dürfen die HelferInnen über Fähigkeiten und Mittel verfügen, die den anderen zu fehlen scheinen (vgl. Bierhoff 2010: 188–209).

Hilfe aufzudrängen, wenn die Zielperson keine Hilfe wünscht oder dieses Bedürfnis nicht verspürt, kann zu negativen Reaktionen, vor allem zu negativen Gefühlen führen. Wird von sich aus um Hilfe gebeten, so könnte dies vermuten lassen, dass die Wahlfreiheit gegeben ist und dadurch die Hilfeleistung positiv konnotiert wird. Doch auch diese Bitte ist nicht unproblematisch, da sie mit dem Eingestehen der eigenen Notlage einhergeht. Als hilfreich wird jenes Hilfeangebot verstanden, das angeboten wird, jedoch nicht zwingend genutzt werden muss und dessen Inanspruchnahme gesellschaftlich (external) anerkannt ist. Ob Hilfe als hilfreich oder sogar bedrohlich erlebt wird, hängt von dem subjektiv erlebten Grad der Selbstunterstützung ab. Die Freiheit

des Handelns darf nicht bedroht werden und es darf kein Gefühl des Kontrolliert-Werdens entstehen. Hilfreich wird Hilfe dann erlebt, wenn der Nutzen erkennbar ist, wenn die Unterstützung durch das soziale Umfeld erfolgt und wenn eine persönliche Anerkennung zum Ausdruck kommt. Als negativ wird Hilfe gesehen, wenn Gefühle der Schwäche durch Vergleichsprozesse gesteigert werden, wenn es zu Einschränkungen von Freiheit kommt sowie ein Erwartungsdruck aufgebaut wird (vgl. Bierhoff 2010: 188–209).

#### **4.1 Psychosoziale Akutunterstützung als ein niederschwelliges Angebot**

Wird psychosoziale Akutbetreuung meist aus Sicht der Psychologie betrachtet, so lassen sich auch Methoden aus der Sozialen Arbeit ableiten. Ich wage zu behaupten, dass diese Aspekte bisher noch wenig Beachtung fanden, da sich im Besonderen die Notfallpsychologie und Trauma-spezifische Psychotherapie in den letzten 30 Jahren entwickelten und die Sozialarbeit zwar im Feld der Krisenintervention tätig ist, jedoch bisher kaum explizite Äußerungen zur Intervention in akuten Krisen eingebracht hat.

Galuske (2013: 138–140) beschreibt die Unterschiede der Sozialen Arbeit zur Psychotherapie im Spannungsfeld zwischen alltagsnahen und alltagsfernen Interventionen und unterstellt der Psychotherapie eine Konzentration auf Schlüsselprobleme und eine Reduktion der Lebensweltkomplexität. Dem gegenüber steht die Soziale Arbeit, die sich auf diese Komplexität mit ihren Widersprüchlichkeiten, Problemen und Krisen einlässt. Soziale Arbeit findet nicht selten bei KlientInnen zu Hause statt und muss daher auf ein flexibles Spektrum von Interaktions- und Problembearbeitungsmustern zurückgreifen können und Interventionen möglichst alltagsorientiert realisieren. Therapeutischer Hilfe wird, trotz der Berücksichtigung von Beziehungen in Primärgruppen, eine gewisse Alltagsferne aufgrund konstruierter Zusammenhänge zugeschrieben. Soziale Arbeit versteht sich als aufsuchende und auf die Menschen zugehende Profession und versucht dadurch die Hindernisse, Hilfe in Anspruch zu nehmen, so gering wie möglich zu halten (vgl. Kähler/Gregusch 2015: 31).

Im Zusammenhang mit der aufsuchenden Sozialarbeit (vgl. Galuske 2013: 146; 292) wird der Begriff der Niederschwelligkeit verwendet. Niederschwellige Soziale Arbeit stellt das Gewinnen eines Zugangs zu Hilfsangeboten und ein stabiles Beziehungsangebot in den Vordergrund, hält Erwartungen an die Klientel niedrig, um nicht zu überfordern, und hat „die Funktion der Humanisierung und Personalisierung von Beistand und Hilfe“ (Mayrhofer 2012: 153). Ziel der niederschweligen Sozialen Arbeit ist es, Optionen zur Bearbeitung individueller Probleme der Lebensführung zu finden und eine Anschlussfähigkeit an Angebote der Sozialen Hilfe für Menschen in prekären Lebenssituation zu ermöglichen (vgl. Mayrhofer 2012: 151–156).

Diese Aspekte finden sich auch in der psychosozialen Akutintervention, im „nur“ Dasein als Intervention, im gemeinsamen (Er-)tragen von Trauer, im Begleiten, um zu

überleben, oder in der Unterstützung bei lebenspraktischen Tätigkeiten. Veränderungs-, Entwicklungs- und Problembearbeitungsprozesse stehen nicht im Vordergrund.

## **4.2 Vier Umsetzungsdimensionen der niederschweligen Sozialen Arbeit**

### **4.2.1 Zeitliche Dimension**

Niederschwelligkeit wird zeitbezogen realisiert, wenn ein Angebot rund um die Uhr zur Verfügung steht und wenn keine Termine vereinbart werden müssen. Weitere Aspekte der zeitlichen Dimension bestehen in der flexiblen Gestaltung der Dauer des Angebotes, das sich an den Bedürfnissen und Anforderungen einzelner KlientInnen orientiert sowie im fehlenden Zeit- und Ergebnisdruck (vgl. Mayrhofer 2012: 159–161). Hier sind viele Parallelen zur psychosozialen Akutintervention zu finden. Die MitarbeiterInnen stehen rund um die Uhr in Bereitschaft. Es müssen keine Termine vereinbart werden. Ohne Zeitdruck in den Einsatz zu gehen, ist ein Grundprinzip der Akutintervention.

### **4.2.2 Räumliche Dimension**

Ziel ist es, räumliche Nähe herzustellen, um in Interaktion mit den betroffenen Menschen zu kommen. Dies kann an öffentlichen Orten oder im privaten Wohnbereich sein. Angebote, die im gewohnten Lebensumfeld der KlientInnen stattfinden, gelten als besonders niederschwellig. Zu beachten ist dabei, dass in diesem Setting die Schwelle von den MitarbeiterInnen und nicht von den KlientInnen überschritten wird und diese als Gast eventuell auch weniger geschützt sind (vgl. Mayrhofer 2012: 164–166).

### **4.2.3 Inhaltliche bzw. sachliche Dimension**

Niederschwelligkeit in inhaltlicher Hinsicht zeigt auf, dass sich Problemlagen nicht einschränken lassen können, sondern dass es das Ziel ist, dass sich Menschen mit allen Anliegen und Problemen an eine Stelle wenden können. Eine weitere Offenheit besteht darin, dass die persönliche Verfassung der KlientInnen kein Ausschlussgrund für eine Kontaktaufnahme darstellt. Dieser Zugang ist auch für Betroffene in akuten Notsituationen ableitbar. Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. So kann es z.B. vorkommen, dass jemand in einer Ecke hockt, ohne ein Wort zu sagen oder einen Blickkontakt herzustellen. In der niederschweligen Sozialen Arbeit besteht nur zum Teil eine Zielgruppenoffenheit. Es wird davon ausgegangen, dass vor allem jene niederschwellige Unterstützung erhalten, die keinen Zugang zu institutionalisierten Hilfsangeboten haben.

Die psychosoziale Akutintervention richtet sich an jene Menschen, die ein bestimmtes Ereignis erlebten. Die Herausforderung liegt darin auf Kinder und Jugendliche nicht zu vergessen, getrennt lebende Elternteile zu informieren und auch älteren und kranken Menschen zuzutrauen, dass sie die Wahrheit erfahren usw. In Bezug auf die Erreichung von Zielen zeichnet sich der niederschwellige Zugang durch niedrige Erwartungen und Anforderungen aus. Das trifft auch im Akuteinsatz zu. Ziel ist es, die Situation zu überleben und die nächsten kleinen Schritte zu gehen (vgl. Mayrhofer 2012: 166–170).

#### **4.2.4 Soziale Dimension**

Die soziale Dimension umfasst die Faktoren der Beziehungsgestaltung. Die Anonymität wird häufig, aber nicht immer als wesentlichstes Merkmal definiert. Sie wird durch Vorgehensweisen sicher gestellt, die sich auch mit denen in der Akutintervention decken, so z.B. durch das Fehlen einer personenbezogenen Dokumentation und Aktenführung. Diese beschränkte Adressierbarkeit ermöglicht ein großes Maß an Unverbindlichkeit. Gelingt es, das notwendige Vertrauen herzustellen, so tritt der Faktor der Anonymität in den Hintergrund.

Niederschwellige Sozialarbeit impliziert ein Maß an Freiwilligkeit und die Entscheidungsermächtigung der KlientInnen. Der proaktive Zugang der niederschweligen Tätigkeit eröffnet das Spannungsfeld im Hinblick auf die Freiwilligkeit. Wesentlich ist, den AdressatInnen das Recht zuzuerkennen das Angebot ablehnen zu dürfen und darauf mit einem entsprechenden Rückzug zu reagieren. Ein Aufzwingen muss jedenfalls verhindert werden, außer es handelt sich um eine Situation, in der das Leben in Gefahr ist und jeder Mensch gefordert ist, Erste Hilfe zu leisten (vgl. Mayrhofer 2012: 170–175).

Für die Akutbetreuung lassen sich hier Grundsätze ableiten, die vor allem aufgrund der involvierten Drittmelder (z.B. Alarmierung durch die Polizei) noch verstärkt werden. Die grundlegende Problematik ist, dass die psychosoziale Notwendigkeit einer Unterstützung durch Dritte eingeschätzt wird. Analog zu den Einsatzkräften ist auch hier grundsätzlich vom Ereignis auszugehen und die Einschätzung der jeweils zuständigen Hilfe-Einheit zu überlassen. Wird zum Beispiel die Feuerwehr wegen eines Brandes alarmiert, so begibt sich diese vor Ort, um die Lage zu erkunden, und lässt sich nicht „abbestellen“. So lautet auch der Grundsatz der Akutbetreuung: besser einmal zu oft reagieren, um festzustellen, dass ein soziales Netz vorhanden ist und sich die Betroffenen gegenseitig stützen können, als einmal zu wenig. Denn die Beobachtung, dass „eh die Familie schon da ist“ – diese Aussage hören wir oft –, ist kein Indiz dafür, dass dieses Netz auch trägt, wenn es sich bei dem Ereignis z.B. um den vierten Suizid in der dritten Generation handelt.

Das Ziel, durch die Unverbindlichkeit eine längerfristige Verbindung anzustreben, ist in der aufsuchenden Sozialarbeit gegeben, in der Akutintervention nur zum Teil. Grundsätzlich gehen wir davon aus, dass sich AkuthelferInnen im System wieder überflüssig machen – die Hilfe zur Selbsthilfe und die Stärkung der gegenseitigen Hilfeleistung im sozialen System stehen im Vordergrund. Zusätzlich vertrauen wir auch auf die „Selbsteilungskräfte“ (Stein 2020: 162) der Betroffenen. Bei komplexen Betreuungslagen (z.B. die Amokfahrt von 2015) oder wenn Risikofaktoren bestehen, kann die Hilfeleistung länger andauern. Wir sprechen dann von Interventionen in der Übergangsphase, die je nach Bedarf von AkutbetreuerInnen oder psychosozialen Fachkräften durchgeführt werden (vgl. KIT-Land Steiermark 2013: 11 & 23–24).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die psychosoziale Akutintervention vielfältige Merkmale eines niederschweligen Angebotes aufweist. Und dennoch müssen einige Schwellen überschritten werden. Die erste besteht in der Notwendigkeit, dass Einsatzkräfte vor Ort die erste Einschätzung treffen, die zweite Schwelle tut sich auf, sobald die KIT-MitarbeiterInnen vor Ort ein Kontaktangebot tätigen, und die dritte Schwelle besteht man oftmals hinsichtlich der Vernetzungsarbeit.

### **4.3 Kontakte und Begegnungen**

Durch die Akutintervention wird den Menschen vermittelt, dass sie nicht alleine sind. Das Hilfsangebot ist als Kontaktangebot zu verstehen, dass sich nach Rahm (zit.n. Schäfer 2010: 23) durch eine kurze Dauer und eine geringe emotionale Intensität auszeichnet. Wiese (1966) beschreibt den Kontakt als „soziale Berührung“, der über den Schritt der Duldung und des Kompromisses zur Annäherung und Anpassung führt. Kontakte werden zu Begegnungen mit Menschen, wenn die Dauer gering bleibt, jedoch eine hohe emotionale Intensität entsteht. Beziehung hingegen ist gekennzeichnet durch die Dauerhaftigkeit in unterschiedlicher emotionaler Intensität und Nähe (vgl. Schäfer 2010: 24).

Steins (2020) kritische Bemerkung zum Aktivismus der AkuthelferInnen, die Unterstützungsangebote aufdrängen und die Selbsteilungskräfte der betroffenen Menschen unterschätzen, durchbrechen Sonneck und Kapusta mit ihren Ausführungen zum Erstkontakt, wenn wir bemerken, dass jemand verstört oder verweint ist. Sie fordern auf: „Sprechen wir ihn einfach an“ (Sonneck/Kapusta 2016: 69). Sie kennzeichnen diese Kontaktaufnahme durch das Interesse und die Aufmerksamkeit als zunächst wichtigste Hilfe. Es braucht ein Gegenüber, das sich Zeit nimmt und eine Gelegenheit des Aussprechens und Angehört-Werdens schafft sowie Gefühle und Schwierigkeiten ernst nimmt (vgl. Sonneck/Kapusta 2016: 68).

Karl Heinz Ladenhauf, Theologe, Psychologe, Psychotherapeut und ehrenamtlicher Mitarbeiter des KIT-Land Steiermark unterstreicht Sonnecks Ausführungen:

„Oft sind die betroffenen Menschen überrascht, dass diese Unterstützung unaufgefordert und ohne Kosten erfolgt. Sie werden wertgeschätzt und die eigenen Fähigkeiten und Ressourcen, die die Familien und die Nachbarschaft einbringen können, werden unterstützt und aktiviert. [...] Wir vermitteln: ‚Ich bin es wert, dass sich wer um mich kümmert mit meiner Lebenssituation‘.“ (Ladenhauf zit.n. Benko 2014: 207)

Sonneck und Kapusta (2016: 69) richten einen weiteren Appell an Helfende: „Ziehen wir uns nicht gleich zurück“. Manche Menschen sind es nicht mehr gewohnt, ernst gemeinte Anteilnahme zu erhalten und oftmals stehen die Betroffenen so unter Druck, dass zunächst die Emotion zum Ausdruck kommt. Ihr Hinweis „und versuchen es später wieder“ zeigt auf, dass ein proaktiver Zugang, das Zugehen auf Menschen in Not, gefordert ist.

In der psychosozialen Akutbetreuung werden wir über Dritte alarmiert. Dadurch entstehen fremdinitiierte Kontaktaufnahmen. Kähler & Gregusch (2015: 31) formulieren als wesentliche Faktoren dieser Erstkontakte: Information, Motivation und Vertrauensbildung. So gilt es in der Akutunterstützung, gleich zu Beginn den Anlass der Hilfeleistung mitzuteilen und die Hilfsbereitschaft und die Hilfemöglichkeiten auszusprechen. Äußerst wichtig ist es, darauf hinzuweisen, dass es sich um ein Angebot und keinen Zwang handelt (vgl. Sonneck/Kapusta 2016: 72). Konnte der Kontakt hergestellt werden, so orientiert sich das Angebot der psychosozialen Akutintervention an folgenden Wirkfaktoren.

#### **4.4 Wirkfaktoren in der psychosozialen Akutintervention**

Hausmann (2016) formuliert in Anlehnung an Hobfoll et al. (2007) fünf wesentliche Elemente positiv wirkender, psychosozialer Interventionen. Dazu gehören Sicherheit, Beruhigung, Selbstwirksamkeit, Verbundenheit sowie Zukunftsorientierung und stellvertretende Hoffnung.

Die (äußere) Sicherheit wird wiederhergestellt, indem Betroffene von der Gefahrenstelle weg an einen gesicherten Ort gebracht werden, eine medizinische Versorgung sichergestellt wird, Schutz vor MedienvertreterInnen oder Schaulustigen geboten wird u.a.m. Die Weitergabe von gesicherten Informationen und Informationen zu Abläufen, um Antworten auf sich aufdrängende Fragen zu erhalten, stärkt das Grundvertrauen.

Unter Beruhigung sind in der Akutphase die Stressreduktion sowie eine äußerliche und innerliche Distanzierung zu verstehen, um Abstand zum Ereignis zu gewinnen. Als hilfreich haben sich dabei Psychoedukation, Gespräche, die Förderung positiver Emotionen, gezieltes Spiel und Ablenkung bei Kindern, das Durchführen von Stressbewältigungstechniken wie z.B. Bewegung in der Natur oder Entspannungstechniken erwiesen.

Selbstwirksamkeit wird gefördert, indem Menschen angeleitet werden – und ihnen auch zugetraut wird –, selbst bei der Bewältigung des Notfalles mitzuwirken und sie so ins Handeln gebracht werden. Es ist wichtig, Betroffenen im überschaubaren Rahmen Entscheidungen zuzumuten und sich dadurch wieder selbst wirksam zu spüren. Handeln und Entscheiden sind das „Gegengift“ gegen Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Unter Verbundenheit sind die rasche Aktivierung der sozialen Kontakte – Familienangehörige, FreundInnen und Betroffenen untereinander – sowie die Sicherstellung von sozialer Unterstützung zu verstehen.

Der Wirkfaktor der Zukunftsorientierung meint, dass erste kleine Schritte in die nahe Zukunft besprochen und vorbereitet werden, z.B. die Fragen, wer heute Abend die Kinder ins Bett bringt oder wie ein Abschiednehmen möglich ist. Dadurch werden sie bewältigbar. HelferInnen sind Symbole für die stellvertretende Hoffnung, da sie durch das Wissen über Abläufe und durch das positive Verstärken von beginnender Selbsthilfe vermitteln, dass es außerhalb der herausfordernden Situation noch ein „anderes“ Leben geben kann (vgl. Hausmann 2016: 150–153).

#### **4.5 Grundprinzipien und Haltung**

Zeigen die Wirkfaktoren auf, was zu tun ist, so wird im Folgenden erläutert, wie dies zu tun ist. An welchen Haltungen und Prinzipien orientieren sich AkutbetreuerInnen, um qualifiziert hilfreich zu sein?

Von Spiegel (2018: 82; 90–91) weist darauf hin, dass die berufliche Haltung neben dem Wissen und Können die dritte Dimension der Kompetenz darstellt. Das wertvollste Wissen und das beste Können reichen nicht aus, wenn die humanistische Grundhaltung fehlt, denn „unsere Haltung äußert sich im Verhalten“ (Ladenhauf 2020). Sich mit seinen persönlichen, beruflichen und den gesellschaftlichen Werten auseinander zu setzen, ist für ein professionelles Handeln in helfenden Settings unabdingbar. Zu den Standards der beruflichen Haltung gehören die Akzeptanz individueller Sinnkonstruktionen, die Achtung der Autonomie und Würde der AdressatInnen, die Ressourcenorientierung, die anerkennende Wertschätzung sowie die Partizipation.

Bezogen auf Maßnahmen der akuten Krisenintervention definieren Sonneck/Kapusta (2016: 32–38) und Stein (2020: 159) weitere Grundprinzipien: Helfende nehmen eine aktive, auf die Person zugehende Haltung ein. Im Mittelpunkt stehen Unterstützungsmaßnahmen, die im Moment den emotionalen Druck verringern. Die Umwelt und soziale Ressourcen werden miteinbezogen. KrisenhelferInnen stellen sich individuell auf das subjektive Krisenerleben der betroffenen Person, auf deren aktuelle Lebensumstände, ihre Persönlichkeit, ihre Ressourcen und Bewältigungsstrategien ein. Benko ergänzt den Grundsatz: „Jeder Einsatz ist ein erster Einsatz.“ (Benko 2020)

Wesentlich beim Finden von Bewältigungsstrategien ist, dass Betroffene diese aus sich selbst heraus entwickeln. Diese Grundhaltung stärkt das Selbstwirksamkeitserleben der Person in Not. In der Sozialen Arbeit sind diese Ansätze unter den Begriffen Hilfe zur Selbsthilfe, Empowerment und Lebensweltorientierung zu finden (vgl. Galuske 2013).

Helfende stehen aufgrund der unterschiedlichen Reaktionen und Bedarfe der Betroffenen im Spannungsfeld zwischen aktivem Intervenieren und der Förderung von Selbsthilfe. Die direkteren Elemente sind dabei bei der Informationsweitergabe, der Strukturierung und der Vermittlung von Hilfsangeboten zu sehen. Besonders herausfordernde Situationen können sich in der Begleitung ergeben, wenn die Intervention „nur“ im Aushalten und Mittragen der Verzweiflung des Betroffenen besteht. Diese vermeintliche Passivität des Helfenden könnte missinterpretiert werden (vgl. Stein 2020: 158–162). Benko (2006: 190–191) prägt in diesem Zusammenhang den Begriff des „aktiven Nicht-Tuns“. Er beschreibt das Dasein, die volle Aufmerksamkeit und das Sich-zur-Verfügung-Stellen des Helfenden für das Gegenüber, ohne unmittelbar aktive Handlungen zu setzen.

AkutbetreuerInnen müssen weiters in der Lage sein, sich in komplexen Situationen zurecht zu finden. Hier wird die Anwendung der beiden Grundprinzipien Flexibilität und Struktur sichtbar. Die Einhaltung der Verschwiegenheitspflicht ist oberste Prämisse (vgl. Stein 2020: 158–162).

Abeld (2017: 206–209) hebt in seinen Ausführungen einen weiteren Aspekt in Bezug auf das Verstehen-Wollen von HelferInnen hervor. Dieses basiert auf den drei Grundhaltungen des Nicht-Verstehens, des Nicht-Wissens sowie der Nicht-Identität. Dabei beschreibt das Nichtidentische die Anforderung an die Professionalität, den eigenen Erlebens- und Deutungshorizont zugunsten einer mitfühlenden, verantwortlichen Zuwendung zum Anderen hin zu verlassen. Auch können HelferInnen dem Anspruch auf ein eindeutiges und allumfassendes Verstehen ohne Widersprüche niemals gänzlich gerecht werden. Um verstehen zu können, muss Toleranz gegenüber dem Nichtverstehbaren, dem anderen und fremden entwickelt und die Begrenztheit des Verstehens angenommen werden.

In anderen Worten formuliert dies Ladenhauf, indem er ausführt, dass Hilfe auch kränkend sein kann, wenn versucht wird den Betroffenen das Leid „wegzunehmen“. Menschen in Not finden eine wesentliche Stütze ihrer Integrität und Identität im Leid. Die Qualität des Beistandes besteht im Einlassen, ohne die Betroffenen oder auch sich selbst unter Druck zu setzen. Dies führt zur Erleichterung, da sie/er sich nicht verändern muss, eine Lösung nicht im Vordergrund steht: „[D]er Verzicht auf das Helfenwollen oder Helfenmüssen [stellt paradoxerweise] die entscheidende Hilfe dar, weil der Druck[,] etwas tun zu müssen, das einfache Dasein erschwert oder unmöglich macht.“ (Ladenhauf zit.n. Benko 2014: 208)

Alle genannten Grundprinzipien zeigen auf, dass Organisationen, die psychosoziale Akutbetreuung anbieten, Formen der Selbstreflexion zur Sicherung der hilfreichen Hilfe institutionalisieren müssen (vgl. Stein 2020: 159).

## **5. Vom Entweder-oder zum Sowohl-als-auch**

Die Ausführungen verdeutlichen, dass vielfältige Faktoren zusammenspielen, die es Betroffenen erschweren sich in akuten Krisensituationen Hilfe zu holen. Stressreaktionen schränken eine freie Willensbekundung durch eine fehlende abgesicherte Entscheidungsfähigkeit enorm ein. Hinzu kommen die Umstände des Ereignisses, welches plötzlich und unerwartet eintritt und häufig mit Gefühlen der Ohnmacht und Hilflosigkeit einhergeht. Eine Einschätzung darüber, was mir in dieser Situation von Nutzen sein könnte und welche Optionen mir zur Verfügung stehen, ist nur bedingt zu treffen.

Eine differenzierte Betrachtung der Theorie zeigt, dass jegliche Entscheidung, egal, ob sie mit einem Ja oder einem Nein endet, in der Akutsituation als reflexartig einzustufen ist. Das Ja könnte nicht als Zustimmung gemeint sein und auch das Nein nicht als Ablehnung. Oftmals kann erst durch das direkte Erleben der Hilfeleistung, durch den Erhalt hilfreicher Informationen, durch das Wahrnehmen, dass es gut ist, wenn jemand da ist usw., eine Einschätzung des Nutzens erfolgen. Es liegt an den Helfenden und an deren Haltung achtsam Hilfe anzubieten und auch eine Ablehnung anzunehmen. Stellen wir in Rechnung, dass es Menschen leichter fällt, Hilfe anzunehmen, wenn sie ihnen angeboten wird und wenn ein Ablehnen möglich ist, dann sollte Menschen in Ausnahmesituationen ein fremdinitiiertes Kontakt jedenfalls angeboten werden.

Deutlich wurde auch, dass es professionsspezifische Unterschiede in der Sichtweise der aufsuchenden Hilfe gibt und dass hier die Sozialarbeit durch bestehende Konzepte der niederschweligen Arbeit einen methodischen Zugang anzubieten hat, der in anderen Professionen eventuell fehlt. Dieser niederschwellige Zugang impliziert, dass es professionelle Hilfeleistungen gibt, die sich als Kontakt- und vielleicht erst später als Beziehungsangebot darstellen und gut angenommen werden können, weil das Begleiten und nicht die Veränderung im Vordergrund steht. Obwohl das KIT-Land Steiermark an eine behördliche Struktur angegliedert ist, bietet es, eine schier unglaublich unbürokratische, niederschwellige Hilfeleistung zum psychischen Überleben der Menschen an. Auch wenn ich eine Verfechterin davon bin, dass nicht alles ins Ehrenamt ausgegliedert werden darf und Ehrenamt auch Hauptamt braucht, so scheint es doch, dass ein qualifiziertes Ehrenamt akut rasch und dennoch kompetent Strukturen zur Sicherung einer psychosozialen Akutintervention aufbauen kann. Die Corona-Krise (KIT-Land Steiermark stellte innerhalb von 24 Stunden eine psychosoziale Hotline auf die Beine), aber auch die Amokfahrt in Graz, die Tsunamikatastrophe u.v.a.m. haben

gezeigt, dass es Organisationen braucht, die unmittelbar und ohne viel Vorlaufzeit auf Krisensituationen reagieren können.

Generell sollten Hilfsangebote für Menschen in Krisen – auch Lebensveränderungskrisen können akut werden (Hausmann 2016) – niederschwelliger gestaltet werden. Oftmals stellen Bürokratie, Datenschutzes und „Expertentums“ hier Hürden dar. Eine Chance des niederschweligen Zugangs für Menschen in prekären Lebenslagen könnten z.B. die Primärversorgungszentren darstellen. Ein Krisentelefon in Kombination mit einem sozial-psychiatrischen Notdienst, mit dem Angebot, die Betroffenen in ihren Lebenswelten aufzusuchen, ist ein Modell, das seitens der *Suizidprävention Austria* gefordert und in einigen Bundesländern mit unterschiedlichen Konzepten bereits umgesetzt wird (vgl. SUPRA 2019).

Um Menschen in Krisen niederschwellig begleiten zu können, bedarf es finanzieller Ressourcen, die seitens der Politik erkannt und zur Verfügung gestellt werden müssen. Es ist kontraproduktiv, wenn ProfessionistInnen ihrem Berufsethos nicht folgen können, weil die Bedarfe aufgrund fehlender Rahmenbedingungen nicht gedeckt werden können. Und dennoch dürfen wir uns, die in Krisen tätig sind, nicht nur auf diese Defizite beziehen. Vielmehr gilt es, tagtäglich die eigenen Haltungen und Handlungen kritisch zu hinterfragen und darauf Einfluss zu nehmen, worauf Mann und Frau Einfluss nehmen kann. Kontaktangebote wären ein erster Schritt in die richtige Richtung!

## Literatur

- Abeld, Regina (2017): Professionelle Beziehungen in der Sozialen Arbeit. Eine integrale Exploration im Spiegel der Perspektiven von Klienten und KlientInnen. Wiesbaden: Springer.
- Bengel, Jürgen/Becker-Nehring, Katharina (2013): Psychologische Frühintervention. In: Maercker, Andreas (Hg.): Posttraumatische Belastungsstörungen. Berlin: Springer, S. 175–204.
- Benko, Edwin (2020): Aufgaben und Strukturen der psychosozialen Akutbetreuung in der Steiermark. Unveröffentlichter Vortrag, gehalten am 31. Jänner 2020 im Rahmen des KIT-Land Steiermark Ausbildungskurses.
- Benko, Edwin (2014): Das Modell der psychosozialen Akutbetreuungsarbeit in der Steiermark. Entwicklungen, Brüche und Aussichten. In: Höfner, Claudia/Holzhauser, Franz (Hg.): Freiwilligenarbeit in der Krisenintervention. Entwicklungen, Bedeutungen, Grenzen. Wien: Facultas, S. 192–210.
- Benko, Edwin (2006): Plötzlicher Tod – Abschied und Trauer. In: Lueger-Schuster, Brigitte/Krüsmann, Marion/Purtscher Katharina (Hg.): Psychosoziale Hilfe bei Katastrophen und komplexen Schadenslagen. Wien: Springer, S. 177–194.
- Bierhoff, Hans-Werner (2010): Psychologie prosozialen Verhaltens. Warum wir anderen helfen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter (2009): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München/Basel: Ernst Reinhard.
- Galuske, Michael (2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/München: Beltz Juventa.
- Hausmann, Clemens (2016): Interventionen der Notfallpsychologie. Was man tun kann, wenn das Schlimmste passiert. Wien: Facultas.

- Hobfoll, Stefan/Watson, Patricia/Bell, Carl/Bryant, Richard/Brymer, Melissa/Friedman, Matthew/Friedman, Merle/Gersons, Berthold/de Jong, Joop/Layne, Christopher/Maguen, Shira/Neria, Yuval/Norwood, Ann/Pynoos, Robert/Reissman, Dori/ Ruzek, Josef/Shalev, Arieh/Solomon, Zahava/Steinberg, Alan/ Ursano, Robert (2007): Five essential elements of immediate and mid-term mass trauma intervention. In: *Psychiatry*, 70, S. 283–315.
- Ladenhauf, Karl-Heinz (2020): *Haltungsfragen in der psychosozialen Akutbetreuungsarbeit*. Unveröffentlichter Vortrag, gehalten am 17. September 2020 im Rahmen des KIT-Land Steiermark Ausbildungskurses.
- Kähler, Harro Dietrich/Gregusch Petra (2015): *Erstgespräche in der fallbezogenen Sozialen Arbeit*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- KIT-Land Steiermark – Krisenintervention und Psychosoziale Akutbetreuung (2013): *Richtlinie Psychosoziale Akutbetreuung*. Land Steiermark.
- Krüsmann, Marion/Müller-Cyran, Andreas (2005): *Trauma und frühe Intervention. Möglichkeiten und Grenzen von Krisenintervention und Notfallpsychologie*. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Mayrhofer, Hemma (2012): *Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pfister, Hans-Rüdiger/Jungermann Helmut/Fischer Katrin (2017): *Die Psychologie der Entscheidung. Eine Einführung*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Roth, Gerhard (2019): *Warum es so schwierig ist, sich und andere zu ändern. Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schäfter, Cornelia (2010): *Die Beratungsbeziehung in der sozialen Arbeit. Eine theoretische und empirische Annäherung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sonneck, Gernot/Kapusta, Nestor (2016): *Krisenintervention und Suizidverhütung*. Wien: Facultas.
- Stein, Claudius (2020): *Spannungsfelder der Krisenintervention. Ein Handbuch für die psychosoziale Praxis*. Stuttgart: Kohlhammer.
- SUPRA – Suizidprävention Austria (2019): *Suizidbericht. Suizid und Suizidprävention in Österreich*. <https://www.sozialministerium.at/Themen/Gesundheit/Nicht-uebertragbare-Krankheiten/Psychische-Gesundheit/Suizid-und-Suizidpr%C3%A4vention-SUPRA.html> (23.11.2020).
- Von Spiegel, Hiltrud (2018): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit*. München: Ernst Reinhardt.
- Von Wiese, Leopold (1966): *System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre)*. Berlin: Duncker & Humblot.
- WHO – World Health Organisation (2011): *Psychological first aid: Guide for field workers*. <https://www.who.int/publications/i/item/9789241548205> (14.11.2020).

## Über die Autorin

### **Cornelia Forstner, MA MSc**

[cornelia.forstner@fh-joanneum.at](mailto:cornelia.forstner@fh-joanneum.at)

Sozialarbeiterin, Supervisorin und Coach; Leiterin der Koordinationsstelle Krisenintervention, KIT-Land Steiermark; externe Lehrende an der FH-JOANNEUM im Studiengang Soziale Arbeit; stellvertretende Vorsitzende des *Österreichischen Berufsverbandes der Sozialen Arbeit*.

Lisa Maria Gingl & Viktoria Stifter:

## Digitale Jugendarbeit in der Covid-19-Krise

Herausforderungen sowie Bedürfnisse der Jugendarbeiter\_innen und Handlungsempfehlungen für Führungskräfte

### Zusammenfassung

Die Covid-19-Pandemie hat die Auseinandersetzung mit der digitalen Jugendarbeit innerhalb der offenen Kinder- und Jugendarbeit enorm beschleunigt. War der digitale Aspekt des Arbeitens schon länger ein Querschnittsthema der offenen Jugendarbeit, so ist dieser nun spätestens nach dem ersten Lockdown im Frühling 2020 ein fixer Bestandteil des Arbeitsalltags aller Jugendarbeiter\_innen in Österreich.

In diesem Beitrag möchten wir uns mit den besonderen Herausforderungen der Jugendarbeiter\_innen in der Krise auseinandersetzen sowie deren Bedürfnisse und Bedarfe aufzeigen. Die Erkenntnisse basieren auf unseren beiden Masterarbeiten, in welchen wir im vergangenen Jahr jeweils Fachkräfte bzw. Fachkräfte und Jugendliche qualitativ befragt haben. In einem zweiten Schritt möchten wir entlang der gewonnenen Erkenntnisse Handlungsempfehlungen für Führungskräfte in der offenen Jugendarbeit diskutieren.

Herausforderungen für Jugendarbeiter\_innen zeigen sich dementsprechend auf mehreren Ebenen. Bemängelt werden einerseits organisationale Rahmenbedingungen und technische Infrastruktur sowie andererseits nicht einheitliche Teamlinien und überdies hinaus fehlendes technisches und methodisches Knowhow der Fachkräfte. Sinnvoll wäre demnach die Entwicklung einer langfristigen Gesamtstrategie auf organisationaler Ebene, welche sowohl die Zielgruppe als auch die Mitarbeiter\_innen und deren Teamstrukturen mitdenkt.

**Schlagnworte:** Digitale Jugendarbeit, Covid-19-Pandemie, Digitalisierung, Offene Kinder- und Jugendarbeit, Lebensweltorientierung, Datenschutz

### Abstract

Due to the Covid-19 pandemic, the importance of the digital aspect of youth work has increased drastically. Although the working field via digital media has already been an important issue relevant across different aspects of youth work, at least since the first

lockdown in spring 2020 it has become a fixed component in every youth worker's working routine in Austria.

In this article, we would like to focus on the challenges for youth workers as well as their needs and demands during this crisis. Our findings are based on both our master's theses, which used a qualitative study, as part of which adolescents, as well as youth workers, were questioned within the last year. In a second step, we would like to discuss possible recommendations for managers in open youth work.

The research finds that challenges for youth workers are multifaceted. On the one hand, missing organisational structures, a lack of technical infrastructure, and a lack of clarity within the working teams were criticised. On the other hand, the professionals expressed concerns about their own technical as well as methodical know-how. Therefore, we would recommend managers in open youth work to develop a long-term overall strategy, which considers the needs of both the target group as well as of the employees and their team structures.

**Keywords:** Digital Youthwork, Covid-19 pandemic, digitalisation, open youth work, lifeworld orientation, data privacy

## 1. Einleitung

Die Mehrheit der jungen Menschen verfügt über einen Zugang zu digitalen Medien, das heißt sowohl über eine stabile Internetverbindung als auch passende Endgeräte. In fast allen Haushalten verfügten die Personen im Jahr 2018 über Geräte wie Computer (98%) und Smartphones (99%), sowie über einen Internetzugang (98%) (vgl. Feierabend et al. 2018: 6).

In den letzten Jahren entstanden umfangreiche Studien, die sich auf die Mediennutzung junger Menschen beziehen. Beispielhaft sind an dieser Stelle die JIM-Studien, die DIVSI U25-Studien sowie die JAMES-Studien zu nennen (vgl. Feierabend et al. 2020; DIVSI 2014; Suter et al. 2018). Aus der Perspektive von Fachkräften der Sozialen Arbeit finden sich weit weniger Forschungsarbeiten. Hier sind sowohl Pöyskö und Anderle (2016), als auch Bröckling (2018) anzuführen. Pöyskö und Anderle (2016) befassten sich mit der Verbreitung von digitalen Medien in der österreichischen Jugendarbeit sowie den damit verbundenen Chancen und Risiken. Bröckling beschäftigt sich mit dem digitalen Raum, in dem sich junge Menschen aufhalten, und begreift diesen als erweiterten Handlungsraum (vgl. 2018: 86).

Im Sinne der Lebensweltorientierung sind Jugendarbeiter\_innen gefordert, an diesem teilzuhaben. Gleichzeitig gilt es, kritische Medienkompetenz zu vermitteln (vgl. Bröckling 2018: 87). So entsteht ein gewisses Spannungsfeld, in dem sich Fachkräfte der Jugendarbeit bewegen.

Zusätzlich zur gesellschaftlichen Entwicklung der Digitalisierung hat die Covid-19-Pandemie im vergangenen Jahr ein erhebliches Wachstum der digitalen Jugendarbeit veranlasst. Mit den Auswirkungen der Corona-Krise auf die digitale Jugendarbeit haben wir uns in unseren Masterarbeiten (Gingl 2020, Stifter 2020) beschäftigt, auf die sich dieser Beitrag stützt.

Die Erhebung der Daten fand während des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020 unter anderem im Verein Wiener Jugendzentren (vgl. Gingl 2020) und dem Verein Ju-vivo (vgl. Stifter 2020) statt. Die Jugendarbeiter\_innen waren im Homeoffice tätig und boten Online-Jugendarbeit an. In diesem Artikel werden sowohl Gemeinsamkeiten der Ergebnisse der beiden Arbeiten als auch sich ergänzende Aspekte herausgearbeitet. *Social Media als Kommunikationstool in der Offenen Jugendarbeit aus Mitarbeiter\_innen-Perspektive* (vgl. Gingl 2020) befasste sich vorwiegend mit der Perspektive der Jugendarbeiter\_innen und führte diesbezüglich elf teilstrukturierte Leitfadeninterviews mit Jugendarbeiter\_innen aus unterschiedlichen Kontexten durch. In *Digitale Jugendarbeit und ihre Follower* (vgl. Stifter 2020) werden zahlreiche Interviews vereint, die sowohl Jugendliche aus drei Fokusgruppen als auch mit sieben Expert\_innen – Fachkräften aus unterschiedlichen hierarchischen Ebenen – geführt wurden. Ausgewertet

wurden die qualitativen Erhebungen in beiden Masterarbeiten anhand der Themenanalyse nach Froschauer/Lueger (2003). Hierbei wurden entlang der in den Interviews angesprochenen Themenfeldern und Schwerpunkte Kategorien gebildet.

Da die Covid-19-Pandemie, sowie die dadurch erforderlichen Restriktionen, bislang nicht an Aktualität verloren haben, ist die offene Jugendarbeit weiterhin gefordert, Online-Angebote zu entwickeln und umzusetzen. Deshalb möchte dieser Artikel folgende Fragestellungen behandeln:

- Was erwarten sich Jugendliche von der digitalen Jugendarbeit?
- Welche Rahmenbedingungen stehen den Fachkräften der offenen Kinder- und Jugendarbeit im Zusammenhang mit der professionellen Nutzung von Social Media zur Verfügung und welche Bedürfnisse weisen sie auf?
- Welche strategischen Überlegungen ergeben sich daraus und welche Implikationen lassen sich für die Praxis ableiten?

Dieser Artikel hat zum Ziel, die Jugendarbeit während der Pandemie aus einer Mehrebenenperspektive zu skizzieren und zu evaluieren. Es wird aufgezeigt, dass die Covid-19-Pandemie sowohl Digitalisierungsprozesse beschleunigt, als auch nachhaltige Veränderungen für die offene Jugendarbeit nach sich zieht. Da es sich hierbei um einen nicht vorhersehbaren Change-Prozess handelt, der den sozialwirtschaftlichen Organisationen rasche Anpassungsfähigkeit und Agilität abverlangt, bedarf es einer näheren Analyse, aus welcher sich Maßnahmen für die Praxis ableiten.

Der Beitrag gliedert sich demzufolge in die Erwartungen der Besucher\_innen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, in die Wünsche und Bedürfnisse der Jugendarbeiter\_innen mit einem besonderen Blick auf die digitale Arbeit im Home Office sowie in notwendige Rahmenbedingungen auf der Organisationsebene und Handlungsempfehlungen für Führungskräfte. Abschließend werden im Fazit eine Zusammenfassung und ein Ausblick auf weitere mögliche Forschungstätigkeiten geboten.

## **2. Erwartungen der Zielgruppe**

Das Konzept der Lebensweltorientierung nach Thiersch (2012) spielt in der digitalen Jugendarbeit eine zentrale Rolle. Demnach sollen Angebote und Themen eine Alltagsnähe zur Lebenswirklichkeit der Jugendlichen anbieten (vgl. Smertnik 2018: 33) und Jugendarbeiter\_innen sollen die digitalen Lebenswelten der Jugendlichen nicht nur kennen, sondern auch aktiv nutzen (vgl. Pöyskö/Buchegger 2018: 7). Auch die befragten Mitarbeiter\_innen unserer Forschungsarbeiten betonen stets die Wichtigkeit, sich auf jenen Plattformen<sup>1</sup> zu bewegen, in welchen die Jugendlichen aktiv sind (vgl. Stifter 2020: 52).

Die Jugendlichen leben in einer mediatisierten Welt und wünschen sich dementsprechend auch, die Jugendarbeiter\_innen online kontaktieren zu können. So beschreibt eine 15-Jährige in einer Fokusgruppe idealtypisch, wieso sie es gut findet, dass Jugendarbeiter\_innen auf denselben sozialen Plattformen aktiv sind:

„Ich persönlich finds richtig cool, wenn ein bisschen ältere Leute beziehungsweise Leute aus einem anderen Jahrtausend (lacht) vielleicht die gleichen sozialen Plattformen benutzen, weil man hat mehr zum Reden, man kann die Person anders erreichen und man sieht die Person meiner Meinung nach auch anders. Und das ist ziemlich cool.“ (Stifter 2020: 55; Fokusgruppe 2; Jugendliche 1, 15 Jahre)

Daraus lässt sich schließen, dass Jugendliche Anerkennung und Akzeptanz für ihre digitalen Kommunikationsräume von den Jugendarbeiter\_innen fordern. Auch im Leitfaden für digitale Medien in der OKJA des Dachverbandes offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz (2018) wird besonders die Beziehungsarbeit als ein wichtiges Ziel der digitalen Jugendarbeit benannt. Das heißt, dass durch Besuche ihrer Online-Profile und Rückmeldungen in der Offline-Welt den Jugendlichen ein Interesse an ihrer Person vermittelt wird. Außerdem sollen Jugendarbeiter\_innen als Ansprechpersonen in der Online-Welt wahrgenommen werden. Sie sollen Präventionsarbeit im Netz leisten, Medienkompetenzen vermitteln sowie Online- und Offline-Angebote kombinieren (vgl. DOJ/AFAJ 2018: 8f.).

Zusätzlich wünschen sich die befragten Jugendlichen ansprechend gestaltete Profile der Jugendarbeit auf Online-Plattformen, mehr personalisierte Beiträge wie etwa das Posten der Gesichter der Jugendarbeiter\_innen sowie mehr Interaktion online, etwa in Form von Liken ihrer Beiträge (vgl. Stifter 2020: 84). Im digitalen Setting erwarten sich Jugendliche von Jugendarbeiter\_innen demzufolge, dass sie gesehen und wahrgenommen werden, sowie Verfügbarkeit für kurze Fragen oder knappe Gespräche.

Anders sieht es allerdings in Hinblick auf ein mögliches Beratungssetting online aus. Hier vertreten Kühne und Hintenberger die Meinung, dass Online-Beratungen möglich sind, da Beziehungsarbeit auch über digitale Medien funktionieren kann (vgl. 2020: 34). Nichtsdestotrotz war diesbezüglich ein klares Ergebnis, dass die befragten Jugendlichen Beratungen weiterhin lieber *face to face* in Anspruch nehmen wollen (vgl. Stifter 2020: 84).

Dies ist auf unterschiedliche Gründe zurückzuführen. Einerseits sind in der digitalen Jugendarbeit massive Exklusionsmechanismen vorherrschend. So können viele Kinder- und Jugendliche der Zielgruppe aufgrund von fehlendem Zugang zu technischen Geräten und Internetverbindung, Medienkompetenzen oder sprachlich-schriftlichen Anforderungen Online-Angebote nicht nutzen (vgl. Stifter 2020: 80). Auch Nadia Kutscher betont, dass sozioökonomisch benachteiligte Zielgruppen in der Online-Beratung stark unterrepräsentiert sind (vgl. 2019: 48). In den Fokusgruppen war eine

große Ablehnung der Jugendlichen in Bezug auf Online-Beratungen zu vernehmen. Als Argument wurde die fehlende Lust zu telefonieren oder viel zu schreiben genannt, wenn man wirklich Probleme hat. Ein persönliches Gespräch sei hier eher angebracht (vgl. Stifter 2020: 61f.).

„Ich fände es wäre ziemlich schlecht. Wenn man ein Problem hat, man kann nicht alles über das Internet lösen. [...] Und ich find halt der Körperkontakt [...] persönlich ist schon anders, wenn man einen Konflikt klären möchte. Und man kann ja vieles übers Internet auch falsch verstehen.“ (Stifter 2020: 62; Fokusgruppe 2; Jugendliche 1, 15 Jahre)

Zusätzlich wurde erwähnt, dass man persönliche Gespräche ernster nehme und es einfacher sei, Handlungsoptionen oder Lösungsmöglichkeiten zu verstehen, wenn sie einem persönlich erklärt werden, anstatt viel Text online lesen zu müssen (vgl. Stifter 2020: 62; Fokusgruppe 2; Jugendliche 1, 15 Jahre).

„Wenn da oben [Anm.: am Smartphone] ein Text steht und ich les es mir durch muss ich es mir fünfzig Mal durchlesen, damit ich ein bisschen was versteh.“ (Stifter 2020: 62; Fokusgruppe 3, Jugendlicher 7, 17 Jahre)

Online-Arbeit sollte demnach immer nur ein zusätzliches Angebot darstellen, während Face-to-Face-Angebote für marginalisierte Gruppen weiterhin im selben Ausmaß vorhanden bleiben müssen, um nicht exkludierend zu wirken.

Zusätzlich wird Beziehungsarbeit durch die Tatsache erschwert, dass sich meist mehrere Mitarbeiter\_innen wenige Diensthandys oder Accounts im Netz teilen. Dadurch fehlt den Jugendlichen einerseits die Transparenz, wer ihre Nachrichten liest und diese beantworten wird, und die Mitarbeiter\_innen sind sich andererseits unsicher, wie sie an bereits geführte Online-Gespräche anknüpfen sollen (vgl. Stifter 2020: 71). Ein weiterer problematischer Aspekt der Online-Beratung ist die Möglichkeit der Anonymität der Zielgruppe. Beratungen sind in der Jugendarbeit, anders als bei Plattformen wie *Rat auf Draht*, an die sich Personen konkret mit einem Anliegen wenden, oft ausschließlich über persönliche Beziehungsarbeit und Gespräche möglich (vgl. Stifter 2020: 62f.). Darüber hinaus sind die befragten Jugendarbeiter\_innen anonyme Online-Beratungen aus ihrem Arbeitsalltag nicht gewohnt und erleben sie daher oft als überfordernd (vgl. Stifter 2020: 63).

Zusammengefasst wünschen sich die Jugendlichen mehr Präsenz der Jugendarbeiter\_innen auf den Online-Plattformen, die sie auch selbst verwenden. Beziehungsarbeit ist online vor allem über das Ansehen von Beiträgen, Reagieren auf Beiträge sowie kurzes Chatten möglich. Online-Beratung wird aufgrund von fehlenden infrastrukturellen Ressourcen oder persönlichen Kompetenzen der Zielgruppe sowie Unsicherheiten der Jugendarbeiter\_innen hinsichtlich Transparenz, Datenschutz und Anonymität vorwiegend nicht gewünscht.

### **3. Wünsche und Bedürfnisse der Jugendarbeiter\_innen**

Der durch Covid-19 bedingte Lockdown im Frühjahr 2020 führte für die Jugendarbeiter\_innen zu einer Veränderung der Arbeitsumgebung sowie zu einer Verschiebung hin zu rein digitalen Angeboten. Die befragten Jugendarbeiter\_innen berichteten über die Herausforderung, mit dieser veränderten Arbeitssituation umzugehen. Die genannten Aspekte zur Arbeit im Home-Office lassen sich grob gliedern in Fragestellungen zur digitalen Interaktion mit Jugendlichen einerseits sowie Kompetenzen und Teamstrukturen andererseits.

#### **3.1 Digitale Interaktion mit Jugendlichen**

Die Verwendung von Apps wie Instagram oder Houseparty auf (privaten) Smartphones sowie die Nutzung von Programmen für Videokonferenzen wie Zoom oder Skype bieten neue Möglichkeiten, mit der Zielgruppe in Kontakt zu treten, werfen jedoch auch neue Fragen auf. Darunter fallen die Wahrung von persönlichen Grenzen sowie grundlegende Fragen des Datenschutzes. Wie viel Privates im beruflichen Kontext online preisgegeben werden sollte, wurde beispielsweise anhand des Zeigens der eigenen vier Wände (vgl. Gingl 2020: 66) sowie des eigenen Gesichts auf Social-Media-Kanälen oder Videokonferenzen (vgl. Stifter 2020: 55) besprochen.

Laut Kühne und Hintenberger zeichnen sich psychosoziale Berufsgruppen durch eine besonders kritische Haltung digitaler Medien gegenüber aus (vgl. 2020: 34). Auch die befragten Fachkräfte äußern sich digitalen Medien gegenüber eher kritisch und geben an, ein hohes Bedürfnis an Privatsphäre zu haben (vgl. Stifter 2020: 76). So zeigte sich idealtypisch in den geführten Interviews, dass der Großteil der befragten Personen sich gegen die Preisgabe des eigenen Gesichts ausspricht (vgl. Stifter 2020: 55). Dies bezieht sich vor allem auf Instagram-Stories. Hauptargument dafür sind der mangelnde Datenschutz von Social-Media-Kanälen sowie die Angst vor der missbräuchlichen Verwendung der eigenen Fotos von Seiten der Jugendlichen (vgl. Stifter 2020: 55f.). Den Jugendarbeiter\_innen ist bewusst, dass Inhalte online vervielfältigbar sind und die Kontrolle über diese Inhalte zum Teil abgegeben wird (vgl. Gingl 2020: 76; Stifter 2020: 55f.).

Grundsätzlich wurde die Umstellung auf rein digitale Angebote aufgrund der Erfordernisse des Covid-19-Lockdowns als unangenehm beschrieben (vgl. Stifter 2020: 74). Es stellte sich die Frage, mit welcher Intensität die Jugendlichen direkt kontaktiert, oder die Postings der Jugendlichen gemeinsam reflektiert werden sollten, um nicht grenzüberschreitend zu handeln oder gar Gefühle von Überwachung hervorzurufen (vgl. Stifter 2020: 67). Das Videotelefonieren, insbesondere mit unbekanntem Jugendlichen, wurde als heikel beschrieben. Kritisch angemerkt wurde außerdem, dass Chatverläufe verschriftlicht und für Außenstehende für eine längere Zeit sichtbar sind (vgl.

Stifter 2020: 76f.). Dabei wird auch die Angst, online einen Fehler zu machen, wie folgt beschrieben:

„Wenn du in einem persönlichen Gespräch Fehler machst, dann merkt das nur der Jugendliche, wenn du online einen Fehler machst, dann sehen das alle. Da kannst du dann auch vom Arbeitgeber Druck bekommen und so weiter.“ (Stifter 2020: Interview 1, Z.304–308)

Transparenz darüber, wer Einsicht in die verfassten Nachrichten online hat, würden sich also sowohl Jugendliche als auch Jugendarbeiter\_innen wünschen.

Die befragten Fachkräfte sehen sich als professionell Agierende, die eine Vorbildfunktion innehaben (vgl. Gingl 2020: 75f.). Das unreflektierte und sorglose Posten von eigenen Bildern stimmt somit nicht mit der Grundeinstellung der Jugendarbeit überein, die einen verantwortungsvollen Umgang mit Daten vermitteln möchte (vgl. Stifter 2020: 56). Daher gelten besonders eine kritisch-reflektierte Haltung gegenüber digitalen Medien sowie die Auseinandersetzung mit der eigenen Wirkung in Zusammenhang mit möglichen Gefahrenpotenzialen als unerlässlich (vgl. Gingl 2020: 84).

### **3.2 Kompetenzen und Teamstruktur**

Die Umstellung auf digitale Angebote während des Lockdowns im Frühjahr 2020 stellte die Jugendarbeiter\_innen vor neue Herausforderungen. Die durchgeführten Interviews brachten zum Vorschein, dass die Teamebene eine essenzielle Rolle im Digitalisierungsprozess spielt. Der Rückhalt aus dem Team, das Auftreten als Kollektiv sowie das vorhandene Knowhow machen die Teams für die Jugendarbeiter\_innen zu einer elementaren Ressource. Die befragten Personen sind der Meinung, dass eine gemeinsame Teamlinie (vgl. Stifter 2020: 75) sowie der kontinuierliche Austausch über Online-Jugendarbeit in Teamsitzungen und regelmäßigen Gesprächen mit der Teamleitung essentiell für qualitativ hochwertige Online-Angebote sind (vgl. Stifter 2020: 72). Auch der Austausch über Einrichtungsgrenzen hinweg erweist sich als starkes Bedürfnis (vgl. Gingl 2020: 73).

Grundsätzlich wird eine klare Definition und Aufteilung der Zuständigkeiten gewünscht. Den Jugendarbeiter\_innen ist es ein Anliegen, die berufliche Nutzung von Social Media als professionelle Handlung anzusehen, die sich klar von der privaten Nutzung abgrenzt und einen erhöhten Arbeitsaufwand bedeutet (vgl. Stifter 2020: 72). Darin begründet sich auch der Wunsch nach mehr Zeitressourcen für Online-Jugendarbeit sowie deren klare Kennzeichnung in den Dienstplänen (vgl. Gingl 2020: 70).

#### 4. Rahmenbedingungen auf der Organisationsebene

Für eine gelingende digitale Jugendarbeit wurden aus der Perspektive der Jugendarbeiter\_innen vor allem drei Aspekte genannt, die eine Organisation als Arbeitgeber\_in erfüllen muss: Eine ausreichende Ausstattung an technischer Infrastruktur, Rahmenbedingungen in Form von Guidelines sowie ein stetiges Angebot an Fortbildungen und Schulungen.

Beim Arbeiten im Home-Office wurde die fehlende technische Infrastruktur als größtes Hindernis angegeben. Die befragten Jugendarbeiter\_innen sind in Hinblick auf Hardware unterschiedlich ausgestattet.<sup>2</sup> So mussten Mitarbeiter\_innen im Lockdown auf eigene Ressourcen wie Smartphone, Computer, Internet oder geeignetes Home-Office-Büro zurückgreifen. Einige Jugendarbeiter\_innen besitzen jedoch keine Smartphones oder teilten sich ihre privaten Endgeräte im Lockdown mit Familienmitgliedern. Viele private Betriebssysteme wurden als veraltet beschrieben, weshalb einige Apps und Tools von privaten Geräten aus nicht genutzt werden konnten. Einig sind sich alle Befragten darin, dass das technische Equipment, welches für die Arbeit notwendig ist, vom Arbeitgeber zur Verfügung gestellt werden sollte. Auch die kostenlose Bereitstellung von Virusprogrammen hätte man sich gewünscht (vgl. Stifter 2020: 70f.). Charakteristisch, insbesondere für die Zeit des Covid-19-Lockdowns, ist der Wunsch nach mehreren Geräten (Tablets, Smartphones, Laptops) pro Team bzw. Diensthandys für alle Mitarbeiter\_innen (vgl. Gingl 2020: 68).

Die Erweiterung der Infrastruktur würde dazu beitragen, dass mehrere Kolleg\_innen gleichzeitig arbeiten könnten (vgl. Gingl 2020: 69). Zusätzlich würde eine Anschaffung von personalisierten Diensthandys die Beziehungsarbeit im Netz erleichtern, da den Jugendlichen einerseits oft die Transparenz fehlt, wer aus dem Team ihre Nachrichten liest, und sie andererseits auf Social Media, ähnlich wie in offenen Betrieben, oft ausschließlich bestimmte Bezugspersonen kontaktieren möchten (vgl. Stifter 2020: 71).

Vor allem während des Lockdowns führte das private und berufliche Benutzen von technischen Geräten zu einer Vermischung dieser beiden Bereiche und stellte so für die Befragten während des Lockdowns einen zusätzlichen Stressfaktor dar. Ein bewusstes Ausschalten der Diensthandys außerhalb der Betriebszeiten würde zu einer positiven Work-Live-Balance der Jugendarbeiter\_innen beitragen. Außerdem wären die befragten Fachkräfte auf Diensthandys eher dazu bereit, datenschutzrechtlich bedenkliche Apps zu installieren, um mit der Zielgruppe in Kontakt zu treten. Bei der Verwendung von Diensthandys für alle Mitarbeiter\_innen muss dennoch darauf geachtet werden, dass zeitliche und emotionale Ressourcen in den Teams fair verteilt sind (vgl. Stifter 2020: 70).

Unter den befragten Jugendarbeiter\_innen bestehen noch einige Unklarheiten, welche Handlungsanweisungen in bereits vorhandene Social-Media-Guidelines aufgenommen werden könnten. So sind sich einige Teams beispielsweise unsicher in Bezug auf die Kontaktaufnahme zur Zielgruppe über Soziale Medien (vgl. Stifter 2020: 75). Oft wurde diskutiert, ab wann die aufsuchende Arbeit zu aufdringlich wirke. Eine zusätzliche Herausforderung ist, welche Art von Beiträgen veröffentlicht werden soll. So besteht einerseits Druck, die Zielgruppe zu erreichen, und andererseits werden zu sehr animierende Beiträge, wie beispielsweise Videos vom Fußballspielen mit Toilettenpapierrollen, von den befragten Fachkräften als „peinlich“ und „unauthentisch“ erlebt (Stifter 2020: 75). Inhaltliche Fragen wie die Ziele der Online-Arbeit oder mögliche Inhalte von Beiträgen könnten in Guidelines konkretisiert werden.

Außerdem äußerten die befragten Fachkräfte den Wunsch nach Fortbildungen, in denen das technische Knowhow verbessert werden kann. Hier wurden beispielsweise Fortbildungen zu den Programmen Adobe Photoshop, Adobe InDesign und Adobe Premiere oder diversen Apps, die die Zielgruppe verwendet, gewünscht (vgl. Gingl 2020: 67, 75).

Inhaltlich wurden Fortbildungen zum Thema Hass im Netz oder Cybermobbing erwähnt (vgl. Gingl 2020: 75; vgl. Stifter 2020: 61). In Bezug auf Cybermobbing wurde angemerkt, dass zwar schon viel im Bereich der Opferarbeit getan wurde, allerdings noch Aufholbedarf in der Täter\_innenarbeit bzw. Präventionsarbeit besteht (vgl. Stifter 2020: 61). Zusätzlich gefragt sind Fortbildungen zu den Themen Datenschutz- und Urheber\_innenrechtsfragen sowie zum Thema Social-Media-Marketing (vgl. Gingl 2020: 67).

#### **4.1 Handlungsempfehlungen für Führungskräfte**

Die unterschiedlichen Angebote der Online-Jugendarbeit können als Erweiterung, jedoch nicht als Ersatz für konventionelle Angebote der offenen Jugendarbeit angesehen werden. Aufgrund der fortschreitenden Digitalisierung und der aktuellen Covid-19-Krise mit all ihren notwendigen Kontaktbeschränkungen ist die Soziale Arbeit gefordert, neue Wege zu gehen und innovative Angebote zu setzen. Diese haben jedoch auch weitreichende Auswirkungen auf die Arbeitsprozesse und -bedingungen der Mitarbeiter\_innen sowie auf die zu erreichenden Zielgruppen. Daher sollten diese stets mit Blick auf die Gesamtstrategie von sozialwirtschaftlichen Unternehmen erfolgen.

Da die Mitarbeiter\_innen als Bindeglied zwischen Organisation und Adressat\_innen Sozialer Arbeit fungieren, ist es essenziell, ihre Bedürfnisse zu analysieren und auf diese einzugehen. Im Hinblick auf Personalentscheidungen ist eine gewisse Bereitschaft, sich digitale Kompetenzen anzueignen, zu berücksichtigen. Zusätzlich zu einer gewöhnlichen Stellenbeschreibung könnte hier beispielsweise die Erstellung ei-

nes Kompetenzprofils nach Fuchshuber angedacht werden, welches an der Unternehmensstrategie ausgerichtet und entlang des Kompetenzmodells einheitlich gestaltet ist (vgl. 2014: 75: 93).

Auf Basis der Beschäftigten ist zum einen auf das Angebot von Fortbildungen zu achten. Auch die Bereitstellung von genügend materieller sowie zeitlicher Ressourcen stellt einen wichtigen Punkt dar. Die Etablierung einer wertschätzenden Haltung gegenüber Fehlern und Unsicherheiten sowie auch ein zeitliches Gewähren von Experimentieren ebnet den Weg zu Innovationen und einer erhöhten Mitarbeiter\_innenzufriedenheit. Verstärktes Augenmerk sollte auf Personen gelegt werden, die (beispielsweise aufgrund ihres Alters) bisher wenig Kontakt zu digitalen Medien hatten. Aufgrund der dynamischen Eigenschaften der Online-Welt liegt es an den Führungskräften, den Mitarbeiter\_innen Beständigkeit und Handlungssicherheit zu bieten.

Laut Birte Schiffhauer bedeutet Digitalisierung allerdings nicht nur, dass Träger\_innen Werte und Ideen des neuen digitalen Zeitalters mitbedenken und diese aktiv zum Wohle der Menschen gestalten sollen. Denn dies ist genauso Aufgabe von Fördergeber\_innen (vgl. 2019: 63). In den Interviews wurde die (politische) Verantwortung von Fördergeber\_innen jedoch selten thematisiert. Erwähnt wurde diesbezüglich lediglich der Bedarf an spezifischen Leitfäden zur digitalen Arbeit, insbesondere vonseiten der Fördergeber\_innen der offenen Jugendarbeit (vgl. Stifter 2020: 75).

Für Träger\_innen Sozialer Arbeit ist eine Einbettung der digitalen Arbeit in eine planvolle und zukunftsorientierte Gesamtstrategie der Organisation ratsam (vgl. Steinbach 2007: 72), denn diese trägt zu einer erfolgreichen Organisationsentwicklung bei. Diesbezüglich wäre Führungskräften als Evaluationsmethode eine Umweltanalyse nach Arnold (2014) anzuraten, welche das externe Umfeld eines Unternehmens nach Anzeichen für Bedrohungen der gegenwärtigen Aktivitäten bzw. und/oder für neue Chancen und Möglichkeiten durchsucht. Wichtig ist es hierbei, auch in Zukunft liegende Entwicklungen und Trends zu berücksichtigen (vgl. Arnold 2014: 662f.). In Hinblick auf die Zielsetzung, Strategieentwicklung und angestrebte Wirkungen sollte der digitale Aspekt persistent in den Überlegungen von Führungskräften Platz finden. Darüber hinaus gilt für Leitungspersonen, den laufenden digitalen Entwicklungen offen gegenüber zu stehen. Ein aktuelles und breites Spektrum an Wissen über die ständigen Veränderungen unterstützt dabei, adäquate Lösungen für die sich wandelnden Bedarfe und Herausforderungen der Mitarbeiter\_innen bereitstellen zu können (vgl. Gingl 2020: 89).

## **5. Zusammenfassung und Ausblick**

Spätestens seit der Covid-19-Krise ist die digitale Jugendarbeit nicht mehr nur eine Nebenaktivität, die zwischendurch passiert, sondern ein zentrales Arbeitsfeld in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Auch wenn die digitale Arbeit niemals die Offline-

Arbeit ersetzen sollte, ist sicher, dass dieses Arbeitsfeld in Zukunft immer präsenter und zentraler werden wird.

Auf der Klient\_innenebene ist in Hinblick auf die Lebensweltorientierung nach Thiersch (2012) darauf zu achten, welche Social-Media-Netzwerke diese präferieren. Des Weiteren können Online-Angebote eine exkludierende Wirkung nach sich ziehen, indem sozio-ökonomisch schwächeren Personen aufgrund der mangelnden Ausstattung mit digitalen Geräten bzw. einer fehlenden Internetverbindung der Zugang zu diesen Angeboten verwehrt wird (vgl. Kutscher 2019: 48). Online-Angebote sind daher ausschließlich als Erweiterung von konventionellen Angeboten anzusehen, da reine Online-Angebote keinen gebührenden Ersatz darstellen können (vgl. Alfert/Roggenbach 2012: 51).

Aus Sicht der Mitarbeiter\_innen muss bedacht werden, dass Jugendarbeiter\_innen sich tendenziell eher medienkritisch einordnen würden und privat oft keine Social-Media-Kanäle verwenden (vgl. Kühne/Hintenberger 2020: 34). Das heißt, die Kommunikation im Netz wirkt für sie oft unauthentisch und gezwungen, was womöglich einen zusätzlichen Schulungsbedarf aufzeigen könnte. Weitere den Jugendarbeiter\_innen sehr wichtig Themen sind die Wahrung ihrer Privatsphäre im Netz sowie eine Klarheit im Umgang mit etwaigen datenschutzrechtlichen Belangen. Auch in der Fachliteratur (vgl. Alfert 2015: 292) finden sich Hinweise auf erhöhte Unterstützungsbedarfe bei rechtlichen Fragen in Verbindung mit digitalen Medien. Weiters wünschen sich Mitarbeiter\_innen klare Zuständigkeiten und Transparenz über die verschiedenen Arbeitspakete. Auf der Teamebene müssen genügend Zeitressourcen für digitales Arbeiten und diesbezügliche Vernetzung und Austausch bereitgestellt werden.

Auf organisationaler Ebene müssen in erster Linie adäquate Rahmenbedingungen geschaffen werden. Dazu zählen die Bereitstellung der passenden technischen Infrastruktur sowie das Entwickeln von Guidelines und Rahmenbedingungen zur digitalen Arbeit. Generell ist Führungskräften in Zeiten der Corona-Krise zu raten, eine Gesamtstrategie in Hinblick auf die Digitalisierung zu entwickeln und diese in die eigene Organisation einzubetten. Denn: „Strategisches Denken und Strategiebildung helfen, Organisationen auf den Wettbewerb vorzubereiten, Innovationspotenziale freizusetzen und die Mitarbeiter [sic!] zu motivieren“ (Steinbach 2007: 72).

Der durch die Pandemie ausgelöst Change-Prozess ist ein stetig andauernder, der in absehbarer Zeit wohl kaum an einem bestimmten Punkt ankommen kann. Daher gilt es generell zu bedenken, welche Organisationsform passend für solch einen stetigen Wandel sein kann. In der Fachliteratur wird diesbezüglich beispielsweise das Konzept einer „lernenden Organisation“ (Loffing 2012: 50) angeführt. Zusätzlich definiert Senge Parameter, die für das kontinuierliche Lernen von Organisationen notwendig sind, wie beispielsweise persönliche Visionen der Führungskräfte sowie eine gemeinsame Vision, mit der sich alle identifizieren können, Teamlernen und Systemdenken (vgl. 2011: 78).

Aktuelle Fragestellungen, die an die in diesem Artikel vorgestellten Forschungsarbeiten anknüpfen könnten, wären beispielsweise, welche Bedarfe Jugendliche während der Covid-19-Einschränkungen entwickeln. Hier wäre insbesondere die Evaluation wichtig, welche Zielgruppen durch die digitale Jugendarbeit nicht erreicht wurden und wie man sie besser einbinden könnte.

Interessant wäre auch ein näherer Blick auf die unterschiedlichen Tools (beispielsweise Online-Spiele), die in der digitalen Jugendarbeit während der Covid-19-Pandemie entwickelt wurden. Eine nähere Betrachtung wäre auch die Handhabung von Fake News und Verschwörungstheorien wert, aber auch der Umgang mit gewaltvollen Beiträgen, welche beispielsweise nach dem Terroranschlag in Wien im November 2020 online verbreitet wurden.

So lässt sich abschließend feststellen, dass die Digitalisierung in der offenen Kinder- und Jugendarbeit durch Corona eine besondere Form des Change-Prozesses durchgemacht hat, da durch kaum vorhandene Möglichkeiten zum Widerstand eine schnelle Anpassung an die neuen Gegebenheiten möglich war. Diese Veränderung ist nicht mehr rückgängig zu machen und viele neu erarbeiteten Tools werden im Arbeitsalltag bestehen bleiben. Daher ist es umso wichtiger, genau hinzusehen, zu evaluieren und vor allem als Organisation passende Rahmenbedingungen zu schaffen, um Jugendarbeiter\_innen zu entlasten und Spielraum für innovative Konzepte zu schaffen.

## Verweise

<sup>1</sup> Laut dem Jugend-Internet-Monitor 2020 von *Safer Internet* sind unter jungen Menschen besonders die Social-Media-Kanäle WhatsApp, Youtube, Instagram, Snapchat, Facebook und TikTok beliebt (vgl. Safer Internet 2020: o.S.).

<sup>2</sup> In manchen Fällen verfügt jedes Mitglied eines Teams über ein Smartphone als Diensthandy, in den meisten Fällen steht allerdings ein Smartphone und/oder Tablet pro Einrichtung für die Jugendarbeiter\_innen zur Verfügung (vgl. Gingl 2020: 68; vgl. Stifter 2020: 71).

## Literatur

Alfert, Nicole (2015): Facebook in der Sozialen Arbeit. Aktuelle Herausforderungen und Unterstützungsbedarfe für eine professionelle Nutzung. [E-Book]. Wiesbaden: Springer VS.

Alfert, Nicole/Roggenbach, Viola (2012): Pädagogische Beziehungen im Zeitalter von Facebook. Ein Soziales Netzwerk zwischen Professionalität und Freundschaft? In: Soziale Passagen, 4 (1), S. 39–57.

Arnold, Ulli (2014): Sozialmarketing. In: Arnold, Ulli/Grundwald, Klaus/Maelicke, Bernd (Hg.): Lehrbuch der Sozialwirtschaft. Baden-Baden: Nomos, S. 650–706.

Bröckling, Guido (2018): Digitalisierte Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 01/2018, S. 84–87.

DOJ/AFAJ (Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz/ Association faîtière suisse pour l'animation enfance et jeunesse en milieu ouvert) (2018): Leitfaden Digitale Medien in der OKJA. [https://www.boja.at/sites/default/files/downloads/2020-04/Leitfaden%20Digitale%20Medien%20in%20der%20OKJA\\_DOJ.pdf](https://www.boja.at/sites/default/files/downloads/2020-04/Leitfaden%20Digitale%20Medien%20in%20der%20OKJA_DOJ.pdf) (01.02.2021).

- Feierabend, Sabine/Rathgeb, Thomas/Reutter, Theresa (2018): JIM Studie 2018. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. [https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018\\_Gesamt.pdf](https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf) (01.02.2021).
- Feierabend, Sabine/Rathgeb, Thomas/Reutter, Theresa (2020): JIM-Studie 2019. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19- Jähriger. Stuttgart: Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. [https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2019/JIM\\_2019.pdf](https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2019/JIM_2019.pdf) (01.02.2021).
- DIVSI – Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (2014): DIVSI U25-Studie. Hamburg: SINUS Institut. <https://www.divsi.de/wp-content/uploads/2014/02/DIVSI-U25-Studie.pdf> (01.02.2021).
- Froschauer, Ulrike/Lueger Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.
- Fuchshuber, Eva (2014): Kompetenzmanagement. Ein professionelles Personalmanagement für die Sozialwirtschaft. In: Kölner Journal, 1/2014, S. 80–101.
- Gingl, Lisa Maria (2020): Social Media als Kommunikationstool in der Offenen Jugendarbeit aus Mitarbeiter\_innen-Perspektive. Fachhochschule Campus Wien: Masterarbeit.
- Kutscher, Nadia (2019): Digitalisierung der Sozialen Arbeit. In: Rietmann, Stephan/Sawatzki, Maik/Berg, Matthias (Hg.): Beratung und Digitalisierung. Zwischen Euphorie und Skepsis. Münster: Springer VS, S. 41–56.
- Kühne, Stefan/Hintenberger, Gerhard (2020): Onlineberatung und -therapie in Zeiten der Krise. Ein Überblick. In: e-beratungsjournal.net. Fachzeitschrift für Onlineberatung und computervermittelte Kommunikation, 16. Jahrgang, Heft 1, S. 33–45. [https://www.e-beratungsjournal.net/wp-content/uploads/2020/03/kuehne\\_-hintenberger.pdf](https://www.e-beratungsjournal.net/wp-content/uploads/2020/03/kuehne_-hintenberger.pdf) (01.02.2021).
- Loffing, Christian (2012): Soziale Arbeit im „Spannungsfeld“ der Organisationen. In: Bieker, Rudolf/Vomberg, Edeltraud (Hg.): Management in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer, S. 34–51.
- Millner, Reinhard/Vandor, Peter/Schneider, Hanna (2013): Innovation und Social Entrepreneurship im Nonprofit-Sektor. In: Simsa, Ruth/Meyer, Michael/Badelt, Christoph (Hg.): Handbuch der Nonprofit-Organisation. Strukturen und Management. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S. 431–449.
- Pöyskö, Anu/Anderle, Michaela (2016): Screenagers international research project. Using ICT, digital and social media in youth work. Digitale Medien in der österreichischen Jugendarbeit. Wien: Verein wienXtra. [https://www.wienxtra.at/fileadmin/web/medienzentrum/PDF/Screenagers\\_Bericht\\_DigitaleMedienJugendarbeit.pdf](https://www.wienxtra.at/fileadmin/web/medienzentrum/PDF/Screenagers_Bericht_DigitaleMedienJugendarbeit.pdf) (01.02.2021).
- Pöyskö, Anu/Buchegger, Barbara (2018): Digitale Jugendarbeit: „Es ist an der Zeit!“ In: Explizit. Fachmagazin offene Jugendarbeit, bOJA/2018, S. 6–10. [https://www.boja.at/sites/default/files/wissen/2020-04/bOJA\\_Explizit\\_2018.pdf](https://www.boja.at/sites/default/files/wissen/2020-04/bOJA_Explizit_2018.pdf) (01.02.2021).
- Safer Internet (2020): Jugend-Internet-Monitor 2020 Österreich. <https://www.saferinternet.at/services/jugend-internet-monitor/> (01.02.2021).
- Schiffhauer, Birte (2019): Digitalisierung menschzentriert, ethisch und sozial. Ziele und Strategien für Hilfs- und Wohlfahrtsverbände am Beispiel des ASB NRW e.V. In: ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit, 02/2019, S. 62–69.
- Senge, Peter (2011): Lehrmeister für Organisationen. In: Harvard Business Manager, Heft 6, S. 78.
- Smertnik, Manuela (2018): #jugendarbeit medienkompetent. In: Explizit. Fachmagazin offene Jugendarbeit, bOJA/2018, S. 33–34. [https://www.boja.at/sites/default/files/wissen/2020-04/bOJA\\_Explizit\\_2018.pdf](https://www.boja.at/sites/default/files/wissen/2020-04/bOJA_Explizit_2018.pdf) (01.02.2021).
- Steinbach, Anke (2007): Der Strategieprozess in Nonprofit-Organisationen aus einer wirtschaftlichen und ressourcenorientierten Perspektive. In: OrganisationsEntwicklung. Zeitschrift für Unternehmensentwicklung und Change Management, 02/2007, S. 71–80.
- Stifter, Viktoria (2020): Digitale Jugendarbeit und ihre Follower. Wie Jugendarbeit online gelingen kann. Eine qualitative Studie aus der Perspektive von Jugendlichen und Jugendarbeiter\*innen. Fachhochschule Campus Wien: Masterarbeit.

Suter, Lilian/Waller, Gregor/Bernath, Jael/Külling, Céline/Willemse, Isabel/Süss, Daniel (2018): JAMES-Studie 2018. Jugend, Aktivitäten, Medien - Erhebung Schweiz. Ergebnisbericht zur JAMES-Studie 2018. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. [https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/2018/Ergebnisbericht\\_JAMES\\_2018.pdf](https://www.zhaw.ch/storage/psychologie/upload/forschung/medienpsychologie/james/2018/Ergebnisbericht_JAMES_2018.pdf) (24.01.2021).

Thiersch, Hans (2012): Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim: Beltz Juventa.

## Quellen

Interview 1: Über Zoom am 30.04.2020. 38:34min. (Stifter 2020)

Fokusgruppe 2: Mit 5 Jugendlichen, am 18.02.2020. 31:26min. (Stifter 2020)

Fokusgruppe 3: Mit 4 Jugendlichen, am 29.02.2020. 13:22min. (Stifter 2020)

## Abkürzungsverzeichnis

DIVSI	Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet
DOJ/AFAJ	Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz/Association faîtière suisse pour l'animation enfance et jeunesse en milieu ouvert
JAMES	Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz
JIM	Jugend, Information, Medien
OKJA	Offene Kinder- und Jugendarbeit

## Über die Autorinnen

### **Lisa Maria Gingl, MA**

[lisa.gingl@gmx.at](mailto:lisa.gingl@gmx.at)

Soziologin & Jugendarbeiterin in der offenen Kinder- und Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren.

Arbeitsschwerpunkte: geschlechterreflektierende Mädchen\* und Burschen\*arbeit, Medienpädagogik, Jugendarbeit im öffentlichen Raum.

Absolventin des Masterstudiengangs Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit am FH Campus Wien.

### **Viktoria Stifter, MA**

[viktoria.stifter@hotmail.com](mailto:viktoria.stifter@hotmail.com)

Sozialarbeiterin, Sexualpädagogin & Jugendarbeiterin in der offenen Kinder- und Jugendarbeit beim Verein JUVIVO.

Arbeitsschwerpunkte: geschlechterreflektierende Mädchen\* und Burschen\*arbeit, Sexualpädagogik, digitale Jugendarbeit, Partizipation.

Absolventin des Studiengangs Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit am FH Campus Wien.

Sandra Jensen:

## **„Wenn sie kein Brot haben, dann sollen sie doch Kuchen essen!“**

**Corona, Schulen und Schulsozialarbeit bzw. Schule und soziale Ungleichheit**

### **Zusammenfassung**

Aufgrund der Covid-19-Pandemie fand Mitte März 2020 die erste österreichweite Schulschließung statt. Es folgte eine herausfordernde Zeit – nicht nur für die SchülerInnen, sondern auch für deren Eltern, für die LehrerInnen und SchulsozialarbeiterInnen. Im Artikel werden Erfahrungen aus der ISOP-Schulsozialarbeit während der pandemiebedingten Maßnahmen und insbesondere der damit verbundenen Schulschließungen aufgezeigt. Beispiele dafür, wie Schulsozialarbeit ihre Arbeitsweise anpassen und die Jugendlichen während den Schulschließungen gut begleiten und viele der Erfahrungen der SchülerInnen mit diesen verarbeiten konnte, werden beschrieben.

Während sich die ersten beiden Kapitel mit Schulsozialarbeit und Pandemie befassen, wird im dritten Kapitel ein Einblick in die Lebensrealitäten der SchülerInnen aus sozial und finanziell schlechter gestellten Familien gegeben. Anschließend werden Rückmeldungen bezüglich der Erfahrungen und Herausforderungen aus dem Lockdown behandelt, um abschließend Einblicke zu geben, wie Schulsozialarbeit das Angebot an die Umstände und Vorgaben angepasst hat.

**Schlagworte:** Schulsozialarbeit, Lockdown, distance learning, Covid-19, Bildungsferne, Bildungsbenachteiligung

### **Abstract**

Due to the Covid-19 pandemic, all schools throughout Austria were closed in mid-March 2020. A challenging time followed – not only for the students but also for their parents, teachers, and school social workers. In the article, experiences from ISOP school social work during the pandemic-related measures and especially the school closures will be presented. School social work was able to adapt its modus operandi and accompany the young people during the school closures and help students process their experiences.

The first two chapters deal with school social work and the pandemic; the third chapter provides insight into the realities of life of students from socially and financially disadvantaged families. Thereafter, reactions regarding the lockdown experiences and challenges will be discussed to conclude with insights into how school social work adapted its practice to the special circumstances and requirements.

**Keywords:** school social work, lockdown, distance learning, covid-19, educationally disadvantaged, educational distance

## 1. Einleitung

Aufgrund der Covid-19-Pandemie schlossen am 16. März 2020 alle Schulen und auf einen Schlag veränderte sich damit auch für die Schulsozialarbeit die Arbeitsweise. Der persönliche Kontakt zu den SchülerInnen war nicht mehr möglich. Die Schulsozialarbeit verlegte ihre Tätigkeiten ins Homeoffice und in die sozialen Medien.

Zugleich hat die Regierung Empfehlungen abgegeben, die mit den Lebensrealitäten der SchülerInnen, vor allem aus sozial und finanziell schlechter gestellten Familien, nicht vereinbar sind. Mangelnde technische Ausrüstung, die bei engem Raum teilweise sowohl mit Geschwistern als auch mit Eltern geteilt werden musste, hat die Teilnahme am *distance learning* unmöglich gemacht. Bildungsferne und -benachteiligung und/oder mangelnde Deutschkenntnisse haben die Situation noch verschärft. Armutsgefährdete Familien haben in diesem Zusammenhang unter den Folgen noch stärker gelitten. In einer Pandemie erwachsen zu werden, bringt zahlreiche Herausforderungen mit sich. Schulsozialarbeit konnte ihre Arbeitsweise anpassen und die Jugendlichen während den Schulschließungen gut begleiten und viele der Erfahrungen der SchülerInnen mit diesen verarbeiten.

## 2. Was ist Schulsozialarbeit?

Bevor darauf eingegangen wird, wie Schulsozialarbeit in der Pandemie ihre Arbeit gestaltet und angepasst hat und trotz der Umstände Zielgruppenarbeit leisten können, soll auf die Definition von Schulsozialarbeit von der AG Schulsozialarbeit bei der *Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit* verwiesen sein. Sie definiert Schulsozialarbeit als „ein dauerhaft an einer Schule integriertes niederschwelliges Unterstützungsangebot [für] Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene“ (OGSA 2018). Schulsozialarbeit kooperiert dafür vor allem mit Lehrkräften und Erziehungsberechtigten und fungiert als Schnittstelle zu den außerschulischen Lebenswelten. Kontinuierliche Beziehungsangebote seitens der Schulsozialarbeit gewährleisten bei Problemstellungen bereits in einem möglichst frühen Stadium Unterstützung (vgl. OGSA 2018).

„Basierend auf den Prinzipien der UN-Kinderrechtskonvention zielt Schulsozialarbeit darauf ab die Lebens-, Bildungs- und Entwicklungsbedingungen und -chancen von Kindern und Jugendlichen zu verbessern. Mit den Methoden der Sozialen Arbeit – dazu zählen Beratung bzw. Einzelfallhilfe, Präventionsarbeit, (Krisen)Intervention, soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesen- und sozialraumorientierte Arbeit inkl. Vernetzung, nach gender- und diversitätssensiblen Ansätzen – setzt sie Angebote im primär-, sekundär- und tertiärpräventiven Bereich.“ (OGSA 2018)

Schulsozialarbeit ist je nach Bundesland unterschiedlich aufgestellt und finanziert. In der Steiermark gibt es seit 2015 in jeder Bildungsregion Schulsozialarbeit, die von Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen umgesetzt wird (vgl. jugendreferat 2021). Die

SchulsozialarbeiterInnen arbeiten in Mittelschulen und Polytechnischen Schulen jeweils nach demselben Konzept des Landes Steiermark, wobei standortbezogene und sozialräumliche Gegebenheiten mitberücksichtigt werden (vgl. FA6 2016). Vereinzelt werden auch Volksschulen betreut, die allerdings vorwiegend von Gemeinden finanziert werden.

Als SchulsozialarbeiterIn ist man viel in der Schule unterwegs, holt Kinder aus Klassen, führt Beratungen durch, ist im regen Austausch mit LehrerInnen, Schulleitungen und allen Personen, die in der Schule arbeiten und lernen. Der persönliche Kontakt spielt dabei eine große Rolle, denn dabei wird Beziehungsarbeit geleistet, welche die Grundlage für die Arbeit als SchulsozialarbeiterIn ist. Täglich findet persönlicher Austausch auf unterschiedlichsten Ebenen in den Schulen statt, die Gespräche und Aktionen leben von der physischen Präsenz und dem Kontakt zu den einzelnen Personen.

Im Folgenden sollen Erfahrungen aus der ISOP-Schulsozialarbeit während der pandemiebedingten Maßnahmen und insbesondere der damit verbundenen Schulschließungen aufgezeigt werden. ISOP – *Innovative Sozialprojekte* – ist eine gemeinnützige Organisation mit Angeboten in der ganzen Steiermark. Diese haben das Ziel, Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer bei der Umsetzung ihrer Pläne für Beruf, Bildung und bei der Klärung sozialer Themen zu begleiten. Ein Projekt von ISOP, in Graz und Obersteiermark Ost durchgeführt, ist Schulsozialarbeit. Die SchulsozialarbeiterInnen der ISOP sind vorwiegend an Mittelschulen, aber auch an Volks- und Polytechnischen Schulen sowie an einer Handelsschule tätig.

### **3. Schule und ISOP-Schulsozialarbeit in der Pandemie**

Am 16. März 2020 wurden alle Schulen im Rahmen der Covid-19-Maßnahmen auf Beschluss der Bundesregierung geschlossen (vgl. BKA 2020). Die SchulsozialarbeiterInnen wechselten somit vom täglichen Schulbetrieb ins Homeoffice. Sie haben kurzfristig von persönlichem Kontakt auf soziale Medien etc. umstellen müssen, um die SchülerInnen weiterhin gut begleiten zu können. *Physical distancing* wurde zur „neuen Normalität“. Zunächst bis Mitte Mai geschlossene Schulen, Lockdown und die Umstellung auf Homeoffice: Dies bedeutete konkret, von einem Tag auf den anderen keine persönlichen Kontakte und Gespräche mit den Kindern und Jugendlichen, Eltern, LehrerInnen und Schulleitungen mehr führen zu können. Vor-Ort-Beratungen, HelferInnen-Konferenzen, Elterngespräche und Vernetzungstermine konnten vorerst nicht stattfinden. Somit konnten viele Kinder, die regelmäßig Kontakt zu den SchulsozialarbeiterInnen hatten, auf dem gewohnten physischen Weg nicht mehr erreicht werden.

Weil Schule als sozialer Ort nicht zur Verfügung stand und *physical distancing* das Gebot der Stunde war, fehlte den Kindern und Jugendlichen nicht nur der persönliche Kontakt zu Gleichaltrigen, sondern auch die Möglichkeit, in der Gruppe etwas zu

unternehmen, neue Menschen kennenzulernen, gemeinsam Ideen zu entwickeln sowie neue Erfahrungen zu machen. Außerdem kann das Beisammensein mit nur der eigenen Familie in einigen Fällen auf Dauer sehr fordern, als einengend empfunden werden oder gar zu sehr schwierigen Situationen führen. Umso wichtiger war es, dass die SchulsozialarbeiterInnen für die SchülerInnen und auch für deren Eltern und Erziehungsberechtigte präsent waren und weiterhin als AnsprechpartnerInnen zur Verfügung standen.

Um den Kindern das Gefühl von Zusammengehörigkeit ein Stück weit zu ermöglichen, kamen ISOP-Schulsozialarbeiterinnen (teilweise gemeinsam mit einem Jugendzentrum) auf die Idee, Online-Gruppenangebote wie Mädchengruppen über die Videoplattformen *Discord* und *Zoom* anzubieten. Bei diesen Terminen war es möglich, miteinander zu reden, online Spiele zu spielen, gemeinsam zu basteln oder sogar zu kochen. Im Rahmen von online sozialen Lernstunden konnte auch auf bereits aufgebaute Kompetenzen zurückgegriffen werden: In einer Volksschule in Graz wird beispielsweise seit Jahren das umfassende Projekt „Mindful classroom“, von ISOP Schulsozialarbeit konzipiert, gemeinsam mit LehrerInnen durchgeführt (vgl. ISOP 2020a). Die Wirkung nach vielen Jahren Workshops zum Thema Achtsamkeit zeigt sich in folgenden Aussagen der SchülerInnen im Rahmen einer sozialen Lernstunde zu den Themen Ethik, Moral und Tugend:

„Das Leben hat mir gelehrt, wenn wir nett zueinander sind, dann können wir uns selbst und auch anderen helfen, dass es uns gut geht – wir können Gemeinsamkeit spüren und das hilft uns in Corona und auch, wenn wir gar nicht im realen Leben zusammen sind.“

„Schule ist irgendwie einfach voll der stressige Ort und wenn wir aber kindness verbreiten, dann kann es uns allen damit besser gehen – weil wenn wir nett sind, dann lernen wir auch, uns gegenseitig zu entspannen und vom Stress wegzukommen.“ (ISOP 2020b)

### 3.1 Politische Rahmenbedingungen

„Wenn sie kein Brot haben, dann sollen sie doch Kuchen essen!“ Dieser fälschlicherweise Marie-Antoinette in den Mund gelegte Satz, ist wohl der/dem einen oder anderen in den Sinn gekommen, als gewisse Empfehlungen im Rahmen der Bekämpfung der Pandemie von verschiedenen Regierungsmitgliedern bei Pressekonferenzen oder in Presseaussendungen zu hören oder zu lesen waren. Im Frühjahr waren in Wien alle Parks geschlossen und der Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka hat empfohlen, dass die Leute stattdessen in ihre Gärten gehen sollten (vgl. Linsinger 2020; Dolna 2020). Auch ein Satz im Elternbrief von Bildungsminister Heinz Faßmann vom 15.11.2020 stieß auf viel Verwunderung und warf Fragen auf, wie sich wohl die Menschen, die im Bildungsministerium arbeiten, die Lebenswelten der SchülerInnen vorstellen (vgl. Waldl 2020). Im Brief war zu lesen: „Versuchen Sie für Ihre Kinder einen

separaten, ruhigen Arbeitsplatz zu schaffen, der diesen für die gesamte Zeit zur Verfügung steht. Lern- und Spielräume sollten wenn möglich getrennt werden.“ (BMBWF 2020: 1)

#### **4. Lebensrealitäten der SchülerInnen aus sozial und finanziell schlechter gestellten Familien**

Faßmanns Empfehlung, den Arbeitsplatz von den Räumen für Spiel und Erholung zu trennen, ist zwar gut gemeint, nur – wie sieht es bei vielen Familien tatsächlich aus?

##### **4.1 Technische Ausrüstung und Computerkenntnisse**

Nur wenige SchülerInnen hatten einen Computer/Laptop zur Verfügung, die meisten mussten ihre Arbeitsaufträge am Handy erledigen (viele davon hatten noch dazu ein kaputtes Display und manchmal zu wenig Speicherplatz für diverse Apps). Dies machte selbst Abschreibübungen zu einer großen Herausforderung, denn in einer Sprache, die viele der SchülerInnen nicht als Muttersprache haben und teilweise erst seit wenigen Jahren kennen (bzw. sprechen können), ist das Erfassen des Wortbildes auf einem Handy mit kaputtem Display beinahe unmöglich. Die Internetverbindung war teilweise entweder sowieso zu schwach oder überlastet.

Viele SchülerInnen waren von der von den LehrerInnen erwarteten Selbstständigkeit überfordert. Auch wurden die Computerkenntnisse der Kinder und Jugendlichen oft überschätzt. E-Mail, das Hochladen von Dateien etc. war vielen SchülerInnen nicht geläufig. Das Zwei-Daumen-System am Smartphone meistern die meisten hervorragend, das Zehnfingersystem allerdings nicht und viele haben entsprechend viel Zeit für eine Aufgabe gebraucht, die am Computer getippt werden sollte. Diese zusätzliche zeitliche Belastung hatten viele LehrerInnen nicht bedacht und daher auch nicht mitberücksichtigt.

##### **4.2 Wohnsituation**

Finanziell schlechter gestellte Familien leben größtenteils in sehr beengten Räumlichkeiten. Viele SchülerInnen haben mehrere Geschwister. Meistens mussten alle Familienmitglieder zugleich zuhause bleiben, konnten sich nicht aus dem Weg gehen und mussten es so schaffen, sich räumlich/zeitlich zu arrangieren. Beispielsweise haben dann SchülerInnen die Strategie gewählt, tagsüber möglichst im Bett zu bleiben (schlafend, dösend), um in der Nacht die Zeit in Ruhe verbringen zu können. In den Fällen, wo es nur einen Computer in der Familie gab, der von allen geteilt werden musste, konnten die Jugendlichen diesen in der Nacht verwenden. Deshalb waren viele Schü-

lerInnen tagsüber kaum zu erreichen und haben in dieser Zeit auch keine Arbeitsaufträge erledigt. Wie auch? Ohne eigenen Arbeitsbereich, mit Geschwistern um sich, manchmal mitten in Familienkonflikten, fehlte ihnen definitiv die Ruhe, um sich auf Arbeitsaufträge der Schule konzentrieren zu können. Auch sind viele SchülerInnen nicht geübt darin, sich bzgl. der Erledigung von Arbeitsaufträgen selbst zu organisieren und unter diesen herausfordernden Bedingungen selbstständig zu arbeiten. Dazu kam oft noch eine angespannte finanzielle Situation der Familien. Einige Eltern wurden durch den Lockdown arbeitslos oder konnten ihren Gelegenheitsjobs nicht nachgehen. Die Existenzängste und der Stress förderten die Konfliktdynamik in den Familien. Schule war naheliegenderweise nicht das vorrangige Thema.

### **4.3 Herausforderungen wegen mangelnder Deutschkenntnisse der Eltern**

Für alle kam der Lockdown sehr plötzlich und die Gefährlichkeit des Corona-Virus war schwer einzuschätzen. In einigen Familien sind die Kinder und Jugendlichen dafür zuständig, den Eltern Informationen weiterzugeben, beispielsweise kommt es oft vor, dass Kinder bei Amtsterminen übersetzen müssen. Aufgrund der sprachlichen Defizite hatten einige Familien zu Beginn des Lockdowns nur wenige Informationen über das Virus oder notwendige Maßnahmen, erst im Laufe der Wochen haben Erwachsene die erst nach und nach entstandenen mehrsprachigen Info-Angebote genutzt. Teilweise gaben Kinder und Jugendliche dann Informationen weiter, die sie unwissentlich aus Fake News bezogen haben, z.B., dass die Intensivstationen bereits überlastet seien, weshalb Menschen sterben würden. Manchmal bezogen Familien ihre Informationen auch aus den jeweiligen Herkunftsländern, in denen die gesundheitliche Versorgung teils sehr viel schlechter und die Todesrate dementsprechend höher war. Hinzu kam die Sorge um Familienmitglieder, die in anderen Ländern medizinisch schlechter versorgt waren.

Eingeprägt hatte sich bei einigen Eltern aus der Familiengeschichte heraus, dass Kinder zuerst sterben. Somit waren viele Eltern in großer Sorge, manche Kinder und Jugendliche durften anfangs nicht einmal das Fenster öffnen oder Müll runterbringen. Nach dem ersten Lockdown haben einige Familien die Möglichkeit genutzt, die Kinder weiterhin zu Hause zu lassen – aus großer Sorge um die Kinder! Dabei hätten ausgerechnet diese Kinder meistens sehr davon profitiert, wieder in der Schule zu sein, um zum Beispiel an den zahlreichen Workshops zur Aufarbeitung der Erlebnisse im Lockdown und auch zum Erkennen von Fake News etc. teilzunehmen. Teils haben Kinder und Jugendliche während des Lockdowns aber auch wenig bis keine Hilfe bei der Erledigung ihrer Aufgaben von den Eltern bekommen können, wegen der sprachlichen Defizite und in manchen Fällen auch wegen Bildungsferne. Bei jenen, die erst kurz in Österreich leben, deren Deutschkenntnisse noch begrenzt sind und die zu

Hause kein Deutsch sprechen, haben LehrerInnen eine Verschlechterung der Sprachkenntnisse wahrgenommen.

#### **4.4 Familiendynamik**

Rund um die Uhr gemeinsam auf engem Raum mit mehreren Personen zu verbringen, teilweise unter Angst und Stress, mit intensivierten Konflikten, die in einigen Fällen auch physische Gewalt zur Folge hatten, war nicht gerade gesundheitsfördernd. Beispielsweise kontaktierte ein Jugendlicher nach einem Polizeieinsatz wegen massiver häuslicher Gewalt und Bedrohungen die Schulsozialarbeit, weil die Familie über weitere mögliche Schritte der Maßnahmen/Unterstützung nicht ausreichend informiert war (aus sprachlichen Gründen – das Kind musste den Polizeieinsatz übersetzen). Die Kinder- und Jugendhilfe hatte wegen der Pandemie-bedingten Maßnahmen ebenfalls ihre Arbeit umstellen müssen, so wie auch andere wichtige Organisationen, was für die erforderliche Unterstützung alles etwas schwieriger machte bzw. zu Verzögerungen geführt hat.

Häusliche Gewalt beschränkt sich natürlich nicht auf den Lockdown, aber die räumliche Enge, die Ängste, der Druck und die fehlende Information über Unterstützungsmöglichkeiten während des Lockdowns haben die Eskalation von Konflikten vorangetrieben. Das Netzwerk an Unterstützung innerhalb der Communities konnte aufgrund des Lockdowns nur bedingt genutzt werden, denn ungestörter telefonischer Kontakt zur Außenwelt war kaum möglich. Mitten drin die Kinder und Jugendlichen, die die Krisensituationen der Familien ‚managen‘ mussten. Bei Gewalt in der Familie kommt der Schule eine besondere Funktion zu. Teils ist die Schule für diese Kinder ein sicherer Ort, teils ist Schule die Institution, die für die Meldungen an das Jugendamt eine entscheidende Rolle spielt (vgl. Houben 2020). Bei Schulschließungen fallen diese wichtigen Aspekte weg.

#### **5. Auswirkung des Lockdowns auf armutsbetroffene SchülerInnen**

Der Professor für Soziologie und empirische Sozialforschung an der Johannes-Kepler-Universität Linz, Johann Bacher, schrieb am 30.03.2020 in seinem Blogartikel *215.500 Kinder leben in Österreich in beengten Wohnungsverhältnissen* (2020) über die Gefährdung armutsbetroffener Kinder und ihres Wohlergehens. Personen in beengten Wohnverhältnissen sind häufig von Armut betroffen und bei diesen kommen weitere Aspekte hinzu, wie in einer von der Armutskonferenz durchgeführten Erhebung betont wird (vgl. Dawid 2020). Nicht nur zählen Armutsbetroffene häufiger zur Risikogruppe aufgrund ihrer tendenziell schlechteren Gesundheit, sondern die notwendige technische Ausrüstung für den Online-Unterricht, vor allem in Mehr-Kind-Familien, war nicht ausreichend (vgl. Dawid 2020: 4). Die Kinder und Jugendlichen, die bereits vor der

Pandemie Defizite aufwiesen – sei es aufgrund zu geringen Einkommens der Eltern, mangelnder Unterstützung bei den Schulaufgaben seitens der Familie oder mangels Inanspruchnahme diverser externer Lernangebote – rutschten nun noch weiter zurück (vgl. ebd.).

Dies bestätigt auch das Ergebnis einer Umfrage der *Volkshilfe Österreich* unter 100 armutsbetroffenen Eltern (vgl. Lichtenberger/Ranftler 2020). Die Voraussetzungen für ein Zusammenleben in der Krise und für das *distance learning* und Homeoffice sind in diesen Familien schlecht: ohne Computer (Handy, Tablet), in schlechten Wohnverhältnissen (überbelegte Wohnungen, finster und laut, von Schimmel befallen etc.), ohne einen ruhigen Arbeitsplatz (von einem eigenen Schreibtisch reden wir hier gar nicht!), ohne Unterstützung bei Homeschooling. Letzteres war häufig dadurch bedingt, dass Eltern keine Möglichkeit zum Homeoffice hatten oder wegen Arbeitslosigkeit und Sorgen um den Arbeitsplatz bzw. Einkommenswegfall andere Prioritäten hatten, als bei den Hausaufgaben der Kinder zu helfen. Fast 70 Prozent der befragten Eltern gaben auch an, ihnen fehle das Wissen, um ihren Kindern beim Homeschooling zu helfen, vor allem wenn Kinder normalerweise spezielle Fördermaßnahmen erhalten hatten (vgl. Ranftler 2020).

## **6. Rückmeldungen und Erfahrungen aus dem Lockdown: Herausforderungen bei Homeoffice und Homeschooling**

### **6.1 LehrerInnen**

Der erste Lockdown war für LehrerInnen, SchülerInnen und Eltern in vielerlei Hinsicht eine enorme Herausforderung. LehrerInnen, SchülerInnen und Eltern sind in Sachen Online-Tools mit einem Crashkurs zwangsbeglückt worden. Die LehrerInnen haben ihren Unterricht umstellen müssen und haben im ersten Lockdown die Aufgaben über gefühlt alle zur Verfügung stehenden Kanäle mitgeteilt. Viele Aufgaben sind den Eltern per Mail geschickt worden – manchmal nur zur Info, manchmal um sie den Kindern weiterzuleiten. Oft wurde allerdings eben dies nicht explizit gemacht, wodurch die SchülerInnen teilweise nie von Aufgaben erfahren haben. Die Bemühungen der LehrerInnen, Unterricht so zu gestalten, dass die Teilnahme auch am Smartphone möglich ist, waren in vielen Schulen deutlich. Bereits gegen Ende des ersten Lockdowns haben viele LehrerInnen und Schulen die Online-Tools auf ein paar wenige reduziert und vorwiegend *MS-Teams* und auch *Schoolfox* genutzt.

In einigen Fällen haben die LehrerInnen sich schwergetan, Eltern der nicht erreichbaren SchülerInnen kontaktieren zu können. Hier konnten Unterstützungssysteme, wie z.B. Schulsozialarbeit, behilflich sein. Über diverse soziale Medien konnten Kontakte zwischen SchülerInnen und Schulen wiederhergestellt werden.

In Zeiten des Homeschoolings und des Fernunterrichts ist zum Teil kein neuer Stoff behandelt worden und es war schwierig bis unmöglich, diesen nachzuholen. Nach Öffnung der Schulen haben die LehrerInnen in den von ISOP-Schulsozialarbeit betreuten Schulen den Fokus trotz allem auf das Bearbeiten der Erfahrungen im Lockdown gelegt und es nicht nur den SchulsozialarbeiterInnen überlassen, diese mit den Kindern und Jugendlichen aufzuarbeiten. Viele haben im Unterricht viel Raum für Erfahrungsaustausch angeboten.

## **6.2 Eltern**

Viele Familien haben die Homeschooling-Zeiten trotz großer Herausforderungen einigermaßen gut überstanden. Manchmal waren Eltern in dem Glauben, dass ihre Kinder alles im Griff hätten, und sind aus dieser Illusion erst mit dem Klingeln des Telefons aufgeweckt worden – es haben viele Gespräche zwischen Eltern und LehrerInnen stattgefunden. Die LehrerInnen haben sich sowohl über das Befinden der Kinder erkundigt als auch nach dem Grund für die Funkstille bzw. versäumte Abgabetermine.

Nicht nur armutsgefährdete Familien haben keinen eigenen Computer (Tablet, Laptop etc.) pro Person (vgl. Dawid 2020: 32). Kinder, Jugendliche und Eltern müssen die Geräte miteinander teilen, was Online-Unterricht/Homeoffice zu bestimmten Zeiten erschwert bzw. unmöglich macht (vgl. Tilp 2020). Beengte Wohnverhältnisse führen allerdings dazu, dass mehrere Personen nebeneinander bzw. am gleichen Tisch an Onlinemeetings teilnehmen und Online-Unterrichtsstunden absolvieren müssen. Erschwert wurde die Situation durch die Überforderung von Eltern durch die Kombination von Homeoffice und Homeschooling (vgl. Bauer 2020). Viele konnten sich die Zeit nur schwer einteilen, um den Kindern zu helfen, die noch nicht so selbstständig waren, dass sie die Aufgaben allein erledigen konnten (vgl. Tilp 2020). Andere Eltern wiederum mussten weiterhin zur Arbeit gehen, z.B. bei systemrelevanten Tätigkeiten, und konnten erst nach der Arbeit bestmöglich versuchen, die Kinder und Jugendlichen zu unterstützen.

## **6.3 Kinder und Jugendliche**

Im ersten Lockdown mussten die SchülerInnen vielfach auf Schatzjagd gehen und Mail, SMS, *WhatsApp*, *Signal*, *MS-Teams*, *Google Classroom*, *Edhu*, *Schoolfox* etc. überprüfen, um herauszufinden, welche Aufgaben sie zu erledigen hatten. Dann war noch auf die vielen Wünsche und Vorgaben der einzelnen LehrerInnen einzugehen, um die erledigten Aufgaben entsprechend zu übermitteln: in einer Mappe ablegen, die nach dem Lockdown abzugeben war, Aufgaben abfotografieren und per Mail oder *Signal* schicken oder vielleicht doch irgendwo bei *MS-Teams* hochladen? Auch wenn viele

Kids in WeltmeisterInnen-Geschwindigkeit am Handy tippen können, war die Computertastatur doch ein fremdes Territorium. Aufgaben am Computer zu erledigen, hat entsprechend mehr Zeit in Anspruch genommen, als von der einen oder anderen LehrerIn geplant bzw. erwartet wurde.

Der erste Lockdown hat sieben Wochen gedauert. Viele Wochen, geprägt von begrenzten Bewegungsmöglichkeiten, Isolation, Sorgen und Angst um geliebte Menschen und bei einigen sogar vom Verlust eines Verwandten, ohne Möglichkeit, ihn/sie noch einmal zu sehen oder sich gemeinsam mit anderen bei einer Beerdigung verabschieden zu können. Um den Kindern und Jugendlichen zu helfen, die Erfahrungen im Lockdown aufzuarbeiten und Gedanken, Sorgen und Erlebnisse einzuordnen und zu bearbeiten, haben die SchulsozialarbeiterInnen altersadäquate und themenspezifische Workshops erarbeitet bzw. Reflexionsräume angeboten und begleitet. Thematisch ging es hier um den Umgang mit Herausforderungen wie Einsamkeit, stundenlangem Sitzen vor dem Computer, beziehungslosen Phasen in Zeiten, wo den Gleichaltrigen besonders große Bedeutung zukommt, das Gefühl von Bedrohung (das Virus nicht einschätzen zu können und Angst davor, eine ältere Person anzustecken und umzubringen) bis hin zum Umgang mit und Erkennen von Fake News.

Dabei sollten auch die positiven Aspekte und Erfahrungen nicht zu kurz kommen: Was habe ich gelernt? Was hat mir in dieser Zeit Kraft gespendet und mir gutgetan? Welches Ding hat mir im Lockdown geholfen? Ein Fokus auf Selbstfürsorge und Achtsamkeit durfte nicht fehlen. Die Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen waren sehr unterschiedlich. Einige haben sich mit Homeschooling, Ausgangssperre und Isolation schwergetan. Andere wiederum berichteten über schöne Spaziergänge mit der Familie, die (soziale) Auszeit bzw. davon, das Allein-Sein genossen zu haben und auch von schulischen Erfolgen.

In der Online-Pressekonferenz des *Netzwerk Kinderrechte Österreich* am 19.11.2020 berichteten SchülerInnen über ihre Erfahrungen und Empfindungen zu Homeschooling und Lockdown (vgl. Netzwerk Kinderrechte 2020). Sie sprachen davon, keinen gewohnten Alltag zu haben bzw. einen Alltag, der sehr wenig Abwechslung anbietet; wie schwer Homeschooling sein kann, auch wenn man ein eigenes Zimmer und einen eigenen Computer o.ä. hat, weil man den ganzen Tag vor dem Bildschirm sitzt und von den vielen Aufgaben etwas überwältigt ist und sich schwertut, sie einzuteilen. Andere berichteten von der Schwierigkeit, keinen eigenen Arbeitsplatz zu haben bzw. den Computer mit Geschwistern (und auch Eltern) teilen zu müssen. Viele fühlten sich einsam, auch wenn einige berichteten, dass eine Pause vom sozialen Leben doch auch etwas Schönes sein kann. Das Gefühl, nichts planen zu können und keine Perspektive für die Zukunft zu haben, empfanden viele Jugendliche. Sie würden lieber in der Schule lernen und auch mit den anderen Kindern spielen.

#### 6.4 Jugendliche, das Projekt „Erwachsen-werden“ und die Pandemie

Politik und Verwaltung waren und sind weiterhin mit großen Herausforderungen konfrontiert. Die gesetzten Maßnahmen, um wirksam gegen die Pandemie vorzugehen, dienten u.a. der Aufrechterhaltung eines funktionierenden Gesundheitssystems mit Fokus auf der physischen Gesundheit (vgl. kija 2020: 1). Die *Kinder- und Jugendanwaltschaften Österreichs* haben sich anlässlich des Internationalen Tages der Kinderrechte mit den Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf Kinder und deren Rechte auseinandergesetzt (vgl. kija 2020). Sie stellen fest, dass die Kinder und Jugendlichen am stärksten unter den Folgen der Krise leiden. Nicht nur fehlen ihnen zum Teil Ressourcen, um mit der Krise umzugehen, sie sind auch dem Stress der Erwachsenen sowie deren Existenzängsten ausgesetzt.

In der Pubertät, die eine ganz wichtige Entwicklungsphase ist, in der die Jugendlichen sich von den Eltern loslösen sollen und die Peers eine größere Rolle spielen, werden die Jugendlichen in den Lockdowns bzw. in Zeiten des *distance learning* rund um die Uhr mit den Eltern eingesperrt. Zusätzlich müssen sie auf die – für sie und ihre Entwicklung sehr wichtigen – sozialen Kontakte verzichten, wie Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Gunda Voigts von der HAW Hamburg betont. Sowohl die Jugendpsychologie als auch die Hirnforschung zeigt, dass es für Jugendliche – und für ein sich komplett umbildendes Gehirn – viel wichtigere Dinge gibt, als es mit angeblich unentbehrlichem Stoff zu füllen. Aus vielen Gründen ist es fatal (vor allem in einer weltweiten Krise), junge Menschen in private Räume zurückzudrängen. „Jugendliche benötigen Menschen, die sie (auch psychisch) unterstützen können. Was Jugendliche in dieser Situation am wenigsten gebrauchen können, dürfte Leistungsdruck durch Homeschooling sein.“ (Voigts 2020)

Nach dem ersten Lockdown haben alle ISOP-SchulsozialarbeiterInnen an den von ihnen betreuten Schulen wahrgenommen, dass die Angebote für die Aufarbeitung der Erfahrungen während des Lockdowns trotz versäumtem Schulstoff Priorität hatten. Nach dem zweiten Lockdown betonte ein Lehrer:

„Ich denke mal, mein Auftrag als Lehrer lautet: ich muss schauen, dass ich mich und meine Schülerinnen und Schüler möglichst gut durch den Lockdown bringe – mental und emotional. Fehlendes Wissen im Sinne von Stoff kann nachgelernt werden. Fehlendes Wissen in Sachen Leben nur schwer ...“ (vgl. ISOP 2020b)

#### 7. Wir sind da!

Um dennoch bestmögliche Unterstützung der Zielgruppen – Kinder und Jugendliche, Eltern bzw. Erziehungsberechtigte, Schulpersonal, VernetzungspartnerInnen – gewährleisten zu können, wurden kreative, innovative Ideen geboren und Kontaktmöglichkeiten geschaffen. Wichtig dabei war es, den Kindern und Jugendlichen das Gefühl zu vermitteln: Wir sind da – auch wenn wir gerade nicht an der Schule sein können.

Zu diesem Zweck wurde auf tägliche Postings über Social-Media-Kanäle, telefonische und SMS-/Signal-Kontakte aber auch diverse andere Aktionen gesetzt, um trotz Lockdown präsent und eine Stütze zu sein. Die Verwendung der Social-Media-Kanäle umfasste vor allem die Nutzung von *Instagram* und *Facebook* aber auch Mädchen-Gruppentreffen über Videoplattformen, um die Kinder und Jugendlichen nicht nur schriftlich und über Gespräche am Telefon zu erreichen, sondern sie auch zu sehen. Die Jugendlichen sind großteils ExpertInnen bei der Nutzung aller möglichen Social-Media-Apps, wobei *Instagram* die Plattform ist, die von den meisten Mädchen und Buben genutzt wird. Durch die Präsenz auf *Instagram* war es schlussendlich auch möglich, mit vielen SchülerInnen in Kontakt zu bleiben und weiterhin Beziehung anzubieten, obwohl dies auf der physischen Ebene nicht möglich war.

Die *Instagram*-Accounts der SchulsozialarbeiterInnen waren vor allem dafür gedacht, eine gewisse Form von Kontakt herzustellen, wenn ein Kind etwas mitteilen oder erzählen wollte – möglichst ungezwungen und auf eine neutrale Art und Weise. Themen, die viele SchülerInnen ansprachen, waren: Unsicherheit, Fragen und Sorgen bezüglich des Corona-Virus, Langeweile aber auch Überforderung hinsichtlich des Homeschooling und persönliche Themen wie Einsamkeit bis hin zu lustigen Anekdoten aus ihrem Leben im Lockdown. Die Mädchen und Buben wurden weiterhin dazu ermutigt, dass alles im Gespräch mit den SchulsozialarbeiterInnen Platz haben darf und soll, um bestmöglich ressourcenorientiert arbeiten zu können und den Fokus nicht nur auf problematische Anliegen zu richten. SchülerInnen, Eltern und Erziehungsberechtigte konnten auch schnell und einfach via Telefon, E-Mail und Nachrichtendienste wie *Signal* mit den SchulsozialarbeiterInnen Verbindung aufnehmen. Die Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme wurden sofort nach Beginn des Homeoffice der SchulsozialarbeiterInnen im März, sowohl auf den Homepages der Schulen wie auch über die Social-Media-Kanäle, geteilt und verbreitet.

Bei Bedarf gab es auch die Möglichkeit von telefonischen Gesprächen, in welchen die SchulsozialarbeiterInnen den Kindern und Erziehungsberechtigten zuhörten und auch ihre Unterstützung anboten. Die Gespräche wurden von den Kindern als entlastend empfunden, es wurden gemeinsam mit der jeweiligen Zielgruppe Lösungswege für unterschiedliche Problematiken erarbeitet und umgesetzt. Die SchulsozialarbeiterInnen überlegten sich darüber hinaus außergewöhnliche Aktionen, die in diversen Postings auf den Social-Media-Kanälen umgesetzt wurden, wie beispielsweise ein Video über *mindfulness* trotz Homeschooling und *social distancing*. Der Blog der ISOP Schulsozialarbeit (ISOP 2021) wurde mit einer Vielzahl an Beiträgen, Materialien, Ideen und mit vielem mehr gefüllt und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

## 8. Ausblicke

Viele ExpertInnen, u.a. Judith Ranftler, die bei der *Volkshilfe* das Projekt „Kinderarmut Abschaffen“ leitet, fordern den Ausbau von Schulsozialarbeit (vgl. Ranftler 2020; BT 2020), da die Schulsozialarbeit als Bindeglied zwischen der Schule und Behörden, Institutionen, Offener Jugendarbeit und diversen Bildungsangeboten – um nur ein paar zu nennen – fungiert. In Einzelgesprächen mit Kindern und Jugendlichen, aber auch mit deren Eltern bzw. Erziehungsverantwortlichen, werden Ressourcen sichtbar, *social skills* werden erweitert und Informationen zur Verfügung gestellt (z.B. über neue/alternative Möglichkeiten für den Bildungsweg). Durch Elternarbeit können Eltern gestärkt und entlastet werden. Sie erfahren, welche Unterstützungsmöglichkeiten sowohl für sie als auch für ihre Kinder gegeben sind.

Welche individuellen und gesellschaftlichen Folgen die Schulschließungen mit sich bringen, wird sich noch zeigen. Das Aussetzen von Schulunterricht und das damit verbundene Homeschooling – ohne durch die Eltern erforderliche Unterstützung – erhöht u.a. die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die nicht sinnerfassend lesen können. Geringere Bildung führt wiederum in einem höheren Ausmaß zu Arbeitslosigkeit und Armutsgefährdung. Ein Kreis, der nur schwer durchbrochen werden kann, vor allem ohne externe Hilfsangebote (vgl. Bock-Schappelwein/Famira-Mühlberger 2020: 2). Schulsozialarbeit ist solch ein wichtiges Angebot – nicht nur, um die Pandemie besser durchstehen zu können.

## Literatur

- Bacher, Johann (2020): 215.500 Kinder leben in Österreich in beengten Wohnungsverhältnissen. A&W blog, 30.03.2020. [www.awblog.at/215-500-kinder-in-beengten-wohnungsverhaeltnissen/](http://www.awblog.at/215-500-kinder-in-beengten-wohnungsverhaeltnissen/) (19.12.2020).
- Bauer, Karin (2020): Lockdown II. Wie schaffe ich Homeoffice und Homeschooling, ohne durchzudrehen? Hilfreiche Tipps gegen den Kollaps daheim. derStandard, 16.11.2020. [www.derstandard.at/story/2000121720468/wie-schaffe-ich-homeoffice-und-homeschooling-ohne-durchzudrehen](http://www.derstandard.at/story/2000121720468/wie-schaffe-ich-homeoffice-und-homeschooling-ohne-durchzudrehen) (20.12.2020).
- BKA – Bundeskanzleramt der Republik Österreich(2020): Beschluss des Nationalen Sicherheitsrates vom 11. März 2020 betreffend Coronavirus. [www.bundeskanzleramt.gv.at/dam/jcr:a595af0e-db a6-4e73-903f-19edc5012702/Beschluss\\_NSR\\_Coronavirus\\_11032020.pdf](http://www.bundeskanzleramt.gv.at/dam/jcr:a595af0e-db a6-4e73-903f-19edc5012702/Beschluss_NSR_Coronavirus_11032020.pdf) (20.12.2020).
- BMBWF – Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2020): Informationen für Eltern und Erziehungsberechtigte (= Beiblatt zu: Faßmann, Heinz: Elternbrief v. 14.11.2020). [www.bundeselternverband.at/component/jdownloads/?task=download.send&id=403&catid=30 &m=0&Itemid=101](http://www.bundeselternverband.at/component/jdownloads/?task=download.send&id=403&catid=30 &m=0&Itemid=101) (03.01.2020).
- Bock-Schappelwein, Julia/Famira-Mühlberger, Ulrike (2020): Ökonomische Folgen von Schulschließungen. WIFO Research Briefs 18/2020, 09.11.2020. [www.wifo.ac.at/wwa/pubid/66599](http://www.wifo.ac.at/wwa/pubid/66599) (20.12.2020).
- BT – Deutscher Bundestag (2020): Experten für Ausbau der Schulsozialarbeit. Familie, Senioren, Frauen und Jugend/Anhörung. Deutscher Bundestag (BT) Presse (hib 1422/2019), 16.12.2019. [www.bundestag.de/presse/hib/673762-673762](http://www.bundestag.de/presse/hib/673762-673762) (06.01.2021).

- Dawid, Evelyn (2020): Armutsbetroffene und die Coronakrise. Eine Erhebung zur sozialen Lage aus der Sicht von Betroffenen. Wien: BMSGPK. [www.armutskonferenz.at/files/armutskonferenz\\_erhebung\\_armutsbetroffene\\_corona-krise\\_2020.pdf](http://www.armutskonferenz.at/files/armutskonferenz_erhebung_armutsbetroffene_corona-krise_2020.pdf) (22.12.2020).
- Dolna, Veronika (2020): Sobotka. „Die Leute müssen hinaus in ihre Gärten.“ Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka über ausgehöhlte Grundrechte und Folgen der Isolation. In: Kleine Zeitung online, 20.03.2020. [www.kleinezeitung.at/international/corona/5787883/Sobotka\\_Die-Leute-muessen-hinaus-in-ihre-Gaerten](http://www.kleinezeitung.at/international/corona/5787883/Sobotka_Die-Leute-muessen-hinaus-in-ihre-Gaerten) (20.12.2020).
- FA6 – A6 Fachabteilung Gesellschaft und Diversität. Land Steiermark (2016): Schulsozialarbeit in der Steiermark. Konzept auf Basis des Positionspapiers Mai 2012. [www.jugendreferat.steiermark.at/cms/dokumente/12415592\\_100092456/d9cac96a/Schulsozialarbeit%20in%20der%20Steiermark%20KONZEPTstand4.9.2016.pdf](http://www.jugendreferat.steiermark.at/cms/dokumente/12415592_100092456/d9cac96a/Schulsozialarbeit%20in%20der%20Steiermark%20KONZEPTstand4.9.2016.pdf) (20.12.2020).
- Houben, Lisa (2020): Kindeswohl in Gefahr. Wenn Zuhause kein sicherer Ort ist. zdfheute. Panorama, 05.04.2020. [www.zdf.de/nachrichten/panorama/corona-krise-kindeswohl-100.html](http://www.zdf.de/nachrichten/panorama/corona-krise-kindeswohl-100.html) (06.01.2021).
- ISOP – Innovative Sozialprojekte (2020a): Schulgesundheitspreis: 2. Platz an ISOP Schulsozialarbeit und VS Graz-Hirten! 02.12.2020. [www.isop-schulsozialarbeit.at/2020/12/schulgesundheitspreis-2-platz-an-isop-schulsozialarbeit-und-vs-graz-hirten](http://www.isop-schulsozialarbeit.at/2020/12/schulgesundheitspreis-2-platz-an-isop-schulsozialarbeit-und-vs-graz-hirten) (19.12.2020).
- ISOP – Innovative Sozialprojekte (2020b): Bewunderung und Dank den Alltagsheld\*innen eines herausfordernden Jahres. 20.12.2020. [www.isop-schulsozialarbeit.at/2020/12/bewunderung-und-dank-den-alltagsheldinnen-eines-herausfordernden-jahres](http://www.isop-schulsozialarbeit.at/2020/12/bewunderung-und-dank-den-alltagsheldinnen-eines-herausfordernden-jahres) (23.02.2021).
- ISOP – Innovative Sozialprojekte (2021): Blog. [www.isop-schulsozialarbeit.at](http://www.isop-schulsozialarbeit.at) (01.03.2021).
- jugendreferat (2021): Schulsozialarbeit in der Steiermark. [www.jugendreferat.steiermark.at/cms/beitrag/12415592/100092456](http://www.jugendreferat.steiermark.at/cms/beitrag/12415592/100092456) (02.02.2021).
- kija – Kinder- und Jugendanwaltschaften (2020): Die Auswirkungen der COVID-19 Pandemie auf Kinder und deren Rechte. Eine kritische Befundaufnahme der Kinder- und Jugendanwaltschaften (kijas) Österreichs anlässlich des Internationalen Tages der Kinderrechte. [www.kija.ktn.gv.at/DE/repos/files/kija/content/Download/News/KiJA\\_AUT\\_Positionspapier\\_Covid19\\_November\\_2020.pdf?exp=860218&fps=a6525c2a161434c092ae2c4375f6c1006199a1fb](http://www.kija.ktn.gv.at/DE/repos/files/kija/content/Download/News/KiJA_AUT_Positionspapier_Covid19_November_2020.pdf?exp=860218&fps=a6525c2a161434c092ae2c4375f6c1006199a1fb) (06.01.2021).
- Lichtenberger, Hanna/Ranftler, Judith (2020): Schule und soziale Ungleichheit: Wer keine reichen Eltern hat, tut sich in der Corona-Zeit schwer. Kontrast, 03.09.2020. [www.kontrast.at/schule-und-soziale-ungleichheit](http://www.kontrast.at/schule-und-soziale-ungleichheit) (08.12.2020).
- Linsinger, Eva (2020): Wolfgang Sobotka: „Teilverstaatlichungen können sinnvoll sein.“ Profil, 04.04.2020. [www.profil.at/oesterreich/wolfgang-sobotka-teilverstaatlichungen-11430776](http://www.profil.at/oesterreich/wolfgang-sobotka-teilverstaatlichungen-11430776) (20.12.2020).
- Netzwerk Kinderrechte (2020): MUND AUF und OHREN AUF! Online-Pressekonferenz des Netzwerk Kinderrechte Österreich (19.11.2020). [www.youtube.com/watch?v=-IsZp83pJr4&app=desktop](https://www.youtube.com/watch?v=-IsZp83pJr4&app=desktop) (20.12.2020).
- OGSA – Österreichische Gesellschaft für Soziale Arbeit (2018): Definition Schulsozialarbeit. [www.ogsa.at/wp-content/uploads/2018/11/2018\\_10\\_24\\_Definition\\_Schulsozialarbeit-OGSA.pdf](http://www.ogsa.at/wp-content/uploads/2018/11/2018_10_24_Definition_Schulsozialarbeit-OGSA.pdf) (09.12.2020).
- Ranftler, Judith (2020): Schulden wegen Homeschooling: Wie arme Familien Corona erleben. Kontrast, 08.07.2020. [www.kontrast.at/corona-homeschooling-probleme](http://www.kontrast.at/corona-homeschooling-probleme) (08.12.2020).
- Tilp, Corinna (2020): ElternWissen in Zeiten von Corona Teil II. AGJ-Fachverband für Prävention und Rehabilitation in der Erzdiözese Freiburg e.V. [www.agj-freiburg.de/images/downloads/KJS/ElternWissen\\_2020\\_Corona\\_II.pdf](http://www.agj-freiburg.de/images/downloads/KJS/ElternWissen_2020_Corona_II.pdf) (19.12.2020).
- Voigts, Gunda (2020): Jugendliche brauchen Freiräume! Gastbeitrag. Arbeitsstelle Eigenständige Jugendpolitik. [www.jugendgerecht.de/eigenstaendige-jugendpolitik/debatten-dialog/jugendliche-brauchen-freiraeume-](http://www.jugendgerecht.de/eigenstaendige-jugendpolitik/debatten-dialog/jugendliche-brauchen-freiraeume-) (23.02.2021).
- Waldl, Magdalena (2020): Arbeiten und lernen zu Hause: Wie gestalten Sie Ihren Arbeitsplatz? Vor allem für Familien erweist sich die Platzfrage im Homeoffice momentan als schwierig. Mitreden.

User-Diskussion. derStandard, 24.11.2020. [www.derstandard.at/story/2000121743828/arbeiten-und-lernen-zu-hause-wie-gestalten-sie-ihren-arbeitsplatz](http://www.derstandard.at/story/2000121743828/arbeiten-und-lernen-zu-hause-wie-gestalten-sie-ihren-arbeitsplatz) (08.12.2020).

## **Über die Autorin**

### **Sandra Jensen**

Sandra.jensen@isop.at

Sandra Jensen ist Sozialarbeiterin, Germanistin und hat einen Master of Social Science of Social Work. Seit 2008 leitet sie die Schulsozialarbeit bei *Innovative Sozialprojekte* (ISOP), lehrt an der Alpen Adria Universität in Klagenfurt und an der FH JOANNEUM Graz und schreibt Bücher zu spielerischer Sprachförderung bei Mehrsprachigkeit sowie Artikel zu Schulsozialarbeit.

Charlotte Sweet & Franz Schiermayr:

## Soziale Arbeit in der Krise: Signs of whose safety?

### Zusammenfassung

Dieser Artikel konstatiert eine umfassende Vertrauenskrise in den aktuellen post-post-modernen, kapitalistischen Gesellschaften. Das fehlende Vertrauen darin, dass Verantwortung geteilt werden kann, wirkt sich auch auf die Soziale Arbeit aus. Der *Signs of Safety*-Ansatz wird verwendet, um zu illustrieren, wie sich im Bereich der behördlichen Familiensozialarbeit eine manualisierte Herangehensweise etabliert, die weder mit ihren eigenen theoretischen Wurzeln noch mit demokratischen und sozialen Grundprinzipien gut vereinbar ist. Der zunehmende Verzicht auf das dritte, politisch-strukturelle Mandat der Sozialen Arbeit zugunsten von systematischem, individualisiertem Case Management wird problematisiert und einer reflektierten, sozial verträglichen Art des radikalen Denkens und Handelns gegenübergestellt. Soziale Arbeit als Ausführende einer wettbewerbsorientierten, kapitalistischen Sozialpolitik am Beispiel des SEN-Modells steht im Kontrast zu einer handlungsfähigen, selbstgestaltenden Sozialen Arbeit, die einen konstruktiven Beitrag zur strukturellen und systemischen sozialen Innovation leisten kann.

**Schlagnworte:** Vertrauen, Krise, Signs of Safety, Soziale Arbeit, Macht, Herrschaft

### Abstract

This article notes a comprehensive crisis of confidence in the current post-postmodern capitalist societies. A general lack of confidence in sharing responsibility is also affecting social work. The “signs-of-safety” approach is used to illustrate how a manualized approach is established in the field of official family social work that is not well compatible with its own theoretical roots or with basic democratic and social principles. The increasing tacit omission of the third, political-structural mandate of social work in favor of systematic, individualized case management is problematized and confronted with a reflected, socially acceptable way of thinking and acting. Social work as the executor of a competitive capitalist social policy, using the example of the SEN model, is contrasted with an actionable, constructive social work that can make a viable contribution to structural and systemic social innovation.

**Keywords:** Trust, Crisis, Signs of Safety, Social Work, Power, Authority

## 1. Die Krise – Praktiker\*innen am Scheidepunkt zwischen Systematik und Systemik

Lange schon ist bekannt, dass sich die professionelle Soziale Arbeit in einem potentiell riskanten Spannungsfeld bewegt; gleich drei verschiedene Mandate lasten laut globaler Definition auf ihren Professionist\*innen:

“Social work is a practice-based profession and an academic discipline that promotes social change and development, social cohesion, and the empowerment and liberation of people. Principles of social justice, human rights, collective responsibility and respect for diversities are central to social work. Underpinned by theories of social work, social sciences, humanities and indigenous knowledges, social work engages people and structures to address life challenges and enhance wellbeing.” (Internationaler Verband der Sozialarbeiter 2014)

Demnach sollen Sozialarbeitende ständig im Interesse von Klient\*innen, im Interesse des öffentlichen und behördlichen Rechtsrahmens und im politischen Sinne aktiv sein. Ist das nicht ein bisschen viel verlangt für eine Berufsgruppe, die weder großzügig remuneriert noch mit gebührendem Sozialprestige bedacht wird? Darüber hinaus – ist es denn überhaupt möglich, alle diese Mandate gleichzeitig wahrzunehmen?

Während die Sozialarbeitenden der 1968er Generation ihr politisches Mandat mit großem Elan zu verfolgen schienen – dementsprechend gab es Bewegungen wie Radical Social Work (vgl. Hearn 1982) – so ernüchtern die Reaktionen der aktuell Auszubildenden in diesem Zusammenhang. Verständlich, da sie in ihrer Funktion als „case manager“ einer staatlich subventionierten Trägerorganisation kaum die Möglichkeit sehen, politisch aktiv zu sein, es sei denn, sie exponieren sich in bedrohlicher Weise. Wer seine Klient\*innen möglichst schnell und effektiv zu mehr „compliance“ bewegen soll, der/dem stellt sich zurecht die Frage, ob das radikale Abklopfen der gültigen Regulative überhaupt Aufgabe der Sozialen Arbeit sein kann?

In diesem Artikel möchten wir die Problematik anhand eines momentan sehr populären Ansatzes betrachten. *Signs of Safety* oder ‚SEN (Sicherheit Entwickeln)‘ im deutschsprachigen Raum soll strukturierte Instrumente zur Gefährdungs- und Risikoerschätzung, zur Konkretisierung nächster Schritte bis hin zur Entwicklung von „Sicherheitsplänen“ zur Verfügung stellen (vgl. Roessler 2012: 37; Roessler/Gaiswinkler/Hurch 2015: 17-20). Der Ansatz nimmt seinen Anfang in Steve de Shazer und Insoo Kim Bergs lösungsfokussierter Kurztherapie. Die beiden arbeiteten systemtheoretisch im Bereich der therapeutischen Ambulanzen. Mit ihrem damals sehr innovativen Ansatz wollten sie in den 1990ern die Vorannahmen hintanhalten, die Patient\*innen oft daran hinderten, ihre eigenen Sinnvorstellungen und Erzählweisen zur Neuorientierung zu nutzen. Nicht Therapeut\*innen sollten vorgeben, wo die Defizite liegen und wie sie bearbeitet werden müssen, sondern sie sollten als Begleiter\*innen mit lösungsorientierter, unvoreingenommener Haltung fungieren, um kurzfristig und einfach konstruktive Schritte zu setzen (vgl. de Shazer 2002: 20-28).

Ist diese besondere und freiheitsorientierte Haltung in der angewandten Methodik der *Signs of Safety* nach wie vor erkennbar? Ist sie im unfreiwilligen Kontext der bereits konstatierten Kindeswohlgefährdung überhaupt möglich? Wessen ‚Sicherheit‘ wird hauptsächlich bearbeitet?

## **2. Im Dschungel der Systeme – Handle so, dass die Möglichkeiten mehr werden**

Die systemtheoretische Grundlage des lösungsfokussierten Therapieansatzes wurde von Steve de Shazer auf den Punkt gebracht, als er Therapeut\*innen zu einer Haltung ermutigte, die sie\*ihn befähigt aus der zweiten Reihe zu führen („to lead from one step behind“; Cantwell/Holmes 1994: 20). Diese Idee der Führung aus einer untergeordneten Position oder einer Nebenrolle heraus entspricht dem Grundkonzept der Luhmannschen Systemtheorie, welche die Autopoiese (den Prozess des andauernden Sich-selbst-Erzeugens eines Systems; vgl. Maturana/Varela 1987: 50) und somit die operationale Geschlossenheit sozialer Systeme erkennt. Soziale Systeme sind nur offen für Kommunikation und Information, dadurch können sie in einer Weise gestört werden, die sie zur Neuorganisation bewegt (vgl. Luhmann, 2006: 92-100). Keinesfalls aber ist berechenbar, wie sich die Systeme neu organisieren werden – das einzige Ziel therapeutischer Intervention kann somit sein, zu stören und Perspektiven zu eröffnen, die neue Möglichkeiten erschließen. Wie Klient\*innen mit diesen Möglichkeiten umgehen, ist aber nicht steuerbar. Darüber hinaus müssen Therapeut\*innen sich selbst als eingebettet in multiple Systeme betrachten, was bedeutet, dass sie keine übergeordnete, allwissende, objektiv-beurteilende Haltung einnehmen können.

Betrachten wir nun die Umsetzung lösungsfokussierter Therapieformen im behördlichen, unfreiwilligen Kontext, dann fällt auf, dass die Modelle einen rezeptartigen Charakter aufweisen. An die Stelle der traditionellen Theorien, die Sozialarbeiter\*innen eigenverantwortlich zur Bearbeitung der Fälle heranziehen, tritt ein systematisierter Ablauf samt vereinheitlichtem Dokumentationszwang. Die lösungsorientierte Haltung der Berater\*innen scheint überlagert von der Verpflichtung, auf eine gewisse Weise vorgehen zu müssen. Wo Steve de Shazer die Komplexität der Situation erhöhen wollte, um Klient\*innen mehr Auswahl zu geben, wird hier Komplexitätsreduktion betrieben und Eindeutigkeit hergestellt, bevor Klient\*innen selbst aktiv mit Perspektiven experimentieren konnten. Das systemische Aushandeln neuer Möglichkeiten wird ersetzt durch Kontextvorgaben. Individualisierte, komplexe Problemlagen werden reduziert auf das, was die offiziellen Stellen als „non-compliance“ verorten. In der Extremform auf den Punkt gebracht, könnte man hier von herrschaftlicher Begrenzungsmacht im Kleid von Lösungsorientierung sprechen.

Die lösungsfokussierte Kurztherapie geht grundsätzlich induktiv an Problemlösungen heran. Klient\*innen und Therapeut\*innen betrachten die komplexe, problembehaftete Situation und schaffen Raum für die Identifizierung von Problemlagen und Möglichkeiten der Lösung. Beide induzieren aus der Beobachtung Hypothesen und wägen sie dann gegeneinander ab, um handlungsfähig zu werden. Im behördlichen Kontext wird jedoch zunehmend mit einer manualisierten Umsetzungsform gearbeitet. Einem Manual zu folgen, ist per definitionem eine deduktive Vorgehensweise. Diese Art der Umsetzung ist für die lösungsfokussierte Kurztherapie grundsätzlich nicht vorgesehen, da sie der lösungsorientierten Haltung der Therapeut\*innen entgegenläuft.

Es stellt sich also die Frage, wessen Sicherheitsbedürfnis eigentlich der Fokus dieser manualisierten Herangehensweise gilt? Ist es tatsächlich das Sicherheitsbedürfnis der gefährdeten Kinder und Jugendlichen, oder aber das Sicherheits- und Ordnungsbedürfnis der Staatsgewalt, welches bei der umfassenden Implementierung der *Signs of Safety*-Programme im Zentrum des Ablaufes steht?

### **3. Familien im Dschungel des sozio-ökonomischen Wettbewerbs**

Die Kindeswohlgefährdung ist ein soziales Konstrukt, genau wie psychiatrische Diagnosen, Gesetzestexte, die Menschenrechte, etc. Da soziale Konstrukte mangels Überprüfbarkeit im positivistisch-wissenschaftlichen Sinne notgedrungen ihre dogmatischen Anteile haben, sind sie nebst ihrer sehr brauchbaren Innovationskraft auch mit Vorsicht zu genießen. Was heute in vielen Kontexten ein strafrechtliches Delikt darstellt (z.B. eine Ohrfeige), war vor wenigen Jahrzehnten noch eine pädagogische Empfehlung (die gesunde Watschn) oder auch zwischen Ehepartner und Ehepartnerin durchaus akzeptabel (wenn auch nicht umgekehrt). An der Tatsache, dass körperliche und psychische Gewalt sich manifestieren, hat sich nichts geändert, aber die Gesellschaft bewertet die Manifestation von Aggression anders bzw. massiver. Aus diesem genaueren Hinsehen im zwischenmenschlichen Bereich hat sich auch das Konzept der Kindeswohlgefährdung entwickelt. Einerseits werden so die grundlegenden Menschenrechte von Minderjährigen gewahrt, andererseits dem Staat aber auch Möglichkeiten geboten, das Privatleben von Familien gründlicher zu regulieren und über sie zu herrschen.

#### **3.1 Wettbewerbsorientierte Selbstdisziplin – Foucault's Governmentality**

Das gesteigerte Schutzbedürfnis entspricht unserem westlichen Fortschrittsdenken, während sich der übergriffige Herrschaftsanspruch auf das Privatleben schleichend vollzieht und scheinbar oft unbemerkt bleibt, bis er einen persönlich trifft (etwa durch die Arbeit im Homeoffice und die damit verbundenen Pflichten und Ansprüche im pri-

vaten Raum). Dabei ist die Beobachtung, dass neoliberale, an der freien Marktwirtschaft orientierte Herrschaftssysteme insbesondere über die Sozialpolitik individualisierte und auch ideologisch gefügte, wettbewerbsorientierte „Konsument\*innen“ produzieren, nicht neu, sondern wurde bereits in den 1970er Jahren von Michel Foucault unter dem Stichwort „Biopolitics“ analysiert:

“Government must not form a counterpoint or a screen, as it were, between society and economic processes. It has to intervene on society as such, in its fabric and depth. Basically, it has to intervene on society so that competitive mechanisms can play a regulatory role at every moment and every point in society and by intervening in this way its objective will become possible, that is to say, a general regulation of society by the market.” (Foucault 1979: 145)

Foucault beschreibt hier, wie sogenannte wirtschaftsliberale Herrschaftsmechanismen notwendigerweise auf soziale Herrschaft abzielen, da sie keine Gegenposition zu den ökonomischen Effekten des Marktes einnehmen können. Auf diese Weise verlagern sich Herrschaftsansprüche ins persönliche, private, soziale Miteinander, welches zunehmend reguliert werden soll, damit kein Widerstand gegen die Wettbewerbslogik des Marktes entsteht. Somit ist es auch nicht verwunderlich, dass zunehmend soziale Gefährdungskonstrukte entstehen, welche aus dem sozialen Wettbewerb abzuleiten sind – die unterschiedlichen Möglichkeiten von Menschen mit unterschiedlichem „sozio-ökonomischem Status“ führen zu moralischen Abwägungen hinsichtlich genügender Ausstattung. Gemeint sind damit also z.B. ausreichende soziale Kompetenzen, marktrelevante Bildungsabschlüsse, gesellschaftlich akzeptierte, internalisierte Verhaltensnormen sowie selbstmotivierte Leistungsorientierung. Das Konzept der „Kindeswohlgefährdung“ ist ein illustratives Beispiel für diese umfangreichen Ansprüche. Wie aber sieht es mit dem als innovativ und durch Kommunikation auf Augenhöhe angepriesenen *Signs of Safety*-Ansatz aus? Ist er geeignet, um Kinder und Familien sozial zu stärken?

### 3.2 SEN – Das herrschaftliche Spiel mit Ambivalenzen

Das SEN-Modell ist ein *Signs of Safety*-Ansatz, welcher in Österreich in den letzten zehn Jahren zunehmend in der behördlichen Kinder- und Jugendhilfe Anwendung findet bzw. von privaten Kinder- und Jugendhilfeträgern umgesetzt wird. In Österreich wurden mit dem *Signs of Safety*-Ansatz im Jahr 2009 erste Erfahrungen in der Kinder- und Jugendhilfe in Niederösterreich gesammelt und dieser sukzessive auch auf andere Bundesländer wie z.B. Wien und Oberösterreich ausgeweitet (vgl. Roessler 2012: 40). In der Beschreibung des Ansatzes als Praxismodell wird vor allem der erprobte Umgang mit Ambivalenzen von Hilfe und Kontrolle hervorgehoben und als Modell dargestellt, in dem diese Ambivalenzen Berücksichtigung finden können und nicht zwangsläufig in Eindeutigkeit verwandelt werden müssen (vgl. Roessler/Gaiswinkler

2012: 224). Die Intention der österreichischen Version dieses Ansatzes scheint allerdings durchaus ein Interesse zu bekunden, Kriterien anzulegen, welche aufgrund des institutionellen Kinderschutzauftrages als „objektive Vorgabe“ und weniger als Möglichkeit, Ambivalenzen auszuhandeln, erscheinen. Es lassen sich in der genaueren Betrachtung des österreichischen SEN-Ansatzes einige grundsätzliche Ambivalenzen identifizieren, welche nachfolgend diskutiert werden sollen.

Die Ursprünge des Ansatzes werden im systemisch lösungsfokussierten Fokus des *Brief Family Therapy Center* (BFTC) verortet (vgl. de Shazer 2002). Andrew Turnell und Steve Edwards entwickelten das Vorgehen in Kooperation mit Praktiker\*innen der behördlichen Kinder- und Jugendhilfe in Australien und publizierten diese manualisierte Vorgehensweise Ende der 1990iger Jahre (vgl. Turnell/Edwards 1999). Wie stellen sich nun die angesprochenen Grundlagen des systemisch lösungsfokussierten Ansatzes dar? Das BFTC vertrat die Vorstellung, dass es ein Irrtum der Psychologie sei, zwischen Problem und Lösung einen Zusammenhang zu vermuten – man könne im Gegenteil davon ausgehen, dass das Sprechen über Lösungen schneller und spielerischer zu Veränderungen führt als das Thematisieren von Problemen. In dieser Haltung werden Ressourcen, welche zur Veränderung nötig erscheinen, bei den Beteiligten vorausgesetzt und im Gespräch wird eine Erwartung von Veränderung entwickelt. Grundsätzlich war die Unterstützung mit dem Ziel schnellstmöglicher Beendigung der Beratung/Therapie angelegt (vgl. von Schlippe/Schweitzer 2012: 55-58). Als Voraussetzung für eine konsequente Anwendung dieser Lösungsfokussierung beschreibt de Shazer die Notwendigkeit, „Passung“ (de Shazer, 2002: 103) zu entwickeln. Dabei bestand für die Therapeut\*innen des BFTC in Milwaukee die Freiheit, sich von „Besuchern“ lediglich besuchen zu lassen, sich von „Klagenden“ ihre Beschwerden anzuhören und bei „Kunden“ (de Shazer, 2002: 102) darauf vertrauen, dass sie die von den Therapeut\*innen gestellte Aufgaben auch ausführen (vgl. de Shazer, 2002: 102-109).

Sozialarbeit kann diese Freiheit vielfach nicht für sich in Anspruch nehmen, da sie aufgrund der oben beschriebenen Mandate mehreren Auftraggeber\*innen entsprechen muss. Dies führt zu unterschiedlichen Spannungsfeldern, die nachfolgend dargestellt werden. Die Auswahl der möglichen Spannungsfelder ist am Fokus dieses Artikels – *Signs of Safety* – orientiert.

### 3.2.1 Hilfe und Kontrolle

Im Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle ist die erste Ambivalenz des SEN-Ansatzes angelegt. Der Kinderschutz als Exekutivorgan wird meist dann tätig, wenn die verantwortlichen Erziehungsberechtigten diesen nicht ausreichend gewährleisten können. In den überwiegenden Fällen geschieht dies nicht freiwillig, sondern aufgrund von Gefährdungsmeldungen. Eine ‚klassische‘ Aufgabe der Sozialarbeit besteht darin, in die-

sen sogenannten Zwangskontexten mit den Beteiligten ein konstruktives Arbeitsbündnis zu entwickeln. Dazu wurden in der Vergangenheit umfangreiche Haltungen und methodische Zugänge publiziert und in den Ausbildungen zur Sozialarbeit vermittelt, welche die wesentlichen Grundlagen für „Veränderungsinterventionen“ schaffen sollten (vgl. z.B. Conen 2002, 2005, 2011; Conen/Cecchin 2007). Insbesondere systemtheoretische Zugänge schenken dem Überweisungskontext, den Anliegen der Betroffenen und der Klärung von Aufträgen hohe Aufmerksamkeit. Das Ziel dabei ist, mit allen Beteiligten einen Kontrakt für die weitere Zusammenarbeit zu schließen. Dieser Kontrakt stellt die Grundlage für die anschließende Arbeit an Zielen bzw. Veränderungen dar. Ungeklärt erscheint demgegenüber im methodischen Kernstück des SEN-Ansatzes – dem Mapping –, inwieweit dieser Auftrag bzw. Kontrakt entwickelt wurde. In der Beschreibung, was in diesem Mapping untersucht werden soll, bleibt ungeklärt, wie eine Einigung über Ziele, Veränderungen erreicht werden kann (vgl. Roessler/Gaiswinkler 2012: 232). Werden die Ziele und Veränderungen im *Signs of Safety* gleichberechtigt ausgehandelt oder bekommen jene Ziele Vorrang, welche von der machtvolleren Partei der Verhandlung eingebracht werden?

### 3.2.2 Macht und Ohnmacht

Es zeigt sich also ein weiteres Spannungsfeld – die Ambivalenz von Macht und Ohnmacht. Kinderschutz scheint eine unwidersprochene Gemeinschaftsaufgabe zu sein, allerdings nur in Bezug auf ‚verantwortungslose‘ Eltern. Wäre es auch eine Kindeswohlgefährdung, wenn Kinder ohne ausreichende Unterstützung durch die Erziehungsberechtigten zu Hause beschult würden und dadurch in Gefahr kommen, keinen Schulabschluss zu erreichen? Vor zwei Jahren wäre dieser Gefährdung wohl behördlich nachgegangen worden. Wie sieht es im Jahr 2020 aus? Durch Verordnungen von Ministerien werden Kinder aufgefordert, nicht zur Schule zu gehen, selbst wenn keine ausreichende Unterstützung oder Ausstattung im Elternhaus zur Verfügung steht. Kindeswohlgefährdung bei „Schulverweigerung“ ist scheinbar im Jahr 2020 aufgehoben oder ausgesetzt. Oder wurde Mobbing im Schulalltag als Kindeswohlgefährdung betrachtet und die Schule als ‚Gefährderin‘ zur Verantwortung gezogen?

Inwieweit können also Eltern bzw. Familien Einfluss auf die Definition von Gefährdung bzw. die Definition notwendiger Veränderungen nehmen? Im SEN-Modell wird ein Aushandlungsprozess von Sorgen und Zielen der Veränderung angesprochen, an welchem alle Beteiligten mittels verschiedener Techniken teilnehmen. Allerdings ist in einer Situation, in der eine staatlich legitimierte Behörde ausgestattet mit Sanktionsmöglichkeiten Ziele aushandelt und deren Messbarkeit konkretisiert, nicht von ausgeglichenen Machtverhältnissen auszugehen, worauf auch schon Herwig-Lempp (2007) deutlich hinweist. Aus der Sicht von Foucault (1994) lässt sich das Verhältnis von behördlicher (und zum Teil auch privater) Kinder- und Jugendhilfe und von

Kinderschutzthemen betroffener Familien nicht nur als Machtverhältnis beschreiben, sondern vielmehr als Herrschaftszustand. Darin sind die sozialen Kräfteverhältnisse institutionell stabilisiert und die Reversibilität ist stark eingeschränkt, also die Ungleichheit von Einfluss hat sich kristallisiert. In solchen Herrschaftsbeziehungen sind alternative Handlungsmöglichkeiten und Freiheitsspielräume stark eingeschränkt, und es hat sich eine dauerhafte Asymmetrie etabliert (vgl. Foucault 1994: 160f). Dieser Effekt kann auch noch Verstärkung erfahren, wenn der Fokus überwiegend auf einer individualisierten Ressourcenorientierung liegt. Im systemisch lösungsfokussierten Ansatz des BFTC stellt die konsequente Ressourcenorientierung eine wesentliche Grundlage im therapeutischen Vorgehen dar (vgl. Steiner/Berg 2005: 16). Diese Ressourcenorientierung nimmt an, dass alle Fähigkeiten bzw. Möglichkeiten zur Veränderung oder Lösung des Problems schon in den Familienmitgliedern angelegt sind und lediglich zugänglich gemacht werden müssen. Eben diese Überzeugung stellt offensichtlich auch ein Instrument der Machtausübung bzw. Festschreibung von Machtverhältnissen dar. Werden Problemlagen lediglich auf einer mikrosozialen Ebene, also die der Individuen oder maximal der Familien identifiziert und beschränkt sich auch die Lösungsorientierung auf diese Ebene, so erfolgt damit auch eine individualisierte Problemzuschreibung an die Familienmitglieder.

Der ‚attraktive‘ lösungsfokussierte Ansatz fördert also eine individualisierte Lösungsorientierung und somit auch – als nicht aktualisierte Seite der Unterscheidung – eine individualisierte Problemzuschreibung. Da Individuen allerdings nicht isoliert von ihrer Umwelt und den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten existieren, dient die Tendenz des Ausblendens dieses Umstandes im SEN-Modell möglicherweise der Vermeidung der sozialarbeiterisch notwendigen Herrschaftsreflexion. Ressourcen lassen sich als Kapital verstehen, allerdings im Sinne von Pierre Bourdieu, welcher den marxischen Kapitalbegriff deutlich erweitert bzw. differenziert. Es wird zwar als grundlegendes Kapital von ihm nach wie vor ökonomisches Kapital bezeichnet, jedoch entscheidend erweitert durch die Beschreibung von sozialem und kulturellem Kapital. Der Zugang zu diesen Kapitalformen und die Verteilung dieser Kapitalaspekte stellt für ihn einen zentralen Machtfaktor dar (vgl. Sagebiel/Pankhofer 2015: 91-95). Diese Ressourcen bzw. dieses Kapital stehen nicht gleich verteilt zur Verfügung. Soziales Kapital beruht auf der Zugehörigkeit zu Gruppen und Netzwerken, Kulturkapital bezieht sich auf den Prozess der Sozialisation in Familie und Schule. Daher können sich Lösungen nur im jeweils zur Verfügung stehenden Kapitalrahmen bewegen, wenn sich die Reflexion der Möglichkeiten auf diesen Rahmen beschränkt. Die Soziale Arbeit mit ihrem Anspruch, für sozialen Ausgleich einzutreten, ist also insbesondere im Ansatz von *Signs of Safety* aufgefordert, diesen Lösungsraum für die Betroffenen zu erweitern. Nicht nur die vorhandenen Ressourcen sollten die Möglichkeiten bestimmen, sondern auch jene, welche auf Basis der Menschenrechte eigentlich vorhanden sein sollten.

Keddell (2014) stellt in ihrer Arbeit zum *Signs of Safety*-Ansatz fest, dass die vorgeschlagenen Praktiken ein großes Potential für die Reaktion auf Risiken auf der Mikroebene bieten. Allerdings gehen diese Praktiken aus ihrer Sicht in keiner Weise auf strukturelle Faktoren ein, welche zur Entwicklung von Risiken beitragen. Die ‚ermächtigenden Praktiken‘ des Ansatzes werden von einem neoliberalen Umfeld kolonialisiert und dazu verwendet, die vielfältigen Erscheinungen von Diskriminierung, Ausgrenzung und Armut als Quellen von Familienproblemen zu verschleiern. Zudem verbirgt der Ansatz die eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten von Sozialarbeiter\*innen, die durch ihre jeweiligen organisatorischen und finanziellen Begrenzungen begründet sind. Daher können Praktiken, welche lediglich auf der Mikroebene wirksam werden, auch als Alibi Praktiken bezeichnet werden, selbst wenn sie von den betroffenen Klient\*innen vielfach als hilfreich beschrieben werden (vgl. Keddell 2014: 76). Es scheint also im SEN-Modell eine gewisse Sensibilität für das sogenannte doppelte Mandat der Sozialarbeit vorzuliegen, welches allerdings relativ rasch einem ‚objektiven‘ Kinderschutz bzw. Risikoeinschätzung zum Opfer fällt. Völlig ausgeblendet wird das Mandat der Sozialarbeit, für Klient\*innen auf den Rechts- und Verwaltungsrahmen Einfluss zu nehmen. Es könnte sogar angenommen werden, dass die Vorgehensweise und die damit einhergehende ‚Beruhigung‘ von oftmals aufgebrachten Klient\*innen in solchen Zwangskontexten besonders geeignet ist, bestehende Machtverhältnisse weiter zu festigen, also Herrschaft auszubauen.

### **3.2.3 Verhandlung und Anleitung**

Die Ambivalenz zwischen Verhandlung und Anleitung drückt sich wesentlich in der Beherrschung der Sprache aus. Soziale Arbeit bedient sich in ihrer Methodik überwiegend sprachlicher Formen und Verhandlung wurde schon von Lüssi (1992: 404f.) als Handlungsart der Sozialarbeit beschrieben. Auch im SEN-Ansatz wird neben verschiedensten Techniken der Visualisierung überwiegend mit Hilfe von Sprache interveniert. Dabei wird darauf hingewiesen, möglichst in der Sprache der Klient\*innen zu kommunizieren und sich klar und transparent auszudrücken (vgl. Roessler et al. 2012: 238). In einem systemtheoretischen Verständnis von Kommunikation stellt diese keinen Übertragungsvorgang von Information dar, sondern ein Informationsangebot, das durch Empfänger\*innen zur Mitteilung wird und als solche verstanden werden kann. Der Inhalt der Mitteilung ist also in erster Linie von den Verstehensmöglichkeiten und der Kontextinterpretation der Empfänger\*innen abhängig (vgl. Luhmann 1987: 203f.). Insbesondere in Krisensituationen – und Kindeswohlgefährdung kann sicherlich als eine Krisensituation betrachtet werden – herrscht der Wunsch vor, dass Klarheit und Eindeutigkeit hergestellt wird. Dieser Wunsch betrifft insbesondere auch die Kommunikationsprozesse in diesem Kontext. Ein Sozialarbeiter der privaten Kinder- und Jugendhilfe brachte dies deutlich zum Ausdruck, indem er im Zusammenhang mit dem

SEN-Modell sagte: „Endlich sprechen wir alle die gleiche Sprache!“ Kommunikationstheoretisch ist wohl nicht davon auszugehen, emotional entspricht es aber vermutlich den Bedürfnissen der Mitarbeiter\*innen der Kinder- und Jugendhilfe. Selbst wenn, wie im SEN-Ansatz beschrieben (vgl. Roessler et al. 2012: 238), versucht wird, sich an die Sprache der Betroffenen anzunähern, bleibt ein Unterschied in der Interpretation des Gesagten und gleichzeitig liegt die Definitionsmacht bei der Sozialarbeit.

Schon Habermas (1995) versuchte in seiner Theorie kommunikativen Handelns einen „herrschaftsfreien Diskurs“ darzustellen, welcher geprägt sein sollte von der Gleichberechtigung aller Kommunikationspartner\*innen, der egalitären Äußerungsmöglichkeiten aller und der Bereitschaft der Anerkennung des Zwangs des besseren Arguments. Dieser Ansatz wurde allerdings vielfach kritisiert, da er verschiedene Problematiken wie sozioökonomische Verhältnisse, Bildung, sozialen Status sowie Problematiken der Intersektionalität ausblendet (vgl. Kappe/Künkel 2020: 81f.). Die Sehnsucht nach Eindeutigkeit, sei es in der Sprache, in der Beschreibung sicherer Verhaltensweisen oder der Einigung auf Ziele, ist sicherlich auch Ausdruck einer Verunsicherung auf Seiten der Mitarbeiter\*innen der Kinder- und Jugendhilfe.

Klarheit und Eindeutigkeit scheint sowohl bei den behördlichen Auftraggeber\*innen, als auch bei den Sozialarbeiter\*innen das Mittel der Wahl darzustellen, die beschriebenen Spannungsfelder auszugleichen oder gar zu überwinden. Aber ist der lösungsorientierte Ansatz des BFTC in Milwaukee nicht erst entstanden, als die Gruppe um Steve de Shazer sich von der Idee verabschiedete, eindeutige Interventionsstrategien zu entwickeln, und sich neugierig den spontanen Veränderungen während der Therapiesitzungen zuwandten? Stellt also der Versuch, Eindeutigkeiten in einer vieldeutigen Welt zu erzeugen und die Unterschiedlichkeiten möglichst klar in Kategorien oder Kästchen einzuordnen, eine Gefahr dar? Führt der Versuch, maximale Eindeutigkeit herzustellen, eher dazu, Vielfalt und damit auch kreative Lösungen für verfahrenere Familiensysteme zu verdrängen (vgl. Bauer 2018: 81)? Könnte es für die Sozialarbeit und ihre Nutzer\*innen nicht bereichernder sein, Vielfalt, Mehrdeutigkeit und Ambiguitätstoleranz zu fördern, um den im SEN-Modell angestrebten konstruktiven Lösungen im Sinne des lösungsfokussierten Vorgehens auch Raum zu geben? Eine derartige Ambiguitätstoleranz müsste allerdings auch Ausdruck in einem manualisierten Vorgehen finden, oder vielmehr aus den Begrenzungen von Manualen und Techniken heraustreten. Kinderschutzarbeit benötigt daher Prozesse, welche die Perspektiven und Möglichkeiten von Familien erweitern und sie auffordern und befähigen, die eigenen Angelegenheiten auch selbst in die Hand zu nehmen.

### **3.2.4 Gemeinsam verantworten**

Offen erscheint noch das Thema Verantwortung, denn gerade die Zuschreibung von Verantwortung provoziert ein hohes Maß an Aktivität bei allen Beteiligten. Allerdings

fokussiert diese Aktivität oftmals nicht primär die Veränderung eines erkannten Risikos, sondern eher die persönliche Absicherung der Beteiligten. So meint Turnell (2012), dass Kinderschutz scheinbar paradox agiert, indem die Sicherheit von Behörden und Sozialarbeiter\*innen bedeutender wird, als eine Abwendung der Gefährdung des Kindes (vgl. Turnell 2012: 25f.). Um eben in solchen Situationen Sicherheit zu entwickeln, werden von Fachkräften im Bereich Kinderschutz gerne Checklisten, Manuale oder Inventare wie z.B. das Eltern-Belastungs-Screening zur Kindeswohlgefährdung herangezogen. Das zentrale Anliegen der Fachkräfte ist dabei wohl, nicht zur Verantwortung gezogen zu werden. In unserer aktuellen hoch komplexen Welt und Gesellschaft greift ein nach wie vor überwiegend individuell verstandener Verantwortungsbegriff zu kurz. Aus diesem Grund soll hier auch von Systemverantwortung gesprochen werden. Damit sind nicht Personen oder Organisationen als Träger\*innen von Verantwortung und die Zurechenbarkeit von Handlungsfolgen gemeint, sondern der Begriff Verantwortung wird erweitert durch Regelverantwortung, die sich auf die strukturellen Bedingungen und Möglichkeiten von Verantwortung unter komplexen Bedingungen bezieht (vgl. Wilhelms 2017: 521f.). Um Autonomie und Selbstkontrolle bzw. Selbstbeschränkungen gleichzeitig denken zu können, schlägt Wilke vor, in vielgestaltige Diskurse einzutreten bzw. systemische Diskurse (vgl. 1993: 138f.) zu installieren. Die Möglichkeit, in Kontakt und in Verhandlung zu treten, diese mitzugestalten und die Zeit für Diskurs zwischen allen Beteiligten zur Verfügung zu haben, könnte staatliche Steuerung entlasten und eine mögliche Antwort Sozialer Arbeit auf die Komplexität und Herausforderungen post-postmoderner Gesellschaft sein.

Lässt sich also die vom BFTC entwickelte, freiheitsorientierte und autonomiefördernde Haltung auch im Kontext von Kindeswohlgefährdung und der Umsetzung des SEN-Modells erkennen? Auf die Fachkräfte in diesem Arbeitsfeld scheint diese Haltung jedenfalls eine starke Anziehungskraft auszuüben, wie die systematische Einführung und Umsetzung des Modells illustriert. Allerdings werden die Spannungsfelder und ihre Ambivalenzen in der systematischen Ausrollung des Modells scheinbar ausgeblendet. Konsequenterweise entspricht dies wohl eher den beschriebenen Herrschaftsansprüchen des Staates und weniger den individuellen und autonomen Interessen der betroffenen Familien. Ist also diese Haltung und die damit verbundene Methodik in einem Zwangskontext bei schon festgestellter Kindeswohlgefährdung auch umsetzbar?

Der Ansatz verfolgt, sofern die zur Verfügung stehenden Darstellungen der Umsetzung entsprechen, eine eher deduktive Vorgehensweise. Es werden Risiken erhoben und schlussendlich Sicherheitspläne erstellt (vgl. Roessler et al. 2012: 247). Eine systemisch-lösungsorientierte Herangehensweise würde einen induktiven Zugang wählen. Sie würde den Familien Möglichkeiten zur Verfügung stellen, um mit den oft langjährigen Disziplinierungsversuchen und Anpassungsanforderungen in einer eigenständigen und kreativen, der Funktionsweise der Familien angemessenen Art und

Weise umzugehen. Dies fordert allerdings von den professionell Tätigen, sich nicht auf die Aufträge der behördlichen Vertreter\*innen der Staatsmacht zu beschränken, sondern vielmehr sich der Mandate der Sozialen Arbeit bewusst zu werden und diese reflektiert anzuwenden. Professionist\*innen müssten sich am Beginn einer möglichen Hilfeleistung in einer komplexitätserweiternden Form den Bedürfnissen der Betroffenen annähern, ohne mögliche Lösungen durch manualisierte Abläufe zu beschränken.

#### **4. Wem vertrauen? – *Crisis of Confidence*, nicht nur in der Sozialen Arbeit**

Wie Foucault 1979 in einer Vorlesung beschrieb, entsteht die Gefahr für das soziale Miteinander aus der Spaltung der neoliberalen Gesellschaft sozusagen in individualisierte Einzelunternehmer\*innen, die ihre Zielsetzungen angetrieben vom profitorientierten Gedanken ‚Was habe ich davon?‘ auswählen (vgl. Foucault 2010: 144). Dass sich daraus eine massive soziale Vertrauenskrise entwickelt, ist leicht abzusehen. Nun stecken wir mitten in einer politischen Entwicklung, in der Verantwortung wie eine heiße Kartoffel herumgereicht wird und die ‚Gefährdung‘ der Gesellschaft immer beim ‚Anderen‘ verortet wird – was wiederum bedingt, dass ständig neue Konstruktionen des ‚Anderen‘ auftauchen, damit die Sündenböcke nicht ausgehen. Das Konzept der Kindeswohlgefährdung spaltet die Gesellschaft in gute und schlechte Familien. ‚Gute‘ Familien verbreiten geradezu Kindeswohl, ‚schlechte‘ Familien gefährden es und brauchen Regulierung durch die staatliche Gewalt. Auffällig ist dabei, dass diese Unterstützung nicht strukturell, sondern pädagogisch angeboten wird, d.h. Familien bekommen keinen sozioökonomischen Boost, sondern werden gezwungen, ihre ‚Einstellungen‘ zum Leben zu ändern, und im Prozess damit weiter abgewertet.

Welchen Beitrag leistet nun die Soziale Arbeit, diese Spaltung zu unterstützen oder gar voranzutreiben? Am Beispiel des SEN-Modells und seiner Implementierung sollte dargestellt werden, dass sich die Profession zwar bemüht und engagiert, auf der Mikroebene Unterstützung und Entlastung zu bieten. Allerdings scheint gerade dieses Bemühen dazu beizutragen, dass auf struktureller Ebene Ausgrenzungs- und Diskriminierungstendenzen festgeschrieben oder gar verstärkt werden. Soll Soziale Arbeit nicht eher dazu beitragen, „allzu selbstverständliche Argumentationen wieder komplexer zu gestalten, um neue Denkansätze zu ermöglichen“ (Claessens/Tyradellis 1997: 24)?

Das SEN-Modell weist auf Haltungen und Techniken hin, welche in der Sozialen Arbeit schon seit vielen Jahren zur Anwendung kommen und integraler Teil der Curricula der Ausbildung sind. Durch die vorgeschlagene Manualisierung und die beschriebenen Abläufe könnte dieses Vorgehen allerdings eher einen Rückschritt in der theoretischen und methodischen Entwicklung der Sozialarbeit bedeuten. Die vorgesehene Komplexitätsreduktion im Programm mag für die unmittelbar Betroffenen durchaus einen kurzfristigen Vorteil in solchen belastenden Situationen bieten und soll auch nicht

in Frage gestellt werden. Allerdings erscheint eine verpflichtende Implementierung des Modells, ohne auf strukturelle Problemlagen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe Rücksicht zu nehmen, eher als eine Verhärtung von Herrschaftsansprüchen im Rahmen des staatlichen Kinderschutzes. Wenn private Kinder- und Jugendhilfeträger 80 Prozent ihrer Zeit in direktem Klient\*innenkontakt stehen sollen und gleichzeitig zehn oder mehr Familien betreuen, wie können sie Reflexion und Austausch gewährleisten, welche in der Entwicklung kreativer Lösungen grundlegend sind? Wie können Sozialarbeiter\*innen Kontakt und Beziehung gestalten, um die Voraussetzung für eine gelingende Auftragsklärung zu schaffen, wenn Manuale und ihre damit einhergehenden zusätzlichen Dokumentationsverpflichtungen die Zeit für diesen Kontakt zusätzlich verringert?

Möglicherweise sollte Sozialarbeit das SEN-Modell als Anregung betrachten, im Sinne der Vorgehensweise von Steve de Shazer und seiner Kolleg\*innen im BFTC ihre eigene Arbeit gemeinsam aus verschiedenen Perspektiven zu reflektieren und weiterzuentwickeln. Derzeit scheint sich Soziale Arbeit überwiegend an den Aufträgen der Politik und Verwaltung zu orientieren und selbstverständlich der Aufforderung nach Effizienz und Selbstoptimierung nachzukommen, um den offenbar schon internalisierten Herrschaftsansprüchen zu entsprechen.

Die Krise äußert sich in der Selbstbeschränkung der Sozialarbeit, lediglich auf jene Mandate zurückzugreifen, welche im herrschenden System einfach umsetzbar erscheinen bzw. vom System ermöglicht werden. Die Fähigkeit der Sozialen Arbeit, sich gestaltend in gesellschaftliche Strukturen und Abläufe einzubringen und die einschränkenden, spaltenden Tendenzen zu kommunizieren, scheinen zunehmend in den Hintergrund zu rücken. Offenbar vergisst Sozialarbeit nebenbei auf ihre grundlegenden Ideen wie die Selbstbestimmungsrechte der Klient\*innen bzw. überlässt sie paradoxerweise den Exekutivorganen die Verantwortung für diese Selbstbestimmung – und somit manövriert sie sich in eine professionelle Sinnkrise. Der zunehmende Verzicht auf das Hinterfragen geschlossener Deutungs- und Regulierungssysteme, das Auslassen der sozial verträglich umgesetzten, aber per definitionem notwendigen, hinterfragenden Radikalität Sozialer Arbeit verwandelt sie selbst in ein Exekutivinstrument.

Anstatt ständig den sozialen Druck zu erhöhen, dürften unsere Gesellschaftssysteme sich eigentlich mehr von der Fokussierung der Gemeinsamkeiten bei allen ihren angelegten Unterschieden erhoffen.

Auch Bauer attestiert: „Es ist aber auch nicht einfach, einen Zustand der Ambiguität aufrechtzuerhalten, weil Menschen ihrer Natur nach nur beschränkt ambiguitätstolerant sind und eher danach streben, einen Zustand der Eindeutigkeit herzustellen, als Vieldeutigkeit auf Dauer zu ertragen.“ (2018: 16) Es scheint die allgemeine Annahme zu sein, dass Gefährdung, sofern sie einmal identifiziert worden ist, auch in

Zukunft weiterhin bestehen wird. Dies stellt eine Abkehr von der grundsätzlichen Unschuldsvermutung dar, die auch in unseren demokratischen Rechtssystemen ein tragendes Prinzip für Gerechtigkeit und Fairness ist. Eigentlich sollten wir grundsätzlich niemanden für eine Tendenz behördlich maßregeln oder bestrafen, sondern nur für gegen das Gesetz verstoßende Handlungen, die ein freies Gericht feststellt. In der sozialpädagogischen Praxis reicht oft aber die Vermutung einer Kindeswohlgefährdung, um die Behörden präventiv aktiv werden zu lassen – und in weiterer Folge reicht dieses Einschreiten in der Vergangenheit, um ein zukünftiges Einschreiten zu rechtfertigen. Daher plädieren wir in diesem Artikel für die systemische Handlungsfähigkeit der Sozialarbeitenden und der Klient\*innen, welche nicht von vornherein systematisch eingeschränkt werden sollen. Jede Systematik sollte grundsätzlich Verhandlungsspielräume in Bezug auf ihre eigene Logik eingebaut haben, um in ihrer Struktur dynamisch zu bleiben. Für einzelne Sozialarbeitende muss die Möglichkeit erhalten bleiben, ihr Ermessen über die systematische Struktur hinaus zum Ausdruck und im einzelnen Fall auch zur Anwendung zu bringen. Durch die Fortführung dieses Dialogs erhalten sich demokratische Strukturen und das soziale Miteinander in der Gesellschaft. Es muss möglich bleiben oder wieder möglich werden, eine ‚verträglich radikale‘ Haltung einzunehmen, welche uns gemeinsam befähigt, am Grundgerüst der Strukturen kontinuierliche Aufbauarbeit zu leisten. Dieser andauernde system- und strukturkritische soziale Dialog an allen Stellen stellt die eigentlichen *Signs of safety* dar – wenn Menschen sich ohne Druck und Angst äußern und effektiv einbringen können, dann bietet eine Gesellschaft ihren Mitmenschen Sicherheit.

## Literatur

- Bauer, Thomas (2018): Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Ditzingen: Reclam.
- Cantwell, Peter/Holmes, Sophie (1994): Social Construction. A paradigm shift for systemic therapy and training. In: The Australian and New Zealand Journal of Family Therapy, Jahrgang 15/1, S. 17–26.
- Claessens, Dieter/Tyradellis, Daniel (1997): Konkrete Soziologie. Eine verständliche Einführung in soziologisches Denken. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Conen, Marie Luise (2002): Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden. Aufsuchende Familientherapie. Heidelberg: Carl-Auer Systeme Verlag.
- Conen, Marie Luise. (2005): Zwangskontexte konstruktiv nutzen – Psychotherapie und Beratung bei „hoffnungslosen“ Klienten. Psychotherapie im Dialog, Jahrgang 5/2, S. 166–169.
- Conen, Marie Luise (2011): Ungehorsam: eine Überlebensstrategie. Professionelle Helfer zwischen Realität und Qualität. Heidelberg: Carl-Auer Systeme Verlag.
- Conen, Marie Luise/ Ceccin, Gianfranco (2007): Wie kann ich Ihnen helfen mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung in Zwangskontexten. Heidelberg: Carl-Auer Systeme Verlag.
- de Shazer, Steve (2002): Der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen in der Kurzzeittherapie. Heidelberg: Carl-Auer Systeme Verlag.

- Internationaler Verband der Sozialarbeiter (2014): Global Definition of Social Work. <https://www.ifsw.org/global-definition-of-social-work/> (29.12.2020).
- Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow, Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Beltz Athenäum, S. 243–261.
- Foucault, Michel (2010): 14 February 1979. In: Senellart, Michel (Hg.): The Birth of Biopolitics. Lectures at the Collège de France 1978–1979. New York: Palgrave Macmillan, S. 129–157.
- Habermas, Jürgen (1995): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hearn, Jeff (1982): Radical Social Work – Contradictions, Limitations and Political Possibilities. *Critical Social Policy*, Jahrgang 2/4, S. 19–34.
- Herwig-Lempp, Johannes (2007): Machtbewusstseinerweiterung für SozialarbeiterInnen. <http://www.herwig-lempp.de/daten/veroeffentlichungen/0704MachtbewusstJHL.pdf> (29.12.2020).
- Kappe, Alexander/Künkel, Roger (2020): Dialog – Diskurs – Palabre. In: *Inter Cultural Philosophy. Journal for Philosophy in its Cultural Context*. Nr.1, S. 79–101.
- Keddell, Emily (2014): Theorising the signs of safety approach to child protection social work: Positioning, codes and power. In: *Children and Youth Services Review*, Jahrgang 47, S. 70–77.
- Lüssi, Peter (1992): Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern: Verlag Paul Haupt.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, Niklas (2006): Operative Geschlossenheit. In: Baecker, Dirk (Hg.): Einführung in die Systemtheorie. Heidelberg: Carl-Auer, S.91–100.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. München: Goldmann Verlag.
- Roessler, Marianne (2012): Der Signs of Safety-Ansatz – ein stärken- und ressourcenbasierter Ansatz für Kinderschutz und Gefährdungsabklärung. In: *Sozialarbeit in Österreich*, Nr. 3, S. 37–41.
- Roessler, Marianne/Gaiswinkler, Wolfgang (2012): Der Signs of Safety-Ansatz. Ambivalenzmanagement, Praxis und Praxisforschung in der Jugendwohlfahrt. In: Brandstetter, Manuela/ Schmid, Tom/Vyslouzil, Monika (Hg.): *Community Studies aus der Sozialen Arbeit*. Wien: LIT Verlag, S. 223-265.
- Roessler, Marianne/Gaiswinkler, Wolfgang/Hurch, Nepomuk (2015): Von Falllandkarten und Sicherheitswerkzeugen. Gefährdungseinschätzung als Bestandteil des Sicherheitsplanungsprozesses nach dem SEN-Modell. In: *Sozialarbeit in Österreich*, Nr. 2, S. 17–21.
- Sagebiel, Juliane/Pankhofer, Sabine (2015): Soziale Arbeit und Machttheorien. Reflexionen und Handlungsansätze. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Steiner, Therese/Berg, Insoo Kim (2005): Handbuch Lösungsorientiertes Arbeiten mit Kindern. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Turnell, Andrew/Edwards, Steve (1999): Signs of safety. A solution and safety oriented approach to child protection. New York: Norton.
- Turnell, Andrew (2012): The Signs of Safety. Comprehensive Briefing Paper. <http://www.signsofsafety.net/products-page/booklet/signs-of-safety-briefing-paper>. April 2012, Version 2.1 (2012) (29.12.2020).
- von Schlippe, Arist/Schweitzer, Jochen (2012): Lehrbuch der systemischen Beratung und Therapie I. Das Grundlagenwissen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wilhelms, Günter (2017): Systemverantwortung. In: Heidbrink, Ludger/Langbehn, Claus/Loh, Janina (Hg.): *Handbuch Verantwortung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 501–524.
- Willke, Helmut (1993): Systemtheorie entwickelter Gesellschaften. Dynamik und Riskanz moderner gesellschaftlicher Selbstorganisation. Weinheim: Juventa.

## Über die Autor\_innen



### **FH-Assistenzprof. Charlotte Sweet MA, MA**

charlotte.sweet@fh-linz.at

Kulturwissenschaftlerin, Linguistin, Assistenzprofessorin an der Fachhochschule Oberösterreich, Studiengang Soziale Arbeit in Linz



### **Franz Schiermayr, MSc**

franz.schiermayr@fh-linz.at

Sozialarbeiter, Systemischer Familientherapeut, Kinder- und Jugendtherapeut, Supervisor und Erlebnispädagoge, Professur für Praxis an der Fachhochschule Oberösterreich, Studiengang Soziale Arbeit in Linz.

Elisabeth Weber-Schigutt:

## **Peers4You – Krisenintervention durch studentische Peer-Beratung an der FH St. Pölten**

**Erfahrungsbericht über die Entwicklung und Wirkungen des Projekts**

### **Zusammenfassung**

Im Jahr 2017 wurde im Rahmen eines Projektes an der Fachhochschule St. Pölten ein Peer-System – ein studentisches, kollegiales Unterstützungssystem bei psychosozialen Problemstellungen und Krisen – entwickelt. 2019 konnte das Angebot der Peer-Beratung sich bereits in der Praxis bewähren. Während der Coronapandemie mit Fernlehre und gesamtgesellschaftlichen sowie individuellen Krisen war das System mit zusätzlichen bzw. andersgearteten Bedürfnissen und Herausforderungen konfrontiert, auf die vonseiten der Peers rasch und bedürfnisorientiert reagiert wurde.

In meinem Beitrag werde ich die Entwicklung und fachlichen Hintergründe des Peer-Systems aus meiner persönlichen Sicht beleuchten. Aufgrund der bisherigen Erfahrungen möchte ich die positiven Effekte des Systems auf das Miteinander an der Fachhochschule, direkte Fälle der Einzelbetreuung, die weiteren Potenziale sowie zukünftige Herausforderungen und Ideen darstellen. Einbezogen werden dazu auch die Erfahrungen, Wünsche und Pläne aktuell handelnder Personen.

**Schlagworte:** kollegiale Unterstützung, Krisenintervention, Peer-Projekt, Peer-System, Prävention, Sozialarbeit

### **Abstract**

In 2017, a student peer support system was developed as part of a project at the St. Pölten University of Applied Sciences. In 2019, the support system could already prove its value in practice. During the corona pandemic with distance learning and social and individual crises, the peer programme was confronted with additional needs and challenges, to which the peers reacted quickly and in a needs-oriented manner.

In my article, I will illustrate the development and the professional background of the peer support system according to my personal experiences. Apart from the particular cases of peer support and counselling, I would like to show the positive effects

of the system regarding cooperation at the university and further potentials of the project, and future challenges and ideas. For this purpose, the currently acting persons' experiences, wishes, and intentions will also be included.

**Keywords:** collegial support, crisis intervention, peer project, peer support system, prevention, social work

## 1. Einleitung

Im Jahr 2017 wurde an der Fachhochschule St. Pölten ein Projekt gestartet, um ein studentisches, kollegiales Unterstützungssystem bei psychosozialen Problemstellungen und Krisen zu etablieren. Die Idee war, ein Team aus engagierten, speziell geschulten Studierenden – Peers – zu etablieren, die für ihre Kolleg\*innen niederschwellig bei Anliegen und Problemen zur Verfügung stehen und oft aufgrund eigener, vergleichbarer Erfahrungen und Problemlagen gut wissen, was gebraucht wird. Ein Peer-System – wie in Einsatzorganisationen seit vielen Jahren erfolgreich üblich – sollte entstehen.

Als Dozentin des Departments Soziale Arbeit und aufgrund meiner Erfahrungen im Bereich der mobilen Krisenintervention wurde ich angesprochen, an der Entwicklung eines studentischen Peer-Systems mitzuarbeiten und das Projekt in fachlicher Hinsicht zu begleiten. Das Projekt, dem später der Name *Peers4You* gegeben wurde, blickt inzwischen auf gut zwei Jahre aktiver Tätigkeit zurück. In meinem Beitrag möchte ich über die Entwicklung, die Herausforderungen und Erfahrungen berichten.

## 2. Die Peer-Idee

Bei Peer-Systemen, wie sie seit vielen Jahren in Einsatzorganisationen wie z.B. Rettung oder Feuerwehr üblich sind, geht es um die Unterstützung von bei einem Einsatz belasteten Einsatzkräften durch speziell geschulte Peers. Die Peers sind jeweils erfahrene und am belastenden Einsatz nicht beteiligte, gleichrangige Kolleg\*innen. Peer-Betreuung erfolgt nach den Grundsätzen des von Jeffrey T. Mitchell (2002) entwickelten „Critical Incident Stressmanagement“ mit standardisierten Methoden und Settings. Die entwickelten Interventionen in Einzel-, Gruppen- und Großgruppensettings sind speziell auf die Bedürfnisse von Personen abgestimmt, die belastende Einsätze erlebt haben. Sie zielen darauf ab, psychische Belastungen und Stress besser bewältigen zu können und so in der Folge das Risiko von traumatischem Stress und dessen Folgen sowie die dadurch bedingte Dropout-Rate zu senken. Es handelt sich um nicht-professionelle, präventive Kolleg\*innenhilfe. Im Bedarfsfall und bei bestimmten Interventionen (z.B. beim Debriefing, also der Einsatznachbesprechung im Gruppensetting) können organisationsinterne oder -externe psychosoziale Fachkräfte hinzugezogen werden. Die Unterstützung erfolgt auf freiwilliger Basis und ist vertraulich (vgl. Mitchell/Everyly 2002; Mitchell/Everyly 2005).

Für Christoph Redelsteiner (Leiter des FH-Masterstudiengangs Soziale Arbeit, FH St. Pölten), der das Peer-System aus den USA zu den Rettungsorganisationen nach Österreich gebracht hat, stellt sich die Peer-Idee dort folgendermaßen dar:

„Der Begriff Peer bedeutet im englischen im engeren Wortsinn ‚sichtbar‘ sein und wird für Personen die z.B. der gleichen Altersgruppe oder der gleichen Berufsgruppe zugehörig sind verwendet oder bezeichnet Menschen, die eine vergleichbare Problemlage in ihrem Leben bewältigen müssen.“ (Redelsteiner/Worlicek/Binder-Krieglstein/Dörner 2021: 57)

Peers im Rettungswesen erhalten demnach eine Grundausbildung in kollegialer Unterstützung, erlernen wesentliche Aspekte der Gesprächsführung auch für kollegiale Krisensituationen und Einschätzungsmethoden für diese Situationen. Sie begleiten rasch, unmittelbar und niederschwellig, auch durch telefonischen Support oder kollegiale Gespräche. Nach Redelsteiner sind sie jene, „die einfach da sind, wenn es einen raschen und einfachen Zugang braucht, ein ‚Ohr‘ leihen und auch aus eigener Erfahrung die Lebenswelt des Betroffenen gut kennen und verstehen“ (vgl. Redelsteiner/Worlicek/Binder-Krieglstein/Dörner 2021: 57).

Die erste Idee und Initiative, ein Peer-System an der FH St. Pölten zu etablieren, kam von Martin Hochreiter in seiner Funktion im Krisenmanagement der FH St. Pölten. Er hatte beobachtet, dass es häufig psychosoziale Probleme waren, die zu den ihm bekannten Krisenfällen führten. In diesen Fällen wurden in der Vergangenheit regelmäßig Dozent\*innen des Departments Soziale Arbeit mit psychosozialer Beratungskompetenz zur Unterstützung hinzugezogen. Aufgrund seiner eigenen Erfahrungen mit dem Peer-System und Stressverarbeitung nach belastenden Einsätzen im Rettungswesen, kam Hochreiter auf die Idee, dass die Fachhochschule die eigenen Ressourcen nutzen und die Expertise von Fachpersonal und Studierenden der Sozialen Arbeit einbeziehen könnte, um ein studentisches Peer-System Studiengangsübergreifend aufzubauen. Dadurch könnte bei verschiedensten Problemstellungen rund um den Alltag von Studierenden der Fachhochschule St. Pölten kollegial, frühzeitig und niederschwellig unterstützt werden, bevor aufgrund größerer Problemlagen ein Bedarf nach professioneller Unterstützung oder schwerere Krisen entstehen. Seine Idee war, dass man dieses System auch in der Lehre und Forschung nutzen und weitere Erkenntnisse daraus ziehen könnte (vgl. IV 1).

Mit dieser Idee wandte sich Hochreiter im Jahr 2016 an die Geschäftsführung und an das Department Soziale Arbeit und stieß so den Entstehungsprozess des Projektes an. Die Geschäftsführung unterstützte das Vorhaben von Beginn an sehr.

### **3. Die Peer-Projekt-Entwicklung**

Im Sommersemester 2017 bildete sich, initiiert vom Krisenmanagement der FH St. Pölten, eine Expert\*innen-Gruppe, die sich zunächst aus Lehrenden und Forschenden des Departments Soziale Arbeit zusammensetzte und später durch Personen aus anderen Departments (Wirtschaft, Technik, Gesundheit) erweitert wurde. Diese Kick-Off-Gruppe bereitete die Vorgehensweise und die Möglichkeiten eines Rollouts für eine

studentischen Peer-Beratung vor. Es wurde ein Peer-System nach dem Vorbild der Peer-Systeme in Einsatzorganisationen angestrebt.

Das Projekt startete mit Informationsveranstaltungen für alle Studierenden im Dezember 2017 und im Jänner 2018. Weiters wurde in dieser Phase zur Teilnahme an Fokusgruppen für die Bedarfserhebung und die Erhebung von Interessen und Wünschen der Studierenden zu Zielen, Inhalten und Rahmenbedingungen für ein Peer-System eingeladen. Ab Februar 2018 wurden für das Projektentwicklungsteam acht studentische Assistent\*innenstellen mit Studierenden aus den Studiengängen Soziale Arbeit, Gesundheit, Medienmanagement und Medientechnik besetzt. Federführend in der Planungs- und Konzeptionsphase war die Soziale Arbeit, was sich später im Normalbetrieb veränderte, sodass sich wie geplant ein fachübergreifendes Team etablieren konnte.

Die Sicht und das Angebot der *Österreichischen Hochschülerschaft* (ÖH) wurde durch die Mitarbeit einer langjährigen ÖH-Vertreterin im Projektteam miteinbezogen, so dass mögliche Überschneidungen und Vernetzungsmöglichkeiten zwischen dem Peer-System und der ÖH bzw. der Studiengangs- und Jahrgangsvertretungen mit einfließen konnten. Der gesamte Prozess wurde und wird organisatorisch, fachlich in psychosozialer Hinsicht und sozialwissenschaftlich von hauptberuflichen Mitarbeiter\*innen der FH St. Pölten begleitet.

### **3.1 Vorüberlegungen und Ziele**

Es wurde die Hypothese vertreten, dass regelmäßig ganz unterschiedliche Problemstellungen im Studierendenalltag auftauchen, für die es derzeit kein geeignetes Unterstützungsangebot. Das Bedürfnis und die Nachfrage, sich um Rat und Unterstützung an Kolleg\*innen zu wenden, besteht allerdings. Die Peer-Unterstützung kann zu einem Zeitpunkt erfolgen, an dem die Schwelle, sich an Lehrende, Studiengangsleitung oder gar professionelle Beratung zu wenden, noch nicht erreicht ist. Ein Potenzial dieser Unterstützung ist, dass Studierende bei Krisen rechtzeitig begleitet werden, um früher Schritte gegen Abbrüche, psychosomatische Krankheitssymptome oder ähnliches zu setzen.

Das Projekt sollte interdisziplinär alle Departments miteinschließen. Ziel war auch, eine neue Art der Kollegialität, Offenheit und des Zusammenhalts in der Fachhochschule zu kultivieren, sich mehr miteinander auszutauschen und soziale Skills und Verantwortlichkeit füreinander als grundlegende Merkmale der Ausbildung an der FH St. Pölten zu etablieren. Diese Skills werden zunehmend auch in der Wirtschaft und auf dem Arbeitsmarkt nachgefragt und wären ein wesentliches zusätzliches Qualitätsmerkmal für unseren Ausbildungsstandort.

Das Peer-Team sollte eine Multiplikator\*innengruppe mit der Grundhaltung von Unterstützung und Zusammenhalt darstellen. Im Rahmen der Vorüberlegungen wurden auch zusätzliche Möglichkeiten der externen und FH-internen interdisziplinären Zusammenarbeit bei der Etablierung, Durchführung, Weiterentwicklung und Evaluierung des Systems diskutiert, die in das Konzept einfließen.

### **3.2 Erhebung der Angebote von Beratung und Peer-Support im Bildungsbereich**

In einem ersten Schritt wurde eruiert, welche Formen der kollegialen studentischen Unterstützung für welche Problemstellungen an der FH St. Pölten bereits vorhanden waren. Es gab etwa bereits ein System der „Incoming Buddies“ im International Office, ebenso für Studienanfänger\*innen im Department Gesundheit. Mit bestimmten Problemstellungen können sich Studierende regelmäßig an die ÖH oder die Jahrgangsvertreter\*innen wenden. Für andere Probleme, die durch diese Angebote nicht abgedeckt werden, fehlte allerdings eine niederschwellige Anlaufstelle. Das Krisenmanagement als hauptberufliches Angebot der FH erfährt oft erst von Problemen, wenn diese schon eskaliert sind. Externe niederschwellige, präventive Angebote für diese Zielgruppe fehlen – zumindest regional im St. Pöltner Raum.

Die Erhebungen der Projektgruppe über Erfahrungen und Literatur zum Thema Peer-Beratung im Allgemeinen und im Bildungs- und Hochschulbereich im Besonderen ergab, dass es in Österreich derzeit Peer-Systeme im Schulbereich gibt, bei denen speziell geschulte Mitschüler\*innen – vorwiegend im Bereich der Konfliktregelung – zur Unterstützung ihrer Schulkolleg\*innen tätig sind. Im Hochschulbereich läuft seit längerem ein Peer-Projekt an der Medizinischen Universität Graz. Das Grazer Konzept unterscheidet sich insofern von dem an der FH St. Pölten, als in Graz der Schwerpunkt auf Präventionstätigkeit durch Peers gesetzt wird und dass acht Peers im Ausmaß von zwei Wochenstunden angestellt sind. Mit den Grazer Kolleg\*innen wurde Kontakt aufgenommen und ein inzwischen regelmäßiger Austausch über den Stand der Projekte begonnen. Darüber hinaus gibt es in der Hochschullandschaft keine weiteren vergleichbaren Ansätze.

### **3.3 Fragebogenerhebung zum Peer-Support**

Im April 2018 wurde eine FH-weite Fragebogenerhebung über den Bedarf an Peer-Unterstützung durchgeführt. Der Rücklauf war mit 352 ausgefüllten Fragebögen bei insgesamt 2501 Studierenden mit ca. 14 Prozent ausreichend repräsentativ. Die Anzahl der ausgefüllten Fragebögen aus den einzelnen Departments entsprach anteilmäßig dem Verhältnis der Studierendenzahlen zwischen den Departments. Es wurden

Fragen zur Bekanntheit, zum Bedarf, zu den Rahmenbedingungen und den Kommunikationsmitteln für die Kontaktaufnahme sowie die Durchführung für eine Peer-Beratung gestellt.

Zwei Ergebnisse dieser Umfrage möchte ich besonders herausstellen. Auf die Frage, ob der\*die Studierende sich bei einem aktuellen Problem ein Gespräch mit einem Peer wünscht, antworteten 77 von 352 Befragten mit Ja. Dies ist selbst unter der Annahme, dass wohl eher jene Personen, die grundsätzlich an einem Peer-System interessiert waren und einen Bedarf bei sich orteten, geneigt waren, den Fragenbogen auszufüllen, bemerkenswert – zeigt es doch den hohen Bedarf an niederschwelliger Unterstützung und Begleitung auf. Für die Konzepterstellung waren besonders die Ergebnisse zur Frage „Gab es bei dir oder bei deinen Studienkolleg\*innen bereits Probleme?“ relevant. Hier ergab sich folgende Verteilung der Nennungen:

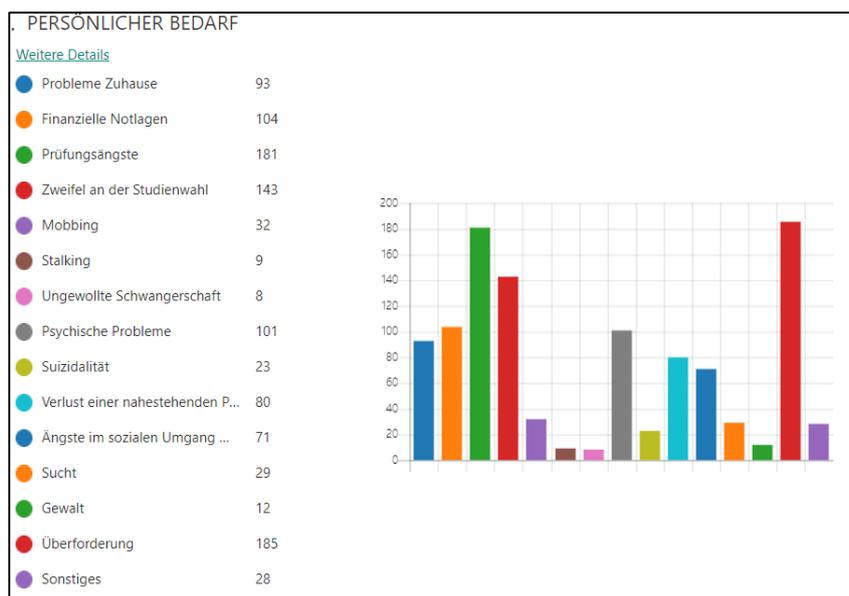


Abbildung 1: Umfrageergebnis – persönlicher Bedarf (Berger/Hochreiter 2018: o.A.).

Mit Abstand am häufigsten wurden die drei Problemkreise Überforderung (185), Prüfungsängste (181) und Zweifel an der Studienwahl (143) angeführt. Im Mittelfeld der Häufigkeit mit zwischen 71 und 104 Nennungen bewegten sich die Problemkreise: finanzielle Notlagen, psychische Probleme, Probleme zu Hause, Verlust einer nahestehenden Person und Ängste im sozialen Umgang. Fasst man die Kategorien Mobbing, Stalking und Gewalt zur Kategorie psychische und physische Gewalt zusammen, so ist dieses Thema mit immerhin 53 Nennungen (in 352 Fragebögen) an dritter Stelle ein durchaus relevantes Thema, das in dieser Häufigkeit nicht offen zutage tritt. Hier ist davon auszugehen, dass es bei diesen Problemfällen eine hohe Dunkelziffer gibt, bei denen die davon Betroffenen nicht oder erst sehr spät Hilfe suchen bzw. erhalten. Auch Suizidalität (23) und Sucht (29) scheinen durchaus Problemstellungen zu sein, die im

Vergleich zu den am häufigsten genannten zwar nur eine kleine Gruppe von Studierenden betreffen, die aber aufgrund der Gefährdungssituation jedenfalls auch ein besonderes Augenmerk und Angebote zur Unterstützung erfordern.

### **3.4 Etablierung und Aufrechterhaltung des Support-Systems**

Für die Etablierung und Aufrechterhaltung eines funktionierenden Peer-Supports vor dem Hintergrund des Fachhochschulstudiums mit häufig nur zwei- oder dreijähriger Studiendauer stellte sich die Frage, wer als „langjährig erfahrene\*r“ Kolleg\*in gelten kann. Denn wenn jemand speziell geschult und erfahren ist, scheidet diese\*r in der Regel mit dem Studienabschluss schon bald wieder aus dem Kolleg\*innenkreis aus.

Es gibt im Fachhochschulbereich keine vergleichbaren Vorbildsysteme. Im System der Medizinuniversität in Graz sind die Rahmenbedingungen etwas anders. Der Unterschied besteht einerseits darin, dass die Studiendauer dort fünf Jahre beträgt, andererseits dass in Graz professionelle Beratung in psychosozialer Hinsicht auch Teil der fachspezifischen Ausbildungs-Skills ist und somit auch die kollegiale Beratung auf einem anderen professionellen Niveau erfolgen kann und soll.

Der Problematik der Aufrechterhaltung des Systems wurde im Konzept der FH St. Pölten mit folgender Vorgehensweise Rechnung getragen: Im ersten Studienjahr soll das Freifach „Peerausbildung“ belegt werden, das mit einer Evaluierungsveranstaltung und Teilnahmebestätigung abschließt. Aus dem Kreis der Absolvent\*innen werden jene, die dazu bereit sind und die aufgrund der Abschlussevaluierung auch dafür geeignet sind, in das Peer-Beratungsteam aufgenommen. Die Beratung erfolgt anschließend in der Regel zu zweit – wobei möglichst immer ein\*e neu aufgenommene Peer-Berater\*in mit einer bzw. einem Erfahrenen (Expert\*innen-Peers) zusammenarbeitet. Im dritten Jahr sind dann die Expert\*innen-Peers für die Rekrutierung und Ausbildung der Erstsemestrigen verantwortlich. Das Peer-System hat zudem eine studentische Leitung, für die eine studentische Assistenzplanstelle (derzeit mit drei Wochenstunden) bezahlt wird. Diese Stelle ist aktuell mit Jacqueline Zeilinger (im 1.Semester des Masterstudiengangs Soziale Arbeit) besetzt.

Für die Kontinuität der Leitung und des Systems sorgen zudem die „angestellten“ Leitungsfunktionen aus den Reihen der FH-Mitarbeiter\*innen. Organisatorisch wird das Peer-System geleitet und erhält technischen Support der Fachhochschule von Martin Hochreiter (Fachverantwortlicher Systemadministration, IT und Infrastruktur, FH-Krisenkoordination). Weiters wird das System fachlich von mir als Sozialarbeiterin mit einschlägiger Berufserfahrung begleitet und die Aus- und Fortbildung fachlich koordiniert. Die Peer-Berater\*innen erhalten Unterstützung durch die Möglichkeit jederzeitiger Rücksprache und Einholung von fachlicher Expertise zur Beratung, bei Bedarf auch zur Weitervermittlung an externe Stellen.

### 3.5 Rollout und die Public Relations

Eine wesentliche Funktion haben die Public Relations-Peers (PR-Peers). Sie rekrutieren sich aus der wiederkehrend angebotenen Lehrveranstaltung „Public Relations“ im Masterstudiengang Digital Marketing & Kommunikation, in der sich jeweils eine Gruppe Studierender über zwei Semester mit der Verbreitung der Inhalte, Informationen und Angebote des Peer-Systems befasst, Informationsmaterial gestaltet und für dessen möglichst wirksame Platzierung in analoger und virtueller Form auf den diversen digitalen Plattformen sowie in den sozialen Medien sorgt. Sabine Fichtinger, FH-Dozentin im Department Digital Business und Innovation sowie Lehrgangsführerin der Angewandten Krisenkommunikation und Lehrgangsführerin PR und Kommunikationsmanagement, hat die fachliche Leitung für das PR-Peer-Team über.

Als besonders wichtig hat sich die Vorstellung von *Peers4You* in Kurz-Pitches für Studienanfänger\*innen im Rahmen der Vorstellung der Fachhochschule erwiesen. Dies ist daher inzwischen fixer Bestandteil der Informationsveranstaltungen für die Erstsemestrigen geworden, was hervorragend funktioniert und gewirkt hat. Wesentlich sind gleich zu Beginn die Informationen, dass es das Peer-Projekt gibt und dass man bei Fragen und Problemstellungen aller Art vertrauensvoll und anonym Unterstützung bekommt. Die quer über alle Departments angelegte Informationswelle hat auch den Nebeneffekt, dass auch Lehrende aller Studienrichtungen als Multiplikator\*innen die Informationen bekommen und auf diese Weise das Bewusstsein über das Angebot nach und nach bei allen verankert wird.

Als eine große Herausforderung in der Öffentlichkeitsarbeit heute beschreibt Fichtinger generell die Teilöffentlichkeiten, die wir über die verschiedenen Medien haben und die aufgrund ihrer Zersplitterung immer schwerer zu erreichen sind: „[W]eil es so viele Kanäle und rasche Änderungen in der Nutzung, gerade bei den jungen Social-Media-Nutzer\*innen, gibt. Hier muss man sich laufend anpassen, damit man die Leute dort anspricht, wo man sie auch trifft.“ (IV3) In diesem Sinne wurde die PR von Beginn an mit der großartigen Expertise der PR-Studierenden auf vielen unterschiedlichen Kanälen platziert. Die Verbreitung von Informationen über das Peer-Team erfolgte etwa über diverse Druckwerke, ausgelegte Papers in der Mensa, WC-Werbung, Einspielungen auf den Screens, Plakate, eCampus-Inserate, eine von den Studierenden gestaltete Website, Mails, Postings und Beiträge auf *Facebook*, *Instagram* etc.

Mit ihren Skills, der professionellen Nutzung der richtigen Kanäle und der laufenden Anpassung der Aktionen an die Bedürfnisse, die Verhältnisse und das Nutzer\*innenverhalten bezüglich Social Media und anderer Kommunikationsschienen, haben sich die PR-Peers bewährt. Aktuell gibt es zusätzlich zur Lehrveranstaltung Public Relations angestellte Studienassistentinnen für die PR-Arbeit, die sich auch mit speziellen Aktionen im kommenden Sommersemester während des noch immer andauernden Lockdowns befassen.

#### **4. Freifach „Peerausbildung“ – eine Investition in soziale Kompetenz der FH**

Die Peer-Ausbildung ist als interdisziplinäres Freifach für alle Studiengänge gestaltet und beinhaltet schwerpunktmäßig die Themenkreise Gesprächsführung, Gewaltfreie Kommunikation, Krisenintervention, Recht, Gender und Diversität, Supervision und Selbstfürsorge.

Die erste Ausbildungsgruppe mit Abschluss im Herbst 2018 setzte sich aus den Teilnehmer\*innen der Projektentwicklungsgruppe sowie zwei weiteren Studierenden, insgesamt zehn Teilnehmer\*innen, zusammen. Ab Jänner 2019 stand *Peers4You* daher mit ausgebildeten Peer-Berater\*innen zur Verfügung. In der zweiten Ausbildungsgruppe 2019 gab es 15 Anmeldungen, bereits aus fast allen Studienrichtungen. Alle fertig Ausgebildeten stellten sich für die Peer-Beratungstätigkeit zur Verfügung. Einige Peers konnten dann aber in der Praxis aufgrund der eigenen Studienerfordernisse, eines Langzeitpraktikums oder anderer Gründe doch keine Beratung übernehmen. Dies sollte zukünftig für die Bemessung der Ausbildungsplätze und die Frequenz der Ausbildungsgruppen mitberücksichtigt werden.

Aus meiner Sicht ist jedoch die Teilnahme am Ausbildungslehrgang auch dann für die Ziele des Peer-Projekts hilfreich, wenn die Teilnehmer\*innen nur das Freifach absolvieren und dann nicht als Peers arbeiten. Die fachliche PR-Leitung Sabine Fichtinger schreibt dem Freifach eine zentrale Multiplikator\*innen-Rolle bei der Sensibilisierung zum achtsamen Umgang miteinander zu: „Bei den Peerausbildungen, da gibt es viel Potential. Wenn die die Idee von Peers in die Departments tragen und wir dadurch ganz breit aufgestellt sind, dann ist das schon die halbe Miete für das Projekt.“ (IV3) Denn die Verinnerlichung von Haltungen, Sichtweisen und sozialen Skills sowie der Kontakt mit Studierenden aus anderen Studiengängen wirkt auch ohne konkrete Beratungstätigkeit in die diversen Studiengänge hinein. Dem Ziel der Etablierung eines neuen Verständnisses und Umgangs miteinander wird in diesem Sinne Rechnung getragen.

Das Freifach für die dritte Ausbildungsgruppe war ursprünglich für das Sommersemester 2020 vorgesehen und hatte im März 2020 auch schon acht Anmeldungen. Aufgrund des Corona-Lockdowns wurde es auf Herbst 2020 verschoben. Nun gab es 24 Anmeldungen bei max. 16 Plätzen, acht Studierende mussten daher abgelehnt werden. Aus der steigenden Nachfrage am Freifach, gerade in Zeiten von Corona und allgemeiner Krisenstimmung, kann meiner Meinung nach auf eine gestiegene Bekanntheit, den Bedarf und auch die Wirksamkeit der Weitergabe von grundlegenden Inhalten geschlossen werden.

## 5. 2019 – das erste Jahr im Echtbetrieb

Mit Jänner 2019 startete der Echtbetrieb mit den ersten fertig ausgebildeten Peers. Es wurden die ersten Fälle dokumentiert. Das Konzept wurde durch die positiven Rückmeldungen der Peers zum Verlauf bestätigt. Die Durchführung der Beratungen zu zweit und die Möglichkeit zur Intervision mit der studentischen oder der fachlichen Leitung im Hintergrund gab Sicherheit. Für Gefährdungsszenarien in akuten Krisen wurde ein Leitfaden mit Notfallkontakten und klaren Linien zur Vorgehensweise erstellt. Dabei entstand bei den Studierenden ein größeres Bewusstsein über das breite Netz an Anlaufstellen und Unterstützungsmöglichkeiten innerhalb der FH. Dies führt zu einer höheren Identifikation mit der Fachhochschule und stärkt das Gefühl, in der Fachhochschule mit ihren Servicestellen und internen Ansprechpartner\*innen gut aufgehoben zu sein.

Im Studienjahr 2018/2019 wurde in einem Bachelorprojekt des Departments Soziale Arbeit unter Leitung von Sylvia Supper und Andrea Pilgerstorfer Begleitforschung zu *Peers4You* durchgeführt. Die Projektgruppe befasste sich mit der Entstehungsgeschichte, den Motiven und Zielen der handelnden Personen, strukturellen Aspekten, der Bedeutung von Interdisziplinarität und Diversität im Projekt sowie mit Dokumentation und Evaluation (vgl. Pilgerstorfer/Supper 2019). Die Ergebnisse wurden laufend an das Peer-Team weitergegeben und flossen bei der Weiterentwicklung des Projekts ein.

Eines der Highlights des Jahres 2019 für alle Beteiligten war die „Lange Nacht des Lernens“ im Juni 2019. Die Studierenden waren in Kreativräume und Entspannungsräume sowie zu Workshops über Entspannungstechniken in der Physiotherapie und über Lerntechniken eingeladen. Auch die Bibliothek hatte geöffnet. Es gab Ernährungstipps, Drinks & Snacks und ein Gewinnspiel. Der Homepage des Peer-Projekts ist zu entnehmen:

„Die Anzahl der Besucher\*innen hat unsere Erwartungen übertroffen, ebenso wie der Andrang bei unseren Workshops (sogar den Late-Night Workshops!) und auch die gesunden Brownies, Cookies und Smoothies der Mensa motivierten die fleißigen Student\*innen ...“ (vgl. *Peers4You* o.J.)

## 6. 2020 – *Peers4You* während der Coronakrise

Soweit es Jacqueline Zeilinger, die studentische Leitung, selbst wahrnehmen konnte und vonseiten der anderen Peers sowie der ÖH und Jahrgangsvertretungen rückgemeldet bekam, bildeten sich sehr rasch kleine, informelle Gruppen unter den Studierenden, die sich hier gegenseitig unterstützten, insbesondere als im März der Lock-

down so unerwartet kam (vgl. IV2). Auch an die Studiengangs- und Jahrgangsvertretungen wurden Anfragen, Probleme und Bedürfnisse der Studierenden herangetragen, die jedoch nicht an das Peer-System weitervermittelt wurden.

Es gab allerdings von Beginn des ersten Lockdowns bis August 2020 keine offiziellen Anfragen für Peer-Beratung. Einige Peers wurden informell angesprochen. Im Ganzen entstand der Eindruck, dass sich viele Studierende zurückziehen und zurückhalten, dass sie sich, wenn sie zu Hause sind, weniger öffnen, als wenn sie an der FH sind und Face to Face kommunizieren können. Auch für Lehrende war es schwierig, den Kontakt zu allen zu halten und mögliche Krisen von Studierenden zu erkennen und darauf zu reagieren.

Als die Präsenzlehre eingestellt wurde, fehlten vorerst weitere Aufträge aus dem Peer-Projekt für die Studierenden der Lehrveranstaltung Public Relations. Die beiden angestellten Studienassistentinnen für die PR waren zu diesem Zeitpunkt jedoch schon sehr gut eingearbeitet und machten recht eigenständig „Corona-Betrieb“. Es gab einen ganzen Katalog an Ideen für Aktionen, um in dieser Situation auf die Studierenden zuzugehen und sie allenfalls aus der Isolation zu holen. Umgesetzt werden konnten die Streaming-Beiträge „Krisen?Herd!“, in denen Diätolog\*innen der FH wöchentlich innovative und gesunde Rezepte für die Krisenküche präsentierten. Ein paar-mal pro Woche gab es auch Initiativen auf *Facebook* bzw. *Instagram* von den PR-Peers.

Gerade in dieser Phase zeigte sich, wie wichtig die PR-Peers für das System sind. Während es in der Vergangenheit durch die Anbindung an die jährlich wechselnde Lehrveranstaltung eine hohe Fluktuation gegeben hat – einerseits eine große Gruppe, andererseits danach zweimal Wechsel – sind die derzeitigen zwei PR-Peer-Assistent\*innen jetzt schon länger mit dem Peer-System befasst. Für Zeilinger ist Kontinuität besonders wichtig, und dass sich die PR-Peers auch auskennen, sich mit dem Peer-Gedanken identifizieren und nicht etwa nur eine Homepage gestalten.

Eine interessante Großgruppen-Intervention wurde zu Beginn des Wintersemesters über die Studiengangsleitung gemeinsam mit den Jahrgangsvertretungen für den Studiengang Medienmanagement initiiert. Inhalt war die gemeinsame Aufarbeitung von negativen Auswirkungen des Lockdowns im Sommersemester für alle Studierenden der Folgesemester sowie die Besprechung eines konstruktiven Umgangs mit der nach wie vor schwierigen Situation. Die Idee war, die Studierenden nach einem kurzen Input in Kleingruppen zu ihren Erfahrungen und Bedürfnissen zu befragen. Zudem sollten sie sich mögliche Strategien im Umgang mit der Corona-Situation austauschen können. Bewusst sollte die Leitung der Kleingruppen Peers aus den Reihen des eigenen Studiengangs überlassen sein. Beeindruckend war für mich, dass die zwei Peer-Kolleginnen, die in diesem Studiengang studierten, in weniger als einer Woche sechs bis sieben weitere Peers für die Leitung einer Kleingruppe gewinnen konnten.

Diese beteiligten sich sofort engagiert an der Vorbereitung der Veranstaltung und gestalteten die Adaptierung der Abläufe, die wegen der Einschränkungen der zweiten Corona-Welle erforderlich wurden, erfolgreich mit.

Mit dem Ziel, dass mehr Studierende – auch im Home-Office – das Beratungsangebot in Anspruch nehmen, wurden zu Beginn des Wintersemesters 2020 die PR-Aktionen wieder verstärkt in Angriff genommen. Zusätzlich zu den Info-Pitches für die Erstsemestrigen, wurden von den PR-Peers auch Inhalte über *Instagram* gepostet. Eine Auswirkung dieser Aktionen sind die vermehrten Anfragen für Einzelberatungen seit August 2020.

## **7. Auswirkungen und „versteckte“ Benefits**

Die Etablierung des Peer-Systems trägt Früchte. Sieht man von der Corona-bedingten Zäsur im Sommersemester ab, steigen das Interesse und Anfragen bezüglich Einzelberatungen, der Bereitschaft, bei Peer-Veranstaltungen und anderen Aktivitäten teilzunehmen, sowie bei den Anmeldungen zur Peer-Ausbildung laufend. In der Folge ist nach den ersten hilfreich erlebten Beratungen durch den informellen Austausch über positive Erfahrungen unter den Studierenden mit einer weiteren Zunahme der Anfragen zu rechnen. Aber auch abgesehen von den konkreten Peer-Beratungen für Einzelpersonen hat das Peer-System an der FH St. Pölten bereits spürbare Effekte erzielt.

In den Gesprächen mit den im Peer-System engagierten Lehrenden und Studierenden wurde mir zuallererst zurückgemeldet, dass eine allgemeine Sensibilisierung für die Problemstellungen einsetzte sowie mehr Achtsamkeit der Studierenden im Umgang miteinander herrscht. Als besonders wertvoll sahen sie, dass die Unterstützung durch Kolleg\*innen in ähnlichen Lebenssituationen geleistet wird, da sie am besten wissen, was gebraucht wird. Auch bei den Lehrenden in den anderen Departments ist die Information inzwischen angekommen, vor allem auch durch die Kurzpräsentationen in Lehrveranstaltungen aller Studiengänge. Es gab dazu einige positive Rückmeldungen von den Lehrenden. Für Fichtinger hat sich durch die Befassung mit der Thematik auch die Wahrnehmung der Lebenssituation von Studierenden geändert:

„Ich bin sensibler geworden, was Thematiken anbelangt, die vielleicht jetzt ein bisschen ‚Begleitmusik‘ sind im Leben eines Studierenden, [...]dass es ja sehr unterschiedliche Studienbedingungen gibt für die unterschiedlichen Menschen und dass es da in allen Lebenslagen und -bereichen natürlich Aufgaben und Problemstellungen geben kann, die herausfordernd sind. Und da hat sich für mich schon der Fokus geschärft“. (IV 3)

Insgesamt – auch für die Lehrenden und anderen Mitarbeiter\*innen – ist zu beobachten, dass diesen Thematiken mehr Aufmerksamkeit zukommt und damit auch psychosoziale Themen in den Vordergrund gebracht werden. Dadurch können auch Lehrende

oder der FH-Support besser agieren, wenn Probleme auftauchen. Das muss nicht unbedingt durch Peers direkt bearbeitet werden. Allein dadurch, dass es ein abgestuftes System mit klaren Ansprechpersonen für psychosoziale Problemstellungen und Krisenintervention sowie eine gute Vernetzung unter den handelnden Personen gibt, konnten Unsicherheiten und Eskalationen auf allen Ebenen der FH frühzeitig erkannt, unkompliziert angesprochen und gelöst werden. Dieser Prozess der Sensibilisierung für die Thematik ist laut Hochreiter bereits fortgeschritten:

„Es ist schon im Repertoire für Unterstützungsmöglichkeiten, nicht nur im engeren Kreis, sondern auch allgemein. Wenn etwas auftaucht, wie etwa das Terrorattentat in Wien im November 2020, war es eine der ersten Ideen des Campus-service, das Peer-System zu aktivieren.“ (IV 1)

Das Peer-System ist auch ein Alleinstellungsfaktor in der Hochschullandschaft: Während es die betriebliche Gesundheitsförderung für die Mitarbeiter\*innen an Fachhochschulen schon flächendeckend gibt, hat die studentische psychische Gesundheit – soweit von uns recherchiert – auf keiner Hochschule so einen hohen Stellenwert. „Das finde ich einfach großartig, dass die FH dieses Geld bereitstellt und dieses Projekt möglich macht“ meint dazu Fichtinger im Gespräch.

„[D]as ist ja nicht in allen anderen Fachhochschulen und Universitäten so. Das finde ich schon grandios, denn wir wollen an der FH St. Pölten neben dem Best Place to Work auch Best Place to Study werden. Und da ist das Peerprojekt natürlich schon maßgeblich daran beteiligt, dass man dieses Ziel erreicht.“ (IV 3)

Für uns alle im Projekt war der Kontakt zu den Studierenden anderer Departments im Zuge der Projektentwicklung und der Peer-Ausbildungen sehr bereichernd. Auch der Zugang der Peers zu allen Ebenen der FH, der Austausch auf Augenhöhe zu Studiengangsleitungen und anderen Stabstellen ist eine wertvolle Erfahrung. Im Diskurs der Studierenden verschiedenster Fachrichtungen stellt der Blick auf die Eigenheiten, das unterschiedliche Wording, den anderen Zugang und die andere Sicht auf Problemstellungen oftmals eine neue Erfahrung dar und stärkt die Toleranz und das bessere Verstehen untereinander.

Aufgrund meiner Erfahrungen in Einrichtungen der Sozialen Arbeit hat es mich begeistert, wie die diversen Skills, die sonst in der spezialisierten Praxis fehlen, unkompliziert eingebracht werden. So müsste der digital-technische Support, die Öffentlichkeitsarbeit, das Corporate Design, die IT-Security und vieles mehr in einer sozialen Einrichtung zugekauft werden, in der FH St. Pölten haben wir das alles im Haus.

Das Geheimnis dieses Projekts scheint darin zu liegen, dass damit eine interdisziplinäre Klammer um die gesamte Fachhochschule geschlossen wird. Es kommt durch die Zusammenarbeit meiner Ansicht nach zu einer größeren wechselseitigen Wertschätzung der jeweiligen fachspezifischen Kompetenzen. Das fördert auch den Zusammenhalt und die Identifikation mit der FH St. Pölten als Gesamtorganisation.

Dieser Prozess ist meines Erachtens ein weiterer großer Erfolg des Projekts. Die Erfahrung wird durch die Teilnehmer\*innen des Freifachs weitergetragen. Je bunter die Zusammensetzung des Teams ist, desto stärker ist dieser Effekt.

## **8. Ausblick, Wünsche und offene Fragen**

Die Umfrageergebnisse zum Start des Projekts haben gezeigt, dass der Bereich Gewalt ein wichtiges Thema ist, das Studierende stark bewegt. Vonseiten des *Peers4You*-Teams und in Absprache mit der Geschäftsführung hat dies eine proaktive Vorgehensweise indiziert. Es wurde daher im Rahmen der Lehrveranstaltung Public Relations eine groß angelegte Gewaltpräventionskampagne gestaltet und vorbereitet. In Planung ist nach Ende der Corona-Pandemie die Umsetzung der Gewaltpräventionskampagne.

Aktuell ist eine weitere Umfrage unter den Studierenden geplant. Zyklische Befragungen sind zukünftig angedacht. Mittelfristig wäre laut Martin Hochreiter auch denkbar, die Skill-Trainings aller Departments (etwa Teambuilding, Kennenlernseminare) zusammenzulegen und zentral unter die Leitung der Peers zu stellen, wie es in der Medizinischen Universität Graz schon gehandhabt wird. Dies würde die Bekanntheit des Projekts steigern und interdisziplinäres Arbeiten ermöglichen.

Ein wichtiges Vorhaben zum Erreichen von Studierenden mit Beratungsbedarf ist meiner Meinung nach, Zugang zu den Jahrgangsvertreter\*innen, beispielsweise durch kurze Teilnahme an deren Besprechungen, zu bekommen. Diese sind direkt an den Studierenden dran, hören sehr rasch, wenn bei jemandem Probleme auftreten und könnten dann regelmäßig an das Peer-System weiterverweisen oder erforderlichenfalls direkt den Kontakt vermitteln. Auf diese Weise können diese wichtigen Multiplikator\*innen erreicht werden, so dass im Anlassfall häufiger an eine Peer-Unterstützung gedacht wird. Der Kontakt mit den Jahrgangsvertreter\*innen wurde in diesem Sinne bereits hergestellt, um diesem Gedanken Rechnung zu tragen.

Abschließend möchte ich den bei *Peers4You* engagierten Studierenden meine Hochachtung aussprechen. Was mich wirklich beeindruckt, ist die Begeisterung, mit der die Studierenden dabei sind. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass dieser Geist weitergetragen wird. Die Möglichkeit, sich unter Kolleg\*innen gegenseitig zu unterstützen, sollte überall bekannt sein und ganz selbstverständlich angeboten und in Anspruch genommen werden. Mit der Förderung dieser sozialen Qualitäten – nicht nur unter Kolleg\*innen im Studium, sondern auch später in der Arbeitswelt – wird meiner Ansicht nach ein wesentlicher Bildungsauftrag erfüllt.

## Literatur

- Berger, Carola/ Hochreiter, Martin (2018): Auswertung der Studierendenbefragung zum Peerprojekt/SS 2018. Unveröffentlichte Materialien.
- Mitchell, Jeffrey T./Everly, George S. (2005): Critical Incident Stress Management. Handbuch Einsatznachsorge. Psychosoziale Unterstützung nach der Mitchell-Methode. 2. überarb. Aufl. Wien: Stumpf und Kossendey.
- Mitchell, Jeffrey T./Everly, George S. (2002): CISM – Stressmanagement nach kritischen Ereignissen – ein neuer Versorgungsstandard bei Notfällen, Krisen und Katastrophen. Wien: Facultas.
- Peers4You. Reden statt Schweigen (o.J.): <https://peers4you.fhstp.ac.at> (12.12.2020).
- Pilgerstorfer, Andrea/Supper, Sylvia (2019): Endbericht BA-Projekts – Studiengang Soziale Arbeit. Begleitforschung zur studentischen Peerberatung an der FH St. Pölten. <https://research.fhstp.ac.at/projekte/studentische-peer-beratung-an-der-fh-st.-poelten> (12.12.2020).
- Redelsteiner, Christoph/Worlicek, Wolfgang/Binder-Kriegelstein, Cornel/Dörner, Christian (2021): Stress und Burnout. In: Redelsteiner, Christoph/Kuderna, Heinz/Baubin, Michael/Gradnitzer, Brigitte/Holzhaecker, Christoph/Rau, Tanja (Hg.): Das Handbuch für Notfall- und Rettungssanitäter. Wien: In Vorbereitung.

## Quellen

- IV 1 – Martin Hochreiter, geführt am 10.11.2020.
- IV 2 – Jaqueline Zeilinger, geführt am 11.11.2020.
- IV 3 – Sabine Fichtinger, geführt am 16.11.2020.

## Über die Autorin

### **DSA Mag.<sup>a</sup> jur Elisabeth Weber-Schigutt**

Ist als Lehrdozentin für Sozialarbeit und Recht an der FH St. Pölten tätig und war in den Jahren 2008 bis 2018 die fachliche Leitung für Sozialarbeit des *AKUTteams NÖ* ([www.akutteam.at](http://www.akutteam.at)).

Elisabeth Zehetner, Marcel Reiner, Gerlinde Janschitz & Karina Fernandez:

## Herausforderung – Brennglas – Innovationsmotor

Handlungsstrategien von Mitarbeiter\*innen psychosozialer  
Unterstützungssysteme an Schulen im Kontext von Covid-19

### Zusammenfassung

Die Pandemie erforderte von den Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme an den Schulen viel Flexibilität und Adaptionfähigkeit in der Arbeit mit verschiedenen Akteursgruppen – Schüler\*innen, Eltern, Lehrer\*innen. Das Ziel im Lockdown war dabei zunächst die (Wieder-)Herstellung eines niederschweligen Kontakts, der vor allem durch die Nutzung verschiedener neuer Medien erreicht werden konnte. Aber auch während der Präsenzphasen war eine ständige Anpassung der Methoden und Arbeitsweisen auf die sich immer wieder wandelnden Umstände notwendig. Im zweiten Lockdown lässt sich insofern eine Entspannung feststellen, als die Umstellung weniger überraschend war und Kontaktformate bereits eingeübt waren. Die Krise brachte neben allen Herausforderungen auch einen Anstoß zu Innovation und Einstellungswandel gegenüber neuen digitalen Formaten und Medien.

**Schlagworte:** Covid-19-Pandemie, psychosoziale Unterstützungssysteme an Schulen, Digitalisierung, Adaption, Ungleichheit

### Abstract

Ever since the beginning of the pandemic, psychosocial support systems in schools needed to react with flexibility in adapting their work. During the lockdown, the main goal was maintaining low-threshold communication with different target groups like pupils, parents, and teachers. In this time, using various forms of new media was crucial. While schools were open, all social work methods also needed to adapt according to the permanently changing conditions. When it came to a second lockdown in November, the adjustments were made more easily since it had not come as surprisingly as the first time, and communication methods were already implemented. For those working for the support systems, the crisis certainly was a driver of innovation and changed the attitude towards digital formats and media.

**Keywords:** corona pandemic, psychosocial support system in schools, digitalization, adaptation, inequality

## 1. Hintergrund

Bildung stellt eine zentrale Ressource für die individuellen Lebenschancen einer Person dar. Von einem guten Qualifikationsniveau hängen die Chancen auf beruflichen Erfolg, Lebensstandard, soziale Sicherheit und Gesundheit ebenso ab, wie die Chancen auf Selbstbestimmung und Freiheit. Gleiche Bildungschancen gehören daher zu den Fundamenten von Chancengleichheit. Aus vielfältigen Gründen, wie den unterschiedlichen Ressourcen der Herkunftsfamilie und den Strukturen des österreichischen Bildungssystems, die ungleiche Startbedingungen nur mangelhaft ausgleichen können, muss Chancengleichheit im österreichischen Bildungssystem allerdings nach wie vor als Illusion bezeichnet werden (vgl. Bruneforth et al. 2016).

Vor diesem Hintergrund traf im Frühjahr 2020 die Covid-19-Krise auf die österreichische Schullandschaft und stellte Österreichs Schulen vor eine Ausnahmesituation. Die Schulen wurden von heute auf morgen geschlossen, der Unterricht ausgesetzt und Home-Schooling mithilfe der Unterstützung digitaler Medien eingeführt. Danach folgte eine Phase der langsamen Wiederöffnung der Schulen mit Unterricht in geteilten Gruppen, ein anfänglich beinahe „normal“ anmutender Wiedereinstieg im Herbst und bald danach wieder Home-Schooling, zunächst für Oberstufenschüler\*innen, später für alle. Eine der zentralsten Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist jene nach den bereits bestehenden sozialen Ungleichheiten im Bildungsbereich und wie sich diese unter dem Covid-bedingten Home-Schooling entwickeln. Erste Studien zu den Schulschließungen in Österreich (vgl. Huber/Helm 2020; Schober/Lüftenegger/Spiel 2020, Steiner/Köpping/Leitner/Pessl 2020) legen einen Schereneffekt nahe, sowohl innerhalb der Schüler\*innenschaft als auch hinsichtlich des familiären Umfelds und in Bezug auf die variierende Qualität der besuchten Schulen (vgl. Huber/Günther/Schneider/Helm/Schwander/Schneider/Pruitt 2020: 7).

Insbesondere eine am IHS durchgeführte Studie fokussiert auf diese Ungleichheitsstrukturen und ihre Auswirkungen im Zuge der Schulschließungen. In dieser Studie zeigt sich, dass die Unterstützungsleistungen für Schüler\*innen wie externe Lernhilfe, Schulsozialarbeit und Schulpsychologie eingebrochen waren (vgl. Steiner et al. 2020: 14). Diesen kommt im Schulsystem gemeinhin die Aufgabe zu, die Teilhabechancen benachteiligter Kinder zu verbessern und Ausgrenzungsdynamiken zu verhindern (vgl. Spies 2018: 133). Die Forscher\*innen am IHS konnten zeigen, dass sowohl der von den Lehrpersonen erwartete Kompetenzverlust der Schüler\*innen als auch das Ausmaß sozialer Ungleichheit maßgeblich vom Defizit im sozialen Unterstützungssystem während der Covid-19-Krise beeinflusst werden. Eine notwendige Maßnahme, um die Folgen der Covid-bedingten Home-Schooling-Phase vor allem auf ohnehin benachteiligte Schüler\*innen abfedern zu können, sei daher ein Ausbau des Unterstützungssystems (vgl. Steiner et al. 2020: 16).

Wie jene Berufsgruppen, die Teil dieses Unterstützungssystems sind, durch die Krise kommen, wird jedoch kaum in Schulstudien oder im öffentlichen Diskurs adressiert. Publikationen zu den Auswirkungen der Krise auf die Soziale Arbeit als Ganzes legen nahe, dass im Zuge der Pandemie Veränderungen in zentralen Bereichen der Sozialen Arbeit stattfinden, wobei insbesondere Methoden und Medien des professionellen Handelns betroffen sind (vgl. Buschle/Meyer 2020: 163–167). Kritisch wird hierbei vor allem diskutiert, dass sich dieser Wandel nicht auf der Basis von Wissen der Profession der Sozialen Arbeit vollzieht, sondern aufgrund des Drucks aus anderen Bereichen wie der Medizin oder Ökonomie (vgl. Meyer/Buschle 2020: 21). Für die Schulsozialarbeit in Deutschland zeigt Hettler eine große Bandbreite an Tätigkeitsschwerpunkten während der Pandemie und den damit verbundenen Schulschließungen, die regional sehr unterschiedlich ausgestaltet sind. Auch er sieht professionstheoretische Grundsatzfragen durch die Krise berührt und bekräftigt Parteilichkeit und Lebensweltorientierung der Profession auch in Krisenzeiten (vgl. Hettler 2021: 66).

Welche Verschiebungen sich im Bereich der unterschiedlichen Berufsgruppen im psychosozialen Unterstützungssystem des österreichischen Bildungswesens ergeben, ist unseres Wissens nach bisher nicht detailliert untersucht worden. Dieser Beitrag geht daher folgenden Fragen nach:

- Welche Strategien wurden von den Institutionen des psychosozialen Unterstützungssystems angewandt, um den Kontakt zu den Schüler\*innen während der Covid-19-Krise zu halten bzw. um ihre Arbeit fortzuführen?
- Wie werden die langfristigen Folgen der Covid-19-Krise für die Arbeit des psychosozialen Unterstützungssystems eingeschätzt? Gibt es im Nachhall der Covid-19-Krise positive Handlungsspielräume, die sich der Sozialen Arbeit eröffnen?

## **2. Methodik**

Die hier präsentierten Ergebnisse beruhen auf einer Interviewstudie mit insgesamt 24 qualitativen, leitfadengestützten Interviews.<sup>1</sup> Dabei wurde versucht, möglichst umfangreich verschiedene Domänen der psychosozialen Unterstützung und der Betreuung von Kindern im Bildungsbereich zu berücksichtigen. Neben der Schulsozialarbeit, die mit sechs Interviewten einen Schwerpunkt darstellt, wurden folgende weitere Bereiche erfasst: Schulpsychologie, Schulärzt\*innen, Schulassistenz, Jugendcoaching und Beratungslehrer\*innen; aus dem eher pädagogischen Bereich wurden Lernhilfen (*Caritas* Lerncafés und Lernbars) und Mitarbeiter\*innen der Freizeitpädagogik berücksichtigt. Zudem wurden auch einzelne Akteur\*innen aus anderen Bereichen der Sozialen Arbeit – flexible Hilfen und Behindertenhilfe mit einem Arbeitsverhältnis zur Schule – inter-

viewt. Manche der Interviewpartner\*innen sind Verantwortliche in koordinativer Funktion, andere sind Mitarbeiter\*innen im Feld, die direkt mit den Kindern und Jugendlichen arbeiten. Zudem wurde darauf Wert gelegt, Interviewpartner\*innen aus allen Regionen der ganzen Steiermark zu gewinnen. Die Interviews wurden transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. Kuckartz 2012). Das Codesystem dafür wurde schrittweise aus dem Material selbst gewonnen und in mehreren Reflexionsstufen überarbeitet. In der Folge wird bei wörtlichen Zitaten auf die Interviews in Form von kurzen Siglen (z.B. „Schulsozialarbeit\_01“) verwiesen.

### **3. Ergebnisse**

Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse der Interviewstudie dargestellt. Der gesamte Ergebnisteil beruht dabei auf den Aussagen der Interviewten, die verdichtet dargestellt werden. Wo sich im Material divergierende Meinungen zeigen, wurden diese auch im Ergebnisteil angeführt.

#### **3.1 Lockdown und Anforderungen an die psychosozialen Unterstützungssysteme**

Der erste Lockdown in Österreich und die damit verbundene Umstellung auf Home-Schooling in den Schulen bedeutete auch für die psychosozialen Unterstützungssysteme eine Umstellung ihrer Arbeitsweisen. Während im „Normalbetrieb“ Angebote der unterschiedlichen Berufsgruppen vor allem auf einen niederschweligen und informellen Zugang setzen, fiel mit den Schulschließungen und den verordneten Kontaktbeschränkungen diese Niederschwelligkeit weg. Die Herausforderungen waren nun, den Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen aufrechtzuerhalten bzw. ihn überhaupt aufzubauen. Neben dem Erreichen der Zielgruppen stellten auch die verschiedentlich verwendeten Kommunikationstechnologien der Schulen, auf die sich die psychosozialen Unterstützungssysteme einzustellen hatten, eine Herausforderung dar. Diese Gemengelage erforderte Eigeninitiative, Aktivität und Kreativität bei der Kontaktgestaltung vonseiten der psychosozialen Unterstützungssysteme. Die Herausforderungen in der Kommunikation können nach drei Seiten hin unterschieden werden: in Bezug auf die Schulen, die Schüler\*innen und die Eltern.

##### **3.1.1 Die Schulen**

Im ersten Lockdown arbeiteten verschiedene Schulen auch mit verschiedenen Kommunikationsformen bzw. Lehr- und Lernplattformen:

„In den MSen [Mittelschulen] gab's halt wirklich eine Vielzahl an Lehrern, eine Vielzahl an unterschiedlichen Plattformen – ein Lehrer hat etwa Padlet verwendet, einer schickte Aufgaben per Mail, einer wollte Microsoft Teams verwenden [...]; manche schickten Aufgaben zum Ausdrucken, bei anderen hätte man einen Link gleich online bearbeiten müssen usw.“ (Lernhilfe\_01)

Das bedeutete für die Tätigen der psychosozialen Unterstützungssysteme, sich einerseits für jede einzelne dieser Plattformen die Software bzw. die Zugänge dazu zu beschaffen, andererseits waren viele dieser von den Schulen verwendeten Plattformen nicht für die Tätigkeit der psychosozialen Unterstützungssysteme ausgelegt. Die Kommunikation zu den Schulen auf einer eher informellen Ebene wird dennoch als gut beschrieben – es wird von einer Vielzahl an Rücksprachen und Abstimmungen mit den Schulleiter\*innen und Lehrer\*innen berichtet.

„Also in meinem Fall war es ganz wesentlich, mit allen Klassenvorständen und auch mit der Direktion regelmäßig in Kontakt zu sein. Weil über die Klassenvorstände hab ich dann erfahren, welche Dinge es gibt.“ (Schulsozialarbeit\_04)

Dieser Austausch ermöglichte es den Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme einerseits also zu erfahren, welche Schüler\*innen Beratung oder Unterstützung nötig hätten. Auf der anderen Seite war es auch vielfach ihre Aufgabe, den Kontakt zu Schüler\*innen herzustellen, die sich bei den Schulen nicht mehr meldeten. Dies konnte auf informellem Weg stattfinden – in Fällen, wo die Schulen die Kinder und Jugendlichen nicht erreichen konnten, hatten die Mitarbeiter\*innen etwa der Schulsozialarbeit hier mehr Kontaktmöglichkeit und Zugang. Es wurde aber auch von einzelnen Fällen berichtet, bei denen es stärkeren Drucks bedurfte, um die Schüler\*innen bzw. deren Eltern zu motivieren, sich am Home-Schooling zu beteiligen. Im äußersten Falle konnte das nur erreicht werden, indem die Jugendhilfe oder gar die Polizei hinzugezogen wurde.

### **3.1.2 Die Schüler\*innen**

Die zentrale Frage, die sich den Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme vor allem im Zuge der ersten Schulschließung stellte, war, wie die Schüler\*innen erreicht werden können. Hier galt es vor allem, die virtuellen Kanäle zu identifizieren, in denen sie sich aufhielten. Waren die psychosozialen Unterstützungssysteme auf diversen Social-Media-Kanälen wie *Facebook* und *Instagram* nicht ohnehin schon präsent, wurden Profile angelegt sowie Freundschaftsanfragen an die Kinder und Jugendlichen ausgesandt. Es wurden Stories gepostet, die sich mit im Zuge der Pandemie auftauchenden Themen befassten, wie beispielsweise Langeweile, Einsamkeit oder ähnliches. Die Präsenz auf den sozialen Medien erwies sich insofern als wichtig, als dadurch der niederschwellige Zugang zum Teil wieder zurückerlangt werden konnte: Man konnte durch das Posten einer Story, durch einfaches Chatten oder das Veranstalten von Online-Spieletreffs mit den Kindern und Jugendlichen wieder in einen

ungezwungenen Kontakt treten. Dieser stellte vielfach die Basis für spätere Beratungsgespräche über spezifische Themen dar, die die Kinder und Jugendlichen in dieser Zeit belasteten. Diese späteren Beratungsgespräche wurden in der Regel nicht online, sondern telefonisch oder – soweit möglich – in Präsenzform abgehalten. Dabei wurde von den Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme vielfach bemerkt, dass Kinder und Jugendliche in der Zeit des ersten Lockdowns eine Art Hemmschwelle empfanden, von sich aus über Telefon die Angebote der Beratung in Anspruch zu nehmen. Aus dieser Sicht war somit die proaktive Tätigkeitsgestaltung besonders wichtig.

„[W]enn wir über Instagram einfach ins Schreiben gekommen sind und dann nachgefragt haben: wie es ihnen geht, wie es mit dem Home-Schooling läuft und dann eben gezielt auf unsere Stories – wir haben eben auch Stories zum Thema Cyber-Mobbing gemacht, mit Abstimmung: bist du betroffen oder nicht, da haben Schüler auch auf ‚ja‘ geklickt und das war für uns ein Einstieg gezielt nachzufragen: Ist das jetzt, war das früher? Und daraus haben sich auch Beratungsgespräche ergeben.“ (Schulsozialarbeit\_05)

Bei den Möglichkeiten der Beratung ‚über Distanz‘ ist aber auch eine inhaltliche Differenzierung nötig, da bestimmte Themen – von den „mittleren und kleinen Sorgen, wo es einfach eine Präsenz braucht, wo man sonst einfach sehr weit weg ist“ (Schulsozialarbeit\_04) bis hin zu heiklen Themen wie Sexualität, Mobbing oder Gewalt – online nur schwer bearbeitbar sind.

„Kommt, je nach Thema, darauf an. Wenn es darum geht: ‚mah, mir ist so langweilig, was kann ich in meiner Freizeit machen?‘, kann ich das online oder per Telefonat machen, das geht ganz gut [...]. Wenn es aber um Themen geht – da war ein Fall, wo auf WhatsApp wirklich Cybermobbing entstanden ist, dann lässt sich sowas nicht mehr wirklich online besprechen, da braucht es den Kontakt an der Schule [...].“ (Schulsozialarbeit\_05)

Umgekehrt kann die neu ermöglichte Kontaktaufnahme über soziale Medien in manchen Fällen auch Barrieren abbauen. Wer sich nicht so leicht tut, persönlich etwa auf Schulsozialarbeiter\*innen zuzugehen oder aus verschiedenen Gründen Scheu hat, von den Mitschüler\*innen dabei beobachtet zu werden, schafft das in manchen Fällen eher über digitale Kommunikation. Auch die zeitliche und örtliche Flexibilität von sozialen Medien kann ein Vorteil sein – etwa im ländlichen Raum, wo die Schüler\*innen nach Schulschluss nach Hause fahren müssen und keine Gelegenheit mehr für eine Beratung vor Ort hätten.

### 3.1.3 Die Eltern

Auch in Bezug auf die Kommunikation mit den Eltern war vonseiten der Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme vieles an Aktivität und Kreativität gefragt, um Eltern, die in dieser Zeit ebenso mit einem erhöhten Maß an Unsicherheit

und damit verbundenen Fragen konfrontiert waren, in den Schulbetrieb einzubinden. In Absprache mit den Schulen, aber auch auf Eigeninitiative wurde hier viel an Informationsmaterial aufbereitet (beispielsweise Elternbriefe mit Themenschwerpunkten wie etwa zur Strukturierung des Lernalltags oder zu kinder- und jugendgerechten Spielangeboten) und auf diversen sozialen Medien bzw. direkt über die Schulen verbreitet.

Die Kontaktaufnahme verlief hier jedoch nicht immer problemlos. Dies betraf vor allem Eltern, die zum Teil Deutsch als Alltagssprache nur unzureichend beherrschen, was die Kommunikation über die Distanz – also über schriftliche Medien, aber auch über Telefon oder Videokonferenzen – äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich machte. Hier bündeln sich generell verschiedene Ungleichheitsbedingungen, die in der Pandemie – und noch einmal stärker in Zeiten des Lockdown – wie durch ein „Brennglas“ (Schulassistenz\_02) hervorgehoben werden: geringe Schulbildung und kulturelles Kapital der Eltern, sprachliche Schwierigkeiten, dazu noch fehlende technische Ressourcen, prekäre Wohnsituationen und schwierige Lernbedingungen zuhause machten die Doppelrolle als Elternteil und Lehrer\*in, die man ihnen im Zuge des Home-Schoolings zusprach, zusätzlich schwierig.

### **3.2 „Angepasst“ und „beschleunigt“: Unterstützungsleistungen im Covid-19-Schulbetrieb**

Nach dem ersten großen ‚Einbruch‘ der Pandemie und dem sechswöchigen Lockdown im Frühjahr begann Anfang Mai die Phase der Schulöffnungen. Wieder war die Arbeit der psychosozialen Unterstützungssysteme laufend gefordert, die neuen und sich immer wieder ändernden Rahmenbedingungen aufzugreifen.

#### **3.2.1 (Langsamer) Beginn im Frühjahr...**

Die große, übereinstimmende Beschreibung der interviewten Personen zur Schulöffnung nach dem Lockdown lautet, dass alle froh waren, wieder in die Schule kommen zu können – und zwar sowohl Schüler\*innen als auch Lehrer\*innen und Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme. Schule gibt, so wird übereinstimmend festgehalten, die Möglichkeit eines geregelten Alltags; Struktur, Halt und Normalität gerade in unsicheren Zeiten: „Und Schule, da ist es klar: die Schule beginnt um 7:45 Uhr, jeden Tag, egal was ist, die Lehrerin steht da, jeden Tag, egal was ist. Das gibt so viel Sicherheit“ (Schulsozialarbeit\_03). Andererseits ist Schule eben nicht nur ein Ort der Wissensvermittlung, sondern auch ein sozialer Ort. Es ist ein Ort des sozialen Lernens, wie man mit anderen umgeht und wie das Miteinander funktionieren kann, und es ist natürlich

der Ort, um Gleichaltrige und Freund\*innen zu treffen. Auch wenn die Kinder und Jugendlichen es sich vielleicht vorher nicht gedacht hätten – Schule war „endlich richtig positiv besetzt“ (Flexible Hilfen\_01).

Dennoch wurde die Zeit der Schulöffnungen nach dem ersten Lockdown von vielen Befragten auch als merkwürdig wahrgenommen: Das Verhalten der Kinder wird in den Interviews als ruhig, vorsichtig und zögernd beschrieben, die Stimmung als geradezu „gespenstisch“. Diese Zurückhaltung hatte auch Auswirkungen auf die Arbeit der Unterstützungssysteme, die erst langsam wieder in die Gänge kam:

„Wo wir gemerkt haben, und das über alle Schulen hindurch, [...] es ist nicht so locker wie sonst, dass man einfach in ein Gespräch kommt. Sie [die Schüler\*innen] sind uns am Anfang zum Teil distanzierter vorgekommen.“ (Schulsozialarbeit\_05)

Von einzelnen Interviewten wurde die Schulöffnung allerdings auch ganz anders wahrgenommen: Eine Schulpsychologin hält fest, dass aus ihrer Sicht der „Betrieb von 0 auf 100 [ging], als ob es Corona nie gegeben hätte“, das sei „zu schnell, zu abrupt“ gewesen (Schulpsychologie\_02).

Ganz zu Beginn stand für alle Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme die Aufarbeitung des Lockdowns im Mittelpunkt – wobei auch von großer Bereitschaft der Schulen berichtet wird, dies zu ermöglichen: „Unsere Schulen – da bin ich unbeschreiblich dankbar – haben das als absolute Priorität gesehen. Die haben zwar wahn-sinnig viel Stoff nicht durchgemacht, aber denen war klar, das Psychische muss jetzt Vorrang haben“ (Schulsozialarbeit\_02). Auch zeigten sich durch den Schichtbetrieb im Unterricht positive Veränderungen. So sei das Arbeitsklima zwischen Schüler\*innen und Lehrer\*innen angenehmer und ruhiger gewesen und auch eher zurückhaltende Kinder hätten sich häufiger zu Wort melden können.

### **3.2.2 ...und beschleunigter Betrieb im Herbst**

Unter etwas anderen Vorzeichen stand der Schulbeginn im Herbst. Während die Stimmung im Frühjahr als ruhig beschrieben wird, der Umgang mit den Covid-Maßnahmen gewissermaßen geübt werden musste und auch die Aufarbeitung der Erfahrungen des Lockdowns im Zentrum stand, schien das große Motto im Herbst zu sein: So viel wie möglich, so lange es noch geht.

Zwar war das politisch prolongierte Stichwort zu Schulbeginn „normaler Schulbetrieb“, aber zugleich herrschte von Anfang an auch Stress, den Stoff aufzuholen und „möglichst viel durchzubringen, bevor vielleicht wieder irgendeine Änderung ist“ (Lernhilfe\_01). Auch die Arbeit der Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme startete gewissermaßen ohne Abwarten und ohne Aufwärmphase.

„Also das war definitiv anders als in anderen Jahren, wo man so gesagt hat: ‚Na, schauen wir mal, wie es sich entwickelt und setzen wir dann die Initiativen‘. Das hat man jetzt alles vorgezogen. Man hat gesagt: ‚Wer weiß, wann, wie lange wir so relativ normal tun können.‘“ (Beratungslehrer\_01)

Im Hintergrund aller Tätigkeit stand also die „Unsicherheit: wann passiert wieder was“ (Jugendcoaching\_02) und „normal“ war es nur „nach außen hin. [...] Schulintern war allen klar, das geht nicht so weiter. Da wird was kommen“ (Beratungslehrer\_01).

### 3.2.3 Eine „angepasste“ Tätigkeit

Wie sieht nun die Tätigkeit der Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme vor dem Hintergrund dieser – einerseits neuen und ungewohnten, andererseits sich ständig wandelnden und von immer wieder neuer Unsicherheit begleiteter – Situation aus?

Im Vordergrund standen die Hygienemaßnahmen wie das Tragen eines Mund-Nasen-Schutzes oder das Abstand-Halten. Mit steigenden Infektionszahlen strukturierten diese Maßnahmen den schulischen Alltag immer stärker, da beispielsweise Gruppen geteilt werden mussten und die Kinder keine Kontakte zu Kindern aus anderen Gruppen mehr haben durften. Die Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme mussten ihre Tätigkeiten an diese Bedingungen anpassen. Gerade bei den Methoden der Schulsozialarbeit, die für gewöhnlich stark auf die Durchmischung von Kindern und auch körperbetonte Übungen setzt, mussten die Verantwortlichen „ständig neu evaluieren, ständig neu schauen, wie kann man das machen“ (Schulsozialarbeit\_02). Klassische Methoden wie Team-Building, gruppenspezifische Spiele und erlebnispädagogische Methoden waren nicht mehr möglich oder konnten höchstens klassenintern stattfinden. Auch durften sehr bald keine externen Personen mehr das Schulgebäude betreten, wodurch auf Angebote wie Workshops etwa im Bereich von Gewalt, Rassismus oder Sexualpädagogik ganz verzichtet werden musste. Mit voranschreitendem Infektionsgeschehen zeigte sich, dass verschiedene Schulen abhängig vom Schultyp, der Schulgröße und/oder der Persönlichkeit der Schulleitung die politischen Vorgaben sehr unterschiedlich interpretierten. Für die Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme bedeutete das, „sich individuell auf die Schule einzustellen, gemeinsam mit der Schulleitung ein System [zu] entwickeln, wie das funktionieren kann“ (Schulsozialarbeit\_01).

Trotz aller Einschränkungen berichten die Befragten überwiegend, dass die Betreuung und Beratung im neuen Schuljahr prinzipiell gut funktioniert hat: Gerade die Kinder und Jugendlichen könnten prinzipiell sehr gut mit den unterschiedlichen Maßnahmen umgehen: „[W]eil oft heißt's, die armen Kinder und so weiter – aber die Kinder können total gut damit umgehen, finde ich, für die ist das jetzt halt Alltag“ (Lernhilfe\_01). Dennoch gab es vielfältige Belastungen und Konfliktpotenziale, die vom

Mangel an unbeschwerten Spielen in Pausen und am Nachmittag über Diskussionen über die Notwendigkeit von Hygienemaßnahmen bis hin zur Maskenverweigerung und Konflikten mit Eltern, die die Maßnahmen gar nicht mittragen wollen, reichen. Auch wird von psychischen Problemen wie Stress, Angst und Sorgen berichtet. Die anhaltende Anspannung und der fehlende Körperkontakt führten bei einem Teil der Schüler\*innen zu Auffälligkeiten und erhöhtem Aggressionspotenzial, wobei dies mitunter auch Kinder und Jugendliche betrifft, die bisher nie auffällig waren. Und gerade bei Kindern und Jugendlichen, die ohnehin psychische Probleme haben oder hatten, scheinen diese erneut aufzutauchen oder sich zu verstärken.

### **3.3 Zweiter Lockdown: Aus der Krise gelernt?**

Nach knappen zwei Monaten „normalem“ Schulbetrieb wurde ab 3. November den Schüler\*innen der Oberstufe und ab 17. November wieder allen Schüler\*innen Home-Schooling verordnet. In diese Zeit fiel auch unsere Erhebung. Dies bedeutet, dass wir nur einen Teil der Interviewten zum zweiten Lockdown befragen konnten. Alle vor dem zweiten Lockdown interviewten Personen äußerten den einhelligen Wunsch, die Schulen mögen nicht schließen. Anhand der Interviewdaten jener, die den Beginn der zweiten Schulschließung miterlebten, soll noch ein Blick auf die Frage geworfen werden, inwiefern in den Schulen und den Unterstützungssystemen aus den Erfahrungen der Monate davor gelernt wurde.

Allgemein lässt sich sagen, dass die Kommunikation vonseiten der Regierung, was die Implementierung von Maßnahmen wie Schulschließungen und Ähnliches betrifft, von den Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme auch beim zweiten Lockdown als sehr kurzfristig empfunden wurde, was wiederum hohe Flexibilität und Resilienz aufseiten aller schulischer Akteur\*innen verlangte. Zugute kamen dem System die Erfahrungen, die während der Schulschließungen im Frühjahr gemacht wurden. Alle Akteur\*innen hatten bereits Erfahrung mit den digitalen Formaten, was in Bezug auf die Arbeit der Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme eine schnelle Umstellung auf digitale oder hybride Betreuung möglich machte.

Woran nun gezielter gearbeitet werden konnte, war insbesondere der Abbau diverser Hemmschwellen und konkreter Benachteiligungen. Im Gegensatz zum ersten Lockdown sank im zweiten die Zurückhaltung bei den Kindern und Jugendlichen, auch bei belastenden Themen von sich aus die diversen Beratungs- und Betreuungsangebote zu nutzen.

„Das nehmen wir schon wahr, dass jetzt stärker die Beratung in Anspruch genommen wird als im ersten Lockdown. Also das ist auch ein Unterschied, den wir jetzt wahrnehmen: von sich aus, also von Schüler\*innen, Eltern, Lehrer\*innen.

Damals war alles für alle neu und fordernd oder auch überfordernd, von der Situation her. Jetzt: man weiß, man hat das schon mal ähnlich durchlebt und sie sind jetzt auch schneller bei uns angedockt als damals. Damals hat es stärker gebraucht, dass wir von uns aus versuchen, den Kontakt herzustellen.“ (Schulsozialarbeit\_05)

War im ersten Lockdown der politische und soziale Druck, Kinder jedenfalls zuhause zu beschulen und nur in Ausnahmefällen an der Schule betreuen zu lassen, auf die Eltern wie auch die Schulen sehr hoch, kam es im zweiten Lockdown zu einem geänderten Umgang. Im Nachhall des ersten Lockdowns zeigte sich sowohl in Einzelerfahrung von Schulleitungen, Lehrkräften und Mitarbeiter\*innen als auch in systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen (vgl. Huber/Helm 2020; Holtgrewe/Lindorfer/Siller/Vana 2020; Schober et al. 2020; Steiner et al. 2020), dass verschiedene Gruppen von Kindern und Jugendlichen durch das Home-Schooling massive Nachteile erfahren hatten. In den Interviews wird von großen Wissenslücken und von Rückschritten bei den Sprachkenntnissen bei Kindern mit anderer Erstsprache berichtet, aber auch von sozialen Problemen. So seien einige Kinder und Jugendliche in Isolation geraten, weil die Eltern aufgrund von großen Sorgen – gerade bei Kindern mit Behinderung – oder falschen Informationen über Infektionswege – wie sie aus einigen migrantischen Communities berichtet wurden – die Kinder gar nicht mehr aus der Wohnung ließen:

„Worüber wir alle sehr schockiert waren –, wie dann die Möglichkeit war, dass die ersten Kinder zurück an die Schule durften, [...] dass das auch Kinder mit Migrationshintergrund waren, die dann wirklich Sachen zum Direktor gesagt haben: ‚mein Gott, jetzt kann ich endlich wieder im Schulhof durchatmen‘. [...] Und wir haben auch wirklich Kinder [...] die nicht hinausgegangen sind über viele Wochen. Die in diesen kleinen Wohnungen – von ihren Eltern gut gemeint – eingesperrt waren.“ (Schulärzte\_02)

Aus solchen Erfahrungen heraus und ermöglicht durch einen Beschluss des Bildungsministeriums, auch Kinder an die Schule zu holen, bei denen die Schulen aufgrund der Gegebenheiten in den Familien einen Bedarf an außerhäuslicher Betreuung erkennen (vgl. BMBWF 2020: 1, 3), wurden im Herbst weitaus mehr Schüler\*innen in die Schulen zur Betreuung geholt. Besonders benachteiligte Kinder und Jugendliche waren nun stark an der Schule vertreten. Die Frage, inwiefern diese Veränderungen im Vergleich zum ersten Lockdown auch tatsächlich dazu führten, dass die mit den Schulschließungen verbundenen Probleme zurückgehalten werden konnten, kann freilich aus unseren bisherigen Daten nicht beantwortet werden.

### **3.4 Digitalisierung im Zeichen von Covid-19**

Ein zentraler Aspekt, der im Zuge der Covid-19-Krise besondere Relevanz bekommen hat und der vermutlich auch längerfristige Veränderungen im Bereich der Arbeit der psychosozialen Unterstützungssysteme nach sich ziehen wird, ist die Digitalisierung.

Verschiedene Aspekte wurden bereits berichtet, an dieser Stelle sollen die Erfahrungen und Einschätzungen der interviewten Personen nochmals gebündelt und in drei Bereichen dargestellt werden.

### **3.4.1 Kontakt und Kommunikation**

Zentral waren die eingangs beschriebenen Strategien, um Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen, aber auch zu anderen Akteur\*innen im System Schule herzustellen. Allgemein lässt sich festhalten, dass die stärkere Nutzung von sozialen Medien und Formen des digitalen Austauschs von Akteur\*innen aus diesem Bereich durchaus als Bereicherung und als spannend wahrgenommen wurde: „Das Angebotsspektrum der Schulsozialarbeit hat sich da einfach bei uns erweitert und wurde bereichert“ (Schulsozialarbeit\_05). Die breitere Aufstellung und die Möglichkeit, für alle – also für Schüler\*innen, Eltern und Lehrer\*innen – auf mehreren Kanälen erreichbar zu sein, ist hier für die meisten Akteur\*innen mittlerweile zentral. Entscheidend dafür, wie die Kontakte mit Eltern und Kindern/Jugendlichen über die verschiedenen Phasen der Pandemie hinweg gehalten werden konnten, war jedenfalls die aktive Beziehungsgestaltung vonseiten der Mitarbeiter\*innen über verschiedene Kanäle, aber auch die Qualität der bereits vor der Pandemie etablierten Beziehungen.

Die verstärkte Nutzung digitaler Angebote ging aber auch mit datenschutzrechtlichen Problemen einher, mit denen sich die Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme beschäftigen mussten: Dürfen Messenger-Dienste wie *WhatsApp* überhaupt genutzt werden oder ist dies aufgrund der geltenden Bestimmungen nicht möglich, auch wenn dies oftmals als einzige Möglichkeit scheint, mit der Zielgruppe in Kontakt zu kommen? Die Antworten auf diese Frage fielen im Feld unterschiedlich aus – vom Nutzungsverbot bestimmter Dienste bis hin zur Feststellung, dies seien Probleme, um die man sich nach der Pandemie kümmern müsse. Schließlich gibt es zwar durchaus Wahrnehmungen, dass im Bereich der Unterstützungssysteme nach wie vor wenig Gebrauch von digitalen Möglichkeiten gemacht werde, dass zu wenige Ideen entwickelt und ‚Pionierarbeit‘ geleistet werde. Generell betrachtet scheint es jedoch einen Professionalisierungsschub im Bereich der digitalen Angebote zu geben. Wo zu Beginn einzelne Internet-Auftritte und ein oft als chaotisch wahrgenommenes Nebeneinander von verschiedenen Kommunikationsformen zwischen den schulischen Akteur\*innen stand, hat sich ein dichteres Netz an Online-Auftritten entwickelt. Zudem etablierte sich auch eine strukturiertere Handhabung von Lernplattformen durch viele Schulen, mit denen mittlerweile nicht nur die Lehrer\*innen, sondern teilweise auch die Mitarbeiter\*innen der Unterstützungssysteme arbeiten können.

### 3.4.2 Die technische Ausstattung

Allein aufgrund der Ressourcen der Herkunftsfamilien war es anfangs für viele Schüler\*innen schwer, den Anforderungen des Home-Schoolings gerecht zu werden: Zugang zu einem PC, Drucker oder auch nur einer stabile Internetverbindung konnten keineswegs überall vorausgesetzt werden. Dort, wo aufgrund der ökonomischen Lage die technische Ausstattung in den Familien völlig fehlte, wurden in vielen Fällen Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme aktiv und riefen zu Spenden auf oder halfen bei der Zusammenarbeit mit den Behörden, um Leihgeräte verfügbar zu machen. Aber auch dort, wo in den Familien prinzipiell Geräte vorhanden waren, konnten sich Probleme ergeben, wenn beispielsweise mehrere Geschwister die Geräte gemeinsam nutzen mussten.

Diese auf materielle Gegebenheiten zurückzuführenden Schwierigkeiten stellen die Kinder und Jugendlichen bzw. die ganzen Familien laufend vor große Herausforderungen bei der Bewältigung und Strukturierung ihres Alltags. Auch hier lässt sich im längeren Verlauf der Krise aber eine (vorsichtig) positive Entwicklung ausmachen: Zum einen besteht mittlerweile ein erhöhtes Bewusstsein, dass eine gute technische Ausstattung eben nicht vorausgesetzt werden darf. Zum anderen wird aktiver darauf geachtet, benachteiligten Jugendlichen zumindest grundlegende technische Mittel zur Verfügung zu stellen. Dennoch sind die Bedingungen, unter denen Schüler\*innen zuhause lernen, nach wie vor in vielen Fällen prekär.

### 3.4.3 Kompetenzen

Hier machten viele Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme die Erfahrung, dass Kindern und Jugendlichen viele grundlegende Kenntnisse fehlen, um den Arbeitsanforderungen des Home-Schoolings nachzukommen – auch wenn sie sonst als Digital Natives scheinbar selbstverständlich mit der digitalen Welt umgehen:

„[W]eil wir einfach gemerkt haben, alle Jugendlichen haben zwar ein Handy, ein Smartphone, sind eigentlich gut ausgestattet, aber können damit nicht umgehen. [...] Teilweise wissen sie nicht, dass sie das anders auch nutzen können als für WhatsApp oder Snapchat.“ (Jugendcoaching\_02)

Hier geht es um Dinge wie den Umgang mit *MS Office* oder auch nur das Versenden einer E-Mail mit Anhang, an dem Jugendliche im Jugendcoaching – also am Ende der Pflichtschulzeit – scheitern. Nach den Erfahrungen im ersten Lockdown wurde hier in vielen Schulen versucht, den Jugendlichen diese Grundkenntnisse aktiv zu vermitteln. Auch Organisationen des psychosozialen Unterstützungssystems setzten teilweise gezielt auf Kompetenzerwerb bzw. versuchten, eine digitale ‚Kommunikationskultur‘ aktiv zu fördern.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass sich durch die Pandemie die Einstellungen und Handlungsmuster gegenüber der digitalen Kommunikation gewandelt

haben. Dies gilt zunächst einmal innerhalb der einzelnen Organisationen. Mitarbeiter\*innen bildeten sich im Bereich Digitalisierung fort und erlernten selbstständig den Umgang mit neuen Kommunikationsmitteln. Auch werden beispielsweise Beratungen und Besprechungen, die online durchgeführt werden, nicht mehr allein als Belastung gesehen, sondern auch als ressourcensparendes Tool, das gut funktionieren kann. Aber auch für die Schulen generell kann ein Einstellungswandel hin zu einer stärkeren Betonung der Eigenverantwortlichkeit der Schüler\*innen konstatiert werden:

„[Zu Beginn der Covid-Krise war] der Umgang mit distance learning nicht wirklich eingeübt [...], [wurde] auch vielfach nicht ernst genommen, auch mental gar nicht als erwünscht und sinnvoll erachtet [...] – da hat es ja angefangen, das war ja auch eine Haltungsfrage. Jetzt sieht man aber auch, dass man mit den neuen Medien auch sehr viel pädagogisch machen kann. Das ist vielleicht der einzige Vorteil der Situation: dass es auch zu einer Änderung des Lehrverhaltens führt, dass die Eigenverantwortlichkeit viel wichtiger genommen wird.“ (Schulpsychologie\_01)

Insgesamt wird hier die Covid-19-Krise durchaus als Motor für Veränderungen wahrgenommen, nicht allein im Bereich der Digitalisierung. Sowohl für Lehr- und Lernformen an der Schule als auch für die Beratung und Kommunikation der psychosozialen Unterstützungssysteme kann somit die Covid-19-Krise auch als „Innovationskick“ (Schulsozialarbeit\_01) gelten.

#### **4. Zusammenfassung und Ausblick**

Welche Strategien wurden also von den Mitarbeiter\*innen der psychosozialen Unterstützungssysteme angewandt, um ihre Arbeit unter den Bedingungen der Pandemie fortzuführen? Und welche längerfristigen Auswirkungen hat die Covid-19-Krise?

Zunächst kann festgehalten werden, dass die Reaktionen aus dem Bereich der psychosozialen Unterstützungssysteme im Bildungsbereich durch einen pragmatischen und flexiblen Umgang gekennzeichnet sind. Dadurch gelingt es auch während der Pandemie, niederschweligen Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen aufrecht zu erhalten. Eine zentrale Rolle spielt hier der Einsatz von Online-Angeboten und neuen Medien. In diesem Bereich kommt es wohl zu einer Beschleunigung der bereits vor der Pandemie beobachtbaren digitalen Transformation im Bereich der Sozialen Arbeit (vgl. Beranek/Hil/Sagebiel 2019).

Auch in den Phasen der Schulöffnung, die durch anhaltende Unsicherheiten und dynamische Entwicklungen gekennzeichnet sind, geht es darum, kurzfristig und situationsspezifisch die Tätigkeiten anzupassen. Spätesten seit dem zweiten Lockdown können die Akteur\*innen allerdings stärker auf bereits etablierte und eingeübte Handlungsstrategien zurückgreifen, auch wird potentiellen Ungleichheitsbedingungen proaktiver begegnet. Inwiefern jedoch diese Versuche die massiven Auswirkungen in

Hinblick auf Bildungsungleichheit tatsächlich einzubremsen vermögen, muss einstweilen eine offene Frage bleiben.

In Hinblick auf längerfristige Auswirkungen lassen sich unterschiedliche Aspekte ausmachen. Die in der Literatur diskutierten Verschiebungen von Standards der Sozialen Arbeit unter dem Druck der Pandemie wurden in den Interviews kaum thematisiert bzw. von einigen Interviewpartner\*innen sogar verneint. Diese meinen, es habe keine Unterschiede in den Beziehungen zu den Jugendlichen gegeben. Zwar hätten sich Methoden geändert, nicht jedoch die Standards der Arbeit. Es scheint jedoch in einigen Phasen der Pandemie durchaus eine Verschiebung hin zu einer stärkeren Akzentuierung von Kontrolle stattzufinden, insbesondere in der ersten Phase des Home-Schoolings, als zu einigen Kindern kein Kontakt hergestellt werden konnte und Teile des psychosozialen Unterstützungssystems damit betraut wurden, die Eltern auch mittels Drohungen zur Kooperation zu zwingen. Im Gegensatz dazu berichten freilich andere Akteur\*innen, dass sie gerade aufgrund ihres niederschweligen, informellen Zugangs zu den Kindern und Jugendlichen in der Lage waren, ohne die Anwendung von Druck wieder einen Kontakt zwischen ihnen und den Schulen herzustellen. Solche Auswirkungen erweisen sich also nicht zuletzt als abhängig von der Position der Akteur\*innen im Beziehungs- und Organisationssystem zwischen Behörde, Schule und Schüler\*innen.

Insgesamt bleibt für die Interviewpartner\*innen aus den psychosozialen Unterstützungssystemen die Hoffnung, dass durch die Krise, die wie ein Brennglas wirke und schon zuvor bestehende Ungleichheiten deutlich sichtbar mache, Gesellschaft und Politik erkennen, „wie wichtig Schulsozialarbeit und Unterstützungssysteme sind und dass sie eindeutig noch ausgebaut werden sollten“ (Schulsozialarbeit\_01).

## Verweis

<sup>1</sup> Die Interviewstudie ist Teil des Projektes „Schule nach Corona“, das das Ausmaß und die Erscheinungsformen untersucht, welche die Covid-19-Krise auf eine Verschärfung sozialer Ungleichheiten im steirischen Bildungsbereich hat. Das Projekt wird seit Herbst 2020 an der Pädagogischen Hochschule Steiermark in Kooperation mit dem Studiengang Soziale Arbeit an der FH JOANNEUM durchgeführt.

## Literatur

Beranek, Angelika/Hil, Burkhard/Sagebiel, Juliane (2019): Digitalisierung und Soziale Arbeit – ein Diskursüberblick. Wiesbaden: Springer.

BMBWF – Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2020): Schulbetrieb ab dem 17. November 2020. Beilage zum Erlass des BMBWF GZ 2020-0.748.656. [https://www.bmbwf.gv.at/dam/jcr:819bba49-e44a-4067-baa6-ba606b62f867/schulbetrieb\\_20201117\\_erlass\\_beilage.pdf](https://www.bmbwf.gv.at/dam/jcr:819bba49-e44a-4067-baa6-ba606b62f867/schulbetrieb_20201117_erlass_beilage.pdf) (18.01.2021).

Bruneforth, Michael/Eder, Ferdinand/Krainer, Konrad/Schreiner, Claudia/Seel, Andrea/Spiel, Christiane (2016): Nationaler Bildungsbericht Österreich 2015. Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Bd. 2. Graz: Leykam.

- Buschle, Christina/Meyer, Nikolaus (2020): Soziale Arbeit im Ausnahmezustand?! Professionstheoretische Forschungsnotizen zur Corona-Pandemie. In: Soziale Passagen, 12, S. 155–170.
- Hettler, Ingo (2021): Schulsozialarbeit in der „neuen Normalität“. Über neue und alte Herausforderungen in der Schulsozialarbeit, Entwicklungsmöglichkeiten und Chancen. In: Sozial Extra, 45, S. 65–69.
- Holtgrewe, Ursula/Lindorfer, Martina/Siller, Carmen/Vana, Irina (2020): Lernen im Ausnahmezustand – Chancen und Risiken. Erste Ergebnisse der Schüler\_innenbefragung. [https://www.zsi.at/object/news/5574/attach/Erste\\_Ergebnisse\\_Lernen\\_im\\_Ausnahmezustand\\_Schueler\\_innen\\_befragung.pdf](https://www.zsi.at/object/news/5574/attach/Erste_Ergebnisse_Lernen_im_Ausnahmezustand_Schueler_innen_befragung.pdf) (18.01.2021).
- Huber, Stephan G./Günther, Paula/Schneider, Nadine/Helm, Christoph/Schwander, Marius/Schneider, Julia A./Pruitt, Jane (2020): COVID-19 und aktuelle Herausforderungen in Schule und Bildung. Erste Befunde des Schul-Barometers in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Münster/New York: Waxmann.
- Huber, Stephan G./Helm, Christoph (2020): COVID-19 and schooling. Evaluation, assessment and accountability in times of crises – reacting quickly to explore key issues for policy, practice and research with the school barometer. In: Educational Assessment, Evaluation and Accountability, 32, S. 237–270.
- Kuckartz, Udo (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Meyer, Nikolaus/Buschle, Christina (2020). Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie: Zwischen Überforderung und Marginalisierung. Empirische Trends und professionstheoretische Analysen zur Arbeitssituation im Lockdown. Erfurt: IUBH Internationale Hochschule.
- Schober, Barbara/Lüftenegger, Marko/Spiel, Christiane (2020): Was hat sich während der Zeit des Home-Learning verändert? Erste Ergebnisse der zweiten Erhebung bei Schüler\*innen. <https://lernencovid19.univie.ac.at/ergebnisse/schuelerinnen/> (18.01.2021).
- Spies, Anke (2018): Schule und Soziale Arbeit. In: Graßhoff, Gunther/Renker, Anna/Schröer, Wolfgang (Hg.): Soziale Arbeit - Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 133–150.
- Steiner, Mario/Köpping, Maria/Leitner, Andrea/Pessl, Gabriele (2020): COVID19 und Home-Schooling. Folgt aus der Gesundheits- nun eine Bildungskrise? [https://www.ihs.ac.at/fileadmin/public/2016\\_Files/Photos/Veranstaltungen/2020/Leben\\_mit\\_Corona/Praesentationen/S5\\_Steiner.pdf](https://www.ihs.ac.at/fileadmin/public/2016_Files/Photos/Veranstaltungen/2020/Leben_mit_Corona/Praesentationen/S5_Steiner.pdf) (18.01.2021).

## **Über die Autor\_innen**

### **Elisabeth Zehetner, MA MA**

elisabeth\_zehetner@phst.at

Studium der Germanistik und Soziologie, ist derzeit als Projektmitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Steiermark tätig.

### **Marcel Reiner, BA**

marcel\_reiner@phst.at

Studium der Soziologie, ist derzeit wissenschaftlicher Projektmitarbeiter an der Pädagogischen Hochschule Steiermark und an der Universität Graz.

### **Gerlinde Janschitz, BA MA**

gerlinde.janschitz@uni-graz.at

Studium der Soziologie, arbeitet als Projektmitarbeiterin am Institut für Wirtschaftspädagogik der Universität Graz und lehrt an der Pädagogischen Hochschule Steiermark im Bereich der schulischen Qualitätssicherung.

**Mag. Dr. Karina Fernandez**

karina.fernandez@phst.at

Studium der Soziologie und Erziehungswissenschaft, ist Hochschulprofessorin für Bildungssoziologie und Qualitätsmanagement an der Pädagogischen Hochschule Steiermark.

**Marc Diebäcker & Anna Aszódi:**

## **Verweilen, Begegnen und Abgrenzen**

**Aneignungsweisen und soziale Ordnungsprozesse von Bewohner\*innen in Gemeinschaftsflächen eines Senior\*innenwohnhauses aus der Perspektive räumlich-institutioneller Einrichtungsforschung**

### **Zusammenfassung**

Eine alltagsorientierte Perspektive von älteren Menschen in Wohn- oder Pflegehäusern ist in der Einrichtungsforschung Sozialer Arbeit selten und bildete den Ausgangspunkt für ein einjähriges Forschungsprojekt zu Aneignung und sozialen Interaktionen in Gemeinschaftsflächen. Mittels eines institutionell-räumlichen Forschungsansatzes zielte unsere explorative Fallstudie in einem Wiener Senior\*innenwohnhaus darauf ab, über teilnehmende Beobachtungen alltägliche Routinen und Nutzungen zu erschließen sowie Beziehungsverhältnisse aus Perspektive älterer Menschen raumrelational zu rekonstruieren.

Die Ergebnisse weisen z.B. darauf hin, dass der Einzug als biographischer Bruch reflektiert wird, die persönliche Eigenständigkeit für ein außerinstitutionelles Alltagsleben entscheidend ist und Menschen mit geringerer Mobilität stärker auf Räume, soziale Beziehungen und Unterstützung im Haus verwiesen sind. In den Aufenthaltszonen zeigt sich ein vielfältiges soziales Gefüge unter den Bewohner\*innen, die sich mit Blick auf Zugehörigkeit, insbesondere entlang von kognitiver Gesundheit und Klasse, ausdifferenzieren. Den ‚gebauten Raum‘ mit seiner funktionalen Ausstattung scheinen Bewohner\*innen oft als gegeben wahrzunehmen, ihre Anpassungsleistungen an eine institutionalisierte soziale Ordnung erscheinen ebenfalls hoch. Eine bedarfsorientierte fachliche Einrichtungspraxis steht u.a. vor der Herausforderung, ressourcenorientierte und partizipative Methoden zu nutzen, um den Bedürfnissen, Wünschen und Ideen älterer Menschen im Alltag Geltung zu verschaffen.

**Schlagnworte:** Institutionelle Räume, Soziale Arbeit und ältere Menschen, Alltag, Aneignung, Senior\*innen, Wohnen, Einrichtungsforschung

## **Abstract**

Currently, there are only a few papers on the everyday perspectives of older people living in residential and nursing homes. The present research project has been conducted over a year and discusses acquisition and social interaction in common spaces of a residential home in Vienna. Using spatio-institutional research methods, our exploratory case study aimed to reconstruct daily routines and social relations from the perspective of older people.

The results suggest, for example, that moving into a residential home is often reflected as a rupture of the old person's biography and sense of self. Personal mobility is crucial for maintaining lived spaces outside the institution. Residents with higher frailty are more dependent on spaces, relationships, and support inside the residential home. We identified diverse social relations among the residents along different „zones of mobility“ within the residential home. The boundaries seem to be set along group belonging, especially regarding cognitive health and class. The 'built space' seems to be seen as given, and residents showed great capacities of adaption to institutional norms. A needs-oriented institutional practice is confronted with the challenge of using resource-oriented and participative methods to meet the wishes, needs, and ideas of the elderly.

**Keywords:** institutional space, social work with the elderly, everyday life, appropriation, older people, housing, institutional research

## 1. Ein Haus für Senior\*innen beforschen

In einem Haus für Senior\*innen werden hochbetagte Menschen beim Wohnen unterstützt und bei Herausforderungen des Älterwerdens begleitet. In einer Lebensphase, die oftmals mit physischen oder kognitiven Einschränkungen oder Verlusten von sozialen Beziehungen einhergeht, werden in dieser besonderen sozialstaatlichen Einrichtung soziale und pflegerische Betreuung bereitgestellt. Möglichst bedarfs- und ressourcenorientiert sowie sozial inklusiv sollen Bewohner\*innen in ihrer letzten Lebensphase jene Unterstützung finden, die sie benötigen, um einen möglichst unbeschwerlichen und würdevollen Lebensabend zu verbringen und sich ein letztes Mal heimisch zu fühlen.

So bedeutend diese Zielsetzungen für das Einrichtungsangebot eines Senior\*innenwohnhauses sind, so schwierig sind diese zu erreichen. Schon seit den Anfängen der „environmental gerontology“ in den 1960er Jahren werden die Probleme eines alters-segregierten Wohnens thematisiert (Rowles/Bernard 2013: 7). Der schwierige Übergang von einer privaten zu einer institutionalisierten Wohnform im hohen Lebensalter, die vielfach damit verbundenen Brüche sozialer Beziehungen, der strukturierte und verwaltete Einrichtungsalltag oder institutionelle Schließungstendenzen mit Hospitalisierungseffekten gehören zu Herausforderungen, auf die Wohnhäuser oder Pflegeeinrichtungen für Senior\*innen reagieren, um die trennenden Effekte zwischen institutioneller Innen- und gesellschaftlicher Außenwelt (vgl. Goffman 1973[1961]: 24f.) zu reduzieren. Zugleich hat diese Kritik an Wohn- und Unterbringungsformen für Menschen im hohen Lebensalter dazu geführt, dass das ‚Altern daheim‘ sowohl bei älteren Menschen selbst als auch in kommunalen Alterspolitiken sich großer Popularität erfreut und zu alternativen Versorgungsangeboten wie Mehrgenerationenwohnen oder mobile Pflegedienste führte.

In der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Senior\*innenzentren und -wohnhäusern bzw. ‚Alten- oder Pflegeheimen‘ ist eine Forschungsperspektive, die den Alltag von Bewohner\*innen oder stationär betreuten Nutzer\*innen in den Blick nimmt, im deutschsprachigen Raum selten. Das alltägliche Tun, die Aneignungsweisen oder das soziale Zusammenleben von Menschen, die ihre überwiegende Zeit in der Einrichtung vor Ort verbringen, sind unseres Erachtens deutlich unterrepräsentiert.<sup>1</sup> Im Sinne einer nutzer\*innenorientierten Sozialen Arbeit verstehen wir unter Alltag einerseits routinierte Aspekte der Lebensführung, in der sich grundlegend Menschliches verwirklicht (Lefebvre 1987: 96, 135) sowie andererseits, die Suche nach einem emotionalen „Zuhause“ (Heller 1978: 174), das ein Gefühl von Sicherheit und Intensität in sozialen Beziehungen ermöglicht (vgl. Bargetz 2016: 106–110, 136f.).<sup>2</sup> Eine größer werdende Zahl an Forschungsvorhaben, die sich vor allem im englischsprachigen Fachdiskurs unter dem Label der ‚environmental gerontology‘ bzw. ‚geographical gerontology‘ ver-

sammeln (siehe z.B. Beiträge in Rowles/Bernard 2013; Scheidt/Schwarz 2015; Skinner/Andrews/Cutchin 2019), stellen aber das Verhältnis zwischen älteren Personen und ihrem sozialräumlichen Umfeld stärker in den Mittelpunkt (Wahl/Weisman 2003: 616). Die subjektive Bedeutung des Ortes wird dabei als ein sozialer Prozess des Ankommens, des Gewöhnens und der Identifizierung verstanden (vgl. Rowles/Bernard 2013: 3–5; Depner 2015; Nakrem/Vinsnes/Harkless/Paulsen/Seim 2012), der für ältere Menschen oft mit Gefühlen des Verlustes und des institutionellen Verwiesen-Seins einher geht. Dieser Prozess des Übergangs bedeutet nicht nur einen physisch-geographischen Bruch, sich woanders neu einrichten zu müssen, sondern auch eine einschneidende Veränderung in den sozialen Bezügen und der biografischen Selbstverortung.

Bezugnehmend auf den Ansatz einer institutionellen Raumforschung Sozialer Arbeit (siehe Beiträge in Diebäcker/Reutlinger 2018d) gingen wir in unserem Forschungsvorhaben der Frage nach, wie Bewohner\*innen die Gemeinschaftsflächen in einem Senior\*innenwohnhaus nutzen und wie sie sich diese Räume im sozialen Aufeinandertreffen oder individualisierten Präsent-Sein aneignen. Mittels eines raumrelationalen Forschungszugangs kommen zunächst die sozialen Phänomene in den Blick, die durch einen vorgelagerten „Prozess des Einrichtens“ strukturiert sind, denn Hinzukommende – seien es Beschäftigte oder Bewohner\*innen – treffen auf eine institutionalisierte, bereits errichtete, Ordnung, „die Ort, Menschen und Organisation(en)“ aneinander koppelt (Diebäcker/Reutlinger 2018b: 5, 11). Wenn wir als Forschende auf das soziale Gefüge in einem Senior\*innenwohnhaus treffen, sind daher Fragen nach der institutionellen Offenheit und Durchlässigkeit sowie eines Abwendens von der risiko- und defizitorientierten Geriatrie von besonderer Relevanz. Ebenso sind die Möglichkeiten der Bewohner\*innen, die materiell ausgestaltete und soziale Ordnung zu verändern und anzueignen, bedeutend.

Beim Erfassen, Verstehen und Deuten von sozialen Beziehungen und Ordnungen in Einrichtungen sind die Beziehungen zwischen Personal und Nutzer\*innen in machtasymmetrischer Weise miteinander verschränkt. Dabei werden im Sinne eines „Anrichtens und Bereitstellens“ einerseits Bedürfnisse und Nöte der Menschen sichtbar. Sie treffen auf unterstützende und sorgende Tätigkeiten als „organisierte sozialstaatliche Leistungen [...], die für sie notwendig, alltagsbewältigend oder psychosozial stabilisierend sein können“ (Diebäcker et al. 2018b: 15). Andererseits drücken sich in diesen Beziehungen auch institutionelle Organisations- und Verwaltungslogiken oder ökonomische Rahmenbedingungen und Effizienzvorstellungen aus, die Möglichkeiten des alltäglichen Seins und Tuns von Bewohner\*innen mit strukturieren (Diebäcker et al. 2018b: 12f.).

Ziel unserer Fallstudie in einem Wiener Senior\*innenwohnhaus im Februar 2020 war es, Einblicke ins Wohnen und Sein der älteren Menschen zu gewinnen. Da-

bei gingen wir davon aus, dass wir in den Räumen der Vergemeinschaftung auf Verhalten und Interaktionen von Bewohner\*innen stoßen, die auf soziale Dynamiken und Ordnungsprozesse unter den Bewohner\*innen, zum Einrichtungspersonal sowie zum sozialen Nahraum außerhalb der Einrichtung schließen lassen. Um alltagsorientiertes und aneignendes Tun sowie sozialen Austausch von Bewohner\*innen im explorativen Sinne erfassen zu können, wählten wir einen ethnografisch inspirierten Zugang. In dem untersuchten Wiener Senior\*innenwohnhaus lagen viele zentrale und konzeptionell für alle Bewohner\*innen zugängliche Gemeinschaftsflächen im Erdgeschoss, auf das wir unsere teilnehmenden Beobachtungen und Gespräche mit Bewohner\*innen begrenzten.<sup>3</sup> Diese funktional ausdifferenzierten Gemeinschaftsflächen (siehe 2.2) mit ihrem öffentlichen Charakter stehen dabei in Wechselbeziehung zu den privaten Wohneinheiten in anderen Stockwerken oder zu den drei Pflegestationen im Haus, in denen die Privatsphäre aufgrund von (überwiegend) Doppelzimmern maßgeblich eingeschränkt ist. In Kontakt mit Bewohner\*innen versuchten wir als Forscher\*innen ganz im Sinne der Institutional Ethnography (Campbell/Gregor 2002: 69f.) vorzugehen und das Sehen mit dem Zuhören zu verbinden.<sup>4</sup> Wenn wir im Rahmen der Gespräche offene Fragen formulierten, dann setzten wir an dem an, was wir in unseren Beobachtungen von Situationen als alltäglich wahrgenommen hatten und besser verstehen wollten.<sup>5</sup> Oft sprachen uns Bewohner\*innen von sich aus an, erzählten uns mitteilungs-freudig von ihren Themen und Erfahrungen im Haus, womit diese Unterhaltungen wenig mit einem ‚qualitativen Interview‘ zu tun hatten.<sup>6</sup> Die Erfahrungen von den Senior\*innen als Expert\*innen ihres eigenen Alltags sollten so in dialogischer Zurückhaltung erschlossen und vorschnelle Objektivierungen durch die Annahmen der Forschenden vermieden werden (Smith 2005: 142f.; Campbell et al. 2008: 78f.).

Im Folgenden möchten wir die Erkenntnisse unserer Fallstudie entsprechend unserer *doppelten Forschungsbewegung* präsentieren. Zunächst werden wir in Kapitel 2 im Sinne eines *Hineingehens und Begehens* des inneren Raums der Einrichtung (Diebäcker/Reutlinger 2018c: 169–174) exemplarisch einige alltägliche Routinen von Bewohner\*innen beschreiben, um einer subjekt- und nutzer\*innenorientierten Perspektive auch in der Verschriftlichung Raum zu geben. Aufbauend auf diesen Alltags-reflexionen legen wir funktionale Ordnungen und soziale Nutzungen dar (Kap. 3), skizzieren räumliche Aneignungsweisen (Kap. 4) und schildern soziale Beziehungs- und Differenzverhältnisse (Kap. 5). Im Rahmen einer zweiten raumrelationalen Forschungsbewegung des *„Hoch- und Hinausgehens“* (Diebäcker et al. 2018c: 174–178) diskutieren wir abschließend (Kap. 6) einige Ergebnisse zur sozialen Ordnung im Senior\*innenwohnhaus mit Blick auf den gesellschaftlichen Kontext.

## 2. Alltagstruktur und biographisches Rückblicken

Viele Gespräche mit Bewohner\*innen, die wir im Rahmen der Teilnehmenden Beobachtung auf Gemeinschafts- bzw. Aufenthaltsflächen im Erdgeschoss oder im Außenbereich der Wohnhausanlage führten, drehten sich um den Tagesablauf und die Nutzungsweisen des Erdgeschosses, mündeten aber öfter in biographische Reflexionen.<sup>7</sup>

Frau A. sucht mich mit Unterstützung der Direktorin des Wohnhauses auf, ihr ist es ein großes Anliegen an der Studie aktiv teilzunehmen. Sie begründet ihren Einzug mit ihrer Angst, dass eine schlechte Heimhilfe oder Hauskrankenpflegekraft sie zu Hause unterstützen würde, der sie dann ausgeliefert wäre. Sie betont, dass sie hier im Senior\*innenwohnhaus größere Teams und unterschiedliche Personen unterstützen. Über ihren Alltag erzählt sie, dass sie sehr selbstständig lebt, zum Beispiel bereitet sie sich ihr Frühstück und Mittagessen selbst zu, das Abendessen holt sie sich lediglich aus dem Speisesaal ab und nimmt es in ihrem Zimmer ein. Ihre Freizeit spielt sich ausschließlich auf ihrem Zimmer und draußen, außerhalb des Hauses, ab, die Freizeitangebote im Haus nutzt sie kaum. Im Haus gefällt es ihr sehr gut. Sie äußert Verständnis für die Belange des Personals und findet, dass dieses überarbeitet und unterbesetzt sei. Deswegen wolle sie es auch nicht mit kleinen Anliegen belasten. Frau A. findet es belastend mitanzusehen, wie schlecht es manchen ihrer Mitbewohner\*innen körperlich und kognitiv geht. Sie fühlt sich hilflos, da sie die Menschen nicht unterstützen kann, obwohl sie sich als sehr hilfsbereiten Menschen beschreibt. Mit Blick auf ihren Alltag außerhalb der Einrichtung ist der öffentliche Raum für sie angstbehaftet, abends geht sie daher nicht mehr hinaus, auch tagsüber fürchtet sie sich vor Überfällen und trägt daher keinen Schmuck mehr. „Drinne“ im Senior\*innenwohnhaus fühlt sie sich „absolut sicher“, was ihr sehr wichtig ist. Dafür ist sie auch bereit, im Alltag Kompromisse einzugehen. (P4: 4–5)

Ich begegne Frau B., die erst seit Kurzem im Haus wohnt im Tagesangebot für an Demenz erkrankte Bewohner\*innen (siehe Kap. 2.2). Sie betont gleich, dass sie als „Gast“ hier ist. Sie selbst sei mobil und orientiert und helfe gerne im Tagesgeschehen mit. In ihrem Zimmer ist ihr langweilig und sie kommt aus einer „Gastronomie-Familie“, weswegen sie Freude an hauswirtschaftlichen Tätigkeiten hat. Die Mitarbeiter\*innen im Tageszentrum seien auch froh über ihre Unterstützung. Ihr ist dabei allerdings wichtig, dass sie auch jederzeit wieder gehen kann, wenn es ihr mit den beeinträchtigten Bewohner\*innen „zu viel wird“. Sie ist auf Anregung ihres Sohnes in das Haus gezogen, da ihr ihre Wohnung zu groß geworden war. Von ihrem Tagesablauf erzählt Frau B., dass sie zuerst frühstückt, dann fernsieht, anschließend auf ihrem Balkon raucht und Zeitung liest und schließlich in das Tageszentrum ‚aushelfen geht‘. Außer diesem Ort nutzt sie das Erdgeschoss kaum, grundsätzlich findet sie die Räume aber ganz gut. Im Unterschied zu früher findet sie, dass die Strukturen und Abläufe unflexibel

sind, beispielsweise kann sie nicht essen, wann sie will. Mit dem Freizeitangebot im Wohnhaus hat sie sich noch nicht eingehend auseinandergesetzt und noch keine Veranstaltung besucht, da sie diese für sich nicht passend findet. (vgl. P8: 2)

Auf Herrn C. treffe ich um die Mittagszeit wartend vor dem Speisesaal. Er wohnt schon seit zehn Jahren im Haus und erzählt, dass seine inzwischen verstorbene Frau pflegebedürftig war und er mitgezogen ist, „sonst wäre er nicht so früh eingezogen“. (P1: 4) Er äußert sich zufrieden mit dem Haus, fühlt sich mit seiner Wohnsituation wohl. Von seinem Tagesablauf berichtet er, dass er um 4:00 Uhr in der Früh aufsteht, anschließend 45 Minuten Gymnastik macht, dann eine Stunde spazieren geht – im Sommer draußen, im Winter drinnen. Wenn er im Haus spazieren geht, läuft er jeden Gang vom fünften bis zum zweiten Stockwerk jeweils 15 Mal ab. Danach wartet er im Café vor dem Speisesaal auf das Frühstück, darauf folgen dann Termine am Vormittag. Nach dem Mittagessen geht er einkaufen und hört anschließend Opern in seinem Zimmer. (vgl. P1: 4)

Eine Pflegekraft kommt auf mich zu und schlägt vor, dass ich mich gemeinsam mit Frau D. vor das Gebäude setzen könnte. Ich stelle mich Frau D. vor, erkläre ihr unser Vorhaben und es entsteht ein Gespräch. Sie wohnt seit einem Jahr im Senior\*innenwohnhaus und hat sich noch nicht vollständig eingelebt. Über ihren Alltag erzählt sie, dass sie viel Zeit in ihrem Zimmer verbringt, auch das Frühstück nimmt sie dort ein. Das Erdgeschoss nutzt sie hauptsächlich zum Spielen von Gesellschaftsspielen, manchmal bewegt sie sich auch mit ihrem Rollator spazierend durch das Haus. Frau D. sagt, dass sie einen Teil ihrer Identität, vor allem jene als selbstständige, aktive Person, seit ihrem Einzug verloren hat. Das liegt ihrer Meinung nach daran, dass sehr viele Tätigkeiten, die sie früher selbst ausgeführt hat, nun vom Personal übernommen werden. Während unseres Gesprächs sitzt Frau D. im Rollstuhl und meint, dass sie sich „gerade ein wenig abgestellt fühlt“ (P6: 3), da momentan ihr Zimmer gereinigt wird. Auf die Frage nach Verbesserungswünschen erwidert sie, dass sie manchmal in der Ambulanz anrufe und um Unterstützung für das Herunterkommen ins Erdgeschoss bitte, dem aber oft spät oder manchmal auch gar nicht nachgekommen wird. Dies liege an der Größe der Einrichtung und sie habe Verständnis für die begrenzten Ressourcen des Personals (vgl. P6: 3).

In Gesprächen mit Bewohner\*innen, die relativ selbstständig im Haus wohnen, wird uns gegenüber häufig ihre Eigenständigkeit, Mobilität, Aktivität, kognitive Kompetenz oder auch Hilfsbereitschaft hervorgehoben. Öfter spiegelt sich in ihren Erzählungen der subjektiv hohe Stellenwert von gesundheitsförderndem Verhalten und einer aktiven Lebensweise, in denen Bewegung und Sein außerhalb der Einrichtung eine besondere Bedeutung für sie haben. Das eigene Können und Tun erscheint für die Alltagsbewältigung ebenso sinngebend wie zeitvertreibend bzw. tagesstrukturierend und trifft auf biographische Erfahrungen, in der Lohnarbeit, Freizeitbeschäftigung oder

familiäre Sorgearbeit gewohnt und strukturierend waren. Zugleich bilden diese Kompetenzen und Fähigkeiten eine identitätsbezogene Differenz zu denjenigen Mitbewohner\*innen, die im Alltag belasteter oder eingeschränkter sind. Auch Personen mit geringerer Mobilität vergleichen sich mit jenen Mitbewohner\*innen, die „schlechter zu recht sind“ Ängste, in naher Zukunft ähnlich betroffen zu sein, scheinen sehr präsent. (vgl. z.B. P4: 4, P1: 4, P8: 2, P1: 5)

In Reflexionen von Gesprächspartner\*innen zu ihrer Wohnsituation knüpften viele an Formen des Zusammenlebens an, die sie mit Partner\*innen oder Familienmitgliedern in vorherigen Lebensphasen erlebt hatten. Daran anschließend und im biographischen Rückblick erzählten sie öfter von den Besonderheiten und Qualitäten dieser Beziehungen. Diejenigen, die über wichtige soziale, meist familiäre Beziehungen verfügen, betonen deren hohe Bedeutung in ihrer derzeitigen Lebenssituation und berichten z.B. mit großer Freude von familiären Anlässen oder Besuchen von Angehörigen. Bei uns entwickelte sich der Eindruck, dass die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation größer ist, wenn Personen ihr eigenes Leben relativ eigenständig sowie sozial eingebunden führen können. Trotz einer oftmals artikulierten hohen Zufriedenheit mit ihrer Wohnsituation und der Betreuung des Personals wird der Einzug als biographischer Bruch reflektiert und die räumliche Identifizierung mit einem Zuhause scheint wohl häufig in früheren Lebensphasen zu liegen. (vgl. z.B. P3: 2, P1: 3, P2: 3)

### **3. Funktionale Ausgestaltung und Nutzungen der Gemeinschaftsflächen**

Das Erdgeschoss des Senior\*innenwohnhaus strahlt durch den großen, offenen Eingangsbereich, der mit unterschiedlichen Sitzmöglichkeiten teilstrukturiert ist, mit Säulen und einem zentralen Springbrunnen eine würdevolle, hotelartige Atmosphäre aus. Das helle und hallende Foyer ist tagsüber durch ein dynamisches Nebeneinander von Aufhalten und Sein, von Kommen und Gehen geprägt: Bewohner\*innen schauen nach ihrer Post, einige gehen regelmäßig, gestützt auf ihren Rollator, spazieren, andere verweilen, sitzen auf ihrem ‚Stammpfad‘ und lesen Zeitung oder beobachten einfach das Geschehen. Eine durch Pflanzen abgegrenzte und teilweise sichtgeschützte Sitzgruppe hat Nischencharakter und wird vor allem am Nachmittag für Treffen oder Gesellschaftsspiele genutzt. Das Vorbeigehen und Begegnen wird von einer freundlich wirkenden Kultur des Grüßens durchzogen und trägt zu einer Atmosphäre bei, die wir als offen und angenehm wahrnehmen. Oft werden wir von Bewohner\*innen und Personal direkt angesprochen und nach unserem Vorhaben gefragt. Es wird uns Unterstützung angeboten und spontan entstehen Unterhaltungen. (vgl. z.B. P1: 2f., P2: 1, P3: 2, P4: 4)

Die Rezeption scheint für viele Bewohner\*innen die erste Anlaufstelle für vielerlei Anliegen, seien sie alltagsbezogen, administrativ oder sozialrechtlich. Freundlich und geduldig werden Bewohner\*innen informiert, beraten und unterstützt oder auch zu

anderen Kolleg\*innen weitervermittelt. Nahe am Eingang gelegen wird von dort auch der Eingangsbereich beobachtet und wahrgenommen, wer das Haus verlässt oder betritt. Angrenzend befinden sich die Zugänge zu den Büros der Mitarbeiter\*innen sowie zu Beratungsräumen. Dass es sich hierbei um das administrative Zentrum des Wohnhauses handelt, drückt sich auch durch zahlreiche Aushänge oder den Feedback-Postkasten aus, und symbolisiert eine hierarchisierte Ordnung im Raum. (vgl. z.B.: P1: 2f., P1: 9, P6: 1, P7: 1)

Der Weg vom Foyer in den hinteren Bereich des Erdgeschosses verengt sich und auf beiden Seiten zweigen Türen zu Tagesangeboten, Speisesaal, Toiletten, Stiegenhaus oder Nebeneingang ab. Der Weg mit seinen unterbrochenen Handläufen, den wir nicht als barrierefrei wahrnehmen, mündet bei weniger Tageslicht in den Sitzbereich eines Cafés, das von Bewohner\*innen intensiv genutzt wird und in dem das bürgerlich gekleidete Gastronomiepersonal bedient. Einige Stammgäste treffen sich dort regelmäßig zu fixen Tageszeiten in Gruppen, andere empfangen dort ihren Besuch, insbesondere am Wochenende. Einzelne lesen Zeitung oder warten auf ihre Verabredung. Das Café hat als Treffpunkt eine wichtige Bedeutung für alltägliche Begegnungen: Das Zusammentreffen mit Bekannten, Freund\*innen oder Familienangehörigen vermittelt uns ein vielfältiges Bild von engeren und lockeren sozialen Beziehungen in unterschiedlichen Settings, in denen ein Erfahren von sozialer Anerkennung und biographisch erlebter Normalität sichtbar wird. (vgl. z.B. P8: 2, P6: 2, P1: 3, P3: 2)

Im Erdgeschoss liegt auch ein hausinternes ‚Tageszentrum‘ für kognitiv, psychiatrisch oder neurologisch erkrankte Bewohner\*innen, das sich aber mit seinen Angeboten darüber hinaus an alle Bewohner\*innen richtet und als möglichst durchlässig konzipiert ist. Die Tür steht ganztägig offen, Bewohner\*innen können, je nach Art und Ausprägung ihrer Einschränkung, selbstständig kommen und gehen und Mitarbeitende agieren uns und anderen gegenüber offen und einladend. Der verspielt dekorierte und mit Hintergrundmusik bespielte Raum ist in drei Zonen unterteilt: in einen Mitarbeiter\*innen-Bereich mit einem Arbeitsplatz und einer Küche; in einen allgemeinen Aufenthalts- und Aktivitätsbereich mit Tischen unterschiedlicher Größe und Stühlen, in dem auch Mahlzeiten eingenommen werden; sowie in einen Ruhebereich, mit einer blickgeschützten Sitzgruppe und Couch. Im Aufenthaltsbereich besteht eine Platzeinteilung mit Namensbeschriftungen, die laut einer Mitarbeiterin aus dem Bedürfnis von Bewohner\*innen nach einem ‚Stammplatz‘ entstanden sei, und in diesem Sinne als eine Form von institutionell gestützter Raumeignung verstanden werden kann, aber für ‚neue‘ Personen auch mit Zuweisung verbunden ist. Als zielgruppenspezifisches Angebot werden uns vor allem unterstützende, aktivierende, beschäftigungs- und tagesstrukturierende Funktionen für Nutzer\*innen vermittelt. In Relation zu anderen Bereichen des Erdgeschosses stehen erkrankte Bewohner\*innen hier besonders im Mittelpunkt, in räumlich-relationaler Hinsicht werten wir die Lage und direkte Anbindung an zentrale Gemeinschaftsflächen des Hauses als inklusiv. Die über den

Raum hinausreichende persönliche und sichtbare Assistenz durch Fachkräfte entfaltet auch parteilich-stellvertretende und schützende Wirkungen für die Betroffenen gegenüber den anderen Bewohner\*innen, die sich situativ (manchmal auch diskreditierend) abgrenzen. (vgl. z.B. P1: 4, P8: 1f., P7: 2f., P4: 2f.)

Von zentraler sozialer und tagesstrukturierender Bedeutung ist der große, helle Speise- und Mehrzwecksaal. Dort werden von vielen mobilen Bewohner\*innen sowie Mitarbeiter\*innen die Hauptmahlzeiten und eine Nachmittagsjause eingenommen, aber auch wöchentliche Angebote oder im jahreszeitlichen Rhythmus Feste durchgeführt. Der Blick auf die Platzaneignung im Saal vermittelt uns ein spezifisches räumliches Muster, das in fünf Zonen differenziert werden kann: Bewohner\*innen, die in privaten Wohneinheiten leben und regelmäßig an den Mahlzeiten teilnehmen, nutzen Sitzplätze im Zentrum des Saals. Stationsbewohner\*innen nehmen überwiegend an Tischen in äußerer Randlage beim rechten Eingang Platz, was möglicherweise an der besseren Zugänglichkeit für Personen mit Rollstühlen oder Rollatoren liegen kann. Im hinteren Bereich positionieren sich Zivildienstler\*, Praktikant\*innen oder Besucher\*innen. Mitarbeiter\*innen der Gastronomie wiederum sitzen an der Seite beim linken Eingang in funktionaler Nähe zum Buffet. An einem seitlich gelegenen Tisch sitzen vorrangig administrative und fachliche Mitarbeiter\*innen, einschließlich der Hausleitung, und scheinen in ihrer sichtbaren und von anderen beachteten Präsenz ‚über den Raum zu wachen‘. In dieser relativ deutlichen Zonierung und sozialen Ordnung repräsentieren sich soziale Differenzierungen, die unter den Bewohner\*innen entlang der beiden vorrangigen Wohn- und Betreuungsformen und über physische und kognitive Beeinträchtigungen verlaufen. Beim Personal wiederum bilden sich Unterschiede in der beruflichen Qualifikation und Tätigkeit sowie der teamspezifischen Organisation ab. Hier manifestiert sich u.E. über die räumliche Positionierung in einem zentralen Gemeinschaftsraum ein auf Status beruhendes Machtgefüge in der Institution. (vgl. z.B. P4: 1f., P5: 3f., P2: 4, P3: 3, P6: 1f.)

#### **4. Räumliche Aneignungen der Bewohner\*innen**

Im Senior\*innenwohnhaus eigneten sich Bewohner\*innen aus unserer Sicht insbesondere durch die Nutzung von Sitzplätzen in den unterschiedlichen Teilräumen des Erdgeschosses die Räume an. Viele Bewohner\*innen suchen diese Orte regelmäßig, oft mehrmals am Tag auf, sei es zum individuellen Verweilen oder zum Zusammenkommen. Abseits des Aufenthalts spiegelten sich Aneignungsprozesse auch in den raumdurchquerenden Bewegungen wider, welche die Bewohner\*innen im Rhythmus der Tageszeiten vollziehen. Dabei kommt auch der Selbstrepräsentation eine wichtige Bedeutung zu, regt das Erdgeschoss mit seinem öffentlichen Charakter als Ort des ‚Sehens und Gesehen-Werdens‘ doch dazu an, sich dort auch persönlich auszudrücken oder auch zu ‚inszenieren‘.

Mit Blick auf die Wechselwirkung zwischen ‚gebauten‘ und ‚gelebten‘ Raum zeigt sich, dass Bewohner\*innen sich in hohem Maße an die funktionale Ausgestaltung und materialisierte Ordnung anpassen sowie diese nur selten im Sinne eines eigenen und anderen Nutzungsinteresses überschreiten. Ihre Aneignungsweisen scheinen sich in die geplante, institutionalisierte Ordnung einzufügen. Mit Blick auf unsere offenen Fragen äußerten sich viele Bewohner\*innen allgemein sehr zufrieden, aber wenig konkretisierend. Wünsche oder Ideen, die auf eine Veränderungsperspektive hindeuten, waren für uns nur selten ermittelbar. Es scheint eine unbewusste Annahme oder eine akzeptierende Hingabe an das Vorgegebene zu dominieren. (vgl. z.B. P6: 3, P1: 1, P2: 4f., P3: 3f.)<sup>8</sup>

Die Gemeinschaftsflächen im Erdgeschoss werden von Bewohner\*innen des Hauses in unterschiedlicher Art und Weise angeeignet. Dabei scheint neben der Angebotsstruktur, administrativen und sozialen Funktionen, der unterschiedliche Mobilitätsgrad von Bewohner\*innen eine bedeutende Rolle zu spielen. Hoch mobile Personen können die Grenzen der Einrichtung leicht überschreiten und Teile ihres Alltags außerhalb verbringen, während für Bewohner\*innen mit stark eingeschränkter Mobilität bereits das Aufsuchen des Erdgeschosses eine Belastung darstellen kann bzw. von der benötigten Assistenz abhängt, mit deren Hilfe der eigene Wunsch zu realisieren ist.<sup>9</sup> Der Außenbereich des Wohnhauses, der auch im Winter teilweise von Bewohner\*innen zum Spazieren oder Aufhalten genutzt wird, sowie die angrenzende Parkanlage sind für Bewohner\*innen bedeutende Freiräume. Gerade der kleine, öffentliche Park mit seiner ruhigen und gärtnerischen Ausgestaltung und direktem Zugang vom Senior\*innenwohnhaus erfreut sich großer Beliebtheit und kann auch von mobilitätseingeschränkten Personen aufgesucht werden, wenngleich sie zum Teil auch auf Assistenz durch Personal oder Besucher\*innen angewiesen sind. Die von der Stadt Wien verordnete Wintersperre wird von den Bewohner\*innen und der Leitung des Senior\*innenwohnhauses bedauert und ist auch für uns nicht nachvollziehbar. (vgl. P6: 3, P3: 1f., P1: 5).<sup>10</sup>

Wird Aneignung als Möglichkeit der persönlichen Identifizierung und des Selbstausdrucks verstanden, ist das eigenständige Verfügen über privaten Raum wesentlich, um Privatsphäre, Authentizität und Intimität leben zu können (Goffman 1973[1961]: 234-238.) In unserem Fallbeispiel, wie vermutlich auch in vielen anderen Senior\*innenwohnhäusern, sind die Möglichkeiten der Selbstidentifizierung sowie Rückzugsmöglichkeiten zur sozialen Distanzierung, insbesondere gegenüber dem Einrichtungspersonal, unterschiedlich verteilt: Diejenigen, die über eine eigene Wohneinheit verfügen, können ihre eigenen Vorstellungen des Selbstseins leichter umsetzen oder verteidigen als Bewohner\*innen, die meist in den Doppelzimmern der Stationen auf intensivere Pflege angewiesen und Einschränkungen unterworfen sind sowie über weniger ‚persönlichen Raum‘ verfügen. Das kontinuierliche Ausgesetzt- und Kontrolliertsein, welches u.E. eine zentrale Verlusterfahrung und Erschwernis für wohnortsbezogene

Identifizierung im hohen Lebensalter darstellt, realisiert sich für Bewohner\*innen in einem Senior\*innenwohnhaus in abgestufter Weise und entlang der unterschiedlichen Verfügbarkeit eines eigenen, ‚privaten‘ Wohnraums. (vgl. Diebäcker/Reutlinger 2018a: 34)

## **5. Soziale Beziehungen und Differenzlinien**

Der Blick auf alltägliche Begegnungen und Interaktionen von Bewohner\*innen in gemeinsam genutzten Räumen eines Senior\*innenwohnhauses vermittelt nicht nur Bilder von typischen sozialen Nutzungs- oder Aneignungsmustern, sondern lässt auch Zugehörigkeiten und Differenzen in den sozialen Beziehungen unter ihnen hervortreten. In den Gesprächen mit Bewohner\*innen sind uns neben Berichten über positive und gewählte zwischenmenschliche Beziehungen auch wiederkehrende Abgrenzungen und Abwertungen aufgefallen, die für die Frage nach dem ‚In-Kontakt-Sein‘ und ‚Dazugehören‘ wesentlich sind.<sup>11</sup> In intersektionaler Hinsicht können sich einzelne Kategorien wie Gesundheit und Körper, soziale Klasse und Herkunft oder Geschlecht überkreuzen oder auch kumulieren, und damit für soziale Ein- und Ausschließungen verantwortlich sein.

In unseren Gesprächen scheint das Alter an sich noch kein zentrales Kriterium der Unterscheidung zu sein, treffen wir doch zum Teil auf sehr altersgemischte Gruppen. Vielmehr scheint die Länge der Wohndauer im Haus eine wichtige Rolle zu spielen, um miteinander befreundet, verbunden oder ‚etabliert‘ zu sein. Physische Gesundheit jedoch, die eine selbständige Mobilität innerhalb des Hauses ermöglicht, stellt eine wesentliche Grundvoraussetzung für die regelmäßige Teilhabe am sozialen und ‚öffentlichen‘ Leben in den Aufenthaltsräumen dar. Im sozialen Kontakt ‚vor Ort‘ scheint dann eine diesbezügliche Differenz kaum eine Rolle zu spielen, was wir als akzeptierte ‚Selbstverständlichkeit‘ eines Lebens im hohen Alter deuten. Demgegenüber werden Demenzerkrankungen anderer Mitbewohner\*innen uns gegenüber überwiegend in abgrenzender und teilweise in stark diskreditierender Weise erwähnt, vereinzelt auch Mitleid und eigene Hilflosigkeit im Umgang mit ihnen formuliert. Kognitive Orientiertheit ist demnach ein zentrales Kriterium, an dem sich (Nicht-)Zugehörigkeit äußert, wobei wir dies einerseits als Verdrängungs- und Abspaltungsverhalten deuten, dem eine Angst vor der eigenen Betroffenheit zu Grunde liegt. Andererseits scheint bei Bewohner\*innen im Kontakt und in der Kommunikation mit demenzkranken, kognitiv eingeschränkten Personen wenig Wissen und Eigenkompetenz vorhanden zu sein. (vgl. z.B. P3: 3f., P1: 5, P5: 4f.)

Eine weitere soziale Trennlinie unter Bewohner\*innen erscheint uns die Zugehörigkeit zu einem bürgerlichen Milieu, die sich in den biographischen Rückblicken durch Beruf, Familie oder Wohnort oder auch durch bevorzugte Freizeitaktivitäten, Speisen oder kulturelle Angebote zeigt. Aufgrund der Lage des Wohnhauses in einem

bürgerlichen Bezirk Wiens waren auch in unseren Gesprächen viele Bewohner\*innen eines höheren sozialen Status vertreten, die sich auch zu anderen durch soziale Distinktion abgrenzten. Während wir die Bewohner\*innenschaft tendenziell als autochthon, weiß und ethnisch homogen wahrnehmen, steht dies im Kontrast zur ethnisch heterogenen, häufig migrantischen Personalstruktur im Haus. Als demographische Gemeinsamkeit ist anzumerken, dass sowohl die Bewohner\*innen als auch das Personal weiblich dominiert ist. Auf das ungleiche Geschlechterverhältnis wird institutionell geantwortet, wenn z.B. bei Festen ausschließlich männliche ‚Taxitänzer‘ engagiert werden.

## **6. Abschließende Diskussion: Alltägliche, soziale Beziehungen als raumrelationaler Spiegel**

Auch wenn wir unseren Blick auf alltägliches Sein und Tun von Bewohner\*innen in allgemein zugänglichen Aufenthaltszonen und Gemeinschaftsräumen gelegt haben, ist die hier in einer forschenden Annäherung beschriebene Ordnung von institutionellen sowie gesellschaftlichen Normen und Bedingungen durchzogen. Einige dieser u.E. für die Soziale Arbeit mit Menschen im hohen Lebensalter bedeutenden Aspekte wollen wir abschließend zur Diskussion stellen.

Der grundsätzlich sehr freundliche, offene und respektvolle Umgang zwischen Bewohner\*innen und Mitarbeiter\*innen ist gerahmt von einem institutionalisierten Alltag, der eine regelmäßige Tagesstruktur organisiert, angebotsorientierte Aktivitäten sowie unterstützende und pflegerische Unterstützung gewährleistet. Dieser wiederkehrende Rhythmus<sup>12</sup> kann Orientierung und eine Versorgungsstruktur bieten, ist aber auch mit erheblichen Anpassungsleistungen von Bewohner\*innen verbunden. Die Beziehungen von Bewohner\*innen zum Personal sind auch von Ambivalenz getragen, was z.B. deutlich wird, wenn erstere auf Unterstützung angewiesen sind und zugleich die Belastungen von Mitarbeiter\*innen antizipieren und so ihre eigenen Bedarfe hintanstellen (siehe Kap. 2; auch Nakrem et al. 2012: 8). Bezugnehmend auf die beobachtete Tendenz von Bewohner\*innen, die vorgegebene, funktionale Ordnung an- bzw. hinzunehmen (vgl. Burton/Sheehan 2010: 253), ist mit wenig Kritik und Widerstand gegen organisatorische Abläufe und Vorgaben zu rechnen, was aber nicht mit Zustimmung verwechselt werden darf.<sup>13</sup> Die Herausforderung für nutzer\*innen- und bedarfsorientierte Einrichtungen liegt vielmehr darin, eine kollektive Praxis und institutionelle Kultur zu entwickeln, die diversifizierte, ressourcenorientierte und partizipative Methoden nutzt, um die Bedürfnisse, Wünsche und Ideen älterer Menschen zu identifizieren und diesen im Alltag kontinuierlich Geltung zu verschaffen.<sup>14</sup>

Die uns in Gesprächen mit Bewohner\*innen häufig geschilderte Trennung zwischen dem ‚Alltag draußen‘ und ‚dem Alltag drinnen‘ ist für viele Personen, und unab-

hängig von ihrem persönlichen Mobilitätsgrad, offensichtlicher Bestandteil ihrer Reflexion. Bei diesen subjektiven Grenzziehungen wurde uns eine Außenorientierung als eine erwünschte Normalität vermittelt, derer sich die einen alltäglich im Hinausgehen vergewissern, während die anderen diese Verlusterfahrung als ‚biographische Sehnsucht‘ thematisieren. Diese Außenorientierung trifft durchaus auf das Bestreben und Bemühen von Mitarbeiter\*innen, ein Senior\*innenwohnhaus als offene und durchlässige Einrichtung zu führen und die institutionelle Kontrolle über die Lebensführung von Bewohner\*innen möglichst gering zu halten. Die meisten von uns wahrgenommenen Maßnahmen sozialer Kontrolle beziehen sich auf die Überprüfung des Gesundheitszustandes von Bewohner\*innen, pflegebedürftige oder kognitiv eingeschränkte Bewohner\*innen stehen daher stärker im Fokus. Gewisse Gefahren im Alltag älterer, meist hochbetagter Menschen, z.B. wenn Personen mit kognitiven Einschränkungen das Haus verlassen, deuten Mitarbeitende als lebensphasenspezifisch und reagieren mit Akzeptanz und Toleranz, anstatt im Sinne risikoorientierter Prävention, Freiheiten durch intensivierete Überwachung oder Zwänge einzuschränken.<sup>15</sup> Berücksichtigend, dass z.B. der ‚gelebte Raum‘ für demenzerkrankte Personen graduell immer kleiner wird, ist laut Førsund et al. gerade im institutionellen Kontext entscheidend, einen möglichst weiten, physischen und sozialen Erfahrungsraum zu gewähren, „to sustain person centred care and support the preservation of continuity and identity“ (2018: 1).

Ein Senior\*innenwohnhaus ist ein institutioneller Raum, dem eine sozialstaatliche Funktion sowie eine alterssegregierende Organisation eingeschrieben ist. Das permanente Reflektieren zur Erhöhung von Durchlässigkeiten der Einrichtung ist daher für Verantwortliche und Mitarbeitende unabdinglich. In organisatorischer Hinsicht bedeutet das nicht nur Abläufe zu hinterfragen, institutionelle Regeln zu reflektieren oder Beschwerde- und Partizipationsmöglichkeiten von Bewohner\*innen zu verbessern, sondern auch umfassende Personalkapazitäten bereitzustellen und die fachliche Entwicklung der Mitarbeiter\*innen zu fördern (vgl. Bomhof/Friele 2017: 79f.; Pirhonen/Pietilä 2015: 100). In unserer Erhebung wurde deutlich, dass die Bedürfnisse von eingeschränkten Bewohner\*innen, ihren Alltag selbstbestimmt zu gestalten, zwar auf ein hohes Engagement der Beschäftigten trifft, aber auch auf begrenzte Ressourcen, wie uns auch Fachkräfte in Gesprächen vermitteln. Diese Ressourcenknappheit erschwert u.E. eine eigenständige Lebensführung, forciert eine ‚Vernachbarschaftlichung unter Bewohner\*innen‘ im Sinne des Gegenseitig-Aufeinander-Angewiesen-Seins und muss letztendlich für institutionelle Hospitalisierungs- und Schließungseffekte verantwortlich gemacht werden, die ihre Ursache in einer finanziellen Unterversorgung sozialer Sicherungssysteme hat.

In den untersuchten ‚Mikrogeographien‘ sozialer Beziehungen spiegeln sich in vielerlei Hinsicht gesellschaftliche Veränderungen. Die demographische Transformation in der österreichischen Bevölkerung, der Wunsch nach möglichst langem Wohnen

in den ‚eigenen vier Wänden‘ sowie eine Verschiebung von informeller Pflege zu professionellen und mobileren Pflegedienstleitungen (vgl. WIFO 2016: 18f.) äußern sich in einem steigenden Durchschnittsalter, späteren Einzug und höheren Pflegebedarf im Senior\*innenwohnhaus. Dieser Wandel in der Bewohner\*innenschaft geht mit einem Zusatzangebot an Pflegeleistungen und einer baulichen Umwandlung von Wohnungen in Pflegestationen einher. Er zeigt sich uns aber auch in Aneignungsweisen oder sozialen Dynamiken und Distinktionen der oftmals hochbetagten Bewohner\*innen. Die Diskursivierung und Stigmatisierung des hohen Lebensalters, das als passiver, bedürftiger oder unproduktiver Zustand verstanden wird, beruht auf gesellschaftlich weit verbreiteten Paradigmen der körperlichen Selbstoptimierung, aktivierenden Normalisierung und Ökonomisierung des Selbst (vgl. Pichler 2020). Besonders erwähnenswert ist dabei, dass sich diese Stigmatisierung auch in den Beziehungen unter den älteren Bewohner\*innen des Senior\*innenwohnheims aufspüren lässt und im Kontext der eigenen, gesundheitlich bedrohten Existenz als Alltagsprävention neu formiert wird. Denn die körperliche ‚Fitness‘ und kognitive Leistungsfähigkeit scheint eine wesentliche Voraussetzung und ein Gradmesser zu sein, um sich wichtige Freiheiten zu erhalten und den institutionalisierten Alltag im Senior\*innenwohnhaus in Kontinuität und Eigenständigkeit leben zu können.

## Verweise

<sup>1</sup> Quantitativ ausgerichtete Studien lassen die nötige Tiefe vermissen, einrichtungsbezogene Forschungsvorhaben fokussieren häufig mit ihren qualitätsbezogenen Fragestellungen auf die Mesoebene und übergreifende Programmanalysen zielen mit ihrer oftmals vergleichenden Perspektive auf politische Empfehlungen. In Wertschätzung dieser wichtigen Zielsetzungen liefern die meisten Projekte dabei Erkenntnisse abseits einer Mikroebene, womit subjekt- und alltagsorientierte Perspektiven von Nutzer\*innen der Einrichtungen oftmals nur als Subtext erahnbar sind.

<sup>2</sup> In ihrer Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff bei Lefebvre und Heller macht Brigitte Bargetz (2016: 97–159) deutlich, dass Alltagsleben trotz seiner repetitiven Kraft als eine sich verändernde, ambivalente und durchaus kreative Praxis verstanden werden muss, die nicht vom Politischem und Gesellschaftlichem abgelöst werden kann.

<sup>3</sup> Im Rahmen unserer Erhebung führten wir neun teilnehmende Beobachtungen zu unterschiedlichen Tages- und Wochenzeiten durch. Die zwischen Erstautor (drei Beobachtungen) und Zweitautorin (sechs Beobachtungen) aufgeteilten Erhebungen fanden nicht gleichzeitig statt.

<sup>4</sup> An dieser Stelle ist auf die explizite Anschlussfähigkeit von institutioneller Raumforschung und institutioneller Ethnografie hinzuweisen (Güntner 2019: 259).

<sup>5</sup> Als Stimulus, so er denn nötig war, fragten wir z.B. danach, was die Person gerade vorhat oder, auch mit Blick auf die Gemeinschaftsflächen, was ihnen an diesen gefällt bzw. nicht gefällt.

<sup>6</sup> Dies ist auch auf die transparente und vielfältige Vorinformation über unser Forschungsvorhaben im Haus zurückzuführen.

<sup>7</sup> Diese geben wir aber hier nicht wieder, um eine ein weitgehende Pseudonomisierung zu gewährleisten.

<sup>8</sup> In ihrer Studie zu Design und physischer Umwelt in betreuten Wohnformen für ältere Menschen betonen Elizabeth Burton und Bart Shehan, dass es Bewohner\*innen schwerfällt, Räume und Orte zu beschreiben und ihre emotionale Bedeutung zu differenzieren. „People also tend to adapt to and accept their environments over time and stop noticing details.“ (2010: 253)

<sup>9</sup> Wir konnten unterschiedliche Mobilitätszonen und Bewegungsradien der Bewohner\*innen beobachten: Am geringsten ist dieser, wenn gesundheitlich bedingt das Angewiesensein auf das eigene Zimmer

bzw. die Pflegestation hoch und die eigene Mobilität sehr beschnitten ist. Personen, die in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt sind, z.B. auf einen Rollator oder Rollstuhl angewiesen sind, können sich häufig das Erdgeschoss eigenständig aneignen, verlassen aber scheinbar nur selten das Einrichtungsgelände. Mobile Bewohner\*innen, wie sie in Gesprächen öfter betonen, können ihren Alltag selbstbestimmter auch außerhalb des institutionellen Kontextes verbringen.

<sup>10</sup> Die umfassende Nutzungsmöglichkeit von außenliegenden Freiräumen ist für ältere Menschen in betreuten Wohnformen von besonderer Bedeutung. So streichen beispielsweise Potter et al. (2018) in ihrer Studie den direkten gesundheitlichen Nutzen hervor, wenn sie schreiben, dass „access to outdoor space predicts depressive symptoms in older living care home. Interventions aimed at increasing access to outdoor spaces could positively affect depressive symptoms in older people.“ (Potter et al. 2018: 438)

<sup>11</sup> Arianna Motteran, Elena Trifiletti und Monica Pedrazza (2016) kommen in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass gruppenbezogene Ausschließung in Aufenthaltsräumen eine wesentliche „source of negative feelings“ (Motteran/Trifiletti/Pedrazza 2016: 150) für ältere Bewohner\*innen in betreuten Wohneinrichtung darstellt.

<sup>12</sup> Neben einer Hausordnung und dem Heimvertrag, in dem u.a. Bedingungen zur Ausstattung der Wohnung bzw. Pflegeplatzes, Verpflegung, Nutzung von Gemeinschafts- und Therapieräumen, Betreuung und Pflegeleistungen festgelegt sind, meinen wir hier den funktional organisierten Tagesablauf wie Öffnungszeiten von Café oder Rezeption, Essenszeiten, externe Angebote von Bank oder Einzelhandel, Beratungszeiten von Sozialarbeit oder Psychologie oder auch die Beleuchtungsdauer der Gemeinschaftsräume.

<sup>13</sup> Laut Wiener Heimkommission kann z.B. in Pflegeheimen zwischen Personen unterschieden werden, die sich erstens aufgrund von Autonomieverlusten anpassen, die zweitens im Sinne einer Dienstleistungsorientierung vom Personal Wünsche einfordern und drittens „kognitiv beeinträchtigten Personen, die vielleicht nichts bewusst fordern, jedoch oftmals sehr bedürftig sind“ und Mitarbeiter\*innen damit konfrontieren. „Oft sind die Grenzen zwischen bewusst ‚alles zu fordern‘ bzw. ‚gar nichts mehr zu wollen‘ und aufgrund kognitiver Beeinträchtigung, ‚nicht anders zu können‘, sehr verwischt.“ (Wiener Heimkommission 2018: 41)

<sup>14</sup> Dabei können qualitative, bedarfsorientierte und partizipativ zu entwickelnde Kriterien einen wesentlichen Beitrag leisten, um Routinen und Regeln zu hinterfragen und Möglichkeiten der persönlichen Aneignung von privaten Räumen und Aufenthaltsräumen zu verbessern. (siehe auch Nakrem et al. 2012: 8)

<sup>15</sup> Bezüglich der Auswirkungen über Schließungstendenzen in betreuten Wohnformen für ältere Menschen kann z.B. auf die vergleichende Studie von Frances Tufford, Ruth Lowndes, James Struthers und Sally Chivers (2018) verwiesen werden.

## Literatur

- Bargetz, Brigitte (2016): *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: transcript.
- Bomhoff, Manja/Friele, Roland (2017): *Complaints in long-term care facilities for older persons. Why residents do not give 'free advice'*. In: *Health policy (Amsterdam, Netherlands)*, Nr. 121 (1), S. 75–81.
- Burton, Elizabeth; Sheehan, Bart (2010): *Care-Home Environments and well-being. Identifying the design features that most affect older residents*. In: *Journal of Architectural and Planning Research*, Nr. 27 (3), S. 237–256.
- Campbell, Marie/Gregor, Frances (2002): *A Primer in Doing Institutional Ethnography*. Toronto: Garamond Press.
- Depner, Anamaria (2015): *Dinge in Bewegung - zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim*. Bielefeld: transcript.
- Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (2018a): *Einrichtungen Sozialer Arbeit als institutionelle Räume denken*. In: Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (Hg.): *Soziale Arbeit und institutionelle Räume. Explorative Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS, S. 21–43.
- Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (2018b): *Einrichtungen Sozialer Arbeit reflektieren – einleitende räumlich-assoziative Bezüge*. In: Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (Hg.): *Soziale Arbeit und institutionelle Räume. Explorative Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–20.

- Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (2018c): Institutionelle Raumforschung – eine Programmskizze. In: Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (Hg.): Soziale Arbeit und institutionelle Räume. Explorative Zugänge. Wiesbaden: Springer VS, S. 165–182.
- Diebäcker, Marc/Reutlinger, Christian (Hg.) (2018d): Soziale Arbeit und institutionelle Räume. Explorative Zugänge. Wiesbaden: Springer VS.
- Førsund, Linn Hege/Grov, Ellen Karine/Helvik, Anne-Sofie/ Juvet, Lene Kristine/Skovdahl, Kirsti/ Eriksen, Siren (2018): The experience of lived space in persons with dementia. A systematic meta-synthesis. In: BMC geriatrics, Nr. 18 (1), S. 33.
- Goffman, Erving. 1973 [1961]. Asyle: Über die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Güntner, Simon (2019): Rezension zu Marc Diebäcker & Christian Reutlinger (Hg.) (2018): Soziale Arbeit und institutionelle Räume – explorative Zugänge. In: soziales\_kapital, Nr. 21, S. 258–260.
- Heller, Agnes (1978): Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (1987): Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Motteran, Arianna/Trifiletti, Elena/Pedrazza, Monica (2016): Well-being and Lack of Well-being among Nursing Home Residents. In: Ageing Int, Nr. 41 (2), S. 150–166.
- Nakrem, Sigrid/Vinsnes, Anne G./Harkless, Gene E./Paulsen, Bård/Seim, Arnfinn (2012): Ambiguities. residents' experience of 'nursing home as my home'. In: International journal of older people nursing, Nr. 8 (3), S. 216–225.
- Pichler, Barbara (2020): Aktuelle Altersbilder – ‚junge Alte‘ und ‚alte Alte‘. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: Springer VS, S. 571–582.
- Pirhonen, Jari/Pietilä, Ilkka (2015): Patient, resident, or person. Recognition and the continuity of self in long-term care for older people. In: Journal of aging studies, Nr. 35, S. 95–103.
- Potter, Rachel/Sheehan, Bart/Cain, Rebecca/Griffin, James/Jennings, Paul A. (2018): The Impact of the Physical Environment on Depressive Symptoms of Older Residents Living in Care Homes. A Mixed Methods Study. In: The Gerontologist, Nr. 58 (3), S. 438–447.
- Rowles, Graham D./Bernard, Miriam (2013): The Meaning and Significance of Place in Old Age. In: Rowles, Graham D./Bernard, Miriam (Hg.): Making meaningful Places in Old Age. New York: Springer Publishing Company, S. 3–24.
- Scheidt, Rick J./Schwarz, Benyamin (Hg.) (2015): Environmental Gerontology. What Now? London/New York: Routledge.
- Skinner, Mark W./Andrews, Gavin J./Cutchin, Malcolm P. (Hg.) (2019): Geographical Gerontology. Perspectives, Concepts, Approaches. London/New York: Routledge.
- Smith, Dorothy E. (2005): Institutional Ethnography. A Sociology for People. Lanham/New York/Toronto/Oxford: ALTAMIRA PRESS.
- Tufford, Frances/Lowndes, Ruth/Struthers, James/Chivers, Sally (2018): 'Call Security': Locks, Risk, Privacy and Autonomy in Long-term Residential Care. In: Ageing Int, Nr. 43 (1), S. 34–52.
- Url, Thomas (2016): Langfristige Prognose des Aufwands für Langzeitpflege. Wien: Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung (WIFO).
- Wahl, Hans-Werner/Weisman, Gerald D. (2003): Environmental Gerontology at the Beginning of the New Millennium. Reflections on Its Historical, Empirical, and Theoretical Development. In: The Gerontologist, Nr. 43 (5), S. 616–627.
- Wiener Heimkommission (2018): Bericht der bei der Wiener Pflege-, Patientinnen- und Patienten-anwaltschaft eingerichteten Wiener Heimkommission. Wien.

## Quellen

- P1: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 13.02.2020  
P2: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 13.02.2020  
P3: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 15.02.2020  
P4: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 17.02.2020  
P5: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 19.02.2020  
P6: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 20.02.2020  
P7: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 22.02.2020  
P8: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 23.02.2020  
P9: Protokoll der teilnehmenden Beobachtung am 25.02.2020

## Über die Autor\_innen

### **FH-Prof. Dr. Marc Diebäcker**

marc.diebaecker@fh-campuswien.ac.at

studierte Politikwissenschaft, Geschichte sowie Soziale Arbeit und Erziehung in Duisburg, Edinburgh und Wien. Er lehrt und forscht an der FH Campus Wien. Schwerpunkte: Gesellschaftskritik, Sozialraum und Soziale Arbeit, Wohnen und Wohnungslosenhilfe, institutionelle Räume und Einrichtungsforschung, aufsuchende Soziale Arbeit.

### **Anna Aszódi, BA**

anna.e.aszodi@gmail.com

studierte Soziale Arbeit in Wien und war als studentische Forschungsassistentin an der FH Campus Wien tätig. Sie arbeitet derzeit als Sozialarbeiterin in einem Chancenhaus der Wiener Wohnungslosenhilfe. Schwerpunkte: Feministische und gendersensible Soziale Arbeit, Wohnen und Wohnungslosenhilfe, kritische Soziale Arbeit, ältere Menschen.

Hubert Höllmüller:

## Kritik des reinen Konstruktivismus in der Sozialen Arbeit

### Zusammenfassung

In der Sozialen Arbeit hat sich der Konstruktivismus etabliert, ohne dass dieser jedoch ausführlich diskutiert wurde. So stehen mittlerweile realistische Konzeptionen und konstruktivistische nebeneinander. Einer ausführlichen theoretischen Diskussion, so eine häufig vorgebrachte Kritik, würde der Konstruktivismus auch nicht standhalten, weil er einen pragmatischen und einen selbstreferentiellen Widerspruch in sich trägt. In meinem Beitrag argumentiere ich, dass diese sich mit der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann aufheben lassen. Auf diesem Wege ließe sich eine erkenntnistheoretische Fundierung der Sozialen Arbeit bewerkstelligen, die sich vom teilweise reinen Realismus von Nachbardisziplinen wie der Psychiatrie und Psychologie im Sinne der Betroffenen unterscheidet.

**Schlagworte:** Konstruktivismus, radikaler Konstruktivismus, Kritik, soziologische Systemtheorie

### Abstract

Constructivism has been established in social work without being discussed in detail. Thus, realistic and constructivist concepts now stand side by side. A frequently expressed criticism is that constructivism would not stand up to a profound theoretical discussion because it contains a fundamental pragmatic and self-referential contradiction. In this article, I argue that these can be resolved using the sociological systems-theory of Niklas Luhmann. Thus, an epistemological foundation of social work could be achieved, which differs from the partly pure realism of related disciplines such as psychiatry and psychology in the sense of the afflicted.

**Keywords:** constructivism, radical constructivism, critics, sociological systems theory

## 1. Einleitung

Jede Wissenschaft hat ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen, ob nun ausdrücklich formuliert oder implizit wirksam. Für die Soziale Arbeit gilt eher Zweiteres: auch wenn Erkenntnistheorie im Ausbildungskanon formuliert ist,<sup>1</sup> erkenntnistheoretische Diskurse, die sich auch als solche definieren, sind wenig auffindbar.<sup>2</sup> Allerdings hat eines der zentralen erkenntnistheoretischen Paradigmen über mehrere Methodendebatten Einzug in die Soziale Arbeit gehalten: der Konstruktivismus und damit verbunden „das Systemische“. Dieser Sammelbegriff hat seine Ursprünge in professionellen Handlungskonzepten:

„Die systemische Psychotherapie, die systemische Beratung und die systemische Supervision bauen auf modernen Konzepten systemtheoretischer Wissenschaft auf, die mittlerweile Eingang in alle Disziplinen der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften gefunden haben.“ (Rotthaus 2001)

Rotthaus konstatierte schon vor zwei Jahrzehnten, dass dieses zentrale Paradigma, das er mit Systemtheorien verknüpft, nicht nur in der Sozialen Arbeit aufgenommen wurde, sondern für die gesamte Wissenschaft Bedeutung erlangt hat.

Konstruktivismus und die Systemtheorien, unter anderen die von Niklas Luhmann, sind in der Sozialen Arbeit nicht dominant oder gar allein bestimmend, aber durch die enge Anbindung an methodische Konzepte gut verankert. Dabei geht es um das Lösen von psychosozialen Problemen beziehungsweise um Linderung von Leid und Belastungen, wobei die Frage nach der Sichtweise der Betroffenen als Beobachter\_innen in den Blick gerät. Als entstehende Wissenschaft mit sehr starkem Professionsbezug hat sich in der Sozialen Arbeit das Systemische so etabliert:

„Systemisch als Begriff bedeutet, [...] [d]ass wir es sind, die sich für bestimmte Sicht- und Betrachtungsweisen entscheiden, dass wir die Perspektiven, mit denen wir uns und unsere Umwelt beschreiben und erklären, selbst wählen und somit wir für sie verantwortlich sind – und dass wir uns nicht auf objektive Wahrheiten verlassen können [...]. Dass wir verantwortlich sind dafür, wie wir die Welt und unsere Umwelt, einschließlich der beteiligten Menschen und ihrer Situationen, sehen.“ (Herwig-Lempp 2012: 62f.)

Wo Betroffene Schwierigkeiten haben, Auswege und Lösungen zu sehen, bedeutet psychosoziale Unterstützung, dass eben diese Auswege und Lösungen im Zentrum stehen. Wie ist es möglich, etwas da sein zu lassen, das für die Betroffene (noch) nicht da ist? Durch gezielte Fragetechniken sollen Personen dazu gebracht werden, für sich etwas zu sehen, das vorher noch nicht da war (simples Beispiel: Eine Krise als Chance).

Im Fall der Sozialen Arbeit – wie wissenschaftstheoretisch vermutlich bei fast allen Disziplinen – war die Profession vor der wissenschaftlichen Disziplin da, wobei letztere die üblichen Behauptungs- und Legitimationsprozeduren durch das Wissenschaftssystem gerade durchläuft. Soziale Arbeit hatte sich als Profession mehrheitlich

der Lösung sozialer Probleme verschrieben und kommt damit in Auftragskonflikte durch ein mehrfaches Mandat. Der Demokratisierungsanspruch der letzten Jahrzehnte fordert gegenüber diesen Mandaten ein klares Bekenntnis zu einer Art von Problemlösung, die vor allem die Sicht der Betroffenen miteinbezieht.

Demokratisierungsanspruch bedeutet nicht Demokratisierung, aber er reicht aus, um bevormundende, hierarchische beziehungsweise autoritäre Strukturen zu hinterfragen. Hinterfragen heißt allerdings nicht schon per se, etwas zu ändern. Doch der diskursive Demokratisierungsanspruch fördert die Selbstreflexion. Diese vermehrte Reflexion wiederum brachte die Profession auf erkenntnistheoretische Fragestellungen. So wurde das Paradigma des Konstruktivismus in die Soziale Arbeit eingeführt. Hauptsächlich erweiterte es den methodischen Spielraum des professionellen Handelns im psychosozialen Feld. Eine grundlegende Debatte, wie zum Beispiel in der Soziologie zwischen David Bloor und Bruno Latour, hat es in der Sozialen Arbeit zum Konstruktivismus nicht gegeben.<sup>3</sup> Zwar wurde der Gegensatz zwischen Realismus und Konstruktivismus diskutiert, aber nicht in der Form einer Debatte mit ausgewiesenen Positionen, vorgelegten Argumentationsketten und konkreten Ableitungen, was die jeweiligen Begriffe für ein Handeln in der Profession Soziale Arbeit bedeuten würden. Durch das Fehlen einer solchen Auseinandersetzung bleibt zwar der Konstruktivismus relativ unwidersprochen, aber zugleich bleibt das dominante, meist implizite erkenntnistheoretische Paradigma der Sozialen Arbeit – der Realismus – in allen seinen Variationen bestehen. Dieser Realismus behindert die Reflexion der Profession und die Ausdifferenzierung der Disziplin Soziale Arbeit.

## **2. Die zwei Widersprüche des Konstruktivismus**

Der Konstruktivismus hat fast ausschließlich Einfluss auf der Methodenebene, weil er auf der Ebene des Theoretisierens einfach in Widersprüche zu bringen ist. Der erste – pragmatische – Widerspruch ist, dass der Konstruktivismus aufgrund seiner eigenen Annahmen schnell in die Beliebigkeit führen kann. Wenn eine Krise auch eine Chance sein kann, dann kann sie auch eine Katastrophe sein. Der dem Konstruktivismus eigenen Lösungsorientierung entsprechend, wäre es besser, einer Krise etwas Positives abzugewinnen, aber es wäre genauso konstruktivistisch, in der Krise etwas noch negativeres zu sehen.

Heinz von Förster verwendet als Beispiel für die realitätsschaffende Kraft des Konstruktivismus die Veränderung vom DSM3 zum DSM4 (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders – ein Klassifikationssystem der Psychiatrie), wo im Ersteren Homosexualität als Krankheit klassifiziert wurde und im Letzteren nicht mehr: „Und mit dieser Entscheidung wurden Millionen von Menschen auf einen Schlag geheilt.“ (von Förster/Pörksen 2003: 76) Daran anknüpfend gab es eine Veränderung vom

DSM4 zum DSM5, wo wiederum neue Krankheiten aufgenommen wurden, unter anderem schwere Trauer, die länger als zwei Wochen dauert. Von Förster würde diese neue Krankenschreibung von schwerer Trauer sicherlich nicht befürworten, aber sie ließe sich im Sinne des Konstruktivismus jedenfalls rechtfertigen.

Auf der Homepage zur systemischen Sozialarbeit ist zu lesen, dass es in einer Entscheidungssituation immer mindestens sieben Wahl- und Handlungsmöglichkeiten gibt, wodurch das Handlungsspektrum massiv erweitert erscheint (vgl. Systeme Sozialarbeit o.J.). Dazu muss aber eine der sieben Möglichkeiten ausgewählt und damit Realität werden. Der Möglichkeitsraum wäre damit geschlossen. Die Alternative wäre, nicht zu entscheiden, dann ließe sich der Möglichkeitsraum beliebig erweitern oder einschränken. Aber es geht in der systemischen Perspektive nicht darum, nicht zu entscheiden, sondern anders zu entscheiden.

Der zweite – selbstreferentielle – Widerspruch ist ein logischer und liegt darin, dass sich der Konstruktivismus nicht auf sich selbst anwenden lässt, ohne sich damit aufzuheben. Der Konstruktivismus argumentiert in einer realistischen Sprache. *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners* (2003), formulieren Heinz von Förster und Bernhard Pörksen in ihrem Buchtitel provokant und realistisch. „Ist“ lässt keine andere Möglichkeit zu, und „Lügner“ ebenfalls nicht. Alle Positionen des Konstruktivismus werden als Realismus vertreten. In der Handlungsorientierung der Sozialen Arbeit mag das nicht besonders auffallen, weil es hier darum geht, im Sinne der Problemlösung oder anderer Ziele eine „bessere“ Realität zu schaffen. Der Konstruktivismus ist dabei ein nötiges Intermezzo, um „schlechtere“ Realitäten aufzubrechen, aber Ziele sollen ja erreicht werden und das ist konstruktivistisch nicht möglich.

### **3. Erkenntnistheoretische Grundfrage**

Das Theoretisieren von Erkenntnis beinhaltet die Frage danach, wie der Prozess des Erkennens abläuft. Dazu braucht es ein Erkenntnissubjekt, also eine erkennende Perspektive (das kann auch ein System sein), und ein Erkenntnisobjekt (oder eine Systemumwelt), die es zu erkennen gilt. In einer Metapher formuliert, geht es darum, wie ein Ich den Zugang zur Welt bekommt. Das bedeutet für ein Ich, das sich als abgegrenzt von der Welt beschreibt, die Frage, wie es die eigene Grenze zur Welt überschreiten kann.

Auf eben diese Frage gibt es zwei Antworten (mit jeweils sehr vielen Variationen): Ja, das Ich kann seine Grenze zur Welt überschreiten und so die Welt wahrnehmen, oder nein, das ist nicht möglich und das Ich muss sich die äußere Welt innerhalb seiner Grenze vorstellen. Beide Positionen korrespondieren mit einer je anderen Vorstellung von Wahrnehmung: Wahrnehmung als Transfer oder Wahrnehmung als Konstruktion. Die erste Antwort begründet eine Vielzahl realistischer Modelle, die zweite Antwort relativistische bis konstruktivistische.

## Erkenntnistheoretische Grundfrage



Abbildung 1: Erkenntnistheoretische Grundfrage (Sorgo 2015)

Die erkenntnistheoretische Frage lautet also, ob ein erkennendes Subjekt/System in der Lage ist, die eigenen Subjekt-/Systemgrenzen zu überschreiten, und somit die das Subjekt/System umschließende Realität mit seinen Sinnen zu erfassen. Oder ob es – nach dem Bild der soziologischen Systemtheorie – als operational geschlossenes System nicht im Stande ist, die eigenen Grenzen zu überschreiten und deshalb veranlasst ist, die umschließende Realität durch innere Konstruktion zu vollziehen bzw. nachzuvollziehen. „Nach“ impliziert hier auch einen zeitlichen Aspekt, dass nämlich die Systemumwelt immer schon vor dem System da war und Eigenschaften besitzt, die einerseits die Systembildung erst ermöglichen, aber andererseits das System auch einschränken (vgl. Luhmann 1987: 242ff.). Jahrtausende der Erkenntnisgeschichte haben uns gezeigt, wie sehr wir uns in Bezug auf Realität irren können, wie sehr wir uns mit *Wahr*-nehmungen täuschen, wie sehr die Perspektive bestimmt, was wir wie erfassen, sehen, begreifen und verstehen. Trotzdem sind unsere Alltagstheorien meist realistisch fundiert. Das macht im Alltag auch sehr viel Sinn – zumindest solange die Routinen funktionieren oder, wenn sie nicht funktionieren, sich aufrechterhalten lassen.

#### 4. Die soziologische Systemtheorie von Niklas Luhmann

Eine der Systemtheorien, auf die die Soziale Arbeit Bezug nimmt, ist die soziologische Systemtheorie von Niklas Luhmann. Diese ist verkürzt in der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit angekommen. „Systemisch“ ist eine zentrale Formel im Bereich von

Handlungskonzepten: Systeme werden aufgestellt, auf Brettern dargestellt und – statt kausal beeinflusst – irritiert oder, sanfter, von außen angeregt. Das Schlagwort systemisch scheint dabei besser einem handlungsbezogenen Verständnis zu entsprechen als dem Begriff systemtheoretisch.

Es ist die kommunikationstheoretische Dimension der soziologischen Systemtheorie, die neben Paul Watzlawick und von Förster Luhmann für die Soziale Arbeit attraktiv macht. Häufig wird der Systembegriff allerdings nur verwendet, um das generelle Verständnis auszudrücken, dass soziale Beziehungen und Zusammenhänge eben zusammenhängen und nicht losgelöst voneinander gesehen werden können. Damit verbunden wird die Annahme, dass bei zwischenmenschlichen Problemen sowie bei Problemen der Selbstwahrnehmung eine realistische und damit objektive Wirklichkeit wenig förderlich ist für Lösungen im Sinne der Betroffenen: „Objektivität ist die Selbsttäuschung eines Subjekts, dass es Beobachten ohne ein Subjekt geben könnte. Die Berufung auf Objektivität ist die Verweigerung der Verantwortung – daher auch ihre Beliebtheit.“ (von Glasersfeld 1998: 242)

Im Gegensatz zu objektivistischen Ansätzen entwickelte sich die Vorstellung, dass Missverstehen und Irrtümer keine „Unfälle“ der Wahrnehmung sind, sondern Konstruktionen, die auch anders möglich sind. Zusätzlich etablierte sich die ethische Perspektive, dass Objektivität Verantwortung obsolet macht. Das reichte und reicht aus, um mit paradoxen, imaginativen und anderen Methoden Bewegung in zwischenmenschliche Fronten zu bringen und Betroffene Umstände neu sehen zu lassen. Der Verweis auf die Konstruktion von Realität blieb dabei Großteils ohne erkenntnistheoretische Grundlegung. Ohne diese bleibt die Theoriebildung Sozialer Arbeit allerdings in einem teils impliziten, teils expliziten Realismus stecken und kann sich so auf einer theoretischen Ebene gegenüber Nachbardisziplinen wie Psychologie und Medizin nicht als eigenständig behaupten.

Luhmann legt als Basis für seine Systemtheorie fest: „Es gibt Systeme“, und das ohne „erkenntnistheoretische Zweifel“ (Luhmann 1984: 30). Gleichzeitig verknüpft er den Systembegriff mit dem Begriff der Systemumwelt, denn diese ist Entstehungs- und Existenzbedingung jedes Systems. Die Systeme sind operational geschlossen, ihre Operationen entstehen und existieren nur innerhalb der Systemgrenzen.

Typische Phänomene aller psychosozialen und pädagogischen Berufsfelder waren und sind Kommunikationsprobleme, Missverständnisse, gute Absichten, die zu schlechten Ergebnissen führen, Auflösungstendenzen psychiatrischer Krankheitskonzepte und Desorganisationsphänomene generell. Wenn diese entsprechend reflektiert werden, können sie die Grenzen eines realistischen Weltbildes aufzeigen. Probleme sind dann nicht mehr objektive Tatsachen, sondern können als von den Beteiligten mitgestaltete Prozesse verstanden werden.<sup>4</sup> Wenn bei Konflikten nicht einer recht und der andere unrecht hat (bzw. eine die Macht und eine die Ohnmacht hat), wenn jemand nicht mehr krank, dumm oder exkludiert *ist*, sondern dazu gemacht wird, dann kann

dies ein realistisches Verständnis von Problemen sprengen. Wenn verschiedene Realismen das jeweilige Problem begründen, ist eine nachhaltige Lösung nicht darin zu finden, eine dieser Realitäten zur Wahrheit zu erklären.<sup>5</sup> Dies ließe sich mit Macht und Autorität schon eine Zeit lang bewerkstelligen, aber eine zielführende – im Sinne einer problemlösenden – Alternative ist, sich auf Kommunikation einzulassen.

Beziehungsprobleme, die bei den Betroffenen massives Leiden verursachen, lassen sich kommunikativ anders bearbeiten. Genauso wie Sichtweisen von sich selbst, die handlungsunfähig machen. Das Arbeiten mit Sprache, mit dem Begriff „Beratung“ zum Kernprozess Sozialer Arbeit gemacht, ermöglicht neue Interventionsperspektiven. Dort, wo nicht mehr auf Autorität und Gewalt gesetzt wird, fächert Kommunikation die Realität auf und macht sie mit jeder Kommunikation komplexer. Darauf lässt sich mit Problematisierung der Erkenntnis reagieren.

„Erkenntnistheoretische Reflexionen, zumal wenn sie konstruktivistischen Zuschnitts sind, haben das Potential, Praktiker auf viele bisher kaum bewusste Grundannahmen hinzuweisen, welche die unmittelbare Arbeit keineswegs nur am Rande tangieren.“ (Kleve 2009: 15)

„Kaum bewusste Grundannahmen“ ergeben Handlungsstrategien, die oft nicht zum Ziel führen. Das lässt sich nicht immer ausblenden. Wenn also systematische erkenntnistheoretische Reflexionen angestellt werden, kann das zum Konstruktivismus führen, der dann für die Soziale Arbeit eine bedeutendere Rolle spielt. Für Kleve, als einem der Hauptvertreter eines konstruktivistisch-systemtheoretischen Konzepts, hat die gesteigerte Rezeption erkenntnistheoretischer Reflexionen konstruktivistischen Zuschnitts zwei Gründe: der Diskurs des radikalen Konstruktivismus (allerdings fand dieser nicht in der Sozialen Arbeit statt) und die Globalisierung, die zu einer Relativierung unser aller Lebensentwürfe und Lebensvollzüge geführt hat:

„Im Strudel dieser Globalisierung der Lebenswelten wird deutlich, dass die Sichtweisen von der Wirklichkeit vielfältig sein können, dass es einen Möglichkeitsreichtum an Weltwahrnehmung und -kommunikation gibt. Demnach ist die Vorstellung, dass wir es in der Welt mit einer Wirklichkeit zu tun haben, nicht haltbar.“ (Kleve 2009: 11)

Kleve versucht sich an einer „an modernen systemtheoretischen Konzepten ausgerichteten konstruktivistischen Epistemologie“ (ebd.: 15), also einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie. Die Frage ist allerdings, ob sich diese modernen systemtheoretischen Konzepte selbst an einer konstruktivistischen Epistemologie ausrichten bzw. ausrichten lassen. Kleve jedenfalls macht dies, um dann folgerichtig festzustellen, dass die moderne Systemtheorie „dem hier referierten Konstruktivismus zugrunde liegt“ (Kleve 2009: 16).

Die moderne Systemtheorie in der Ausformulierung Luhmanns, auf die Kleve abstellen will, vertritt keinen Konstruktivismus. Auch wenn er Selbstreferenzialität als

Kern (seines) konstruktivistischen Denkens ansieht, erfasst er damit das Systemkonzept von Luhmann nur teilweise:

„Weil wir uns als lebende und psychische Systeme ausschließlich auf unsere eigenen Zustände (z.B. Sinneswahrnehmungen, Beobachtungen oder Beschreibungen) beziehen können, ist alles, was wir wahrnehmen und für objektiv gegeben halten, eine durch uns konstituierte Wirklichkeit.“ (Kleve 2009: 17–18)

Für Luhmann dagegen ist zentral, dass seine Unterscheidung von System und Umwelt im System als *re-entry* (vgl. Spencer-Brown 1997: 60ff.) wieder vorkommt und dass das System in jeder seiner Operationen entweder einen Selbstbezug oder einen Fremdbezug vornimmt. Fremdbezug bedeutet, das System ordnet etwas der inneren Umwelt zu, die es als äußere Umwelt betrachtet. Im Vollzug dieser Operation *ist* die innere (Um-)Welt die äußere (Um-)Welt (vgl. Luhmann 1999: 45f.).

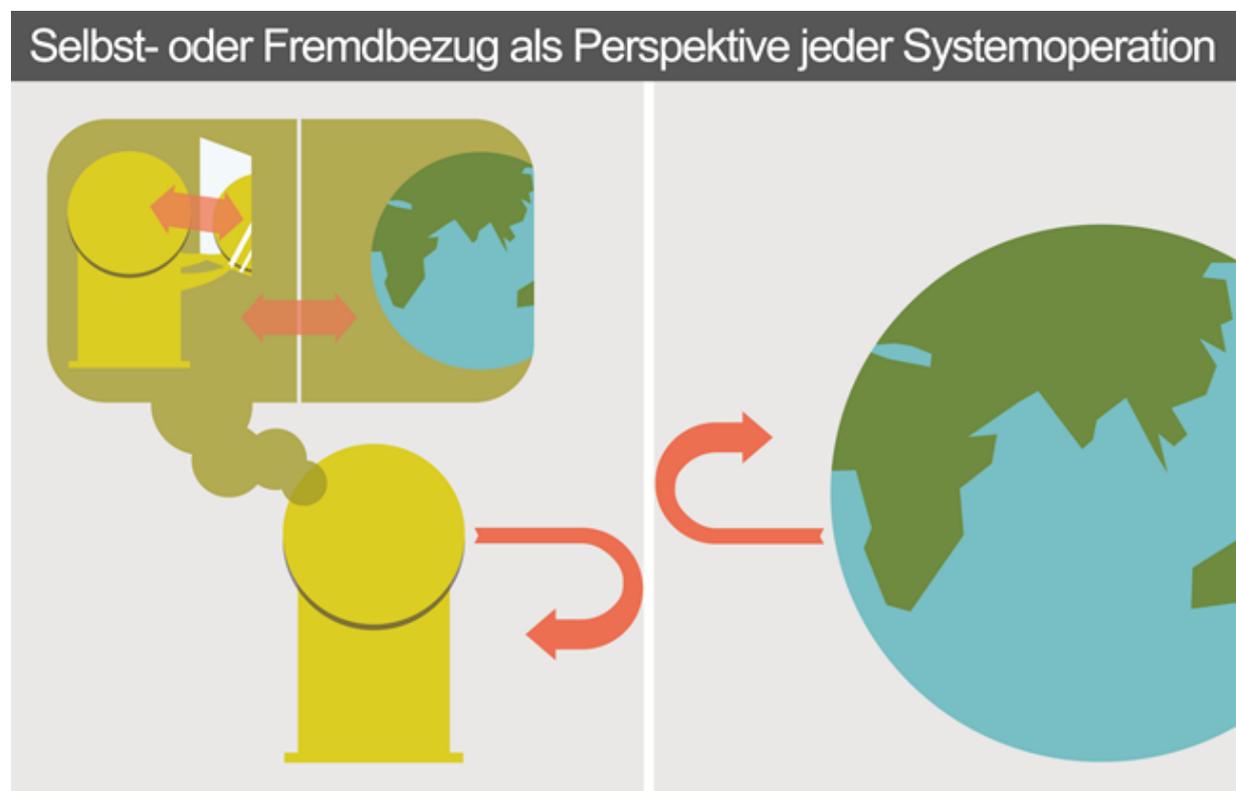


Abbildung 2: Selbst- oder Fremdbezug als Perspektive jeder Systemoperation (Sorgo 2015)

Was sich mit systemtheoretischem Denken ebenfalls schwer vereinbaren lässt, ist der von Kleve zentral gesetzte Begriff der Strukturdeterminiertheit, also die Festgelegtheit eines Systems durch seine innere Struktur. Das besagt weit mehr als der Sinnbegriff bei Luhmann. Der Wechsel von Selbstbezug und Fremdbezug des Bewusstseins und damit die innere Erschaffung einer Innenwelt und einer Außenwelt, läuft nicht deterministisch ab. Determinismus impliziert Kausalität, und die ist in einem sich selbst erzeugenden System nicht zu haben. Das heißt nicht, dass das System keine Strukturen ausbildet. Aber Strukturdeterminiertheit vernachlässigt die Zeitdimension, also die Frage, wo und wie diese Struktur im System existiert, während es von einer aktuellen

Operation zur nächsten Operation prozessiert. Als Gedächtnis des Bewusstseins müsste es in den neuronalen Netzwerken des Gehirns vorhanden sein, aber das ist ein anderes System. Wie sollte es also möglich sein, sich an etwas zu erinnern, das außerhalb des Systems Bewusstsein existiert? Die Figur der strukturellen Kopplung sagt nur, dass wir aufgrund äußerer Störungen innere Strukturen ausbilden (können).<sup>6</sup>

Also müsste das Gedächtnis eine innere Struktur sein. Aber wo ist sie, wenn das System nur aktuell in seiner Operation existiert? Hier ist die Antwort von Luhmann folgende: Die Struktur ist Sinn, der bei jeder Systemoperation mitgeführt werden muss und der neben dem Aktuellen immer das Mögliche mitführt, damit es nicht verschwindet. In Anschluss daran kann Determiniertheit nicht mehr der adäquate Begriff sein. Der Begriff der Anschlussfähigkeit beschreibt die Verengung genauer, die uns Sinn beschert: Die Folgeoperation ist nicht durch die aktuelle Operation determiniert, also festgelegt, sondern der Möglichkeitsraum, in dem etwas Sinn macht, ist durch den aktuellen Sinn festgelegt (vgl. Luhmann 1999: 44ff.).

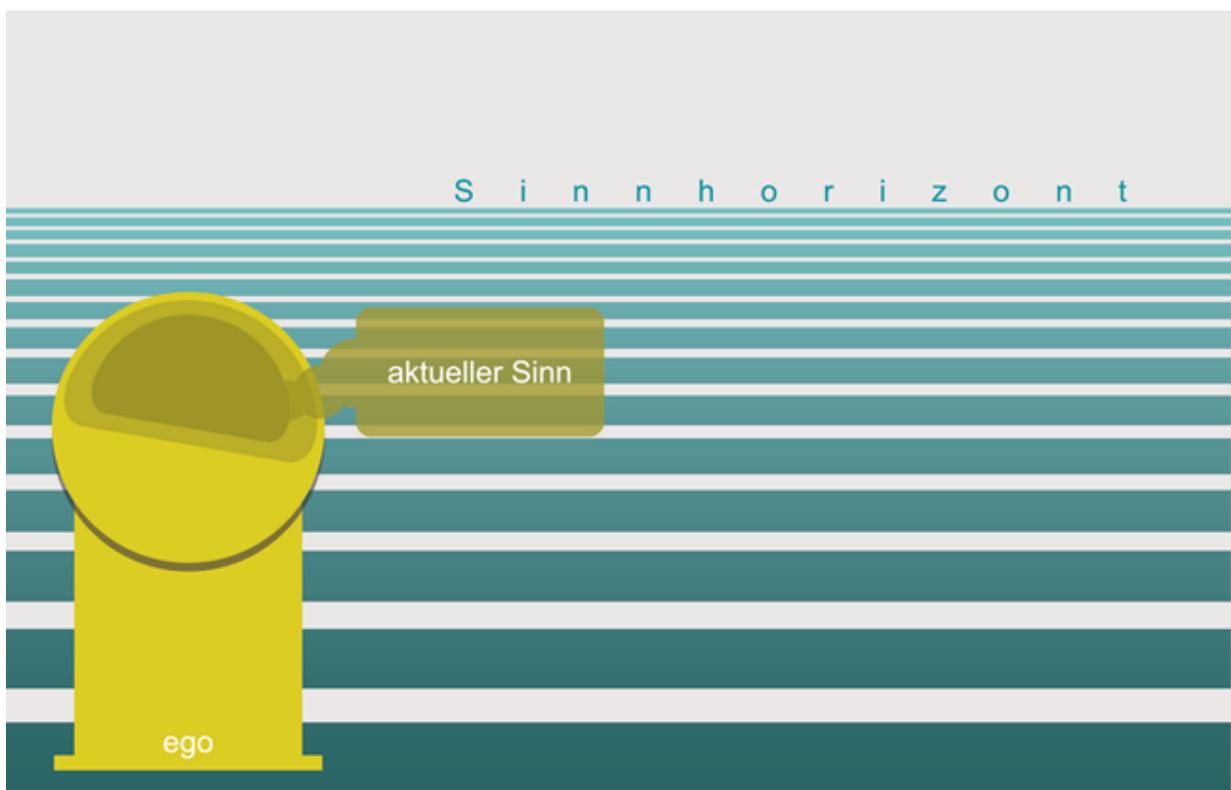


Abbildung 3: Sinn (Sorgo 2015)

Aufgrund der zentralen Bedeutung des Begriffs der Struktur determiniertheit von Systemen bei Kleve bleibt unklar, welchen Realitätsstatus diese Systemstrukturen haben können. Wo manifestieren sich diese Strukturen und wie können sie über die Gegenwart hinaus existieren? Hier sitzt das traditionelle Systemmodell mit der Vorstellung einer existenten (und nicht kontingenten) Struktur dem eigenen Realismus auf. Luh-

mann löst sich davon, indem er stärker auf den jeweils aktuellen Systemprozess abstellt und seinen Realismus auf den gegenwärtigen Moment reduziert: Das System existiert nur mehr im aktuellen Moment und dieser muss die gesamte Systemrealität zum anschließenden Moment mitführen. Schließlich ist eine materielle Speicherung oder Zwischenlagerung konstruktivistisch nicht argumentierbar – was Konstruktivist\_innen nicht daran hindert, sie realistisch zu behaupten. Gedächtnis ist kein materielles Gedankenlager, sondern eine von Moment zu Moment weitergereichte Struktur von aktuell Realem und potentiell Möglichem.

Luhmanns Grundposition der operationalen Geschlossenheit von Bewusstsein und Kommunikation ist zwar erkenntnistheoretischer Konstruktivismus. Aber diese operationale Geschlossenheit benötigt die realistische Sichtweise. Statt der Unterscheidung Subjekt/Welt wählt Luhmann die Unterscheidung System/Umwelt – das Verhältnis bleibt dasselbe. Wenn ein Bewusstseinsystem nun eine Beschreibung von sich selbst anfertigt, dann liegt die Fähigkeit zu dieser Selbstbeschreibung in der operationalen Abschließung von seiner Umwelt. Diese Selbstbeschreibung ist aber nur aufgrund der Einführung der Grundunterscheidung Subjekt/Welt bzw. System/Umwelt möglich. Es handelt sich dabei um einen Fall von Zirkularität. Es wird eine Grundunterscheidung eingeführt und zugleich eine der beiden Seiten verwendet. Statt der klassischen Subjektvorstellung (das Ich ist losgelöst von der Welt) heißt es dann nicht „Ich und nichts Anderes“, sondern „Ich oder etwas Anderes“.

Die Unterscheidung funktioniert derart, dass die aktuell verwendete Seite die andere Seite immer mitführt, ohne diese zu sein. Dadurch entsteht die Möglichkeit, dass sich viele Unterscheidungen so ineinander verschachteln, dass sie nicht mehr als einzelne beobachtbar werden. Gegenwärtig kann dann immer etwas Bestimmtes „sein“, ohne dass all das aktuell nicht Bestimmte, aber Bestimmbare verschwinden muss. Diese Unterscheidungskaskaden eröffnen die Sinnhorizonte, die uns erlauben Realität festzustellen, ohne dass die mögliche Realität verschwindet. Doch das System kann sich nur selbst beschreiben, indem es sich als unterschieden von einer (Um-)Welt beschreibt. Aber diese Selbstbeschreibung findet im System statt. Fuchs formuliert das so:

„Wir wohnen im Haus des Sinns. Und: Es ist ein unverlässbares Haus. [...] Wir erreichen die Primärprozesse nicht, durch die der uns mögliche Sinn konstelliert wurde. In gewisser Weise verdeckt Sinn die Selektivität seiner Selektivität, weil er in Betrieb ist.“ (Fuchs 2011: 100)

## **5. Auswege aus der Realismus-Konstruktivismus-Kontroverse**

Wenn bei Problemlagen oder Fragestellungen Handlungsoptionen nicht zielführend sind oder außerhalb der Möglichkeiten liegen, lässt sich fragen, ob die Realität nicht eine andere sein könnte. Das ist Reflexion. Aber die Frage ist nicht, ob es deshalb

*keine* Realität gibt, sondern bloß, ob es eine *andere* gibt. Der Konstruktivismus wird nicht eingesetzt, um Realität zu negieren, sondern um von einer – wenig hilfreichen – Realität zu einer anderen – lösungsermöglichenden – Realität zu kommen. Für die Soziale Arbeit als Disziplin und Profession ist beides nötig: Die Realismus-Annahme, um handeln zu können, und konstruktivistische Zwischenschritte, um das Handlungsspektrum zu erweitern.

Wenn somit beide Positionen nur in Kombination Sinn machen, braucht es einen Ausweg aus dem Realismus-Konstruktivismus-Gegensatz. Die soziologische Systemtheorie beginnt mit dem Grundsatz: Es gibt Systeme. Auf meinen Zugang zur Kontroverse bezogen hieße dies: Es gibt Realismen und es gibt Konstruktivismen. Wie ist es möglich, dass es für uns Realismen und Konstruktivismen nebeneinander geben kann, ohne dass sich diese in einen logischen Widerspruch verkeilen (müssen) wie zwei Fahrzeuge bei einem Frontalzusammenstoß?

### **5.1 Bewusstsein als operational geschlossenes Sinn-prozessierendes System**

Mit dem Konzept des operational geschlossenen Sinn-prozessierenden Systems ist es möglich, das Nebeneinander von Realismen und Konstruktivismen zu erklären. Für dieses Argument sind zwei Grundannahmen nötig.

Erste Grundannahme: Die Subjekt/Objekt-Unterscheidung muss zur System/Umwelt-Unterscheidung verschoben werden. Das klassische erkenntnistheoretische Grundmodell verwendet die Unterscheidung Subjekt/Objekt bzw. Subjekt/Welt. Diese Unterscheidung impliziert eine kategoriale Trennung von Subjekt und Objekt und eine gleichzeitige Existenz beider Seiten. Dadurch lassen sich sowohl Subjekt als auch Objekt losgelöst voneinander denken. Der Solipsismus als radikale gedankliche Abkopplung des Subjekts von der Welt bzw. den Objekten ist mit dieser Grundunterscheidung mitangelegt: sie ist tendenziell ahistorisch und blendet die Entstehungsbedingungen des Subjekts, die außerhalb seiner selbst liegen (müssen), aus.

Eine Alternative zu dieser Grundunterscheidung ist die von System und Umwelt. Auch wenn durch die Systemgrenze eine klare Unterscheidung markiert wird, verweist sie auf einen Zusammenhang zwischen Umwelt und System, der nicht auflösbar ist: Das System ist zwar abgegrenzt, aber nicht losgelöst von seiner Umwelt. Nachdem in seiner Umwelt die Entstehungsbedingungen für das System liegen, lässt dieses sich nicht losgelöst von seiner Umwelt denken. Das Subjekt als System wird so historisch: Gerade weil es in seinen Operationen strikt von seiner Umwelt abgegrenzt ist, ist das System ohne Umwelt nicht denkbar. Die operationale Geschlossenheit ist Existenzbedingung des Systems, dabei bleibt es durch seine Umwelt aber störbar und zerstörbar (vgl. Luhmann 1999: 60ff.).

Zweite Grundannahme: Psychische wie soziale Systeme sind Sinn-prozessierende Systeme, also Systeme, in denen jeder Prozess auf Sinn beruht. Für Sinn ist eine Selbstbeschreibung notwendig und dafür wiederum eine Innen-/Außen-Unterscheidung. Jede Selbstbeschreibung braucht die Annahme eines Außenbezugs, auch wenn dieser innerhalb des Systems stattfindet, also auf der Innenseite des Systems wieder eingeführt wird. Sinn wird so in einem Wechsel von Innen- und Außenbezügen konstituiert. Beide finden jedoch innerhalb des Systems statt, weil sonst das System aufbrechen und sich damit auflösen würde. Die durch die operationale Schließung ermöglichte Systembildung macht einen Außenbezug auf der Ebene der Systemoperationen unmöglich. Außenbezug auf der Ebene der Systemoperationen würde für ein Bewusstsein bedeuten, dass es Gedanken aus seiner Umwelt in sich aufnehmen kann. Umgangssprachlich ist die Rede von einem Gedankenaustausch zwar sehr beliebt, aber der Austausch ist hier nur metaphorisch verstehbar. Für die Sinnentwicklung ist aber ein Außenbezug innerhalb des Systems notwendig. Im Moment so eines Außenbezuges ist dieser für das System nicht als systemintern sichtbar, weil es sonst kein Außenbezug, sondern ein Innenbezug wäre. Im Nachhinein kann das widerrufen werden, aber nur auf der Basis eines anderen – in seinem Vollzugsmoment unwiderrufbaren – Außenbezugs. Realismus und Konstruktivismus sind daher notwendige Bezugsperspektiven eines operativ geschlossenen Systems, das mit Sinn prozessiert (vgl. Luhmann 1987: 92ff.; Luhmann 1999: 44ff.).

## 5.2 Der komplexe Zirkel

Auch für das Argument zur Begründung des Nebeneinanders von Realismus und Konstruktivismus sind zwei Grundannahmen nötig. Die erste Grundannahme kann Luhmann selbst entnommen werden:

„Als komplex wollen wir eine zusammenhängende Menge von Elementen bezeichnen, wenn auf Grund immanenter Beschränkungen der Verknüpfungskapazität der Elemente nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft werden kann.“ (Luhmann 1987: 46)

Luhmann setzt mit dieser Definition Komplexität in einen zeitlichen Kontext. Für jegliche Beobachtungsperspektive liegt Komplexität vor, wenn eine Elementmenge – ein System – mehr Verknüpfungsmöglichkeiten besitzt als zu einem bestimmten Zeitpunkt realisiert werden können. Das – komplexe – System hat zu einem anderen Zeitpunkt auch eine andere Verknüpfungsstruktur. Das gilt zuerst einmal für eine externe Beobachtungsperspektive. Wenn ein beobachtetes System für eine Beobachterin zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten auch unterschiedlich aussieht, dann ist es komplex.

Das gilt aber auch für die besondere Beobachtungsperspektive der Selbstbeobachtung. Ein System wird für sich selbst komplex, wenn es sich in seinem Zusammenhang nicht mehr als Ganzes vergegenwärtigen kann, wenn die Gegenwart des

Systems nicht mehr das ganze System sein kann. Ein Grund dafür sind „immanente Beschränkungen der Verknüpfungskapazität der Elemente“, d.h. die Elemente schaffen nur eine bestimmte Anzahl von Verknüpfungen mit anderen Elementen und deshalb können aktuell nicht alle mit allen auf alle möglichen Arten verknüpft sein. Wenn ein System sich selbst beobachtet, ist ein Teil von sich selbst nicht sichtbar. Es geht dabei nicht nur um den blinden Fleck jeder Beobachtung, der besagt: Um beobachten zu können, muss der Beobachtungspunkt selbst außerhalb der Beobachtung liegen. Im einfachsten Fall wird das System für sich selbst komplex, weil dadurch, dass ein System sich selbst sieht, es nicht gleichzeitig sein Sehen sehen kann. Mit der Selbstrealisierung durch Selbstbeobachtung wird der Akt der Selbstbeschreibung möglich. Dabei wird der blinde Fleck verdoppelt: Der Akt des Beschreibens (als systeminterner Prozess ein Element des Systems) bleibt in der aktuellen Gegenwart unbeschrieben. Er kann zwar in der darauffolgenden Gegenwart beschrieben werden, dann allerdings wieder von einem aktuell unbeschriebenen Systemteil. Diese selbstreferentielle Beschränkung ist nach der obigen Definition von Komplexität ein Argument für die Annahme, dass Systeme zumindest ab dem Zeitpunkt komplex sind, wo sie eine Selbstbeobachtung durchführen und darauf aufbauend eine Selbstbeschreibung von sich anfertigen.

Zweite Grundannahme: Der Bezug zwischen realistischen Perspektiven (R1-Rn) und konstruktivistischen (K1-Kn) ist zirkulär. Zirkulär bedeutet, dass sich konstruktivistische und realistische Zuschreibungen aufeinander beziehen. Auch der Bezug zwischen einer Beobachtungsperspektive B1 und einer Beobachtungsperspektive B2, die B1 beobachtet, ist zirkulär, sobald er komplex wird. Beide Zirkularitäten bedeuten im Sinne der nicht-trivialen Maschine von Heinz von Foerster wiederum das Ausbilden von Eigenwerten, also scheinbaren Stabilitäten.

Der komplexe Zirkel zeigt, dass sich in den Operationsketten von Systemen durchaus realistische und konstruktivistische Positionen abwechseln können, ohne automatisch Widersprüche zu produzieren, die jede weitere Operation stoppen würden. Durch die Komplexität des Systems wird der komplexe Zirkel nicht als Zirkel sichtbar und damit auch nicht sichtbar, wo überall in der Geschichte der Operationen Konstruktivismen und wo Realismen liegen. Das Aufdecken vom einen oder anderen verdeckt zugleich viele andere. So ist es möglich, realistische und konstruktivistische Zuschreibungen sinnvoll nebeneinander stehen zu lassen.

In der Praxis zeigt sich dies beispielsweise, wenn Eltern in einem Beratungsetting dazu gelangen, dass ihre Tochter nicht deshalb auffällig ist, weil ihr die Beziehung zu ihren Eltern nichts mehr bedeutet, sondern weil sie mehr Aufmerksamkeit von ihnen möchte. Und wenn diese Eltern ihr dann auch vermehrte Aufmerksamkeit entgegenbringen wollen, dann will die (systemische) Soziale Arbeit, dass das so bleibt und dass der Trick, durch einen Perspektivenwechsel zu einem Realitätswechsel zu kommen, nicht als Trick angesehen wird.

## Verweise

- <sup>1</sup> Exemplarisch dafür das Kerncurriculum Soziale Arbeit der DGSA, unter „fachwissenschaftliche Grundlagen“: „Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Fragen (in) der Sozialen Arbeit“ (DGSA o.J.: 5).
- <sup>2</sup> Vielleicht ändert sich das durch die bevorstehende Veröffentlichung von *Erkenntnistheorie der Sozialen Arbeit* von Hundek/Mürel bei Beltz/Juventa im April diesen Jahres.
- <sup>3</sup> Eine prägnante Zusammenfassung findet sich bei Javier de Riviera in *David Bloor's „Anti-Latour“ and the discussion* (2013).
- <sup>4</sup> Dazu als ausführliche Gegenposition: „Dass ein konkreter Rückbezug auf wissenschafts- und erkenntnistheoretische Grundlagen für die Wissenschaften Sozialer Arbeit durchaus fruchtbar sein kann, beweisen u.a. die auf der Basis des wissenschaftlichen Realismus basierenden, sozialarbeitswissenschaftlichen Positionsbestimmungen der Zürcher Schule (vgl. u.a. Staub-Bernasconi 2009a; Obrecht 2009a) oder das Konzept, Soziale Arbeit mit Hilfe des ‚kritischen Realismus‘ als Wissenschaft Grund zu legen (vgl. Röh 2009). Auch die Phänomenologie, die Hermeneutik und die Kritische Theorie als unterschiedliche Erkenntnismodelle zur Begründung des Wissenschaftsanspruchs der Sozialen Arbeit sind in den Wissenschaften Sozialer Arbeit bis dato gut etabliert; sie sind jedoch noch weitaus stärker als bisher in den Rahmen der wissenschaftlichen Theorieentwicklung in Sozialer Arbeit einzubetten, um die Theoriediskurse und die vielfältigen Theorieangebote auf ihre wissenschafts- und erkenntnistheoretische Begründbarkeit und Legitimation zu überprüfen.“ (Birgmeier 2012)
- <sup>5</sup> Das betrifft nicht den Bereich materieller Notlagen und Ungleichheiten, wo zwar der Konstruktivismus theoretisch keinen Unterschied machen würde, die Soziale Arbeit aber sehr wohl: Gesellschaftliche Solidarität mit Armut und anderer materieller Exklusion ist ein Grundsatz und entsprechende Realitäten sind weder in der Profession noch in der Disziplin verhandelbar. Diese als Konstruktionen zu bezeichnen, würde die ethischen Grundlagen der Sozialen Arbeit aufheben.
- <sup>6</sup> Die Figur der strukturellen Kopplung übernimmt Luhmann von Maturana und meint damit, dass sich wegen der Geschlossenheit der Systeme jeweils systemintern an ihren Grenzen aufgrund gegenseitiger Störungen Strukturen ausbilden können, die dann gegenseitige Entsprechungen ermöglichen: Ein bestimmter Zisch- und Grunz-Laut eines Körpers, der an ein Bewusstseinssystem gekoppelt ist, wird dann für das „hörende“ Bewusstseinssystem zu einem sinnhaften Wort.

## Literatur

- Birgmeier, Bernd (2012): Zur Notwendigkeit der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie in der Wissenschaft Soziale Arbeit – ein Preview. In: Ders. (Hg.): *Soziale Arbeit als Wissenschaft*. Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 180–181.
- de Riviere, Javier (2013): David Bloor's "Anti-Latour" and the discussion. <http://javierderivera.net/2013/11/14/bloors-anti-latour-and-the-discussion/> (13.1.2021).
- DGSA – Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (o.J.): Kerncurriculum Soziale Arbeit. <https://www.dgsa.de/ueber-uns/kerncurriculum-soziale-arbeit/> (13.1.2021).
- Fuchs, Peter (2011): *Die Verwaltung der vagen Dinge*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Herwig-Lempp, Johannes (2012): *Ressourcenorientierte Teamarbeit. Systemische Praxis der kollegialen Beratung*. Göttingen: Vandenhoeck + Ruprecht.
- Kleve, Heiko (2009): *Konstruktivismus und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Luhmann, Niklas (1999): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Bd. 1 und 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Rotthaus, Wilhelm (2001): Was heißt systemisch? Systemische Sozialarbeit. <https://www.systemische-sozialarbeit.de/soziale-arbeit/zitate/> (13.01.2021).
- Sorgo, Florian (2015): *Luhmann diagramme*. Unveröffentlicht.
- Spencer-Brown (1997): *Laws of Form*. Leipzig: Bohmeier.
- Systeme Sozialarbeit (o.J.): <https://www.systemische-sozialarbeit.de/> (13.01.2021).

von Förster, Heinz/Pörksen, Bernhard (2003): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Heidelberg: Carl-Auer.

von Glasersfeld, Ernst (1998): Erklärung der American Society for Cybernetics. In: Ders. (Hg.): Radikaler Konstruktivismus. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 238–244.

## Über den Autor

### **FH-Prof. Mag. Dr. Hubert Höllmüller**

[h.hoellmueller@fh-kaernten.at](mailto:h.hoellmueller@fh-kaernten.at)

Professur am Studiengang Soziale Arbeit der FH Kärnten, Schwerpunkt Kindheit/Jugend, internationaler Koordinator, Forschungen zur Kinder- und Jugendhilfe in Österreich, zu Slowenien und zum Westsaharakonflikt. Doktoratsstudium der Philosophie an der Carl-Franzens-Universität Graz mit Schwerpunkt Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie.

Aktuelle Publikationen: *Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit* (Hg. mit Helmut Arnold) Juventa 2017, *Erasmus goes Westsahara* (Hg. mit Lisa Bebek und Franziska Syme) Drava Verlag 2019.

Mira Liepold:

## Drei Jahre Alkoholkonsumverbot am Praterstern in Wien

Die Wahrnehmungen marginalisierter Menschen in Hinblick auf das Verbot

### Zusammenfassung

Dieser Artikel fragt nach den Wahrnehmungen marginalisierter Menschen in Bezug auf das seit April 2018 geltende Alkoholkonsumverbot am Praterstern in Wien. Die Ergebnisse der qualitativen lebensweltlichen Interviews mit marginalisierten Menschen, die nach der *Grounded Theory* ausgewertet wurden, machen deutlich, wie stark marginalisierte Menschen von neoliberalen Stadtentwicklungspolitiken betroffen sind. Aufgrund ihrer besonderen Abhängigkeit von öffentlichen Sozialräumen stellt der Praterstern für sie eine wichtige lebensweltliche Ressource dar. Vor dem Hintergrund von Aufwertungsprozessen im urbanen Raum entsteht für marginalisierte Menschen besonderer Druck in Form von Verdrängungsprozessen, die verschiedene Verhaltensweisen nach sich ziehen. Die vorliegende Arbeit macht die Notwendigkeit sozialräumlicher Sozialer Arbeit deutlich, zeigt die Bedeutung von öffentlichem Raum für gesellschaftliche Teilhabe auf und lässt jene Menschen zu Wort kommen, die im hegemonialen Diskurs keinen Platz haben.

**Schlagnworte:** Alkoholkonsumverbot, Praterstern, Bahnhof, Marginalisierung, Gentrifizierung, Sozialraumorientierte Soziale Arbeit

### Abstract

This paper aims to examine the perceptions of marginalised people of the alcohol consumption ban at the Praterstern in Vienna, which has been in force since April 2018. The qualitative interviews with marginalized people, which were analysed according to the *grounded theory*, make clear how strongly marginalised people are affected by neoliberal urban development policies. Due to their particular dependence on public social spaces, the Praterstern represents an important resource as an essential living environment for them. Against the background of revaluation processes in urban space, marginalized people are under particular pressure in the form of displacement processes, which leads to different behaviours. This paper demonstrates the necessity of social-spatial social work, shows the importance of public spaces for social participation, and allows those people who have no place in hegemonic discourse to have their say.

**Keywords:** alcohol consumption ban, Praterstern, train station, marginalization, gentrification, social-spatial social work

„Der ‚Hotspot‘ ist eine mediale Erfindung. Er ist der Versuch, die Phantasie eines reinen, sauberen, letztendlich kleinbürgerlich-konservativen Modells von Stadt durchzusetzen. Der öffentliche Raum gehört aber allen!“ (Reinhard Kreissl zum AUGUSTIN, in: Mackinger 2018: 10)

Der Praterstern liegt im Herzen des zweiten Wiener Gemeindebezirks und ist ein über die Stadtgrenzen hinweg bekannter Bahnhof und innerstädtischer Verkehrsknotenpunkt, an dem sich diverse neoliberale Stadtentwicklungsprojekte manifestieren.<sup>1</sup> Hier laufen verschiedene öffentliche Verkehrsmittel zusammen, was den Praterstern zu einem wichtigen Transitort macht. Für viele Menschen ist der Praterstern ein historisch gewachsener sozialer Treffpunkt. Im Zuge der sogenannten „Bahnhofsoffensive“ (vgl. Diebäcker 2019: 147) im Jahr 2008 wurde der Praterstern bereits einmal umgebaut und stärker kommerzialisiert. Seit dem Jahr 2020 wird der Praterstern wieder baulich umgestaltet, unter anderem entstehen dabei ein weiterer Gastgarten und eine neue Polizeistation direkt am Bahnhofsvorplatz. Die Stadt Wien möchte mit diesen Maßnahmen das „subjektive Sicherheitsgefühl“ der „Öffi-Nutzer\*innen“ steigern und den Platz „attraktiver“ machen (vgl. Stadt Wien o.J.). Medial wird der Praterstern häufig als ‚Brennpunkt‘ und ‚Hotspot‘ bezeichnet. Im Zuge dessen wird die Existenz bestimmter Nutzungsformen vor Ort problematisiert. Vor allem der Eigenschaft des Pratersterns als Aufenthaltsort für marginalisierte Menschen wird viel mediale und politische Aufmerksamkeit geschenkt. ‚Personen ohne Beförderungsabsicht,‘ wie die Zielgruppe des Alkoholkonsumverbots von der Wiener Verkehrsstadträtin Ulli Sima genannt wurde (vgl. Krutzler 2018), halten sich überdurchschnittlich häufig und lange am Praterstern auf. Das liegt unter anderem daran, dass sie auf öffentliche Orte angewiesen sind – sowohl aufgrund ihrer dort vorhandenen sozialen Netzwerke als auch aufgrund der infrastrukturellen Angebote. Zudem ist es für manche Menschen schlicht alternativlos, sich im öffentlichen Raum aufzuhalten, weil sie wohnungs- oder obdachlos sind.

Im Diskurs um den ‚Hotspot‘ Praterstern werden Bedürfnisse der mittleren und höheren Klassen (vgl. Diebäcker 2019: 144) artikuliert. Deren Beklagen fehlender subjektiver Sicherheit und Aufenthaltsqualität wurde am 27. April 2018 von der rot-grünen Wiener Stadtregierung als Argument herangezogen, um am Praterstern ein Alkoholkonsumverbot zu legitimieren. Es gehe darum, eine „Musterunterbrechung“ im Aufenthalt der marginalisierten Gruppen zu erzielen und dadurch das allgemeine subjektive Sicherheitsempfinden zu stärken (vgl. Magistratsdirektion Organisation und Sicherheit 2019: 3f.). Vor diesem Hintergrund analysiert dieser Artikel die Wahrnehmungsmuster marginalisierter Menschen. Wie sehen sie die Einführung des Alkoholkonsumverbots? Welche Einschätzungen haben sie von der Situation vor Ort? Dass diese Fragen mit wenigen Ausnahmen an jene Gruppen gar nicht erst herangetragen werden, stellt eine Lücke in der Auseinandersetzung mit dem Praterstern dar. Vor diesem Hintergrund und der Annahme, dass die Perspektiven dieser Menschen von Relevanz in der Beurteilung der Lage vor Ort sind, ist es das Ziel dieses Artikels, die Wahrnehmungen und

Deutungen marginalisierter Menschen in Hinblick auf das Alkoholkonsumverbot zu untersuchen.

## **1. Sozialräumliche Marginalisierung und Exklusion**

Dieser Artikel geht mit Bezug auf Martin Kronauer, Ilker Ataç, Sieglinde Rosenberger und Imke Schmincke von theoretischen Konzepten der Marginalisierung und Exklusion aus. Dabei geht es darum, ökonomische, soziale und politische Ausschließungsprozesse als „Ausgrenzung in der Gesellschaft“ (Kronauer 2013: 23) zu verstehen. Wichtig ist, dass es sich dabei um gesellschaftlich hergestellte Ein- und Ausgrenzungen handelt, die das „relative Außen im Innen erst produzieren“ (vgl. Ataç/Rosenberger 2013: 36). Dabei kann es auch zu Teilinklusion oder -exklusion kommen, demnach werden auch Ausschließungsfragmente sichtbar. Ein solches Verständnis schafft die Möglichkeit, Inklusion und Exklusion als komplexen, wechselwirkenden Prozess zu begreifen und somit seine nahezu unüberwindbare Natur zu entlarven (vgl. Ataç/Rosenberger 2013: 36). Im Kontext der Wechselwirkung von Exklusion und Inklusion weist Schmincke auf den Begriff Marginalisierung hin, der wie Exklusion verstanden werden kann und ebenfalls Menschen in den Verhältnissen, die sie ausschließen, verortet und analysiert (Schmincke 2009: 38). Schmincke zufolge helfen die Begriffe Exklusion und Marginalisierung sozialräumliche Dimensionen des Ausschlusses zu verstehen. Marginalisierung ist ein Phänomen, das eine starke sozialräumliche Komponente aufweist, indem sich Ausschließungsprozesse auf räumlicher Ebene manifestieren. Ein Beispiel dafür ist das Alkoholkonsumverbot am Praterstern. Deshalb erscheint es sinnvoll, die Begriffe Exklusion und Marginalisierung im Weiteren zur Beschreibung der vor Ort stattfindenden Prozesse heranzuziehen sowie davon betroffene Menschen als marginalisiert zu bezeichnen (vgl. Liepold 2020).

### **1.1 Kriminalisierung von „Devianz“<sup>2</sup>**

Sozialräumliche Marginalisierung geht häufig mit der Kriminalisierung von Lebensstilen einher. Dadurch sollen jene Verhaltensweisen, die als besonders irritierend gesehen werden, verbannt werden. Jenes ‚deviante‘ Verhalten wird häufig von marginalisierten Menschen aufgrund von Sucht oder anderen Erkrankungen, Wohnungslosigkeit oder Armut hervorgebracht. Angaben der Stadt Wien zufolge zielt das Alkoholkonsumverbot auf eine „Musterunterbrechung“ im „Alkoholmilieu“ (vgl. Magistratsdirektion Organisation und Sicherheit 2019: 4) ab. Der Evaluierung des Verbots durch die Stadt Wien zufolge scheint das ein Jahr später auch gelungen zu sein:

„Das Alkoholkonsumverbot am Praterstern hat ferner dazu geführt, dass AlkoholkonsumentInnen ihre Gewohnheiten verändern und sich in geringerem Umfang

am Praterstern aufhalten. Laut Polizei haben sich die anfänglichen Verlagerungen im näheren Umfeld aufgelöst bzw. über einen längeren Zeitraum nicht manifestiert.“ (Magistratsdirektion Organisation und Sicherheit 2019: 3).

Auf die Konsequenzen der sozialräumlichen Verdrängung von Menschen vom Praterstern wurde bereits vor der Einführung des Verbots hingewiesen (vgl. Stoik 2018; reflektive 2018). Es wurde darauf aufmerksam gemacht, dass ein Verbot nicht zur Problemlösung taugt, sondern den Aufenthalt marginalisierter Menschen an andere Orte mit schlechteren Bedingungen und weniger Ressourcen verschiebt. Unter anderem verlieren die Menschen dadurch den Zugang zu wichtiger, durch jahrelange Arbeit etablierte sozialarbeiterische Infrastruktur und zu ihrem Beziehungsnetzwerk am Praterstern (vgl. Liepold 2020; Stoik 2018).

## 1.2 Fehlende Nutzer\*innenperspektive

Noch weniger als die sozialarbeiterische Expertise werden die Positionen jener gehört, die von dem Verbot besonders betroffen sind, da sie auf den öffentlichen Raum als (lebens)notwendige Ressource angewiesen sind (vgl. Liepold 2020).

Menschen, die von Marginalisierung betroffen und häufig aufgrund von Suchterkrankungen, Wohnungslosigkeit, Armut oder anderen sozialen Problemlagen Adressat\*innen der Sozialen Arbeit sind oder werden, stellen zum einen eine besonders vulnerable Gruppe dar. Zum anderen ist es schwierig, sie aufgrund von sprachlicher, kultureller und sozialer Barrieren in Forschungstätigkeiten einzubeziehen, die ihren Anliegen Gehör verschaffen könnten. Es braucht daher Methoden, die diese Barrieren berücksichtigen. Konkret wurden mobile Sozialarbeiter\*innen als Vermittler\*innen in der Kontaktaufnahme herangezogen. Während der Interviews war es wichtig die Fragen sprachlich an die Interviewpartner anzupassen und eine Gesprächssituation möglichst auf Augenhöhe zu kreieren. Eine andere praktische Hürde ist die schwierige Erreichbarkeit der Personen. Sie sind oft nur im persönlichen Aufeinandertreffen erreichbar und müssen für die Kontaktaufnahme physisch aufgesucht werden. Außerdem können soziale Problemlagen und physische und psychische Erkrankungen dazu führen, dass Vereinbarungen nicht eingehalten werden und Gespräche nur ad hoc stattfinden können.

Im vorherrschenden Diskurs wird viel eher *über* marginalisierte Menschen als *mit* ihnen gesprochen. Sie werden zu einem Objekt der Forschung, wo sie doch auch als Subjekte angesprochen werden müssten. Dem kann die Soziale Arbeit Abhilfe leisten: Sie gibt einem nicht nur die Werkzeuge an die Hand, um Kontakte aufzunehmen oder Gespräche mit marginalisierten Menschen zu führen. Es ist auch ihre wissenschaftliche Aufgabe, diese Forschungslücke zu füllen.

## **2. Marginalisierte Perspektiven auf das Alkoholkonsumverbot**

Die Grundannahme des Artikels, dass marginalisierte Menschen stärker auf den öffentlichen Raum angewiesen sind als andere, führt zu folgender Fragestellung: Wie nehmen marginalisierte Menschen das Alkoholkonsumverbot am Praterstern wahr?

Zur Beantwortung der Fragestellung wurden drei qualitative ethnografische Interviews mit Personen vor Ort geführt, die alle männlich und zwischen 30 und 50 Jahre alt waren.<sup>3</sup> Ethnografische Interviews (vgl. Spradley 1979) zeichnen sich dadurch aus, dass sie an die Forschungssituation angepasst sind. Ausgangspunkt stellt ein informelles Gespräch dar, in dem die Teilnehmer\*innen über das Ziel des Projektes informiert werden und die Rolle der Forscherin klar gemacht wird. Wichtig war es die Menschen in ihrer Lebenswelt zu erreichen und sie so zu Expert\*innen für eben diese zu machen. Den Marginalisierten wurde eine Sprecher\*innenposition zugewiesen, der kein Herrschaftswissen (z.B. der Polizei oder Stadtpolitik) gegenüber gestellt wurde. Während des Interviews bietet das Einsetzen von wiederholenden Fragen die Möglichkeit, zu einem vertieften Verständnis der Einstellungen der Befragten zu gelangen. Die Interviews fanden direkt vor Ort am Praterstern statt, um in der Lebenswelt der Gesprächspartner zu bleiben. Anschließend wurden die Interviews nach der *Grounded Theory* (vgl. Strauss/Corbin 1996) ausgewertet und Wahrnehmungsmuster herausgearbeitet. Bei der Auswertung nach der *Grounded Theory* werden in einem iterativen Interpretationsprozess Aussagen zu Kategorien zusammengefasst. Die Kategorien geben Aufschluss über die dominanten Wahrnehmungsmuster der Befragten hinsichtlich des Forschungsgegenstandes (vgl. Strauss/Corbin 1996: 40). Die Ergebnisse bieten einen Einblick in die Perspektive von (potentiellen) Adressat\*innen der Sozialen Arbeit auf das Alkoholkonsumverbot. Aufgrund der oben beschriebenen Herausforderungen in der Forschungsarbeit mit marginalisierten Menschen und aufgrund der Corona-Pandemie war es bis dato nicht möglich, weitere Interviews zu führen. Daher bietet die Befragung keine finalen Ergebnisse, sondern eine Theorieskizze, auf deren Basis weitere Forschung betrieben werden kann (vgl. Liepold 2020).

## **3. Wahrnehmungsmuster marginalisierter Menschen auf das Verbot**

Die Kategorien, die sich durch die Auswertung ergeben haben, sollen nun vorgestellt werden. Sie zeigen die Dimensionen der Bedeutung des Alkoholkonsumverbots für die Befragten. Diese gehen von einer sozialen Komponente bis hin zur Reproduktion von Stigmata gegenüber marginalisierten Menschen und empfundener Handlungsohnmacht.

### **3.1 Ein Ort von historischer Bedeutung und gesellschaftlicher Teilhabe**

Wie wichtig der Praterstern als Sozialraum für die Befragten ist, wird deutlich, wenn der Zusammenhalt untereinander beschrieben wird. Ein Befragter formuliert das so: „Wir sind immer zusammen wie eine Familie“ (I4: 89). Es geht am Praterstern also darum, andere Menschen zu treffen, sich auszutauschen und miteinander Zeit zu verbringen. Die soziale Funktion, die der Praterstern für manche hat, ist nicht zu unterschätzen, und wird deutlich, wenn diese mit der Familien-Metapher beschrieben wird. Die Beziehung der Menschen am Praterstern scheint von gegenseitigem Vertrauen gekennzeichnet zu sein. Innerhalb der Gruppe der Marginalisierten dürften enge und langjährige Verhältnisse bestehen, die den Menschen ein Gefühl von Zugehörigkeit geben. Der soziale Zusammenhalt hat aber auch eine Schutzfunktion, denn die Konflikte und Diskriminierungen finden an einem stark frequentierten Ort, nicht in Isolation, sondern vor den Augen anderer statt. Hinzu kommen die baulichen Gegebenheiten, die den Menschen ein temporäres Dach über dem Kopf und einen Rückzugsort vor Nässe, Kälte und Hitze gewähren. Eine weitere Ressource stellt die sozialarbeiterische Infrastruktur vor Ort dar, die auch jenen Unterstützung oder Beratung ermöglicht, die aufgrund von Limitationen wie Immobilität oder fehlender Niederschwelligkeit der Einrichtungen keine sozialarbeiterischen Angebote in der Umgebung aufsuchen können. Außerdem ist der Praterstern gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar und es besteht die Möglichkeit, sich dort durch Betteln ein kleines Einkommen zu verdienen (vgl. Liepold 2020: 76). Die Befragten machen deutlich, dass sie sich täglich einige Stunden am Praterstern aufhalten, die Einführung des Verbots und die damit einhergehenden verstärkten Polizeikontrollen den Aufenthalt aber zunehmend mit Stress behafteten und unattraktiv machen.

Der Praterstern hat historische Bedeutung für die Befragten, da alle regelmäßig und teilweise bereits seit vielen Jahren und Jahrzehnten zum Praterstern kommen. Er ist ein Ort, der den Befragten ein Stück gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht. Gleichzeitig können die Gruppen unter sich bleiben und müssen sich anderen Nutzer\*innen-Gruppen, von denen Stigmatisierungen ausgehen könnten, nicht ausliefern (vgl. Liepold 2020: 76).

### **3.2 Willkür der Polizeikontrollen**

Auch die polizeilichen Kontrollen, die am Praterstern an der Tagesordnung stehen, sind für die Befragten Thema. Sie erscheinen ihnen häufig willkürlich und nicht nachvollziehbar. Es kommt sowohl zu positiven als auch negativen Erfahrungen mit den Beamt\*innen. Denn, so die Vermutung eines Befragten, der Verlauf einer Kontrolle und das Ausmaß der Strafe hängt davon ab, wer der oder die Beamt\*in ist und in welcher

Stimmung er oder sie sich zum Zeitpunkt der Amtshandlung befindet (vgl. I3: 13). Kontrollen gehören zum Alltag der Befragten: Sie erzählen, dass sie diese gewöhnlich gelassen hinnehmen. Das Problem sind weniger die Geldstrafen, die auch in Ersatzfreiheitsstrafen enden können, sondern das Ausleeren der alkoholischen Getränke: „Ausleeren, Strafe 150 Euro, aber Strafe ist egal, das Problem ist das Ausleeren, zwei Euro kostet eine Flasche“ (I5: 21), sagte etwa ein Interviewpartner. Daraus könnte abgeleitet werden, dass ihm die Strafe deshalb egal ist, weil er sie nicht bezahlen kann und sie demnach keine Konsequenzen birgt. Das gelassene Hinnehmen der Strafandrohung könnte aber auch bedeuten, dass es zu gar keiner Geldstrafe kommt und es bei dem Ausleeren der Getränke bleibt. Das ist laut dem Interviewten ohnehin die schwerwiegendste Konsequenz, denn das Geld, um sich ein Getränk kaufen zu können, wurde in der Regel hart verdient. Neben den in Ausmaß und Umsetzung nicht einheitlichen Polizeikontrollen spielt auch soziale Kontrolle, die ebenfalls disziplinierenden Charakter hat, für die Befragten eine Rolle und äußert sich in verschiedenen Formen (vgl. Liepold 2020: 77).

### **3.3 Stigmabewusstsein und Identitätsabgrenzung**

Von hoher Bedeutung ist das Stigmabewusstsein der Befragten, also die Einschätzung der eigenen gesellschaftlichen Positionierung als marginalisiert und stigmatisiert. Die Befragten scheinen zu verstehen, dass in der gesellschaftlichen Wahrnehmung ihr Aufenthalt am Praterstern auf besondere Weise konnotiert ist. Das wird beim Versuch deutlich, dieses Stigma gewissermaßen zu ‚managen‘ und Vorurteile abzufangen, bevor sie mit ihnen konfrontiert werden. Ein Befragter erläutert in dem Interview ausführlich seine Körperhygiene und macht darauf aufmerksam, dass ihm ein gepflegtes Äußeres sehr wichtig sei. Er versichert sich mit der Nachfrage bei der Interviewerin, ob er stinke (vgl. I4: 67). Das Stigma und die Scham, mit denen Wohnungslosigkeit und Sucht verbunden sind, scheinen bei den Befragten deutlich verankert zu sein. Durch mehrmaliges betonen, ‚normale Menschen‘ zu sein, wird deutlich, wie wichtig zwei der Befragten *soziales Passing*, also der Versuch ist, nicht aufzufallen. (vgl. I4: 15). Sie versuchen in den Interviews, der Norm angepasst zu sprechen und nicht als ‚deviant‘ aufzufallen, wenn sie beispielsweise betonen, ‚normal‘ zu sein, und den Wunsch nach geregelten Arbeits- und Familienverhältnissen äußern. Ein Befragter erzählte in diesem Zusammenhang, wie wichtig ihm seine Rolle als Vater zweier in Polen lebender Kinder sei. Diese würden aber nichts von seinem temporären Zustand der Wohnungslosigkeit und Suchterkrankung wissen. Er wolle so bald wie möglich wieder arbeiten, um seine Kinder finanziell unterstützen zu können. Gleichzeitig betonte er, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens Krisen erfahre und krank werden könne, dass das also keine Verfehlung seinerseits sei und er es – wie andere – wieder „nach oben“ schaffen würde (vgl. I4: Seitenzahl).

Der Versuch, gelingendes *soziales Passing* zu betreiben, wird außerdem durch die permanente Identitätsabgrenzung zwischen der eigenen Gruppe und anderen Marginalisierten deutlich. Während der Interviews wurde immer wieder betont, dass es sehr wohl Gruppen vor Ort gäbe, die störend seien, man selber aber nicht zu diesen gehöre und gehören wolle. Hinter diesen Differenzierungsbemühungen scheint der Wunsch nach einem legitimen Aufenthalt am Praterstern sowie möglicherweise Bestrebungen des eigenen Stuserhalts zu stehen. Die Befragten schreiben damit die Dichotomie von ‚devianten‘ und ‚nicht-devianten‘ Verhaltensweisen fort, ziehen allerdings die Grenze an einer anderen Stelle als das hegemoniale Narrativ (vgl. Liepold 2020: 79). Ein Interviewpartner betont: „[S]olange die Leute normal sind, nicht streiten und es keine Probleme gibt, denke ich, dass man da schon ein bisschen wegschauen könnte.“ (I3: 33). Der Wunsch nach Kulanz gegenüber den eigenen Nutzungsformen und nach Anerkennung der Legitimität des eigenen Aufenthalts kann abgeleitet werden.

### 3.4 Reaktionsweisen auf das Verbot

Kulanz gegenüber ihren Nutzungsformen und Lebensführungen scheinen marginalisierte Menschen am Praterstern jedoch selten zu erleben. Vielmehr schildern sie Stress, der aus den permanenten Polizeikontrollen resultiert. In diesem Zusammenhang dürften unterschiedliche Reaktionen auf das Verbot entstanden sein, die die Befragten beschreiben. Viele scheinen das Verbot zu befolgen, indem sie abwandern, um sich den täglichen Kontrollen zu entziehen. Sie suchen sich neue Aufenthaltsorte im öffentlichen Raum. Ob weiterhin am Praterstern Zeit verbracht werden kann, hängt häufig davon ab, ob für einen gewissen Zeitraum auf Alkohol verzichtet werden kann. Ist temporäre Abstinenz nicht möglich, dann wird der Aufenthalt am Praterstern prekär: „Weil sie trinken wollen und da nicht können, sind sie zu einem anderen Platz gegangen“ (I3), erzählt ein Interviewpartner über eine andere Gruppe.

Im Gegensatz dazu betont er, dass er selbst weiterhin am Praterstern Alkohol trinke, aber versteckt und nur punktuell: „Ja, ein kleines *Stamperl*, das sehen die [die Polizist\*innen, Anm. ML] oft nicht, man kann es auch leicht und schnell weghauen“ (I3). Diese Aussage beschreibt soziales Anpassungsverhalten an die neue Norm des Alkoholkonsumverbots. Er unterwirft sich im Rahmen seiner Möglichkeiten dem Verbot, auch wenn er – aufgrund seiner Alkoholsucht – trotzdem Alkohol konsumieren muss. Ein anderer Interviewter (I5) gibt an, mehr zu trinken, seitdem es das Alkoholkonsumverbot gibt. Er scheint sich seiner provokativen Haltung bewusst zu sein, sagt aber auch, sich nicht an einer Nacht im Polizeianhaltezentrum zu stoßen. Er sei sogar froh über das Dach über dem Kopf und komme nach der Entlassung direkt wieder an den Praterstern und trinke weiter. Neben den Themen Abwanderung, Provokation und Gleichgültigkeit gibt der Befragte (I5) an, keine Veränderung am Praterstern durch das Verbot bemerkt zu haben. Er gibt auch an, sich keinen Problematiken bewusst zu sein.

Das könnte im Zusammenhang mit seiner Abhängigkeit vom Praterstern und einem Mangel an anderen Aufenthaltsorten stehen. Der existenzielle Charakter der Aufenthaltslegitimität am Praterstern könnte in diesem Verhalten seinen Ausdruck finden. Möglicherweise ist es für den Befragten zu riskant, den Auswirkungen des Verbots ins Auge zu blicken, weil diese weit mehr mit sich bringen, als auf den ersten Blick ersichtlich ist. Der Befragte könnte sich sowohl vor einer empfundenen Re-Stigmatisierung zu schützen versuchen als auch vor dem Bewusstsein, in einem Dilemma zu stecken, nämlich unerwünscht und trotzdem da zu sein.

Dennoch betonen alle Befragten, sich den Schwierigkeiten vor Ort bewusst zu sein und kein Interesse an Konflikten zu haben. Zudem betonen sie auch in diesem Kontext die Wichtigkeit, nicht als störend auffallen zu wollen (vgl. Liepold 2020: 80f.).

### **3.5 Sozialräumliche Verdrängung**

Maßnahmen wie das Alkoholkonsumverbot führen marginalisierten Menschen regelmäßig vor Augen, dass ihr Aufenthalt im öffentlichen Raum nicht gewünscht ist. Die Verdrängung vom Sozialraum Praterstern ist nicht die erste Erfahrung dieser Art, die die Befragten machen. Insbesondere ein Gesprächspartner erzählt detailliert von einem ähnlichen Prozess vor 10 Jahren an einem anderen innerstädtischen Knotenpunkt in Wien. Der Befragte schildert, wie die Schaffung einer sogenannten Schutzzone am Platz Grundlage zur Vertreibung der ansässigen Szene der Drogenkonsument\*innen wurde.<sup>4</sup> Vor diesem Erfahrungshintergrund prophezeit er für den Praterstern, dass sich die Szene neue Orte suchen wird, und beschreibt die sicherheitspolizeilichen Verdrängungspolitiken als „Herumschieberei“ gewisser Gruppen (I3: 27). Der Befragte beschreibt damit eine Tradition der räumlichen Verdrängung, die Mobilisierung der Szenen sowie das Niederlassen an neuen Orten nach sich zieht. Anhand der Interviews wird deutlich, dass es Menschen gibt, die bereits vor dem Phänomen Praterstern Marginalisierung im öffentlichen Raum in Form von Verdrängungsmaßnahmen erlebt haben.

### **3.6 Hierarchisierte Handlungsmöglichkeiten**

Auf die Frage, wie die Befragten selbst auf Problemlagen wie Nutzungskonflikte im stark frequentierten öffentlichen Raum reagieren würden, antworten sie, gleichwohl sie sie anerkennen, mit Resignation. Dabei wird deutlich, dass sich die Befragten den ungleichen Machtverhältnissen in Hinblick auf die Gestaltung von öffentlichem Raum ebenso bewusst sind wie über ihre gesellschaftliche Positionierung. Die Antwort eines Befragten lautet: „Die sitzen am längeren Ast.“ (I3: 33). Gemeint sind wohl verschiedene Akteur\*innen, die sich in den Augen der Befragten in Machtpositionen befinden. Es könnte sich um Teile der Bevölkerung handeln, deren subjektives Sicherheitsgefühl

und Wohlbefinden im öffentlichen Raum bei politischen Akteur\*innen Gehör findet. Ebenfalls könnten ganz generell Bewohner\*innen, Geschäftstreibende, Passant\*innen, Wahlberechtigte oder Polizist\*innen gemeint sein. Ebenso scheinen die Befragten die politischen Akteur\*innen zu meinen. Den Befragten ist klar, dass diese ‚anderen‘ jene sind, die in der Gestaltung von öffentlichem Raum zumindest teilweise einbezogen werden. Im Gegensatz dazu wird nicht nur nicht im Interesse der marginalisierten Menschen gehandelt, sondern auch ihre Meinung nicht eingeholt und ihre Stimmen in partizipativen Beteiligungsprojekten zur Gestaltung von Quartieren nicht eingebunden.

Die damit zusammenhängenden hierarchisierten Handlungsmöglichkeiten sind exemplarisch für die Exklusions- und Marginalisierungsprozesse am Praterstern. Wenn ein Interviewpartner mehrmals betont, man fühle sich „wie entmündigt“ (I3: 5), dann formuliert er das Gefühl, nicht dazuzugehören, das Diebäcker wie folgt begründet:

„Denn höhere oder mittlere Klassenmilieus fühlen sich durch Wohn- und Freiraumprojekte durchaus angesprochen, werden möglicherweise partizipativ beteiligt und treffen auf ihnen bekannte, präferierte Nutzungsweisen in öffentlichen Räumen. Es sind vielmehr die weniger beachteten oder problematisierten Gruppen, ihre differenteren und meist weniger geschätzten Lebensstile und Verhaltensweisen, die direkt oder indirekt bzw. ‚schleichend‘, z.B. im Gefühl ‚nicht gemeint zu sein‘ oder ‚nicht dazuzugehören‘, ausgegrenzt werden.“ (Diebäcker 2019: 144).

Entlang der Linien politischer, ökonomischer und sozialer Rechte sowie der Frage nach Aufenthaltssicherheit und Staatsbürger\*innenschaft verlaufen Dimensionen von Teilinklusion und -exklusion (vgl. Ataç/Rosenberger 2013: 39), aus denen auch Handlungsmöglichkeiten resultieren (vgl. Liepold 2020: 87). Aus- und Einschlüsse können gleichzeitig stattfinden und Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder limitieren. In Hinblick auf die Befragten bedeutet das, dass manche teilinkludiert sein können (z.B. indem sie eine österreichische Staatsbürger\*innenschaft haben), aber dennoch Exklusionen ausgesetzt sind. Wie ermächtigt sich Menschen fühlen, sich gegen Exklusion zur Wehr zu setzen, hängt häufig von ihrer gesellschaftlichen Positionierung und ihren Ressourcen ab.

#### **4. Lust auf Normalität**

Die Interviews zeigen, dass der „gelebte öffentliche Raum“ (Diebäcker 2019: 142) ein umkämpfter Sozialraum ist, der für Menschen, die verstärkt auf den öffentlichen Raum angewiesen sind, eine lebensgeschichtliche Bedeutung hat. Das zeigt sich unter anderem an der Regelmäßigkeit des Aufenthalts der Befragten. Grund dafür ist die hohe

Attraktivität des Pratersterns für marginalisierte Menschen wegen seiner guten Infrastruktur und der Tatsache, dass Devianz am Praterstern lange Zeit von Seiten der Wiener Stadtregierung stärker toleriert wurde als anderswo (vgl. Diebäcker 2019: 147).

#### **4.1 Spiegel der Gesellschaft**

Der Praterstern ist Spiegel der Gesellschaft, an dem sich soziale, ökonomische und politische Machtverhältnisse zeigen (vgl. Diebäcker 2019: 142). Sie sind so tief verankert, dass sie auch von jenen, die unter ihnen am meisten leiden, reproduziert werden. Das wird in der Lust auf Normalität deutlich, auf die alle Befragten verweisen. Die marginalisierten Menschen wissen zwar, wo sie in der gesellschaftlichen Rangordnung und Wahrnehmung stehen. Sie wissen aber auch, wohin sie möchten, und betonen den Wunsch, als ‚normale‘ Menschen wahrgenommen zu werden (I4: 35) und nicht auf Problemlagen wie (Sucht-)Krankheiten oder Wohnungslosigkeit reduziert zu werden. Die Möglichkeiten, nicht als ‚deviant‘ wahrgenommen zu werden, hänge neben physischer und psychischer Gesundheit stark von Faktoren wie Sprache, Aussehen, Herkunft und ökonomischen Bedingungen ab. Je mehr Benachteiligungen sich überschneiden, desto eher werden Menschen als ‚deviant‘ problematisiert (vgl. Liepold 2020).

Soziale Ungleichheiten entlang von Staatsbürger\*innenschaft und ökonomischen Verhältnissen können Ursachen für soziale Problemlagen sein (vgl. Diebäcker 2012: 172). Die strukturellen Bedingungen von sozialer (Un-)Sicherheit werden aber gesellschaftlich weitgehend nicht thematisiert, was zur Reduktion sozialer Ungleichheit auf ihren sichtbaren Status führt (vgl. Diebäcker 2012: 173). Dadurch werden „sicherheits- und ordnungspolitische Problematisierungen als Bedrohung für die personale Sicherheit umcodiert.“ (Diebäcker 2012: 173). Das kann in der Kriminalisierung bestimmter Gruppen oder Verhaltensweisen münden.

Die Befragten machen das Bedürfnis stark, als Menschen und nicht Probleme wahrgenommen zu werden. Sie versuchen sich auch von den in ihren Augen ‚Devianten‘ abzugrenzen, indem sie betonen, dass sie nicht an der Produktion von Konflikten und Gesetzesbrüchen interessiert sind (vgl. Liepold 2020: 85). Im Wissen, selber als ‚deviant‘ zu gelten, war es allen Interviewten wichtig, sich von den ihrer Wahrnehmung nach wirklich ‚Devianten‘ abzugrenzen. Im Zuge der Interviews wurde deutlich, dass niemand – unabhängig der eigenen gesellschaftlichen Position – vor der Übernahme gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse gefeit ist. So reproduzierten die Befragten teilweise das hegemoniale Narrativ der Unterscheidung zwischen ‚devianten‘ und ‚nicht-devianten‘ Verhaltensweisen (vgl. Liepold 2020: 85). Indem sie die Grenze zwar an anderer Stelle ziehen, aber nicht gänzlich verwerfen, führen sie den Ausgrenzungsprozess fort. Teilweise gehen die Versuche, selbst als ‚nicht-deviant‘ codiert zu werden, so weit, dass sie das Agieren der Polizei gegen die eigene Gruppe als notwendig

oder richtig beurteilen. Ein Befragter verbündet sich auch ab und zu mit der Polizei, indem er ihnen Übersetzungsleistungen anbietet (vgl. Liepold 2020: 85).

#### **4.2 Schauplatz von Gentrifizierungsprozessen**

Der Praterstern kann als Schauplatz von Gentrifizierungsprozessen (vgl. Diebäcker 2014: 149) charakterisiert werden, an dem sich räumliche Segregation (Reinprecht 2013: 56) abspielt. Die „gefährlichen Klassen“ werden aus den Augen der „glücklichen Klassen“ verbannt (Reinprecht 2013: 56). Diese Segregationsbestrebungen werden im Fall des Pratersterns durch Kontroll- und Sanktionsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Alkoholkonsumverbot unterstützt. All jene, denen es nicht möglich ist, sich an die neuen Regeln (in diesem Fall den Verzicht auf Alkoholkonsum) zu halten (etwa aufgrund einer Suchterkrankung), werden gezwungen, sich den Sanktionen auszusetzen oder sich neue Aufenthaltsorte zu suchen (vgl. Liepold 2020: 86).

Vor diesem Hintergrund bedeutet das Alkoholkonsumverbot die Fortschreibung von Vertreibung und Kriminalisierung der Menschen in prekären Lebenslagen im öffentlichen Raum (vgl. Diebäcker 2019: 149). Die Befragten schildern eindrücklich ihre Wahrnehmungen, die durch Resignation geprägt sind. Der Praterstern ist nur ein Ort von vielen, an dem man das Zusammenspiel von ökonomischer Aufwertung und Sicherheits- sowie Ordnungspolitiken beobachten kann. Das gleiche gilt etwa für den Wiener Karlsplatz oder den Münchner Hauptbahnhof (vgl. Diebäcker 2019: 141). Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen am Beispiel des Alkoholkonsumverbots am Praterstern und aus der Perspektive marginalisierter Menschen, dass Aufwertungslogiken, Sicherheitspolitiken und Verdrängungsmaßnahmen von problematisierten Gruppen ineinandergreifen (vgl. Diebäcker 2019: 142). Worauf eine so geartete Entwicklung hinausläuft: Sie treibt die Prekarisierung und Stigmatisierung marginalisierter Menschen weiter voran (vgl. Liepold 2020: 89).

#### **5. Perspektiven für die (sozialräumliche) Soziale Arbeit**

Für die (sozialräumliche) Soziale Arbeit wird deutlich, wie wichtig die Ressource öffentlicher Raum für ihre Adressat\*innen ist. Am Praterstern wird sichtbar, wie wertvoll eine gut ausgebaute sozialarbeiterische Infrastruktur im öffentlichen Raum ist. Hinsichtlich der sozialräumlichen Machtverhältnisse muss für eine emanzipatorische Soziale Arbeit plädiert werden, die nicht nur kritisch-parteilich arbeitet, sondern auch Freiräume für Marginalisierte schafft (vgl. Liepold 2020: 89f.).

Doch wie kann ein solcher Zugang in der Praxis aussehen? Die im Rahmen dieses Artikels beschriebene Nutzer\*innenperspektive und ihre Implikationen können insbesondere für die Beziehungsarbeit in der aufsuchenden, niederschweligen oder

gemeinwesenorientierten Sozialen Arbeit von Bedeutung sein. Der Blick für die Lebenswelten kann in den Beratungs- und Vermittlungspraxen eine Rolle spielen. Vor allem dann, wenn sich diese sozialarbeiterischen Praxen – wie am Beispiel Praterstern – selbst im öffentlichen Raum und im Kontext sicherheits- und ordnungspolitischer Vereinnahmung befinden. Aber auch für das klassische Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle könnten die Ergebnisse aufschlussreich sein. Damit meine ich, dass ein Zugang, der die Perspektive der Nutzer\*innen in den Fokus stellt und sie sozialräumlich in Herrschaftsverhältnissen verortet, die Möglichkeit bietet, emanzipatorisch und weniger disziplinierend zu arbeiten. Der – leider oft berechtigten – Kritik, Soziale Arbeit würde lediglich zur weiteren Disziplinierung und Normierung bereits marginalisierter Lebensformen beitragen, könnte mit kritischem Bewusstsein etwas entgegen gesetzt werden. Dabei könnte eine sozialräumliche Herangehensweise helfen, da sie analytisch vorgeht und Individuen und ihre Interessen sowie Handlungsweisen im Kontext von Herrschaftsverhältnissen versteht. Beispielsweise gilt das für die – im sozialräumlichen Kontext beliebten – Beteiligungsprojekte. Ohne eine Analyse der hegemonialen, sozialen Konstellationen im materiellen Raum werden ausschließlich die gesellschaftlich akzeptierten Perspektiven Gehör finden. Aber auch für die Frage, wie eine Fachkraft im Spannungsfeld zwischen Selbst- und anwaltschaftlicher Vertretung der Adressat\*innen vorgehen soll, kann ein solcher Blick gewinnbringend sein. Die genuine Aufgabe der Sozialen Arbeit sollte im Anspruch liegen, Lebensverhältnisse bestmöglich zu gestalten – immer in Absprache mit den betroffenen Individuen und Gruppen und einem Verständnis für gesellschaftliche Normen. Sie darf nicht davor zurück schrecken, die Wünsche und Interessen ihrer Adressat\*innen zu vertreten sowie diese dabei zu unterstützen, selbst ihre Interessen zu vertreten. Ein grundsätzliches Verständnis der Herrschaftslogiken ist dabei genauso relevant wie ein kritisches Bewusstsein der Professionist\*innen. Dieser Artikel zeigt, inwiefern Adressat\*innen diversen Praktiken zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung unterliegen. Die Konsequenz dessen darf nicht das Bündnis der Sozialen Arbeit mit sicherheits(-polizeilichen) Organen sein.

Das Ziel sozialräumlicher Sozialer Arbeit muss es sein, neoliberalen und exkludierenden Interventionen im öffentlichen Raum entgegenzuwirken. Zukünftig wird eine professionsinterne Debatte, wie mit Entwicklungen wie dem Alkoholkonsumverbot umgegangen werden soll, verstärkt notwendig sein. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass sich politische Akteur\*innen selten auf die kritische Expertise von Sozialarbeiter\*innen stützen, wenn es um Fragen der Sicherheit im öffentlichen Raum und dessen Aufwertung geht. Zur Anregung dieser Auseinandersetzung wird es notwendig sein, verstärkt mit Ansätzen zu forschen, die ein Einbeziehen der Adressat\*innen ermöglichen. Das wäre nicht nur im Sinne der marginalisierten Menschen, sondern auch der Sozialen Arbeit. Denn Maßnahmen wie das Alkoholkonsumverbot unterlaufen auch sozialarbeiterische Arbeit, indem sie jahrelange Beziehungsarbeit zerstören und es notwendig machen, Arbeitsweisen- und gebiete neu zu definieren (vgl. Liepold 2020: 89-90).

## Verweise

<sup>1</sup> Auf Dimensionen von neoliberaler Stadtentwicklungspolitik weist unter anderem Manfred Rolfes hin. Er verweist auf fünf Merkmale neoliberaler Stadtpolitik als Ausdruck kommunaler Sicherheitspolitik: (1) Governance und Gouvernamentalität, (2) Liberalisierung und Privatisierung, (3) Imageprofilierung, Festivalisierung, (4) Dezentralisierung und Individualisierung und (5) Territoriale Kontroll- und Sicherheitsstrategien (vgl. Rolfes 2015: Seitenzahl). Für jedes Merkmal lassen sich Beispiele am und im Quartier um den Praterstern finden, bspw. die ‚Wiener Wies’n‘, ein jährliches Oktoberfest im Prater.

<sup>2</sup> Devianz bedeutet nach Klaus Kraimer: „Der aus dem Angelsächsischen stammende Begriff der ‚Devianz‘(sic!) wird in der wissenschaftlichen Verwendung vielfach als gleichbedeutend (synonym) für den Sammelbegriff ‚Abweichendes Verhalten‘ oder ‚soziale Auffälligkeit‘ verwendet. ‚Devianz‘ verweist auf tatsächliche oder vermeintliche Verstöße gegen soziale Normen, die im Verbund mit Prozessen der sozialen Aberkennung zur Randständigkeit von Menschen führen, die an die Marginalien – die Ränder der Gesellschaft – gedrängt werden.“ (Kraimer 2004: 1). In diesem Artikel wird der Begriff mit Anführungszeichen geschrieben, um auf die gesellschaftliche Konstruktion von Devianz hinzuweisen. Diese soll nicht unkritisch reproduziert werden, allerdings ist eine Bezugnahme auf das Konzept notwendig, um den Sachverhalt beschreiben zu können.

<sup>3</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass die Auswahl der Befragten nicht repräsentativ für die am Praterstern aufhältigen Menschen ist. V.a. darin, dass in den Interviews keine Frauen zu Wort gekommen sind, besteht ein Mangel. Allerdings ist es aufgrund der Vergeschlechtlichung des öffentlichen Raums, also der strukturellen Verdrängung von Frauen und Mädchen aus dem öffentlich Raum, und der höheren Gefährdungslage für eben diese im öffentlichen Raum weitaus schwieriger, nicht-männliche GesprächspartnerInnen anzutreffen (vgl. Magistratsabteilung 57 o.J.). Für anschließende Forschungen müssten Überlegungen angestellt werden, wie auch diese in die Interviews einbezogen werden können. Beispielsweise durch das Aufsuchen eines Tageszentrums, was auch für diese Arbeit geplant war, allerdings aufgrund des ersten Lockdowns zur Bekämpfung von Covid-19 im Frühjahr 2020 nicht möglich war.

<sup>4</sup> Der Wiener Karlsplatz war seit den 1990er Jahren und dem damals beginnenden Bevölkerungswachstum in Wien ein Treffpunkt für die städtische Drogenszene. Im Zuge politischer Entwicklungen im Zusammenhang der Aufwertung des Platzes kam es 2005 zu einer Schutzzone, die erste polizeilich-präventive Verdrängungen möglich machte. Im Zuge der Wiener Landtagswahl 2010 wurde diese Gruppe auf Beschluss der sozialdemokratischen Stadtregierung durch permanenten Polizeieinsatz und unter Protest der Sozialen Arbeit vertrieben (vgl. Diebäcker 2019: 143).

## Literatur

- Ataç, Ilker/Rosenberger, Sieglinde (2013): Inklusion/Exklusion – ein relationales Konzept der Migrationsforschung. In: Ataç, Ilker/Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V & R unipress, S. 35–52.
- Benkel, Thorsten (2010): Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang. In: Benkel, Thorsten (Hg.): Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15–100.
- Diebäcker, Marc (2014): Soziale Arbeit als staatliche Praxis im städtischen Raum. Wiesbaden: Springer VS.
- Diebäcker, Marc (2019): Gentrifizierung und öffentliche Räume. Über das Zusammenspiel von Aufwertung, Sicherheit und Ordnung an urbanen Plätzen. In: Kadi, Justin/Verlič, Mara (Hg.): Gentrifizierung in Wien. Perspektiven aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Wien: AK Wien, S. 141–151.
- Haverkamp, Rita/Hennen, Ina/Hohendorf, Ines/Lukas, Tim/Quel, Moritz (2018): Sicherheit im Bahnhofsviertel (SiBa). Verbundprojekt zur Weiterentwicklung kriminalpräventiver und städtebaulicher Maßnahmen. In: forum kriminalprävention Nr. 3, S. 24–27.
- Kessel, Fabian/Reutlinger, Christian (2010): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kraimer, Klaus (2004): Devianz und Marginalität. Konzepte und Begriffe. (o.A.).

- Kronauer, Martin (2013): Inklusion/Exklusion. Kategorien einer kritischen Gesellschaftsanalyse der Gegenwart. In: Ataç, Ilker/Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V & R unipress, S. 21–33.
- Krutzler, David (2018): Alkoholverbot gilt bereits ab Freitag für Praterstern und Venediger Au. <https://www.derstandard.at/story/2000078466492/alkoholverbot-gilt-bereits-ab-freitag-fuer-praterstern-und-venediger-au> (22. April 2020).
- Liepold, Mira (2020): Zwei Jahre Alkoholkonsumverbot am Praterstern in Wien. Die Wahrnehmungen marginalisierter Gruppen in Hinblick auf das Verbot. FH Campus Wien: Masterarbeit.
- Mackinger, Christof (2018): Der Praterstern ist das Wohnzimmer für Leute die keines haben. In: Die erste österreichische Boulevardzeitung der AUGUSTIN, Nr. 469, 24.10.–6.11.2018, S. 10.
- Magistratsabteilung 57 (o.J.): Mädchen im öffentlichen Raum. Stadt Wien, <https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/stichwort/wohnen/maedchen.html> (22. April 2020).
- Magistratsdirektion Organisation und Sicherheit – Gruppe Leitungsinstrumente (Hg.) (2019): Evaluierung Alkoholkonsumationsverbot am Praterstern. Ergebnisbericht Vers. 1.0. Wien: Stadt Wien.
- Reflektive (2018): 5 1/2 Gründe, warum ein Alkoholverbot am Praterstern kein einziges Problem löst. <https://www.reflektive.at/51-2-gruende-warum-ein-alkoholverbot-am-praterstern-kein-einziges-problem-loest/> (29.12.2020).
- Reinprecht, Christoph (2013): Ausgrenzung durch sozialräumliche Segregation. Soziologische Betrachtungen zur Verräumlichung sozialer Ungleichheiten. In: Ataç, Ilker/Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V & R unipress, S. 53–70.
- Rolfes, Manfred (2015): Kriminalität, Sicherheit und Raum. Humangeografische Perspektiven der Sicherheits- und Kriminalitätsforschung. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmincke, Imke (2009): Gefährliche Körper an gefährlichen Orten. Eine Studie zum Verhältnis von Körper, Raum und Marginalisierung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Spradley, J.P. (1979): The ethnographic interview. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Stadt Wien (o.J.): Praterstern bekommt neue Polizeistation. <https://www.wien.gv.at/menschen/sicherheit/polizeistation-praterstern.html> (09.02.2021).
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Stoik, Christoph (2018): Alkoholverbot im öffentlichen Raum gegen ausgegrenzte Menschen führt zur Verdrängung. 06. Mai 2018. <https://sozialerraum.wordpress.com/2018/05/06/alkoholverbot-im-oeffentlichen-raum-gegen-ausgegrenzte-menschen-fuehrt-zur-verdraengung/> (29.12.2020).

## Interviewverzeichnis

I3: Adressat der Sozialen; Arbeit/Drogenkonsument; männlich; Deutsche Erstsprache; 30.10.2019

I4: Adressat der Sozialen; Arbeit/Wohnungsloser; männlich; Polnische Erstsprache; 30.10.2019

I5: Adressat der Sozialen; Arbeit/Wohnungsloser; männlich; Nicht Deutsche Erstsprache; 30.10.2019

## Über die Autorin

### Mira Liepold, BA MA

[mira.liepold@univie.ac.at](mailto:mira.liepold@univie.ac.at)

ist Absolventin des Studiengangs Sozialraumorientierte Soziale Arbeit an der FH Campus Wien sowie Studentin und Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien.

**Malgorzata D. Michling:**

## **Anregung zur Qualifikationsentwicklung im Feld der australischen Wohnungslosenhilfe**

**Einblicke in den aktuellen Fachdiskurs und in eine Ersterhebung zu Qualifikationsbedarfen von Mitarbeiter\*innen der Wohnungslosenhilfe in Townsville**

### **Zusammenfassung**

Eine qualitative Betreuung von Wohnungslosen in Notunterkünften steht in engem Zusammenhang mit der Qualifikation der dort tätigen Mitarbeiter\*innen. Jedoch existieren aktuell nur wenige Studien im deutschen und im englischen Raum, die sich mit der Frage auseinandersetzen, welche Qualifikationen die Mitarbeiter\*innen in Wohnungslosen-Notunterkünften vorweisen müssten, um einerseits eine angemessene Betreuung sicherzustellen und andererseits auch über die erworbenen Kompetenzen die eigene körperliche und psychische Gesundheit angesichts einer mitunter emotional aufwühlenden Tätigkeit nachhaltig zu sichern. Die wissenschaftliche Fundierung bezieht sich fast ausschließlich auf die Wohnungslosenversorgung und -unterbringung. Vor diesem Hintergrund wurden in 14 australischen Wohnungsloseneinrichtungen 19 Experteninterviews geführt, die deutliche Hinweise auf einen ausgeprägten und breiten Wunsch nach Weiterqualifizierung der Mitarbeiter\*innen liefern. Es handelt sich dabei ausschließlich um eine Ersterhebung.

**Schlagworte:** Wohnungslosigkeit in Australien; australische Wohnungslosenforschung; Qualifikation der Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften

### **Abstract**

Quality care for homeless people in emergency shelters is closely related to the qualifications of the staff working there. However, there are currently only a few studies in German and English context that deal with the question of what qualifications the staff in homeless shelters need to have in order to ensure appropriate care on the one hand, and on the other hand to secure their own physical and mental health in the long term through the acquired competences sometimes facing emotionally upsetting activity. The scientific foundation almost exclusively relates to homeless care and homeless shelter. Against this background, 19 expert interviews were conducted in 14 Australian

homeless shelters, which provided clear indications of a strong and broad desire for further training among staff. It is exclusively an initial survey.

**Keywords:** Homeless in Australia; Australian homelessness research; Qualification of homeless shelter workers

## 1. Einleitung

Wohnungslosigkeit ist ein verbreitetes Phänomen in westlichen Industrienationen, aber der Kontext, in dem sie entsteht, lässt sie von Land zu Land in unterschiedlichen Variationen erscheinen. In Australien übernehmen die einzelnen Staaten die Verantwortung für die Versorgung der wohnungslosen Menschen. Obwohl das 1987 als gesetzliche Behörde des *Commonwealth* gegründete AIHW (*Australian Institute of Health and Welfare*) unter anderem über Obdachlosen- sowie Wohnungsbaudienste informiert, werden die Qualifikationsanforderungen der Mitarbeiter\*innen in Unterkünften für Wohnungslose kaum erwähnt (AIHW 2020b: o.S.). Das Gleiche gilt für das australische Forschungsinstitut für Wohnungswesen und Stadtentwicklung AHURI (*The Australian Housing and Urban Research Institute*), das über 20 Jahre lang eine umfangreiche und informative Evidenzbasis sowie fortgeschrittene Wissensbestände über Wohnen, Wohnungslosigkeit und städtische Probleme aufgebaut hat, zu diesem Thema aber keine Hinweise liefert (AHURI, 2020: o.S.).

Es gibt eine breite internationale Literaturbasis zu Politik- und Dienstleistungsintegration der Obdachlosen, zur Vielfalt der Integrationsziele von Obdachlosen, den Wegen, auf denen diese Ziele verfolgt werden können, Umsetzungsproblemen und der Bewertung der Ergebnisse (vgl. Agranoff 1991: 533–42; Fine/Wood/MacKenzie/Spinney/Zaretsky/Valentine/Habibis 2005: 1–44; Jones/Philips/Milligan 2007: 1–58; Keast/Mandell/Brown 2007: 9–33; Konrad 1996:5–19). In Australien ist das Integrationsproblem geprägt vom Föderalismus und dem Drei-Ebenen-Regierungssystem (*federal government, state governments, local governments*) sowie der gewichtigen Rolle des kommunalen und privaten Sektors bei der Erbringung von Dienstleistungen (vgl. Jones/Philips/Milligan 2007, 8–9; Phillips 2010: 31–32).

Im Kontext der australischen Stadt Townsville gehören zu den Organisationen, die an der Politik und Versorgung von Wohnungslosen beteiligt sind, beispielsweise die australische Regierung, die Regierung von Queensland, das *Townsville City Council*, mehrere Behörden innerhalb der Landesregierung (*Department of Communities, Queensland Health, Queensland, Polizeidienst* usw.) und zahlreiche Gemeinschaftsorganisationen (z.B. Rotes Kreuz, *Yumba-Meta Housing Association* usw.) (vgl. Jones/Davis/James 2012: 19). Jedoch werden für die Erfüllung dieser Aufgaben gut qualifizierte Mitarbeiter\*innen benötigt. Der Qualifizierungsbedarf für Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften ist dabei ersichtlich, aber noch nicht ausreichend erforscht. Die aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisse beziehen sich eher auf die Versorgung und Unterbringung der Wohnungslosen und weniger auf die Qualifizierung der Fachkräfte in Notunterkünften. Die australischen Forscher Spinney (2013), Mullen und Leginski (2010), Cripps (2013), Martin et al. (2012) und Perusco (2009) beziehen ihre Forschungsarbeit lediglich auf die Qualifizierung der Fachkräfte im Wohnungslosenhilfesystem allgemein und nehmen dabei keine weitere Differenzierung vor.

Vor diesem Hintergrund geht der vorliegende Beitrag der Frage nach: Welche Qualifikation wird vorausgesetzt, um als Sozialarbeiter\*in mit Wohnungslosen in Notunterkünften in Townsville, Queensland/Australien, arbeiten zu können. Zur Beantwortung dieser Fragestellung wurden im Rahmen eines Feldforschungsprojekts an der James Cook University Townsville im Zeitraum vom 14.10.2019 bis zum 15.03.2020 insgesamt 19 leitfadengestützte Experteninterviews mit Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften (n = 13) und der Wohnungslosenhilfe (n = 6) durchgeführt. Auf Basis einer umfangreichen Literaturrecherche werden nachfolgend zunächst allgemeine Befunde zu Wohnungslosigkeit und den Unterstützungsstrukturen der Wohnungslosenhilfe in Townsville dargestellt, bevor spezifische Qualifikationsbedarfe aus den Experteninterviews mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse abgeleitet werden. Dabei handelt sich um eine explorative Ersterhebung, die in diesem Artikel behandelt wird. Zu Beginn werden drei Konzepte der Obdachlosigkeit bzw. Wohnungslosigkeit vorgestellt sowie die Wahl Townsville als Forschungsort begründet. Anschließend werden die Ersterhebungen in Townsville theoretisch und praktisch diskutiert. Die Übertragbarkeit der Forschung auf die österreichische Wohnungslosenhilfe wird zum Schluss reflektiert.

## **2. Verständnis der Obdachlosigkeit/Wohnungslosigkeit in Australien und in Townsville**

In Australien werden drei verschiedene Konzepte von Wohnungslosigkeit<sup>1</sup> differenziert. 1) Die primäre Obdachlosigkeit: Dazu gehören Personen ohne konventionelle Unterkunft. Dies betrifft Menschen, die auf der Straße leben, in Parks schlafen oder verlassene Gebäude, Autos und Eisenbahnwaggons als Notunterkünfte benutzen. 2) Die sekundäre Wohnungslosigkeit: Hierzu zählen Personen, die häufig zwischen verschiedenen Arten von Notunterkünften wechseln. Sie kommen z. B. bei Freunden, in Notunterkünften, in Hostels und in Pensionen unter. 3) Die tertiäre Wohnungslosigkeit: Diese betrifft Personen, die in Einzelzimmern in Privathäusern leben, ohne Amtsgewähr und/oder eigenes Bad und/oder eigene Küche (vgl. Chamberlain/MacKenzie 2008: 14–16).

Im Rahmen einer Volkszählung in Australien im Jahr 2016 wurden von insgesamt 25,8 Millionen Einwohner (vgl. Statista o. J.: o. S.) 116.427 Personen als obdachlos (primäre Obdachlosigkeit, sekundäre und tertiäre Wohnungslosigkeit) eingestuft. 2011 waren es noch 102.439 Personen (vgl. ABS 2018: o. S.; AIHW 2019: o. S.).

In der Praxis richteten sich die politischen Maßnahmen nach 2000 in Australien hauptsächlich gegen die primäre und in geringerem Maße gegen die sekundäre Wohnungslosigkeit. Jeder Staat des Landes trägt seine eigene Verantwortung für die Wohnungslosigkeit und bringt eigene Mittel für Unterkünfte, die Dienstleistung etc. auf (vgl. Carson/Kerr 2017: 250–251).

Townsville ist die größte regionale Stadt in Queensland mit einer geschätzten Bevölkerung von 185.768 Personen (Volkszählung vom 30. Juni 2010), was 4,1 % der Bevölkerung des Bundesstaates entspricht (vgl. Queensland Treasury 2012: o.S.). Die Bevölkerung der Stadt und der umliegenden Region wächst jährlich um 2,2 % und ist damit eine der am schnellsten wachsenden Gebietskörperschaften in Australien (vgl. Townsville City Council 2011a: 6). Dieses rapide Entwicklung ist zum Teil auf die Anwesenheit der australischen Streitkräfte zurückzuführen. Die Vergrößerung der Bergbauindustrie und die zunehmende Zahl von Studierenden an der James Cook University haben den Wohnungsmarkt vermehrt unter Druck gesetzt und die Verfügbarkeit von erschwinglichem Wohnraum wurde als kritisches Problem für die lokale Gemeinschaft identifiziert. Das Bevölkerungswachstum erfordert auch die verstärkte Bereitstellung von Dienstleistungen im Bereich der Gesundheit, Bildung, Familienunterstützung, kulturelle Freizeit- und öffentliche Sicherheitsdienste (vgl. Townsville City Council 2011a: 6). Der Anteil von Aborigines und *Torres Strait Islanders* beträgt im Gebiet der Stadtverwaltung Townsville 5,5 %, was im Vergleich mit 3,3 % im gesamten Queensland viel ist. 8.529 Personen in Townsville gaben 2006 an, Aborigines und/oder *Torres Strait Islander* zu sein. Die Zahl der in Townsville lebenden Aborigines und Inselbewohner wird durch die Nähe von Palm Island beeinflusst, das sich 65 Kilometer nordwestlich von Townsville befindet. Palm Island hat ungefähr 2.000 Einwohner, die überwiegend Aborigines und Inselbewohner sind (vgl. Townsville City Council 2011b: 5). Die Frage, wie das Problem der Obdachlosigkeit unter den Aborigines und Inselbewohnern angegangen werden kann, hat in Townsville eine lange Geschichte, die offenbar viele Aspekte der breiteren australischen politischen Debatte widerspiegelt (vgl. Memmott/Long/Chambers 2003). Dieses Problem besteht auf kommunaler Ebene in Townsville seit langem und seit 2002 wurde es auch als ein Problem der Regierung von Queensland in Zusammenarbeit mit lokalen Regierungsbehörden in Townsville aufgenommen. Im Januar 2003 führte das *Queensland Department of Aboriginal and die Torres Strait Islander Policy* eine umfassende Studie in Townsville durch. Es wurden zahlreiche Ursachen für Wohnungslosigkeit in Townsville ermittelt, darunter Alkohol- und Drogenmissbrauch, überfüllte Häuser, Zusammenbruch des Familienlebens und der Werte, mangelnde elterliche und individuelle Verantwortung, unfähige Großfamilien, Erosion der indigenen Kultur, mangelndes Bewusstsein für bezahlbare Unterkünfte und Unterkünfte im Inland, Gewalt, Arbeitslosigkeit, Gesundheitsprobleme wie psychische Erkrankungen, Räumung, körperliche oder Entwicklungsstörungen und Verlust sozialer Unterstützungsnetzwerke. Es wurden auch zwölf verschiedene Campingplätze in der Gegend von Townsville einbezogen (vgl. Memmott/Long/Chambers 2003: 5).

### **3. Arbeitsbedingungen und Qualifikationsdarstellung der Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften: Ist-Zustand**

Dieser Forschungsbedarf ist auch von anderen Forscher\*innen nicht unbemerkt geblieben. So forderten Mullen und Leginski (vgl. 2010: 101–110), die Aufmerksamkeit auf die Zusammensetzung der Arbeitskräfte im Bereich der Wohnungslosenhilfe zu richten und die Qualifikationsbedarfe gezielt zu ermitteln, um die Sozialarbeiter\*innen zu unterstützen.

In jüngerer Zeit sind zwei detaillierte australische Untersuchungen zu Arbeitnehmer\*innen im Wohnungslosensektor erschienen, die für die kontrastierende Einordnung der eigenen Untersuchungsergebnisse wichtig sind: einerseits Spinneys (2013) *Workforce Training for the Homelessness Sector*, das sich mit dem Wandel der Organisations- und Programmreformen für Wohnungslose befasst. Die Autorin untersucht in diesem Bericht die bestehenden Schulungs- und Ausbildungsmöglichkeiten in Victoria, New South Wales sowie Queensland und ermittelt die Anforderungen an den Sektor der Wohnungslosenhilfe. Spinneys (2013) Arbeit ist andererseits stark von einer Studie, die Martin et al. (2012) vorlegten, beeinflusst. In dieser wird das erste detaillierte Qualifikations- und Kompetenzprofil der australischen Mitarbeiter\*innen im Wohnungslosensektor dokumentiert.

Dennoch ist zu konstatieren, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Qualifikation von Arbeitskräften im Bereich der Wohnungslosigkeit in Australien bislang unzureichend erfolgt. Eine Ursache hierfür wird darin gesehen, dass sich ein großer Teil der bestehenden australischen Wohnungslosenforschung auf die Entwicklung von Strategien zur Minimierung von Wohnungslosigkeit, die Messung von Zielen und Ergebnissen sowie das Verständnis der Ursachen von Wohnungslosigkeit konzentriert (vgl. Spinney 2013: 35).

Ziel dieser Studie in Townsville war es, die Ansichten und Erfahrungen der Teilnehmer\*innen in Bezug auf ihre Qualifikationen zu untersuchen, die für eine qualitativ hochwertige und bedarfsgerechte Betreuung von Klient\*innen in Wohnungslosenunterkünften erforderlich sind. Es ging dabei in erster Linie um eine initiale und explorative Erhebung zu diesem Thema. Mithilfe der Schneeballtechnik wurden die in der Wohnungslosenhilfe beschäftigten Interviewpartner\*innen zunächst von der James Cook University Townsville vermittelt. Die Teilnahme am Interview war freiwillig. Die Interviews fanden in den diversen Einrichtungen, aber auch in einem Büro an der James Cook University statt, je nachdem, welchen Standort die Teilnehmer\*innen bevorzugten. In der Feldforschungspraxis standen konkret die folgenden Fragen im Mittelpunkt der leitfadengestützten Interviews mit den 19 Expert\*innen: Wie sind die gewünschten Qualifikationen zu erreichen und welche Maßnahmen müssen Mitarbeiter\*innen, Notunterkünfte und Politik hierfür ergreifen? Wie verhalten sich die Wünsche und Bedürfnisse der Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften gegenüber dem vor Ort real

Umsetzbaren? Welche Strategie ist in ihren eigenen Augen wirksam und angemessen? Wie kann mit neuen Herausforderungen wie z.B. der Selbstpflege und Work-Life-Balance umgegangen werden? Reicht der Schulungsbedarf aus, um (gesundheitliche und wirtschaftliche) Schäden zu verhindern, die durch die mangelnde Qualifikation der Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften entstehen könnten?

Die Mehrheit der interviewten Mitarbeiter\*innen hat ein Bachelor Degree (B.A.). 89,5 % von ihnen haben einen universitären Abschluss (insgesamt Frauen und Männer). Dabei handelt es sich um Bachelor- und Master-Abschlüsse. Manche Mitarbeiter\*innen haben mehrere Abschlüsse, ein Bachelor und Master Degree, ein Bachelor Degree und ein Diplom oder sogar alle drei. Nur eine weibliche Person hat keinen universitären Abschluss. Sieben weibliche Befragte haben ein Diplom. Weiterhin wurde festgestellt, dass sich die interviewten Expert\*innen überwiegend im mittleren Alter befinden. Beim Personal überwiegt der Frauenanteil (insgesamt 78,9 %) Dennoch befinden sich laut eigenen Angaben 26,3 % der Befragten unabhängig vom Geschlecht in Managementfunktionen.

### **3.1 Bisherige professionelle Standards**

Die initiale Erhebung des halbstrukturierten Leitfadeninterviews über professionelle Standards, Fähigkeiten, Kompetenzen und Herausforderungen heben die Unterscheidung zwischen funktionalen und extrafunktionalen Qualifikationsanforderungen hervor. Unter funktionalen Qualifikationsanforderungen werden arbeitsbezogene Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten verstanden, die erforderlich sind, um spezifische Arbeitsaufgaben zu erfüllen. Extrafunktionale Qualifikationsanforderungen werden dagegen als (arbeitsplatz-)übergreifende Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten definiert (vgl. Hammer/Sesink 2000: 125–129; Bohlinger 2008: 63f.).

Mit Blick auf die genannten funktionalen Qualifikationsanforderungen in den Interviews zeigt sich eine große Spannweite an Wünschen in Bezug auf den Erwerb von Kenntnissen, auch jene über die üblichen Abläufe im Arbeitsprozess.

Ein großer Anteil an Mitarbeiter\*innen mit einer akademischen Ausbildung verweist darauf, dass man in der Regel ein Universitätsstudium absolviert, bevor die Tätigkeitsaufnahme in den Notunterkünften aufgenommen wird. Allerdings ist dies in der Praxis nicht immer ein Studium der Sozialen Arbeit oder eines verwandten Feldes. Die befragten Experten\*innen heben daher in den Interviews hervor, dass sie sich einen spezifischen Studiengang an den Universitäten wünschen, der beispielsweise unter der Bezeichnung Wohnungslosen-Management gezieltes Methodenwissen für die spätere Arbeit vermittelt. Ein solches Wissen ist aktuell eine organisatorische Voraussetzung, um einen solchen Expertenberuf ausüben zu können.

Trotz der akademischen Ausbildung vieler Mitarbeiter\*innen werden die in Notunterkünften in Townsville Beschäftigten als *Support Workers, Community Welfare*

*Workers, Weekend/Relief Workers, Community Refuge Workers, Outreach Workers, Children Refuge Workers, Case Managers* etc. bezeichnet. Die (pejorative) Bezeichnung als *worker* lässt viele kritisch anmerken, dass hierdurch die wissenschaftliche Fundierung des Berufs bewusst untergraben wird. Dementsprechend wünschen sich die Befragten ähnlich wie in der Kinder-, Jugend- und Familienintervention eine Anerkennung in Form eines Zertifikates, das ihre Qualifikationen auszeichnet. Dieses Zertifikat sollte dabei sowohl als Anerkennung der Leistung fungieren als auch Nachweis für mögliche Arbeitgeber über die bisherige Profilbildung dienen.

### **3.2 Berufliches Selbstverständnis: Qualifikationsbedarfe, Arbeitsbedingungen, Schlüsselkompetenzen, reflexive Professionalität/Weiterbildungswünsche**

Werden die Mitarbeiter\*innen der Wohnungslosenunterkünfte in Townsville gefragt, welche Qualifikationsbedarfe sie sehen, fallen die Antworten vielfältig aus: Generell ist feststellbar, dass Wünsche nach genereller Qualifizierung mit verschiedenen Schwerpunkten geäußert werden. Zu diesen gehören beispielsweise die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen oder die Kenntnisvermittlung mit Blick auf die Gewaltprävention. Des Weiteren wird der Wunsch nach einer externen Supervision geäußert und es wird die Wichtigkeit hervorgehoben, in einem multiprofessionellen Team zusammenarbeiten zu können.

Aus diesen breit diversifizierten Äußerungen konnten letztendlich drei Themenblöcke im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse extrahiert werden:

**Arbeitsbedingungen:** Viele Mitarbeiter\*innen in Townsville formulierten den Wunsch nach mehr Wohlfühlaktivitäten in ihrem Arbeitsalltag, wozu beispielsweise Fitnessmöglichkeiten zählen. In diesem Zusammenhang soll auch ein verkürzter Arbeitstag für eine bessere Work-Life-Balance sorgen, wobei auch Vergleiche zu anderen Ländern gezogen wurden: „Probably [...] part of a work life balance that is like some of those progressive countries like Denmark or Norway, for example where they have shorter working weeks, more holidays, but everybody there, you know, there's still some of the most advanced, uhh, countries, you know.“ (eigene Erhebung)

Im Zusammenhang mit einem verkürzten Arbeitstag und einer besseren Work-Life-Balance wird auch der Wunsch geäußert, mehr Freiheit zugestanden zu bekommen, um auf diesem Weg mehr Verantwortung für die eigene Gesundheit im Sinne einer Selbstfürsorge übernehmen zu können. Damit steht auch in Verbindung, dass sich die befragten Expert\*innen mehr Angebot zur Burn-out-Prophylaxe wünsche beziehungsweise Weiterbildungsangebote, in denen Selbstmanagementkompetenzen vermittelt werden.

Schlüsselkompetenzen (Sozialkompetenz, Persönlichkeitskompetenz, Fachkompetenz, Methodenkompetenz): Weiters besteht ein Wunsch nach mehr Fairness, Kooperationsbereitschaft und Einfühlungsvermögen sowie mehr Toleranz unter den Kolleg\*innen, was als eine gezielte Stärkung der Sozialkompetenzen unter den Mitarbeiter\*innen in Townsville interpretiert werden kann. Der Bedarf nach solchen Kompetenzen wird vonseiten der Befragten gerade im Bereich der interorganisationalen Zusammenarbeit ausgemacht, wie der nachfolgende Interviewausschnitt verdeutlicht: „I need more tolerance when it comes to working with colleagues [...] Yeah, tolerance. When it comes to working with other organizations. My own organizations and other organizations“. (eigene Erhebung) Eine solide Qualifizierung auf dieser sozial-interaktiven Basis kann sowohl zu einer besseren Betreuung der komplexen Klientel als auch zu einer Lobbybildung unter den Professionellen untereinander beitragen. Unter der inhaltlichen Kategorie wurden Organisationsfähigkeit, Abstraktes und vernetztes strategisches Denken sowie Innovation in Form von Methodenkompetenz festgehalten. Wie bereits anhand der interorganisationalen Zusammenarbeit deutlich wurde, schließt dies explizit Austauschmöglichkeiten mit anderen sozialen Einrichtungen ein, wobei auch der Wunsch nach mehr Arbeit in multi- und interdisziplinären Teams sowie bessere Arbeitsstrukturen artikuliert werden: „So I would like to see more intersectionality, more multidisciplinary we call it here.“ (eigene Erhebung).

Reflexive Professionalität/Weiterbildungswünsche: Bei der Interpretation der einzelnen dargestellten Kategorien sollte berücksichtigt werden, dass diese nicht immer ganz trennscharf sind, was unter anderem der Tatsache geschuldet ist, dass bei den diversen Interviewpartner\*innen unterschiedlichste Unternehmenskulturen (Qualifikationsanforderungen, Fortbildungsmöglichkeiten, Hierarchiearten) vorherrschen. Zudem wurde keiner der Befragten zuvor je mit Fragen nach ihren Qualifikationen/Weiterbildungen/Fachwissen in Notunterkünften konfrontiert. Die hier präsentierte Forschung war eine völlig neue Erfahrung für die Befragten: Einerseits äußerte sich dies darin, dass die Befragten angaben, nie zuvor gezielt über Qualifikations- und Kompetenzprofile reflektiert zu haben – „I never think about my skills/competencies. I do my work automatically without thinking about my professional skills.“ (eigene Erhebung) – oder sie auch direkt äußerten, dass ihnen die Beantwortung der entsprechenden Fragen schwer fällt: „The specific questions about skills/qualifications/professionalization vs. deprofessionalization were very difficult for me.“ (eigene Erhebung)

Während der Artikulation von Weiterbildungswünschen wurde auch ein Studiengang angedacht, der direkt mit der Wohnungslosenversorgung verbunden wäre: „Yeah, of this job in shelters. When somebody created a university extra study for homeless people.“ (eigene Erhebung). Es wurden auch die minimalen Qualifikationsanforderungen für die Tätigkeit in Notunterkünften angesprochen: „The government has already announced the minimum qualification. I agree with them [...]. The certificate four in child, youth and family intervention.“ (eigene Erhebung). Auch der Wunsch

nach Ausbau der Case-Management-Tools wurde geäußert und zugleich die schlechte Bezahlung kritisiert, die eine Weiterqualifizierung an Universitäten unmöglich macht.

#### **4. Einordnung der Ergebnisse der ersten explorativen Erhebung**

Auch wenn es sich bei den inhaltlichen Befunden aus den Expert\*inneninterviews um ein stark diversifiziertes Material handelt, soll nachfolgend versucht werden, dieses in die aktuelle Literatur zum Thema einzubetten. Dabei sind, wie bereits erwähnt wurde, insbesondere die Arbeiten von Martin et al. (2012) und Spinney (2013) für die Frage der (Weiter-)Qualifikation von Mitarbeiter\*innen in Wohnungslosen-Notunterkünften maßgeblich. Bei der Feldforschung in Townsville handelt sich ausschließlich um eine deskriptive Ersterhebung, deren Ergebnis hier dargelegt wurde. Aufgrund dieses explorativen Charakters kann eine weitere Systematisierung oder die Darstellung von weiterführenden Schlussfolgerungen aktuell noch nicht stattfinden.

Die Befragten waren weiblich (78,9%) und hiervon hatten 78,9 % einen Universitätsabschluss, was sich mit den demografischen Befunden anderer Erhebungen deckt, denen zufolge im australischen Wohnungslosensektor mehr als drei Viertel (77 %) der Arbeitnehmer\*innen und Manager\*innen weiblich sind und etwa die Hälfte der Fälle einen akademischen Abschluss im Bereich der Sozialen Arbeit besitzt (vgl. Martin/Phillips/Xiang 2011: 49; Martin/Phillips/Xiang 2012). Der aktuelle Status quo der Ausbildungs- und Kompetenzsituation wird allgemein als schwierig bewertet. Mag die Arbeit in solchen Notunterkünften zwar spezifische Kompetenzen und Qualifikationen erfordern, verfügen die Mitarbeiter\*innen im Wohnungslosensektor derzeit nicht unbedingt über diese, wodurch es des Öfteren zu einem Kompetenzkonflikt komme (vgl. Martin/ Phillips/Xiang 2012: 35). Martin leitet hieraus die Notwendigkeit einer Fokusverschiebung ab, die sich von 'higher skills' auf 'new skills' richten und auf die jeweilige Arbeitssituation in den Notunterkünften zugeschnitten sein müsste (vgl. Martin/ Phillips/Xiang. 2012, 37 und 42). Spinney (vgl. 2013: 26 und 31) stimmt dem zu und argumentiert, dass die entsprechenden Seminare zu selten Informationen über Obdachlosigkeit enthielten und dass das derzeitige Bildungs- und Ausbildungsangebot in New South Wales, Victoria und Queensland gravierende Mängel aufweise (vgl. Spinney 2013: 26 und 31).

Spinney benennt außerdem besondere Ausbildungslücken. Diese betreffen das Fallmanagement, die organisationsübergreifende Zusammenarbeit sowie „trauma, private rental brokerage, children's homelessness issues, data collection, cultural competency, client with complex needs, transgender issues“ (Spinney 2013: 33 und 36). Diese Weiterbildungswünsche wurden teilweise auch in den Townsville-Interviews geäußert: Dort wird der Wunsch nach einem verständlicheren Training gegen häusliche Gewalt (Prävention gegen stellvertretende Traumatisierung in der Arbeit mit Klient\*in-

nen) sowie nach einer Aufwertung der interkulturellen Kompetenzen artikuliert. Gleichzeitig spiegelt die Vielzahl der von Spinney (vgl. 2013: 33 und 36) aufgeführten Kompetenzen auch die Vielfalt der Bedarfe aus den durchgeführten Experteninterviews wider.

Die australische Fachliteratur argumentiert ferner, dass Schulungen nicht nur allein auf den Wohnungslosensektor, sondern auch auf den Umgang mit einer sehr komplexen Klientel in einem dynamischen Umfeld ausgerichtet sein müssen (vgl. Martin/Phillips/Xiang 2012: 7; Spinney 2013: 16; Mullen/Leginski 2013: 101; Crips/Sue 2013: 40). Das heißt, dass Wohnungslosigkeit strukturell (Wohnungsversorgungsprobleme, Mietmarktbarrieren, Bevölkerungsveränderungen, Beschäftigungsniveau) bedingt und ihre Ursache zugleich verhaltensbezogen, gesundheitsbezogen und sozial verstanden werden muss. Wohnungslosendienste bieten eine breite Palette von Diensten an, um diese Vielfalt zu bewältigen: Öffentlichkeitsarbeit, Bildung, Beratung und finanzielle Unterstützung sowie mittelfristige und langfristige Unterbringung sind lediglich einige der Angebote im Rahmen der sozialen Hilfsstrukturen. Somit macht Spinney (vgl. 2013: 17) deutlich, dass effiziente Qualifizierung der Arbeitskräfte darauf abzielen müsse, den Obdachlosen auch Kenntnisse über das australische Wohlfahrtsystem und den Wohnungsmarkt (politische Aspekte) zu vermitteln. Auch das spiegelte sich in den geführten Interviews im Wunsch wider, die Mitarbeiter\*innen besser hinsichtlich multi- und interdisziplinärer Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und Entscheidungsträgern aus- und weiterzubilden.

Somit erschließt sich sowohl auf Basis der Interviews als auch angesichts der themenrelevanten Fachliteratur, dass ausgeprägte und vielfältige Weiterbildungsbedarfe bestehen. Jedoch stellt sich die Frage, wie dies praktisch umgesetzt werden kann. In diesem Zusammenhang kann – auch über Australien hinaus – festgestellt werden, dass sich der Beruf der Sozialen Arbeit etabliert hat, aber die Frage nach der Professionalität weiterhin im Raum steht (vgl. Müller 2002: 725). Das universitäre Hochschulstudium bildet Fachkräfte in diesem Berufsfeld aus und die Hochschulen konzentrieren sich dabei stark auf die berufliche Praxis. Zwar wird damit eine Grundlage für die Ausübung dieser Profession gelegt (vgl. Schumacher 2013: 26), aber es ist in Bezug auf die Wohnungslosenhilfe und die entsprechende Qualifizierung der Mitarbeiter\*innen direkt in Notunterkünften bislang keine Schwerpunktsetzung möglich. Auch dies deckt sich mit den Befunden aus den Interviews, in denen ein Studiengang Wohnungslosen-Management gefordert wird.

Probleme ergeben sich aber nicht nur in der akademischen Ausbildung, sondern auch bei der Weiterqualifikation der Beschäftigten, wenn diese erst einmal in Notunterkünften arbeiten: So wird deutlich gemacht, dass die Qualifizierung der Mitarbeiter\*innen im Bereich der Obdachlosenhilfe sowohl die Art der dienstleistenden Organisationen als auch das Profil des Personals berücksichtigen muss (vgl. Mullen/Leginski 2010: 101; Vindis 2009: 25). Zum Beispiel zeigen Martin et al. (vgl. 2012, 29)

auf, dass die Mehrheit der Obdachlosenorganisationen, welche diese vielfältigen Dienstleistungen anbieten, kleine, gemeinnützige Organisationen sind und daher nur über begrenzte personelle und finanzielle Ressourcen verfügen, um Mitarbeiter\*innen an Schulungen teilnehmen zu lassen. Spinney (vgl. 2013: 32) fügt hinzu, dass ein erheblicher Teil der Dienstleistungen in regionalen Gebieten erbracht wird, was die berufliche Entwicklung zusätzlich vor Herausforderungen stellt. Gemeint ist damit insbesondere die schiere Größe des australischen Kontinents, der die Teilnahme an Veranstaltungen, die in einem anderen Staat oder Territorium stattfinden, oft verunmöglicht. Angesichts der geringen Größe der Organisationen und der geografischen Verteilung empfiehlt Spinney, dass die Weiterbildungskurse unterschiedliche Niveaus aufweisen sollten, z. B. durch eine Kombination aus TAFE und Universität, und diese sowohl als Fernunterricht als auch als Ausbildung am Arbeitsplatz und über flexible Formate angeboten werden müssten (vgl. Spinney 2013: 38). Auch die Mitarbeiter\*innen in Townsville bemängelten immer wieder, dass sie für die Teilnahme an passgenauen Qualifizierungskursen in eine andere Stadt hätten fliegen müssen und dafür aber leider keine finanziellen Mittel zur Verfügung stünden.

Anhand der Interviews kam noch ein weiteres Thema zu Sprache, das auf einen Zusammenhang über die reine (Weiter-)Qualifikation hinaus verweist: Vielfach wurden Wünsche nach ausgleichenden Sport- und Freizeitaktivitäten, einer besseren Work-Life-Balance sowie einem eigenverantwortlichen Gesundheitsmanagement genannt, die als Nachhaltigkeitsfaktoren einer langfristig qualitativen Arbeitsausübung identifiziert wurden.

Dass eine effektive Strategie zur Personalentwicklung weit mehr als eine Schulungsstrategie umfasst und als Prävention angesehen werden muss, ist ein wiederkehrendes Thema. Je besser eine Fachkraft ausgebildet ist, desto weniger Probleme gibt es bei der Basis-/Klient\*innenarbeit beziehungsweise im gesamten Unternehmen. Professionalität erhöht die Selbstwirksamkeit der Arbeitnehmer\*innen, wodurch sie zufriedener sind und sich die Effizienz einer Organisation steigert. Einer hohen Fluktuation der Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften und damit verbundenen Personalkosten wird auf diese Weise vorgebeugt. Das Image des Berufsbildes wird gefestigt. Dies wurde mittlerweile erkannt und Westbrook (vgl. 2009: 14–15) fordert eine ausgewogene Strategie in der Personalentwicklung, die nicht nur die Förderung individueller Fähigkeiten, sondern auch die Bedürfnisse von Organisationen berücksichtigt, hochwertige Arbeitskräfte zu entwickeln, anzuziehen und zu halten. Um einen robusteren Sektor zu entwickeln, schlägt die australische und internationale Literatur vor, die Löhne branchenweit zu erhöhen, um die Fähigkeiten und die an die Belegschaft gestellten Anforderungen auch im Gehalt widerzuspiegeln. Außerdem sollten Sicherheitsmaßnahmen für die Arbeitnehmer\*innen berücksichtigt und Karrierewege festgelegt werden (vgl. Mullen/Leginiski 2010; Martin/Phillips/Xiang 2011; Spinney 2013; Jukes 2008, 17; Vindis 2009: 16). Erwähnenswert ist hierbei, dass der Stellenwert dieser

Jobprofile gering ist, obwohl 73,7 % der gesamten Mitarbeiter\*innen in den Notunterkünften einen universitären Abschluss haben und nach der Stellenbezeichnung entlohnt werden (vgl. Glassdoor 2020: o. S.). Der artikulierte Wunsch nach einer besseren Work-Life-Balance führt offenbar trotz der relativ niedrigen Entlohnung dazu, dass viele Sozialarbeiter\*innen sogenannte *salary sacrifice arrangements* eingehen. Damit sind Vereinbarungen mit den Arbeitgeber\*innen gemeint, die bei Abtretung eines Anteils ihres Lohns den Arbeitnehmer\*innen gewisse andere Freiheiten zusichern (Kinderbetreuung, Freizeitausgleich u. Ä.). Cortis und Blaxland bemerken dazu:

“Specialist Homelessness Services: SHS organizations reported that 66,3% of staff, on average, used salary sacrificing arrangements. This was much higher than across all community service organizations (53,6%). There was lower utilisation of salary sacrificing among SHS organizations operating in non-metropolitan areas (61,2%) compared with those operating in metropolitan areas (71,2%). The proportion of staff using salary sacrificing was also lower in smaller organizations.” (2017: 32)

In Tasmanien z.B. haben in den letzten drei bis vier Jahren eine Reihe von Spitzenunternehmen der Industrie eine Personalentwicklungsplanung implementiert. Diese bestehenden Pläne veranschaulichen eine Reihe möglicher Modelle zur Personalentwicklung, auf die der Obdachlosensektor zurückgreifen kann. Diese Pläne umfassen Themen wie Karrierewege und Führung, Einstellung und Bindung sowie Lohnbedingungen (vgl. Shelter Tasmanien 2015: o. S.).

## **5. Fazit für die Praxis Sozialer Arbeit**

Es scheint unstrittig zu sein, dass die Arbeit in Wohnungslosennotunterkünften den dort beschäftigten Mitarbeiter\*innen besondere Kompetenzen und Fähigkeiten abverlangt. Um welche es sich dabei im Einzelnen handelt, wurde mit der vorliegenden Studie auf Basis von 19 leitfadengestützten Experteninterviews herausgearbeitet. Sowohl die Befragten als auch die Wissenschaft sind sich einig, dass bedeutende Weiterbildungsbedarfe für die Beschäftigten existieren, auch wenn diese stark diversifiziert sind. Schwieriger gestaltet sich dagegen die Beantwortung der Frage, wie diese Qualifikationen in der Praxis zu erwerben sind. Die Ideen reichen von einer grundlegenden Ausbildungsreform (z.B. die Gründung eines eigenen Studiengangs Wohnungslosen-Management) über eine Flexibilisierung bestehender Fortbildungsmöglichkeiten. Auch wenn mit der vorliegenden Arbeit kein Beitrag zur praktischen Bewältigung dieser Probleme geleistet wurde, hilft er doch zu klären, welche Bedarfe die Mitarbeiter\*innen von Notunterkünften bei sich sehen und vielleicht leistet er so auch einen Reflexionsanschub für die Befragten und kann somit als Wegbereiter für künftige quantitative Untersuchungen dienen.

Schlussendlich ergibt sich daraus für die Forschung Folgendes: Auch wenn die hier dargestellte qualitative Erhebung in Australien durchgeführt wurde, so handelt es sich bei Obdach- und Wohnungslosigkeit um weltweite Phänomene, denen – auch bei kulturell unterschiedlichem Entstehungshintergrund – gemeinsame Mechanismen wie Kriminalitätserfahrung oder Drogenmissbrauch zugrunde liegen. Ebenfalls gibt es sowohl in Australien wie auch in Österreich Einrichtungen und Dienstleistungen der Fürsorge und Sozialen Arbeit für Wohnungslose, die helfen sollen, diese Klientel gesellschaftlich zu reintegrieren und ihre Aussichten zu verbessern. Die Annahme ist daher plausibel, dass sowohl die Mitarbeiter\*innen in Notunterkünften in Australien als auch in Österreich gerade mit Blick auf die Wohnungslosenbetreuer\*innen und ihre Qualifikationssituation ähnliche Sorgen und Bedarfe umtreiben. Eine Übertragbarkeit der Relevanz der hier vorgelegten Forschung auf Österreich scheint daher nahezuliegen (vgl. Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen 2015: 17–46; Neunerhaus Peer Campus 2020: o.S.; Diebäcker/Wild 2020: 1–19).

## Verweis

<sup>1</sup> Hier ist zu beachten, dass im deutschsprachigen Fachdiskurs meist auf den Terminus ‚Wohnungslosigkeit‘ abgestellt wird, der auf Menschen angewendet wird, die ihre Wohnung verloren haben und die z. B. stationär untergebracht sowie sozialpädagogisch unterstützt sind. Sie besitzen aber keinen Mietvertrag. Im deutschsprachigen Raum verwendet man den Begriff ‚Obdachlosigkeit‘ ganz allgemein für Menschen, die ihre Wohnung aus div. Gründen verloren haben (vgl. Lutz/Simon 2012: 92–93). Im englischsprachigen Diskurs wird dagegen der Begriff ‚homelessness‘ verwendet, der neben dem Fehlen einer Wohnung als Bleibe auch die Abwesenheit eines Ortes beschreibt (speziell in Australien: Aborigines), der mit ‚Zuhause‘ verbunden wird. Der englische Begriff darf daher als umfassender gelten. Diese Ersterhebung der Feldforschung in Townsville bezieht sich auf die Wohnungslosenversorgung.

## Literatur

- ABS (Australian Bureau of Statistic) (2018): Census of Population and Housing: estimating homelessness, 2016. ABS cat. no. 2049.0. Canberra: ABS.
- Agranoff, Robert (1991): Human services integration. Past and present challenges in public administration. In: Public Administration Review, 51. Jahrgang, Nr. 6, S. 533–542.
- AHURI (Australian Housing and Urban Research Institute) (2020): Who we are. <https://www.ahuri.edu.au/about-us/who-we-are-and-what-we-do> (06.05.2020).
- AIHW (Australian Institute of Health and Welfare) (2020a): Training and Resources. <https://www.aihw.gov.au/about-our-data/our-data-collections/specialist-homelessness-services-collection/training-resources> (06.05.2020).
- AIHW (Australian Institute of Health and Welfare), (2020b). Our Governance Online: <https://www.aihw.gov.au/about-us/our-governance> (06.05.2020).
- AIHW (Australian Institute of Health and Welfare) (2019): Specialist homelessness services annual report 2017–18. Cat. no. HOU 299. Canberra: AIHW. <https://www.aihw.gov.au/getmedia/ed956ade-a7a4-42ef-9426-eef804fab799/Specialist-homelessness-services-annual-report-2017-18.pdf.aspx?inline=true> (23.03.2021).
- Australische Regierung (2008): The Road Home. A National Approach to Reducing Homelessness. Canberra: A.C.T.: Dept. of Families, Housing, Community Services and Indigenous Affairs. <http://www.nwhn.net.au/admin/file/content2/c7/The%20Road%20Home.pdf> (25.03.2021).

- Bohlinger, Sandra (2008): Kompetenzentwicklung für Europa. Wirksamkeit europäischer Politikstrategien zur Förderung von Kompetenzen in der beruflichen Bildung (Politikwissenschaft). Budrich UniPress Ltd. Opladen und Farmington Hills.
- Brackertz, Nicole/Fotheringham, Micheal/Winter, Ian (2016): Effectiveness of the homelessness service system. AHURI Research Report, Australian Housing and Urban Research Institute. [https://www.ahuri.edu.au/\\_\\_data/assets/pdf\\_file/0018/10629/Future-homelessness-reforms-and-funding-AHURI-Research-Report.pdf](https://www.ahuri.edu.au/__data/assets/pdf_file/0018/10629/Future-homelessness-reforms-and-funding-AHURI-Research-Report.pdf) (21.10.2020).
- Carson, Ed/Kerr, Lorrain (2017): Australian Social Policy and the Human Services. Cambridge University Press: Cambridge: Cambridge University Press.
- CFFR (Council on Federal Financial Relations) (2019): National Housing and Homelessness Agreement. [http://www.federalfinancialrelations.gov.au/content/housing\\_homelessness\\_agreement.aspx](http://www.federalfinancialrelations.gov.au/content/housing_homelessness_agreement.aspx) (20.07.2020).
- Chamberlain, Chris/MacKenzie, David (2006): Australian Census Analytic Program. Counting the Homeless. Canberra: Australian Bureau of Statistics: Canberra.
- Cortis, Natasha/Blaxland, Megan (2017): Workforce Issues in Specialist Homelessness Services (SPRC Report 08/17). Sydney: Social Policy Research Center.
- Cripps, Sue (2013): Beyond overwhelmed. Supporting the delivery of services to people affected by hoarding and squalor through workforce development. In: Parity, 26. Jahrgang, S. 39–40.
- Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen (2015): Rahmenrichtlinie zur Qualitätssicherung für die vom Fonds Soziales Wien anerkannten und geförderten Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe. [https://www.fsw.at/downloads/informationen-fuer-organisationen/2015\\_06\\_-RL-WWH\\_Vers.-3.0\\_End.pdf](https://www.fsw.at/downloads/informationen-fuer-organisationen/2015_06_-RL-WWH_Vers.-3.0_End.pdf) (07.02.2021).
- Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (2020): Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Zur strategischen Einbettung einer professionellen Praxis. In: Diebäcker, Marc/Wild, Gabriele (Hg.): Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im Öffentlichen Raum. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–19.
- Flatau, Paul/Wood, Lisa/MacKenzie, David/Spinney, Angela/Zaretsky, Kaylene/Valentine, Kylie/Habibis, Daphne (2015): The Inquiry into the funding of homelessness services in Australia. AHURI Discussion Paper. Melbourne: Australian Housing and Urban Research Institute, Melbourne. <http://www.ahuri.edu.au/about/nhrp/epi82090> (21.10.2020).
- Fine, Michael/Pancharatnam, Kuru/ Thomson, Cathy (2005): Coordinated and Integrated Human Service Delivery Models. Sydney: The University of New South Wales.
- Glassdoor (2020): Support Worker Salaries. [https://www.glassdoor.co.uk/Salaries/australia-support-worker-salary-SRCH\\_IL.0,9\\_IN16\\_KO10,24.htm](https://www.glassdoor.co.uk/Salaries/australia-support-worker-salary-SRCH_IL.0,9_IN16_KO10,24.htm) (25.08.2020).
- Hammer, Volker/Sesink, Werner (2000): Normative Anforderungsanalyse im Normbereich Bildung für Lernumgebungen. Institut für Pädagogik. Technische Universität Darmstadt.
- Jones, Andrew/Phillips, Rhonda/ Milligan, Vivienne (2007): Integration and Social Housing. Australia: Challenges and Options. Melbourne: AHURI.
- Jones, Andrew/Davis, Kristen/James Amity (2012): Evaluation of Townsville Homelessness Service Integration Demonstration Project. Final Report. Brisbane: University of Queensland.
- Jukes, Jane (2008): Towards a Homelessness Workforce Strategy. In: Parity, 21. Jahrgang, November 2008, S. 16–17.
- Keast, Robyn/Brown, Kerry/Mandell, Myrna (2007): Getting the right mix. Unpacking integration meanings and strategies. In: International Public Management Journal, 10. Jahrgang, Nr. 1, S. 9–33.
- Konrad, Ellen L. (1996): A multidimensional framework for conceptualizing human services integration initiatives. In: New Directions for Evaluation, Nr. 69, S. 5–19.
- Lutz, Ronald/Simon, Titus (2012): Lehrbuch der Wohnungslosenhilfe. Eine Einführung in Praxis, Positionen und Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Martin, Bill/Phillips, Rhonda/Xiang, Ning (2011): Researching the homelessness workforce. What sustains an effective workforce to tackle homelessness? In: Parity, 24. Jahrgang, S. 48.

- Martin, Bill/Phillips, Rhonda/Xiang, Ning (2012): Developing an Effective Homelessness Workforce. Brisbane: University of Queensland.
- Memmott, Paul/Long, Stephen/Chambers, Catherine (2003): Categories of Indigenous 'Homeless' People and Good Practice Responses to their Needs. Melbourne: Australian Housing and Urban Research Institute.
- Mullen, Joan/Leginski, Walter (2010): Building the capacity of the homeless service workforce. In: The Open Health Services and Policy Journal, 3. Jahrgang, S. 101–110.
- Müller, Burkhard (2012): Professionell helfen. Was das ist und wie man das lernt-: die Aktualität einer vergessenen Tradition sozialer Arbeit. Ibbenbüren: Klaus Münstermann Verlag.
- Neunerhaus Peer Campus (2020): Peer-Arbeit in der Wohnungslosenhilfe. Bildung, Austausch und Vernetzung. <https://www.neunerhaus.at/konzepte/peer-campus/> (07.02.2021).
- Perusco, Michael (2009): Workforce Development in the Homelessness Sector. In: Parity, 22. Jahrgang, S. 21.
- Philips, Rhonda (2010): Policy responses to complex housing problems. The roles of markets, hierarchies and networks. 4th Australasian Housing Researches Conference, Sydney, 5th-7th August 2010. <http://www.fbe.unsw.edu.au/cf/apnhr/> (21.09.2020).
- Queensland Treasury (2012): Population and Dwelling Profile. Townsville City Council. Brisbane: OESR.
- Schumacher, Thomas (2013): Lehrbuch der Ethik in der Sozialen Arbeit (Grundlagentexte Soziale Berufe). Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Shelter Tasmanien (2015): Specialist Homelessness Services. Workforce Development Strategy. April. [https://www.shelbertas.org.au/wp-content/uploads/2015/05/Workforce-Development-Strategy-2015\\_NO-BUDGET.pdf](https://www.shelbertas.org.au/wp-content/uploads/2015/05/Workforce-Development-Strategy-2015_NO-BUDGET.pdf) (15.10.2020).
- Social Housing and Homelessness – Parliament of Australia (2013): Chapter 19. [https://www.aph.gov.au/parliamentary\\_business/committees/senate/economics/affordable\\_housing\\_2013/Report/c19](https://www.aph.gov.au/parliamentary_business/committees/senate/economics/affordable_housing_2013/Report/c19) (21.09.2020).
- Spinney, Angela (2013): Workforce Training for Homelessness Sector. The Swinburne Institute for Social Research: Swinburne University of Technology.
- Statista (2020): Australien. Gesamtbevölkerung von 1980 bis 2019 und Prognosen bis 2025. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/19291/umfrage/gesamtbevoelkerung-in-australien/> (29.01.2021).
- Vindis, Nada (2009): What Kind of Workforce Do Homeless People Deserve? In: Parity, 22. Jahrgang, S. 25.
- Westbrook, Wallis (2009): The Road Home. Homelessness White Paper Developing a Workforce Strategy – Where Do We Start? In: Parity, 22. Jahrgang, S. 14.

## Über die Autorin

### Malgorzata D. Michling, M.A.

malgorzata.michling@th-rosenheim.de

Dissertationsstudium der Sozialpädagogik an der Kath. Universität Eichstätt; Studium der Betriebspädagogik, Soziologie und Psychologie an der RWTH Aachen (M.A.).

Seit vielen Jahren in der Wohnungslosenhilfe beim KMFV München in Notunterkünften tätig. 10/2019-03/2020: Feldforschung/Qualitative Professionsforschung im Wohnungslosensektor an der JCU Townsville (Australien). Diverse Lehraufträge, u.a. an der FH Mühldorf am Inn.

Johannes Vorlauffer:

## Zur Gegenwartserfahrung im professionellen Gespräch

### Skizze einer temporalen Auslegung

#### Zusammenfassung

Ausgehend von einer ausgezeichneten Gesprächserfahrung, von der wir sagen, dass wir „ganz Ohr“ sind, soll das Auszeichnende dieser Erfahrung in Hinblick auf die Zeitdimension der Gegenwart erörtert werden. Es könnte sein, dass die Sozialarbeit hier in einer Erfahrungsdimension arbeitet, die innerhalb der herrschenden Zeitauslegung nicht zureichend verstanden werden kann, d.h. als These formuliert, dass das übliche Zeitverständnis das verdeckt, was die Praxis der Sozialarbeit trägt und fundiert. Im Anschluss an ein phänomenologisches Denken sei deshalb skizzenhaft der Versuch unternommen, entgegen der aristotelischen Tradition eine ursprünglichere Zeitauslegung vorzubereiten, die der Sozialarbeit als einer emanzipatorischen Praxis in vielfach verborgener Weise immanent ist.

**Schlagworte:** Zeit, Gegenwart, Nichts, Sein-Lassen

#### Abstract

Starting from an excellent conversational experience, of which we say that we are "all ears", we will discuss the distinguishing feature of this experience with regard to the time dimension of the present. It could be that social work here works in an experiential dimension that cannot be sufficiently understood within the prevailing interpretation of time, i.e., formulated as a thesis that the usual understanding of time obscures what the practice carries and grounds social work. Following phenomenological thinking, therefore, the attempt is sketchily made, contrary to the Aristotelian tradition, to prepare a more original interpretation of time, which is immanent in social work as an emancipatory practice in a frequently hidden way.

**Keywords:** time, present, nothing, letting be

## 1. Einleitung: Ganz-Ohr-Sein als temporale Erfahrung

Ein Gespräch kann sehr vielfältig motiviert sein und in unterschiedlicher Weise geführt werden. Manchmal gelingen Gespräche und lassen uns in eine Dimension menschlicher Existenz gelangen, wo mehr und anderes geschieht als ein Austausch von Informationen oder ein Zeit totschlagendes, zerredendes Gerede. Zwar können wir dann vielleicht der Meinung sein, dass wir ein solch gelingendes Gespräch ‚führen‘, weil wir funktionierende Techniken anwenden. Und in der Tat mag das Beherrschen von Gesprächsführungstechniken sehr hilfreich sein, um das Nicht-Gelingen von Gesprächen zu unterbinden. Dennoch aber machen wir die Erfahrung, dass das Gelingen selbst nicht hergestellt werden kann, wir können es weder beherrschen noch produzieren oder in einem Terminkalender einplanen. Sehr wohl aber können wir uns – gerade auch in professioneller Weise – auf Gespräche einlassen. In solch einem Gespräch mag es dann sein, dass wir dann ‚ganz Ohr‘ sind.

Wenn wir ganz Ohr sind, *haben* wir keine Ohren und keinen Leib, sondern hören leibhaftig. Wir hören dann nicht mit den Ohren, sondern *durch* sie: Denn wir selber hören und benutzen unsere Ohren nicht instrumental als Mittel. Erst wenn wir ‚vergessen‘, dass wir Ohren haben, können wir ganz Ohr sein. Dem entspricht auch eine eigentümliche Zeiterfahrung: Wir können nicht hörend beim Anderen sein und zugleich auf die Uhr sehen. Nur wenn wir die Zeit vergessen sind wir, ganz Ohr, beim Anderen. Denn das Auf-die-Uhr-Sehen vergegenständlicht unser Sein in der Welt und Mitsein mit Anderen und verändert unser Hören.

Sind wir ganz Ohr, so sind wir in einer gewissen Weise beim Anderen und seinem Gesagten und zugleich aber auch bei uns. Wir sind dann dem Gesagten näher als etwa dem Stuhl, auf dem wir sitzen. Ganz Ohr zu sein heißt dann: sich einer Nähe zu öffnen. In einer temporalen Auslegung können wir statt von Nähe auch von Gegenwart sprechen. Doch was heißt hier Gegenwart? Was zeigt sich uns in dieser Erfahrung und wie können wir dies verstehend auslegen? Reicht unser überkommenes Verständnis von Zeit, um Gegenwart zu begreifen? Ja, reicht unser Verstehen überhaupt, um Zeit zu verstehen? Welcher Verständnishorizont lässt uns die Zeit als Zeit erfahren und nicht bloß eine Vorstellung von ihr konstruieren? Und reicht unsere Sprache so tief, um Zeit zur Sprache zu bringen? Müssen wir, wenn wir die Zeit beim Wort nehmen, nicht substantivisch, sondern zeit-wörtlich von der Zeit sprechen?

Im Folgenden möchte ich nur Weniges und sehr Beschränktes versuchen, nämlich diese Erfahrung, ganz Ohr zu sein, in ihrer temporalen Dimension zu skizzieren und dem Eigentümlichen der Zeit in phänomenologischer Weise nachzugehen. In methodischer Hinsicht konstruiert das Denken der Phänomenologie keine Theorie, sondern versucht umgekehrt dekonstruierend das Erfahrene unserer Erfahrungen sich zeigen zu lassen, in diesem Sinne in den Ursprung unseres alltäglichen Erfahrens zu

zeigen. Ursprung wird dabei nicht als Ur-Sache, sondern als das verstanden, was entspringen lässt. Deshalb wird das alltägliche ebenso wie das überlieferte Zeitverständnis befragt, inwiefern es zurückverwiesen ist in ein ursprünglicheres, das vorherrschende Verständnis konstituierende.

## 2. Zur lebensweltlich vorherrschenden Zeiterfahrung und ihrem normierenden Zeitbegriff

Zu unserer alltäglich und lebensweltlich uns in unserem Existieren tragenden Zeiterfahrung gehört, dass wir Zeit haben. Wir verhalten uns immer in irgendeiner Weise zu dieser Zeit, die wir ‚haben‘: gebrauchend-verbrauchend, sparend oder vergeudend nehmen wir uns Zeit für etwas, verfügen über sie, stehlen sie, richten uns nach ihr etc. Immer wenn wir auf die Uhr blicken, rechnen wir mit Zeit und auch mit den anderen Menschen, die mit uns in derselben Welt leben. In der Welt, in der wir leben, ist Zeit eine Ordnungs- und Maßform der Dauer, sie ist charakterisiert durch Bedeutsamkeit, Datierbarkeit oder Öffentlichkeit. Innerhalb dieser „Weltzeit“ (Heidegger 1977: 553), die wir haben, tun wir jetzt dies, dann jenes: Unser Leben verläuft gleichsam auf einer Zeitlinie, die aus unendlich vielen Jetzt-Punkten besteht. Zwischen dem Jetzt-nicht-mehr der Vergangenheit und dem Jetzt-noch-nicht der Zukunft findet sich ein sehr kurzes Jetzt: die Gegenwart. Eingespannt zwischen dem Nicht der Zukunft und dem Nicht der Vergangenheit ist sie selber eher ein Nichts als ein Etwas, dessen augenblicklicher Bestand stets von Vernichtung bedroht ist.

Die alltäglich relevante Zeitdimension der quantitativen oder qualitativen Berechnung der Dauer, die im Nacheinander abläuft, hat Aristoteles in eine Definition gefasst. Er schreibt in seiner *Physica* über den Chronos, also die Zeit: „τοῦτο γὰρ ἐστὶν ὁ χρόνος, ἀριθμὸς κινήσεως κατὰ τὸ πρότερον καὶ ὕστερον“ (Aristoteles 1973: A 11, 219b 1 sq.). „Das nämlich ist die Zeit, das Gezählte an der im Horizont des Früher und Später begegnenden Bewegung“ (Übersetzung Heidegger 1977: 556). Dieser Satz ist einer der Grund-Sätze (zumindest) der europäischen Geschichte, der unser Tun und Denken trägt, ist also weit mehr als eine akademische Definition: Er ist ein Satz im Sinne eines Sprunges, der hinübersetzt in den Grund dieser Geschichte, denn in dieser (Zugangs-)Definition zum Begriff der Zeit wird nicht nur etwas über die Zeit gesagt, sondern zugleich auch über uns selbst und unser Verständnis unseres Existierens in der Welt. Genauer: Es wird nicht nur etwas über uns selbst gesagt, sondern von uns selbst etwas über uns selbst zur Sprache gebracht. Gerade indem wir definierend mögliche Zeiterfahrungen ausgrenzen, bekunden wir in dieser Zeitdefinition mehr als bloß eine temporale Vorstellung, sondern auch eine Weise, wie wir uns innerzeitig in der Welt seiend auf unser Dasein in der Welt verstehen.

Angesichts der Notwendigkeit der Gestaltung unseres Alltags haben die linear vorgestellte und als Aufeinanderfolge von Jetztpunkten ausgelegte Zeit und der rechnende Umgang mit ihr ihre Berechtigung. Doch was ist, wenn diese Zeitauslegung zur maßgebenden wird? Wenn sie als vorherrschende unsere Zeitspielräume und die Spannweite unseres Daseins beherrscht und uns in unserer zeitlichen und geschichtlichen Weise, unser Dasein zu vollziehen, bestimmt? Dann könnte es sein, dass unsere temporale Selbstbestimmung zu einer Fremdbestimmung wird.

So könnte schon ein historischer Blick die Frage aufwerfen, ob der Versuch einer Emanzipation von zeitdefinierenden Autoritäten durch Übertragung der Uhrwerke von den Kirchen- und Rathhaustürmen auf die Handgelenke gegenwärtig von Freiheit in Unfreiheit umschlägt oder ob und inwiefern die geschichtlich sich radikalisierte Geldstruktur die Erfahrung unseres zeitlichen Existierens wesentlich mitbestimmt (Vgl. Vorläufer 2011). Marianne Gronemeyer hat in ihrem Buch *Das Leben als letzte Gelegenheit* (Gronemeyer 1993) gezeigt, wie unser Verstehen und Umgang mit Zeit nicht etwas uns Äußerliches ist, sondern uns in unserem lebensweltlichen und sozialen Anwesen wesentlich bestimmt und stimmt, etwa hinsichtlich der Frage, ob unsere Lebenszeit zu kurz ist, um unser Leben zu leben. Wenn Hans Blumenberg in seinem Buch *Lebenszeit und Weltzeit* die These aufstellt: „Die Enge der Zeit ist die Wurzel des Bösen“ (Blumenberg 1986: 71), dann kann dies in gewisser Weise als Fortsetzung einer Analyse verstanden werden, wie sie Adorno unternommen hat. Denn Adorno hat in seinem umfangreichen Werk vielfach gesehen, dass und wie der dialektische Rückschlag von Naturbeherrschung mit ihrer instrumentellen Vernunft uns selbst zu Beherrschten macht. So heißt es in der *Minima Moralia* etwa in Bezug auf die Zeiterfahrung:

„Die Technisierung macht einstweilen die Gesten präzise und roh und damit die Menschen. Sie treibt aus den Gebärden alles Zögern aus, allen Bedacht, alle Gesittung. [...] In den Bewegungen, welche die Maschinen von den sie Bedienenden verlangen, liegt schon das Gewalttätige, Zuschlagende, stoßweis Unaufhörliche der faschistischen Misshandlungen.“ (Adorno 1980: 43f.)

Ein halbes Jahrhundert nach Adorno analysiert etwa Hartmut Rosa in seinem 2013 in erster Auflage erschienenen Buch *Beschleunigung und Entfremdung* (Rosa 2016) die vielschichtige Dimension einer durch Technik und Ökonomie verengten Zeiterfahrung und weist damit darauf hin, dass unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen eine Analyse der Zeiterfahrung eine vergleichbare Dimension und Notwendigkeit hat wie die ökonomiekritischen Analysen, die Karl Marx im 19. Jahrhundert unternommen hat.

Was in unserer geschichtlich überkommenen Zeitauslegung zugleich Bedingung und Ausgegrenztes ist, wird zweieinhalb Jahrtausende nach Aristoteles in Friedrich Nietzsches *Zarathustra* zur Sprache gebracht: „Diess, ja diess allein ist R a c h e selber: des Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr ‚Es war‘.“ (Nietzsche 1980: 180)

Rache aber lastet auf uns, sie belastet. Im alltäglichen ressentimentenerfüllten Kampf gegen das Vergehen der Zeit sind wir unfrei. Dieser Kampf mag ein unscheinbarer und nicht als Kampf wahrgenommener sein, wenn wir etwa als Touristen vor lauter Fotografieren vergessen, selber zu sehen und stattdessen das Objektiv sehen lassen und das Erblickte nicht in der Erinnerung bewahren, sondern auf der Speicherkarte festhalten. Der Kampf mag ein freundlicher sein, wenn wir schöne Augenblicke festzuhalten suchen und so dem Vergessen zu entreißen trachten. Er mag ein strukturierter sein, wenn wir im Arbeitsprozess alles Tun dokumentieren. Denn überall lauert offenbar ein Nicht, das all unser Tun und Sein nichtig werden, in ein nihilistisches Nichts versinken lässt.

In Hinblick auf die leitende aristotelische Zeitdefinition könnte man also sagen: Die alle Wissenschaft konstituierenden Definitionen grenzen nicht nur ein, sondern grenzen auch ab und aus und geben uns dadurch die Sicherheit, über Phänomene sprechen zu können. Doch zuweilen meldet sich das von den Definitionen Ausgegrenzte. Eignet sich dies, dann kann uns Zeit unheimlich werden und uns aus dem Gewohnten herausfallen lassen. Doch nicht nur im Kontext ihrer Totalisierung, wo wir der Zeit offensichtlich ausgeliefert sind, auch in den kurzen Augenblicken des Alltags, sei es im Staunen oder im Erschrecken, in den Extremen von Stress und Langeweile (vgl. Heidegger 1983: 117–249; Vorlauffer 2008), an den Grenzen des Lebens, wo wir entdecken, dass die Lebenszeit zu kurz ist oder dass Unwiederbringliches geschehen ist, auch, ja gerade in der Normalität des Alltags selbst, dann, wenn wir geordnet und strukturiert den Tag so wie alle Tage verbringen und vermeinen, mit der Zeit rechnend die Zeit im Griff zu haben und das Zeitmanagement zu beherrschen, auch dann vermag uns Zeit zu belasten, zur Last werden. Denn Zeit vergeht – gemäß unserer Auslegung von Zeit.

Im Kontext der vorherrschenden Zeitdefinition kann aber die nihilistische Erfahrung von Zeit auch darin gründen, dass die Zeit gerade nicht vergeht. Günther Anders etwa hat in seinem Aufsatz zur *Anthropologie der Arbeitslosen* vermerkt, dass die leere Zeit der Arbeitslosen nicht nur keine freie Zeit, sondern dass sie leer ist im Sinne eines nihilistisch-pejorativen „Nichts“ – d.h. sie ist ein Nichts, dem es privat an etwas mangelt.

„Die leere Zeit, ehemals bekannt nur als philosophische Abstraktion der immer schon erfüllten, wird hier in der Existenz des chomeur Wirklichkeit. Denn während sonst das Leben voll und ganz damit beschäftigt ist, sich mit etwas zu beschäftigen, und die Zeit nur die Ordnungsform seiner Beschäftigungen darstellt, ist Leben nun plötzlich sich selbst ausgeliefert und der Leere seiner – nicht vorwärtsgelenden, sondern stehenden Zeit. Denn je unbeschäftigter das Leben, desto langsamer seine Zeit. Aber sich mit sich selbst zu beschäftigen, die Reflexion im breitesten Sinne, ist diesem Leben eigentums- und beschäftigungslos nicht gegeben, denn Reflexion hat stets andere Motive [...]. Hier aber ist das Leben lediglich durch etwas anderes ‚Äußeres‘ auf sich zurückgeworfen und ohne daß es sich selbst dazu entschlossen hatte.“ (Anders 1994: 2)

### 3. Das Sein-Lassen der Zeit als ausgezeichnete temporale Erfahrung: zur Frage nach der ursprünglichen Zeit

#### 3.1 Zeit: das Frühere des Gezählten

Somit müssen wir unsere chronologische Zeitauslegung selbst auf ihre Ursprünglichkeit hin bzw. auf ihre Abhängigkeit von einer ursprünglicheren Zeitauslegung hin befragen, denn wir haben die Zeit offenbar nicht so, wie wir Dinge haben, sondern wir haben Zeit, aber zugleich hat die Zeit uns und bestimmt uns in dem, was unsere Existenz ausmacht: Wir selbst sind die, die wir sind, als von Zeit bestimmte, unsere Existenz selbst ist eine zeitliche, sie gründet im eigentümlich grundlosen Grund der Zeit. Zeit ist somit weder eine Eigenschaft der Uhr noch eine Eigenschaft, die zu unserer Existenz hinzuaddiert werden könnte, sie ist kein bloßer Appendix unseres Lebens, sondern das Bestimmte durch die Zeit stimmt uns und trägt in vielfacher Weise, vergleichbar einer Melodie, unser Gestimmtsein, d.h. die Weise, wie wir unser Dasein in der Welt und mit Anderen austragen. So wie Stimmungen uns für die Welt und die Anderen öffnen oder verschließen, so öffnet oder verschließt uns auch unsere Bestimmtheit durch Zeit und trägt unser Leben.

Weil uns Zeit abgründig bestimmt, können wir uns auch nur *in* der Zeit, uns selbst zeitigend, zur Zeit verhalten, z.B. Zeit messen. Die gemessene Zeit, das Gezählte der Bewegung, ist nicht die Zeit selbst, sondern das Gezählte misst ein Dauern, also etwas Zeitbestimmtes, d.h. Zeitliches. Zeit selber ist hingegen nichts Zeitliches, in einer gewissen Weise ist sie nichts und darin vergleichbar dem Raum, der ja auch nichts Räumliches ist. Und weil die Zeit eher ein Nichts als ein Etwas ist, können wir sie streng genommen auch nicht messen. Denn Messen heißt immer: an etwas ein Maß anlegen und Maßeinheiten zählen. Doch auch dann, wenn die Uhr still steht, vergeht die Zeit. Genau genommen können wir nicht einmal sagen, dass sie vergeht, denn gerade indem die Zeit vergeht, bleibt sie. Ihr Vergehen ist in gewisser Weise die Bedingung ihres Bleibens, d.h. ihres Seins. Deshalb schreibt Heidegger in *Zeit und Sein*: „die Zeit selber vergeht. Aber indem die Zeit ständig vergeht, bleibt sie als die Zeit. Bleiben heißt: nicht-schwinden, also anwesen.“ (Heidegger 1976: 3) Indem also die Zeit sich ständig vernichtet, aus dem Noch-nicht in ein Nicht-mehr übergeht, „ist“ sie und lässt gründend anwesen. Vergehend ist sie unser Ermöglichungsgrund. Überspitzt könnte man, gleichsam zeit-wörtlich von der Zeit sagen: Sie *ist*, indem sie stets nichts *wird*. Daher muss entgegen der aristotelischen Tradition sogar gesagt werden: „Die Zeit selbst im Ganzen ihres Wesens bewegt sich nicht, ruht still.“ (Heidegger 1979: 213)

Zeit, so könnten wir aufgrund der bisherigen Überlegungen nun sagen, ist früher als alles Rechnen mit der Zeit, denn nur, „weil die Zeit eigens zum Sein des Menschen sich verhält“ (Heidegger 1991: 49), können *wir* uns der Zeit gegenüber verhalten, d.h.

uns in ein Gegen-Über zu ihr bringen, z.B. mit ihr rechnen. Zeit kann also nicht ausreichend als Kategorie, eine kategorial bestimmbare Eigenschaft, also ein Etwas an einem Etwas, bestimmt werden. Wir können sie etwa als Form der Anschauung nur mitbringen, weil sie uns immer schon, d.h. früher als uns Gegebene gegeben ist.

### 3.2 Zeit: die Versammlung in eine Gegenwart

Im ersten Gedankenschritt sind wir davon ausgegangen, dass wir Zeit haben und deshalb uns zu ihr verhalten können. Ich möchte diesem Haben selbst nun genauer nachgehen, d.h. der Weise, wie Zeit uns gegeben ist, wie sie sich uns gibt.

Wie die Zeit als Zeit sich uns gibt bestimmt die Weise, wie unser Menschsein vor-sich-geht:

Es geht vor-sich, indem es in seinen Möglichkeiten sich vorweg geht und in diesen Möglichkeiten auf sich zu-kommt. So ist das Mensch-sein in sich zu-künftig und kommt dabei auf sein Gewesenes zurück und nimmt es in die Zu-kunft hinein und versammelt in all dem stets Zukunft und Gewesenheit in eine Gegenwart. (Heidegger 1991: 50)

Die Zeit ist deshalb nicht nur ein neutraler Rahmen, der um das Menschsein herumliegt, sondern der Mensch ist in das Kommende, in das Gewesene und in das Anwesende ent-rückt: Er existiert nicht nur, sondern er ek-sistiert, wie es in der Terminologie der Phänomenologie heißt. Diese Versammlung in eine Gegenwart könnte man als das Sein-Lassen der Zeit bezeichnen, indem Zeit selbst uns selbst in unser Anwesen frei-gibt. In diesem gebenden Lassen als einem Entspringen-lassen beruht nun das, was ursprüngliche Zeiterfahrung genannt werden könnte.<sup>1</sup>

Wir berühren hier jene Dimension eines gelungenen Gesprächs, wo wir sagen: Es hat uns gut getan, weil etwa ein geglücktes Wort die Vergangenheit verwandelnd eine neue Zukunft eröffnet. Ermöglicht wird dies dadurch, dass die drei Dimensionen der Zeit, wie es in den *Zollikoner Seminaren* heißt, uns gleichursprünglich sind,

„denn es gibt keine ohne die andere, alle drei sind für uns gleichursprünglich offen, aber sie sind nicht gleichmäßig offen. Bald ist die eine, bald die andere Dimension maßgebend, auf die wir uns einlassen, in der wir vielleicht sogar gefangen sind. Dadurch sind die andern beiden Dimensionen jeweils aber nicht verschwunden, sondern nur modifiziert.“ (Heidegger 2006: 61)

Gemeint ist hier nicht bloß, dass wir uns Vergangenheit oder Zukunft vorstellen bzw. phantasieren können, sondern wesentlich radikaler: sie können verwandelt werden. Nicht nur die Gegenwart ist uns gegenwärtig, sondern auch die Gegenwart der Vergangenheit oder die Gegenwart der Zukunft. Diese ursprüngliche Zeit ist im Gegensatz zur chronologischen nicht vergänglich. Denken wir etwa an unsere Geburt. Zwar ist sie historisch gesehen etwas Vergangenes, dennoch feiert jeder von uns jedes Jahr seinen Geburtstag. Warum? Vielleicht, weil wir insgeheim wissen, dass wir ein Leben lang gebürtig, d.h. Töchter und Söhne unserer Mütter und Väter sind. Diese beharren

zumeist ja auch darauf, dass wir auch dann noch ihre Kinder sind, wenn wir längst erwachsen sind. Auch etwa unsere Volksschulzeit, wo wir Lesen und Schreiben gelernt haben, ist nicht einfach vergangen, sondern diese Zeit ist höchst lebendig, wenn wir uns etwa während eines Vortrags Notizen machen.

### 3.3 Von der Gegenwart des Gegenwärtigen im Gespräch

Dies meint in Bezug auf die Frage der Gegenwart: Nicht nur ist uns *im* Licht der Gegenwart Gegenwärtiges präsent, sondern auch die Gegenwart des Gegenwärtigen selbst ist uns – unthematisch – mit-gegenwärtig. Wir erfahren somit die Dinge nicht nur gelichtet *im* Licht, sondern das Licht selbst ist uns immer mit-gegenwärtig. In seinem Buch *In der Gegenwart leben* verdeutlicht Gerd Häffner unsere Fragestellung mit der Metapher des Lichts: Wir kennen die Erfahrung, einem so starken Licht ausgesetzt zu sein, dass wir, weil zu viel Licht ist, nichts sehen. Die Gegenwart als jenes, was alles Gegenwärtige gegenwärtig sein lässt, ist zwar immer mit-gegenwärtig, doch die Gegenwart der Gegenwart selbst zu vernehmen ist vergleichbar einem starken Licht. Häffner kann daher schreiben: „Gegenwart kann so unerträglich sein, daß wir uns dadurch vor einer Verletzung schützen, daß wir ihr zu starkes Licht zu brechen versuchen, z.B. durch eine Vermittlung durch die beiden anderen Zeitmodi.“ (Haeffner 1996: 147) Gegenwart ist gewissermaßen zu viel für uns, so dass wir gleichsam wegsehen müssen. Das Beispiel fotografierender Touristen scheint mir hier sehr zugänglich zu sein, insofern sie einerseits die Erfahrung des Schönen festhalten wollen, andererseits sich nicht direkt mit ihr auseinandersetzen können, sondern technisch vermittelt besitzen und in kleinen Dosen konsumieren wollen. Das Foto schützt gewissermaßen vor der Unmittelbarkeit des Schönen und dem Überwältigenden des Augenblicks. Und diese Erfahrung von Gegenwart mag erst recht auch in einem Gespräch sich ereignen, bei dem wir ganz Ohr sind. Dann hören wir nicht nur Informationen oder Aussagesätze, sondern auch das Ungesagte als das, was das Gespräch trägt. Denn dort, wo sich die Worte in ein Ungesagtes und Unsagbares entziehen, in diesem Entzug, ereignet sich Präsenz und mit ihr Nähe. Wo wir Unsagbares sagen, d.h. in unserem Sagen in ein Nicht zeigen, dort ereignet sich Gegenwart. Deshalb wohl sind wir nur für Augenblicke ganz Ohr, doch diese Augenblicke sind entscheidend, denn in ihnen blitzt etwas auf.

In den *Beiträgen* spricht Heidegger deshalb davon, dass Gegenwart „aufblitzt“ (Heidegger 1989: 257): Im Aufblitzen von Gegenwart wird etwas offenbar in dem, was und dass es ist. Dieses Aufblitzen könnte als der Ursprung menschlicher Erfahrung überhaupt verstanden werden, in der sich etwas lichtet und darin uns berührt, betrifft. Nicht das Allgemeine in seiner Allgemeinheit – in diesem Sinne der tradierte Seinsbegriff – wird in der Gegenwart des Gegenwärtigen vorgestellt bzw. begriffen, sondern das Anwesende in seiner Einzigkeit erfahren. Jenseits des Rechnens heißt dies in Hinblick auf die Anwesenheit eines anderen Menschen: Der Andere als er selbst blitzt

augenblicklich in seiner Personalität auf und nicht nur als ein Einzelfall, als Vertreter des Lebewesens Mensch.

Wir können also die Gegenwart nicht direkt wie einen Gegenstand erforschen und aus ihr ein Forschungsobjekt machen, ohne sie zu zerstören. Sehr wohl aber können wir verdeckende Vorstellungen ihrer Erfahrung dekonstruieren. Umgekehrt können wir nun sagen, dass die Darstellung der Gegenwart als Jetzt-Punkt als Abwehr dieses Übermaßes zwar dem Phänomen nicht gerecht, aber als Schutzversuch verstehbar ist: So rücken wir die Gegenwart und ihre Nähe gewissermaßen in eine Ferne, damit sie uns nicht zu nahe ist. Deutlich wird so aber auch, dass die Auslegung von Gegenwart als Nichts eines Jetztpunktes ihr selbst unangemessen ist, denn sie ist eher als Fülle denn als Nichts zu bezeichnen – zumindest nicht als ein pejoratives Nichts, also als Mangel, sondern eher, wie es manchem asiatischen Denken entsprechen würde, als Nichts der Fülle (Vgl. z.B. Gunaratana 1996).

#### **4. Abschließende Überlegungen zur emanzipatorischen Dimension personaler Zeiterfahrung**

Soziale Arbeit ist eingespannt in ein Vorverständnis von Zeit, das in seinem rechnend-berechnenden Charakter Ausdruck und Erscheinungsform eines umsichtigen In-der-Welt-Seins und besorgenden Handelns ist. Doch in diesem Eingespanntsein der Sozialen Arbeit in eine lebensweltliche Praxis zeigt sich Zeit „von Zeit zu Zeit“ auch als mehr und als ein Anderes als dieses Vorverständnis verstehend einholen kann – so etwa in der Erfahrung von Gegenwart in einem gelingenden Gespräch: Darin wandelt sich die Temporalität der Gegenwart aus der Vorstellung eines chronologischen Jetzt-Punktes „maß“-gebend in die Spannweite unseres Daseins so, dass Gewesenes und Zukünftiges sich in eine Präsenz des Ganzen unseres Daseins versammeln kann. Jedes Beratungsgespräch und jede Mediation sind nur aus diesem temporalen Wandel in ihrem Sinn verstehbar. Diesem sich zeigenden Mehr wollten die vorangegangenen Überlegungen unter dem Terminus der ursprünglichen Zeiterfahrung nachdenken. Abschließend sei versucht, den Bezug der Sozialen Arbeit zu dieser ausgezeichneten Erfahrung skizzenhaft zu reflektieren.

Wenn ursprüngliche Erfahrung von Zeit aus ihrem frei-gebenden Lassen eine ausgezeichnete genannt wurde, so meint diese Auszeichnung, dass sie uns Menschen zwar in der Weise des „immer schon“, d.h. als Apriori bestimmt und trägt, nicht aber, dass sie als solche in unserer Alltäglichkeit auch in einer (reflexiv sich vorstellenden) Bewusstheit als Vorgestelltes gegeben ist und in dieser Weise gegenständlich gewusst werden könnte. Das frei-gebende Lassen von Zeit ist uns vielmehr nur „augenblicklich“ zu erfahrungsmöglich, es wird in der Erfahrung von Zeit ungegenständlich „mit“-erfahren.<sup>2</sup> Die angedeutete Augenblicklichkeit von Ursprünglichkeit weist darauf hin, dass diese nicht festgehalten werden kann, sondern uns nur im Entzug gegeben ist. Doch

dieser Entzug ist nicht nichts, sondern die Weise eines Bezugs, in dem wir stehen. Deutlicher formuliert: In die ursprüngliche Erfahrungsdimension von Zeit können wir uns zwar zurückrufen lassen, doch aus dieser Ursprünglichkeit sind wir auch rückverwiesen in eine Alltäglichkeit mit ihren Nöten und Notwendigkeiten. Im theoretisch-freilegenden Rückgang aus dem alltäglichen Verstehen in seine fundierende Dimension und dem wiederholenden Rückgang in den besorgend-verstehenden und in diesem Sinne praxisorientierten Alltag ereignet sich daher eine Wieder-Holung des Alltags oder: ein Rückgang eines Rückgangs. Die das Verstehen suchende Fragebewegung erweist sich dann nicht als eine abstrahierende (vgl. ab-strahere, d.h. weg-ziehen), aus der Alltäglichkeit wegziehende, sondern als ein Grundvollzug unseres Existierens selbst, der uns zu der Alltäglichkeit hinzieht: Ursprüngliche Erfahrung entlässt in eine Alltäglichkeit und lässt in diesem Rückweg Alltäglichkeit neu verstehen. Eine sozialarbeiterische Theorie-Praxis-Reflexion wäre als Theorie deshalb verwiesen in die Dimension einer Hermeneutik der Alltäglichkeit und deshalb könnten hier Fragen der Lebensbewältigung bzw. Theorien der Lebensweltorientierung anknüpfen. Das hermeneutisch bestimmte Verhältnis von Ursprünglichkeit und Alltäglichkeit würde sich dann z.B. in der Frage nach dem Verhältnis im Sinne des inneren Bezugs von Feiertag und Alltag wieder finden.<sup>3</sup>

Der Bezug der Sozialen Arbeit zu dieser Erfahrung von Zeit, der sich zumal als Entzug entbirgt, kann auch an der anderen Hinsicht, die unsere Reflexion leitet, noch einmal verdeutlicht werden, an Sprache und Hören: Wenngleich dies, ganz Ohr zu sein, ein gelingendes Gespräch tragen mag, so leben wir doch in einer all-täglichen – somit also in einer temporal vermittelten – Sprachwelt, in der Sprache vorrangig instrumentell benützt und innerhalb der Informationsflut zumeist nur verkürzt erfahren und verstanden wird. Alltäglich mag Sprache also unter dem Anspruch stehen, Nützliches zu verlautbaren und mag sich in diesem Anspruch auch erschöpfen. Das Vorherrschen einer Interpretation von Sprache als Verlautbarung etwa lässt uns dann unser Schweigen nicht als ein das Gespräch konstituierendes Vernehmen und Hören, sondern nur noch verkürzt als Verstummen oder Nicht-Reden begreifen. Entsprechend vermag auch die vorherrschende Auslegung von Sprache als Information ein Zerschneiden des Wortes, wie es etwa in der Lyrik Stefan Georges<sup>4</sup> bedacht wird, nur als Informationsdefizit erscheinen zu lassen. Damit ist nun gesagt: Aufgrund unserer lebensweltlichen anthropologischen Konstitution können wir ebenso wenig in der ursprünglichen Erfahrung von Sprache verweilen wie im „Augenblick“ der Zeit. Aber auch im Entzug ursprünglicher Spracherfahrung zeigt sich, dass er eine Weise eines Bezugs ist. Entzug aber ist in seiner Bezüglichkeit als und aus Partizipation begreifbar.

In diesem partizipativen Bezug vollzieht sich Soziale Arbeit auch dann, wenn sie dies nicht explizit thematisiert.<sup>5</sup> Ein professionelles Gespräch etwa empfängt seinen Sinn aus diesem Bezug auch dann noch, wenn es sich selbst als Technik

(miss)versteht. In ihm ist die für die Soziale Arbeit relevante emanzipatorische Dimension von Sprache und Zeit fundiert: In dem Maße, wie nicht der Blick auf die Uhr als Grundvollzug Sozialer Arbeit verstanden wird, sondern die Übung der Sammlung (vgl. Vorlauffer 2012) i. S. einer Übung des Sichöffnens für die Gegenwart des Anderen, somit eine Übung des Hörens (Vgl. Vorlauffer 2020), in dem Maße ist eine Soziale Arbeit mehr und anderes als eine Zurichtung von KlientInnen in eine vorgegebene Normalität. Indem sie Menschen aus Verengungen befreit, die es verunmöglichen, die Weite und Tiefe ihres Existierens zu erfahren und den Bezug, in dem sie existieren, zu durchleben, ist Soziale Arbeit dann ein Handeln im eigentlichen Sinn dieses Wortes (vgl. Heidegger 1976a und Vorlauffer 2020a).

Personale Zeiterfahrung im Gespräch hieße dann eine solche, in der nicht nur etwas, sondern jemand gehört wird, und in dieser Offenheit der/dem Anderen ein Zeit-Spiel-Raum seines/ihres Existierens eingeräumt wird. Angesichts globaler Totalisierungsprozesse der modernen Gesellschaft durch instrumentelle Zeitrationalität wäre eine solche Soziale Arbeit implizit von einer therapeutischen Dimension: Denn in der Gegenwart eines Menschen leuchtet Abgründiges auf und keine Uhr könnte messen, was in einem erfüllten Augenblick im Wort des Anderen währt und gewährt wird: die Präsenz einer verborgenen Würde.

Ob uns angesichts des Erfolges eines globalen rechnenden Umgangs mit der Zeit das Fragwürdige der ursprünglichen Zeit jemals bedrängen wird, vermag niemand zu sagen. Zwar schreibt Norbert Elias, dass „der blinde Prozeß in dieser Richtung [...] weiter[geht]“ (Elias 1992: XIII), allerdings könnte es sein, dass vielleicht gerade jene Menschen, die etwa Michel Foucault als die Anormalen (Foucault: 2007) bezeichnet, so sehr außerhalb des gesellschaftlich vermittelten Ordnungs- und Normierungssystems von Sprache und Zeit leben, dass sie ver-rückt werden, d.h. aus den totalitären Funktionsverkettungen des Betriebs fallen und aus dieser unfreien Freiheit Zeit neu zu vernehmen imstande sind. Denn sie haben Zeit anders. Vielleicht erfüllt sich dann einst, was Herbert Marcuse am Schluss seines Buches *Der eindimensionale Mensch* schreibt: „[E]s besteht die Chance, daß die geschichtlichen Extreme in dieser Periode wieder zusammentreffen: das fortgeschrittenste Bewußtsein der Menschheit und ihre ausgebeutete Kraft.“ (Marcuse 1982: 268)

In diesem Sinne ist der Sozialarbeit zu wünschen, sie möge nicht allzu zeitgemäß sein, um in ihrer von Affirmationen und Affirmationszwängen geprägten Praxis und Theorie die Utopie eines ganz Anderen durchscheinen zu lassen.

## Verweise

<sup>1</sup> In seinen Vortrag *Zeit und Sein* versucht Heidegger dieses Lassen mit größter Vorsicht als ein Reichen von Gegenwart zu benennen: „Ankommen, als noch nicht Gegenwart, reicht und erbringt zugleich nicht mehr Gegenwart, das Gewesen, und umgekehrt reicht dieses, das Gewesen, sich Zukunft zu. Der Wechselbezug beider reicht und erbringt zugleich Gegenwart.“ (Heidegger 1976: 14)

<sup>2</sup> Genauer formuliert: Wir erfahren die Zeit als uns gegeben und implizit erfahren wir auch ein „Mit“, dies, dass die uns gegebene Zeit selbst gegeben und nicht nicht gegeben ist, d.h. also: In der Negation der Negation gibt sich uns ein Geben eines Gebens zu erfahren und zu bedenken – in der überlieferten europäisch-metaphysischen Terminologie würde dies mit „Dassheit“ im Unterschied zur begrifflich bestimmbaren „Washeit“ der Zeit bezeichnet. Hier wäre ein möglicher Ort, der Frage nachzugehen, ob und wie ursprünglich Erfahrenes überhaupt zur Sprache gebracht und gedacht werden kann. Dazu ein kleiner Hinweis: Das als ursprünglich Benannte ist einem konstruierenden Denken nicht mehr „vorstellbar“, sehr wohl aber einem negativen Denken ein zu Denkendes, das sich nicht vom Wissen, sondern in der Tradition einer *docta ignorantia* als einem nichtwissenden Wissen versteht. In den unterschiedlichen Wegen dieser Denkweges bis hin zu einer negativen Dialektik ist dies dann kein begreifendes, sondern eher ein berührendes (i.S. eines *mente attingere*) und etwa i.S. Adornos ein „zartes“ oder im Kontext Heideggers ein „schonendes“ Denken.

<sup>3</sup> Was etwa von Hölderlin in manchen seiner Gesänge dichterisch angesprochen wird könnte dann unerwartet für ein Selbstverständnis einer Sozialen Arbeit nicht irrelevant sein (vgl. Vorlauffer 2017).

<sup>4</sup> So z.B. sein Gedicht *Das Wort* (George 1968: 466–467).

<sup>5</sup> Zum empirischen Beleg einer emanzipatorischen Dimension ursprünglicher Sprach- und Zeiterfahrung aus Sicht der Klinischen bzw. der Sozialraumorientierten Sozialen Arbeit vgl. die ausgezeichneten Masterarbeiten von Berger (2017) und Pirker (2019).

## Literatur

Anders, Günther (1994): Anthropologie der Arbeitslosen, in: Forum. Internationale Zeitschrift für kulturelle Freiheit, politische Gleichheit und solidarische Arbeit, 41. Jahrgang, Nr. 485/486, S. 1f.

Adorno, Theodor W. (1980): *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt: Suhrkamp.

Aristoteles (1973): *Physica*. *Recognovit brevique ad notatione critica instruxit*. Oxford: Oxford University Press.

Berger, Thomas (2017): Vielfalt von Zeiterfahrung & die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion durch die Klinische Soziale Arbeit. Fachhochschule Campus Wien: Masterarbeit.

Blumenberg, Hans (1986): *Lebenszeit und Weltzeit*. Frankfurt: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1992): *Über die Zeit*. Frankfurt: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2007): *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975). Frankfurt: Suhrkamp.

George, Stefan (1968): *Werke*. Ausgabe in zwei Bänden. Bd. 1. Düsseldorf und München: Verlag Helmut Küpper.

Gronemeyer, Marianne (1993): *Das Leben als letzte Gelegenheit*. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt: Primus.

Gunaratana, Henepola (1996): *Die Praxis der Achtsamkeit*. Einführung in die Vipassana-Meditation. Heidelberg: Verlag Werner Kristkeitz.

Haefner, Gerd (1996): *In der Gegenwart leben*. Auf der Spur eines Urphänomens. Stuttgart: Kohlhammer.

Heidegger, Martin (1976): *Zeit und Sein*. In: Heidegger, Martin: *Zur Sache des Denkens*. Tübingen: Niemeyer, S. 1–25.

Heidegger, Martin (1976a): *Brief über den Humanismus*. In: Heidegger, Martin: *Wegmarken*. Frankfurt: Klostermann, S. 313–364.

Heidegger, Martin (1977): *Sein und Zeit*. Frankfurt: Klostermann.

- Heidegger, Martin (1979): *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen: Neske.
- Heidegger, Martin (1983): *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit*. Frankfurt: Klostermann.
- Heidegger, Martin (1989): *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*. Frankfurt: Klostermann.
- Heidegger, Martin (1991): *Die Metaphysik des deutschen Idealismus (Schelling)*. Frankfurt: Klostermann.
- Heidegger, Martin (2006): *Zollikoner Seminare. Protokolle – Zwiegespräche – Briefe*. Frankfurt: Klostermann.
- Marcuse, Herbert (1982): *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*. Neuwied: Luchterhand.
- Nietzsche, Friedrich (1980): *Also sprach Zarathustra*. München: dtv.
- Pirker, Viktoria Elisabeth (2019): *Lebensgeschichten als Einrichtungssache. Eine sozialräumliche Analyse von Lebensgeschichten in einem Dauerwohnheim der Wiener Wohnungslosenhilfe*. Fachhochschule Campus Wien: Masterarbeit.
- Rosa, Hartmut (2016): *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer Kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Vorlauffer, Johannes (2008): *Zeitvertreib und Langeweile oder Über die Last der „langen Weile“ und die Sehnsucht nach Muße*. In: *Soziale Arbeit*, Jahrgang 8, S. 292–298.
- Vorlauffer, Johannes (2011): *Mensch ohne Zeit. Phänomenologische Aspekte einer Dialektik von Geldstruktur und Zeiterfahrung*. In: Vorlauffer, Johannes: *Im Anspruch des Anderen. Beiträge zur sozialphilosophischen und ethischen Dimension der Sozialen Arbeit*. Aachen: Shaker, S. 103–129.
- Vorlauffer, Johannes (2012): *Gegenwärtig sein. Die Übung der Sammlung als ein Fundament helfender Berufe*. In: *Soziale Arbeit*, 12. Jahrgang, S. 446–453.
- Vorlauffer, Johannes (2017): *„Doch gut ist ein Gespräch.“ Zur Erfahrung von Sprache und Mit-Sein im Denken Martin Heideggers*. In: *Daseinsanalyse*, 33. Jahrgang, S. 41–56.
- Vorlauffer, Johannes (2020): *Vom Hören des Anderen. Fragmente einer Phänomenologie des Hörens als Versuch eines Beitrags zur Grundlegung einer Sozialtherapie*. In: *soziales\_kapital*, 23 (2020), <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/661/1193.pdf> (10.03.2021).
- Vorlauffer, Johannes (2020a): *„Mit der Hand hat es eine eigene Bewandnis.“ Phänomenologische Zugänge zur Sprache der Hand*. In: *Daseinsanalyse. Jahrbuch für Psychotherapie, Psychosomatik und Grundlagenforschung*, Nr. 36, S. 21–37.

## Über den Autor

**Prof. (FH) Mag. Dr. Johannes Vorlauffer**, Jg. 1959

[johannes.vorlauffer@fh-campuswien.ac.at](mailto:johannes.vorlauffer@fh-campuswien.ac.at)

Studium der Philosophie, Psychologie, Politikwissenschaft und Theologie in Wien und München, Promotion 1986. Derzeit Lehrender an der FH Campus Wien im Bachelorstudiengang Sozialarbeit und im Masterstudiengang Sozialraumorientierte und klinische Soziale Arbeit, zuvor Unterrichtstätigkeit am Institut für Philosophie der Universität Wien, in Einrichtungen der Erwachsenenbildung und an AHS. Publikationen u.a.: *Das Sein-lassen als Grundvollzug des Daseins. Eine Annäherung an Heideggers Begriff der Gelassenheit*, Passagen, Wien 1994; *Personales Selbstsein. Phänomenologische Versuche zum Wesen menschlichen Daseins*, tredition, Hamburg 2010; *Im Anspruch des Anderen. Beiträge zur sozialphilosophischen und ethischen Dimension der Sozialen Arbeit*, Shaker, Aachen 2011.

**Melina Eder, Stefan Fercher, Beate Haberhofer & Jacqueline Zeilinger:**

## **Akutsozialarbeit**

**Wenn sonst niemand erreichbar ist**

### **Zusammenfassung**

Die Bedürfnisse sozialarbeiterischer KlientInnen richten sich nicht nach Tageszeiten und Wochentagen. Wenn aber außerhalb der Arbeitszeiten der „klassischen“ Sozialen Arbeit Unterstützungsbedarf besteht, bleibt oft nur die Akutsozialarbeit. Im folgenden Beitrag werden vier qualitative Studien vorgestellt, die sich mit dem Konzept der Akutsozialarbeit auseinandersetzen. In den Studien wurden Primär- und Sekundärdaten mithilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse und der Grounded Theory analysiert. Dabei wird vor allem auf Verweisungs- und Vermittlungsprobleme sowie methodische Herausforderungen für professionelle HelferInnen eingegangen sowie auf Erwartungen von KlientInnen der Akutsozialarbeit. Ein bestehendes Konzept von Akutsozialarbeit wird am Beispiel des AKUTteams Niederösterreich dargestellt. Der Artikel trägt damit zur Diskussion, Reflexion und Weiterentwicklung eines Konzeptes der Akutsozialarbeit bei, um eine niederschwellige, mobile und rund um die Uhr erreichbare Soziale Arbeit in ganz Österreich zu etablieren.

**Schlagnworte:** Akutsozialarbeit, Methodik, Krisenintervention, AKUTteam, Rettungsdienst

### **Abstract**

The needs of social work clients do not follow times of day or days of the week. However, if there is a need for support outside the working hours of “traditional” social work, acute social work often is the only option left. The following paper presents the results of four qualitative studies that explore the concept of acute social work. In the studies, primary and secondary data were analyzed using qualitative content analysis and grounded theory. In particular, referral and placement problems, as well as methodological challenges for professionals, are discussed, along with the expectations of clients of acute social work. Acute Social Work will be described on the basis of the example of the AKUTteam (acute team) of Lower Austria. The article thus contributes to the discussion, reflection, and further development of a concept of acute social work in order to establish a low-threshold, mobile social work throughout Austria that is accessible around the clock.

**Keywords:** emergency social work, methodology, crisis intervention, AKUTteam, ambulance

## 1. Einleitung

Eine Forschungsgruppe, bestehend aus 12 Studierenden des Bachelor Studiengangs Soziale Arbeit der FH St. Pölten, hat sich im Rahmen des Forschungsprojekts „Sozialarbeit im Notfall am Beispiel Akutsozialarbeit und Emergency Duty Social Work“ ein Jahr lang mit der Frage auseinandergesetzt, was Akutsozialarbeit ist, wie sie derzeit umgesetzt wird und wie sie zukünftig werden könnte. Die Studierenden beschäftigten sich mit dem Problem, dass ‚klassische‘ Soziale Arbeit,<sup>1</sup> sei es in einem Krankenhaus, beim Psychosozialen Dienst, in der Suchtberatung o.ä., vorwiegend zu festgelegten Zeiten und an Werktagen erreichbar ist. Bestimmte Tages- sowie Wochenrandzeiten (z.B. Samstagabend) werden kaum durch sozialarbeiterische Angebote abgedeckt. Wohin können sich Menschen, die zu diesen Zeiten Unterstützung brauchen, wenden? Welche Möglichkeiten gibt es für sie? Und wie müssten Angebote beschaffen sein, sodass Betroffene an existierende Hilfeformen andocken können?

Ein Blick nach England zeigt, dass dort *Emergency Duty Teams* (EDT) in geographischen Arealen und universalistisch außerhalb der typischen Kernarbeitszeiten tätig sind, wobei spezifische Assessments und Prioritätensetzungen benötigt werden (vgl. Clifford/Williams 2002). Können die *Emergency Duty Teams* als Vorbild für Österreich dienen? Im Gegensatz zu ‚klassischer‘ Sozialer Arbeit ist Akutsozialarbeit

„eine rund um die Uhr erreichbare [...] mobile Interventionsstrategie, um Situationen durch persönlichen Kontakt mit den Betroffenen zu klären, deren Selbsthilferessourcen und familiäre Ressourcen zu stärken und ggfs. Anbindungen an formelle Hilfeformen im Sozialsystem durchzuführen. [...] [P]lötzlich eingetretene [...] überfordernde Situationen sind ebenso Indikationen, wie auch chronifizierte Verläufe“. (Böhmer/Redelsteiner/Zahorka 2020: o.A.)

Zu diesem Thema sind im Studienjahr 2019/2020 12 Bachelorarbeiten entstanden. Thematisch lassen sich diese grob in drei Bereiche einteilen: mögliche Verbindungsstellen zur Akutsozialarbeit (z.B. Rettungsdienst, Polizei); methodische Zugänge und Anforderungen in der Akutsozialarbeit; grundsätzliche Versorgungsaspekte durch Soziale Arbeit in unterschiedlichen Regionen (zum Beispiel Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark).

Dieser Beitrag stellt Ergebnisse aus vier Studien des Forschungsprojekts vor. Im ersten Kapitel beschreibt Jacqueline Zeilinger, warum Akutsozialarbeit eine notwendige Interventionsstrategie darstellt, indem die Folgen des Nicht-Erkennens psychosozialer Problemlagen durch RettungssanitäterInnen beschrieben werden. Anschließend werden die Ergebnisse einer Erhebung von Melina Eder vorgestellt. Sie hat KlientInnen befragt, welche Elemente/Eigenschaften Akutsozialarbeit aufweisen sollte. Die dabei entstehenden methodischen Handlungsempfehlungen werden im dritten Abschnitt aus der Perspektive von Fachkräften der Sozialen Arbeit von Beate Haberhofer näher beleuchtet. Abschließend wird von Stefan Fercher anhand der Dokumentation des AKUTteams Niederösterreich dargestellt, wie Akutsozialarbeit in der

gegenwärtigen Praxis agiert. Die Auswertung aller Primär- und Sekundärdaten in den einzelnen Untersuchungen erfolgte mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) sowie der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1966). Ziel des Artikels ist es, eine Grundlage für die Diskussion, Reflexion und Weiterentwicklung eines Konzeptes der Akutsozialarbeit zu schaffen.

## **2. Der Weg zur Akutsozialarbeit über den Rettungsdienst**

Eine Auswertung der Wiener Einsatzstatistik aus dem Jahr 2013 hat 175.000 Einsatzfahrten der Wiener Berufsrettung ergeben (vgl. Redelsteiner 2013). Bei rund 1.700 PatientInnen, die den Rettungsnotruf 144 nach 36 Stunden erneut wählten, stand nicht eine medizinische, sondern eine komplexe psychosoziale Problemlage im Vordergrund (vgl. Redelsteiner 2013). Aber können die zu den PatientInnen entsandten RettungssanitäterInnen überhaupt mit dieser psychosozialen Problemlage umgehen? Finden diese Personen auch den Weg zu entsprechend zuständigen Kompetenzstellen der Sozialen Arbeit oder der Akutsozialarbeit?

Dazu ist zunächst zu klären, ob RettungssanitäterInnen dazu ausgebildet werden, psychosoziale Problemlagen zu erkennen. Entsprechend der Ausbildungsunterlagen des Roten Kreuzes Niederösterreich sowie der Gesetze aus dem Jahr 2002, die der Ausbildung zugrunde liegen, ist die primäre und grundlegende Aufgabe von RettungssanitäterInnen die biomedizinische Versorgung von PatientInnen. Psychosoziale Problemlagen und psychische Erkrankungen umfassen in der 260 Stunden dauernden Ausbildung von RettungssanitäterInnen nur wenige Stunden.<sup>2</sup> Die Ausbildung in diesem Bereich umfasst das Erkennen von psychischen und psychiatrischen Symptomen, wie sie beispielsweise bei Depressionen oder Angststörungen vorkommen, sowie Maßnahmen der sogenannten psychischen Ersten Hilfe. Darunter ist das Basiswissen zur Gesprächsführung zu verstehen, wie beispielsweise Körperhaltung, Wertschätzung sowie die eigene Haltung gegenüber PatientInnen. Die Interviews mit SanitäterInnen bzw. Ausbildungsleitungen der Rettungsdienste haben ergeben, dass vor allem langjährige SanitäterInnen mit spezifischer Berufserfahrung (z.B. SozialarbeiterInnen, PsychologInnen, Gesundheitspersonal etc.) psychosoziale Problemlagen besser erkennen können sowie einfacher darauf reagieren und bei Bedarf bspw. an die (Akut-)Sozialarbeit verweisen. Dadurch wird eine weitergehende Bearbeitung der Situation durch geschultes und qualifiziertes Personal, beispielsweise vom AKUTteam Niederösterreich, möglich.

### **2.1 ‚Zweite Chance‘ für die Soziale Arbeit**

Erkennen RettungssanitäterInnen die psychosoziale Problemlage vor Ort nicht und transportieren die/den PatientIn in ein Krankenhaus, kann auch dort der Zugang zur

Sozialen Arbeit vermittelt werden. Hier handelt es sich allerdings nicht mehr um Akutsozialarbeit, wie sie in diesem Beitrag verstanden wird, sondern um ‚klassische‘ Soziale Arbeit im Krankenhaus. SozialarbeiterInnen sind dort überwiegend an Werktagen zu erreichen und vor allem für die Bettenstationen, nicht jedoch für die Akutstationen (wie die Unfall- oder die Notaufnahme) zuständig. Sie müssen vom Gesundheits- oder medizinischen Personal angefordert werden. Erfolgt keine stationäre Aufnahme von PatientInnen am Wochenende oder in den Nachtstunden, so entfällt auch die zweite Chance für den Zugang zur Sozialen Arbeit, weil SozialarbeiterInnen zu diesen Zeiten nicht in den Krankenhäusern anzutreffen sind. PatientInnen werden in diesem Fall also bestmöglich biomedizinisch versorgt und wieder nach Hause entlassen. Und das könnte wiederum zum erneuten Wählen des Notrufes führen. Die folgende Grafik soll den soeben beschriebenen Prozess noch einmal veranschaulichen:

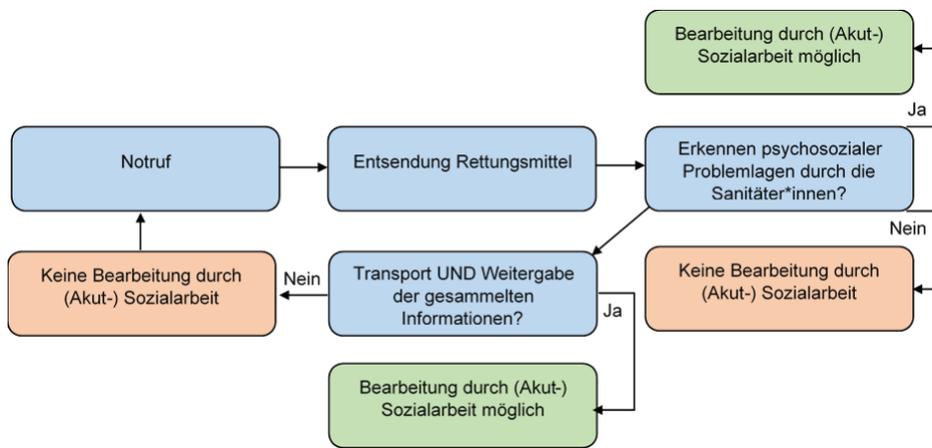


Abbildung 1: Ablaufschema Kontakt zur Akutsozialarbeit über den Rettungsdienst (eigene Darstellung).

Der Weg über den Rettungsdienst zur (Akut-)Sozialarbeit ist einer von vielen möglichen, der unter den derzeitigen Umständen aber schnell blockiert ist oder nicht fortgeführt werden kann. Möglichkeiten zur Verbesserung wären zum Beispiel eine Veränderung der Ausbildung von RettungssanitäterInnen und eine Sensibilisierung für psychosoziale Problemlagen oder die Vernetzung mit SozialarbeiterInnen. So könnte das Tätigkeitsfeld und der Nutzen sozialarbeiterischer Leistungen kennengelernt werden, damit Unterstützungsbedarfe nicht übersehen werden.

Da in der Sozialen Arbeit die Bedürfnisse von KlientInnen im Mittelpunkt stehen, muss die Forschung in Bezug auf Akutsozialarbeit über den Kreis der professionellen HelferInnen hinausgehen.<sup>3</sup> Besonders das aktive Einbeziehen der Menschen selbst ist ein Grundsatz für die Soziale Arbeit.

### 3. Forschung mit KlientInnen zur Akutsozialarbeit

Peter Pantuček und Monika Vyslouzil (1998: 23) definieren als Ziel der sozialarbeiterischen Praxis, KlientInnen zu einer selbstbewussten und selbstbestimmten Gestaltung ihrer Lebenswelt zu verhelfen. Um dies zu ermöglichen, ist es sinnvoll, die Mitgestaltung in allen Lebensbereichen zu forcieren, und zwar auch schon im Forschungsprozess, der sich mit Perspektiven von KlientInnen auseinandersetzt. „Partizipative Forschung zielt darauf ab, soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erforschen und zu beeinflussen. Das Konzept der Teilhabe (Partizipation) spielt dabei eine zentrale Rolle.“ (von Unger 2012) Im Zuge der Bachelorarbeit *Partizipative Mitgestaltung des Handlungskonzeptes der Akutsozialarbeit* (Eder 2020) wurden zwei Klientinnen des Psychosozialen Dienstes (PSD) interviewt. Als Zielgruppe wurden dabei Menschen gewählt, die bereits Erfahrungen mit krisenhaften Situationen gemacht haben. Erwartungen und Vorstellungen an die Akutsozialarbeit sollten von KlientInnen beschrieben werden.

In den Interviews wurde thematisiert, wie der Umgang mit Krisensituationen außerhalb von Kernzeiten der Sozialen Arbeit ist. Die Ergebnisse zeigen, dass die Klientinnen des PSDs selbst Initiative ergreifen und sich hilfreiche Methoden/Strategien für Randzeiten zurechtlegen mussten, um betreuungsarme Phasen gut zu überstehen. Zudem wurden die Personen befragt, was AkutsozialarbeiterInnen aus ihrer Sicht im Umgang mit Menschen in Krisensituationen beachten sollen. Folgende Punkte wurden dabei benannt:

- fürsorglich sein,
- Ruhe bewahren können,
- aufmerksam zuhören,
- Körperkontakt herstellen und menschliche Wärme schenken,
- Halt geben,
- Mitgefühl empfinden,
- Menschlichkeit zeigen und
- Ressourcen aktivieren.

Von einer Interviewpartnerin wurden selbstständig Fragen genannt, die aus ihrer Sicht hilfreich sein können, um eine Person in der Krise optimal zu unterstützen – und die sie entsprechend gerne von ProfessionistInnen in Krisensituationen hören würde:

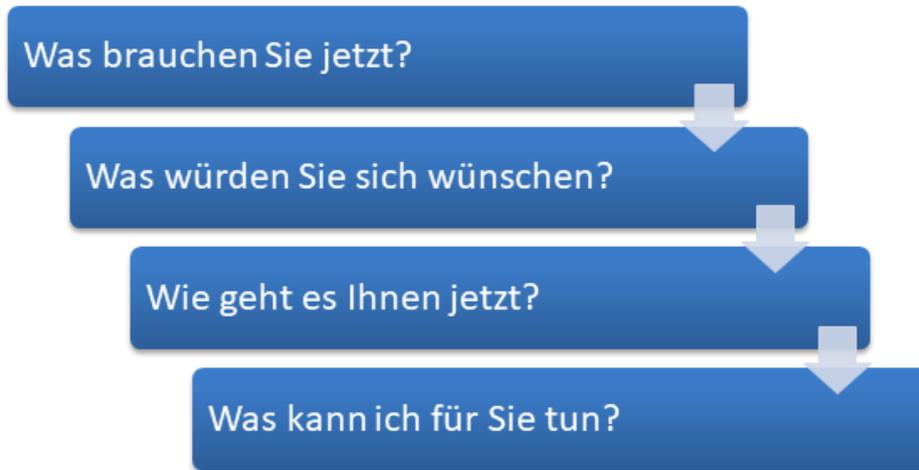


Abbildung 2: Leitfragen in Krisensituationen (Eder 2020: 28).

Laut Franzkowiak (2003) übernimmt Soziale Arbeit eine Pionier- oder Pilotfunktion bei der gesellschaftlichen Regulierung von sozialen Problemen. Eben diese Pilotfunktion kann dazu beitragen, Stigmatisierungen von Menschen mit psychischen Krankheiten oder in Krisensituationen aufzuzeigen. Akutsozialarbeit hat hierbei die Aufgabe, Menschen in der Akutsituation ohne Schubladendenken entgegenzukommen und auch gesellschaftliche Aufklärungsarbeit zu leisten.

Die InterviewpartnerInnen schilderten Situationen, in denen Personen mit psychischen Erkrankungen negative Erfahrungen in Krisensituationen mit PolizistInnen erlebten. Daraus ergibt sich als ein weiteres Ergebnis, dass ein sensibler Umgang von PolizistInnen mit Menschen in Krisensituationen und im Umgang mit psychisch kranken Personen gefragt ist. Schulungen und Seminare für PolizistInnen betreffend psychischer Krankheiten könnten hier einen sinnvollen Beitrag zur weiteren Aufklärungsarbeit und somit für ein besseres Miteinander leisten. Dieses Miteinander könnte auch in Situationen zum Tragen kommen, die eine Zusammenarbeit zwischen Polizei und Sozialarbeit verlangen. Bei beiden Berufen ergibt sich eine besondere Konstellation der Zusammenarbeit und auch Überschneidung. Beide Professionen bewegen sich im Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle (vgl. Möller 2019: 163–164). Anhand der Befragung ist eine weitere Aufgabe der Akutsozialarbeit deutlich geworden, und zwar Partei für KlientInnen zu ergreifen, wenn diese benachteiligt werden, beispielsweise von anderen Professionen. Wenn es zu einem ungerechten, unangemessenen Umgang oder Stigmatisierung kommt, sollte die Sozialarbeit der Person zur Seite stehen.

In der Forschungsarbeit konnten die Bedürfnisse und Vorstellungen bezüglich der Akutsozialarbeit aus der Perspektive von KlientInnen erarbeitet und beschrieben werden. Daran anschließend stellt sich die Frage, welche Perspektiven AkutsozialarbeiterInnen einnehmen und ob sich die Perspektiven von KlientInnen und AkutsozialarbeiterInnen sinnvoll koppeln lassen.

#### **4. Setting und methodische Handlungsweisen in der Akutsozialarbeit**

Im Folgenden soll geklärt werden, welche methodischen Handlungsweisen in der Akutsozialarbeit derzeit eingesetzt werden. Interviews mit AkutsozialarbeiterInnen wurden mit der Grounded Theory ausgewertet, um das derzeitige Setting in Österreich skizzieren zu können. Die Befragung ergab, dass Akutsozialarbeit durch (1) Erreichbarkeit rund um die Uhr, (2) ein multiprofessionelles Team, (3) aufsuchende Sozialarbeit und (4) begrenzte Zeitressourcen gekennzeichnet ist. Je nach Organisation unterscheiden sich die zeitlichen Ressourcen pro KlientIn: zwischen einem einmaligen Einsatz und anschließender Anbindung an entsprechende Einrichtungen und ungefähr sechs Stunden, in Ausnahmefällen auch bis zu 12 Stunden.

AkutsozialarbeiterInnen werden u.a. bei plötzlichen Todesfällen, Suizid(versuchen), Unfällen (mit Todesfolge), Krisen oder Gewaltdelikten hinzugezogen. Die meisten betroffenen Personen befinden sich dabei in einer Ausnahmesituation und sind zudem häufig mit Gefühlen der Ohnmacht und/oder Hilflosigkeit konfrontiert und erleben dabei eine Einschränkung der kognitiven Fähigkeiten. Der Fokus der Akutsozialarbeit liegt entsprechend auf dem subjektiven Erleben und Empfinden der betroffenen Personen, dem aktuellen Ereignis, dem Setting vor Ort (teilweise komplexe/unübersichtliche Situationen, unterschiedliche ProfessionistInnen bzw. Rettungskräfte vor Ort etc.), den Bedürfnissen der KlientInnen und dem Beziehungsaufbau. AkutsozialarbeiterInnen unterstützen betroffene Personen u.a. durch Krisenintervention am Ereignisort bzw. an ihrem Wohnort im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeitressourcen und vermitteln, sofern notwendig und von der Person gewünscht, an weiterführende Angebote.

Da sich sozialarbeiterische Methoden und Techniken an den Charakteristika des beruflichen Handlungsfeldes orientieren (vgl. Von Spiegel 2011: 9) und es in der Sozialen Arbeit nicht *die* eine Methode gibt (vgl. Kreft/Müller 2010: 23–24), sollen folgend methodische Handlungsweisen in der Akutsozialarbeit dargestellt werden, welche in der Bachelorarbeit aus den erhobenen Primärdaten erarbeitet wurden (vgl. Haberhofer 2020).

##### **4.1 Methodische Handlungsweisen**

Zu den eingesetzten sozialarbeiterischen Methoden und Techniken zählen (1) die aufsuchende Sozialarbeit in Form von Hausbesuchen, (2) eine kurze anamnestische Erhebung und Abklärung der Grundversorgung direkt am Ereignisort und (3) die Krisenintervention. Um betroffene Personen unterstützen zu können, wird ein Beziehungsaufbau angestrebt, wo es vorrangig um das Da-Sein einer Person geht. Diese Rolle übernehmen oftmals AkutsozialarbeiterInnen. Außerdem geben sie Raum für Emotionen und bieten Entlastung an.

Darüber hinaus liegt der Fokus auf (4) der Hilfe zur Selbsthilfe und der Ressourcenorientierung. Beides hat zum Ziel, die betroffene Person in kleinen Schritten hin zur Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit zu unterstützen sowie ihre Selbstwirksamkeit zu stärken. Sofern von der betroffenen Person erwünscht, kann das soziale Umfeld miteinbezogen werden. Diese Ressourcen sind stabiler und länger verfügbar als jene der AkutsozialarbeiterInnen. Weiters kommen (5) folgende Techniken der Gesprächsführung zum Einsatz: das aktive Zuhören, das Paraphrasieren, das Pacing und das Normalisieren. Der Umgang mit Personen, welche noch nicht über Erlebtes sprechen können, wurde von SozialarbeiterInnen, welche im Rahmen der Arbeit interviewt wurden, als Herausforderung erlebt. Ebenso müssen sie mit subjektivem Schuldempfinden und mit Warum-Fragen umgehen.

Weiters sollten AkutsozialarbeiterInnen (6) über Wissen im Umgang mit Tod und Trauer verfügen. Da es bei der Akutsozialarbeit um eine zeitlich begrenzte Erstversorgung geht, kann es sein, dass eine Person weiterführende Unterstützung braucht. SozialarbeiterInnen (7) vernetzen betroffene Personen entsprechend ihrer Bedürfnisse nachhaltig mit lokalen AnsprechpartnerInnen, z.B. Land (für finanzielle Förderungen), Gemeinde (für den Zugang zu Gemeindewohnungen oder lokalen Ressourcen), diverse soziale Träger, Krankenhäuser, PsychotherapeutInnen, Selbsthilfegruppen, Serviceclubs, soziale Einrichtungen oder Trauergruppen. Wichtig ist, dass der Übergang von der Akutbetreuung zu einer ggf. notwendigen längerfristigen Unterstützung gut begleitet wird.

In der Praxis dienen (8) Modelle, wie „B.E.L.L.A.“ (Sonneck/Kapusta/Tomanndl/Voracek 2016: 105–110) oder die „5 Säulen der Identität“ (Petzold 1993: 276) den SozialarbeiterInnen als Orientierungshilfe. Der Einsatz von Checklisten oder vorgefertigten Konzepten wird von den interviewten SozialarbeiterInnen abgelehnt, da die Gefahr besteht, dass der Bezug zur individuellen Situation und den individuellen Bedürfnissen verloren geht. Da die (9) Haltung in der Akutsozialarbeit eine wichtige Rolle spielt und eng mit dem Einsatz von Methoden und Techniken verbunden ist, wurden folgende Faktoren von den InterviewpartnerInnen als relevant beschrieben:

- eine wertschätzende und empathische Grundhaltung,
- das Zurverfügungstellen eines sicheren Raumes, damit den Emotionen von betroffenen Personen Platz gegeben wird und Sicherheit signalisiert wird,
- gemeinsam mit der betroffenen Person ins Tun kommen,
- Personen aktiv in Entscheidungsprozesse miteinbeziehen,
- Offenheit,
- das Verabschieden von vorschnellem Lösungsdenken,
- Interesse an der Arbeit mit Krisen,
- Bereitschaft zur Selbstreflexion,
- Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und

- Abgrenzung und das Kennen eigener Grenzen.

Die Befragten beschreiben Voraussetzungen, die SozialarbeiterInnen/Organisationen in der Akutsozialarbeit erfüllen müssen, um professionell tätig zu sein. So braucht es von Seiten der Organisation eine Fehlerfreundlichkeit, Möglichkeiten zum Austausch im Team und zur Vernetzung sowie das Angebot von Supervisionen und Fortbildungen. SozialarbeiterInnen sollten ein gutes Maß an Psychohygiene, Fachwissen, praktische Erfahrung, Bereitschaft zur Supervision und Selbstreflexion, eine gewisse sozialarbeiterische Haltung und gewisse Kompetenzen, wie Belastbarkeit, Empathie, Verlässlichkeit, Teamfähigkeit oder den Einsatz der eigenen Person als Werkzeug, mitbringen.

Zusammengefasst lässt sich erkennen, dass sich das methodische Handeln in der Akutsozialarbeit (siehe Abbildung 3) aus dem Setting, den angewendeten sozialarbeiterischen Methoden und Techniken und der Haltung zusammensetzt. Grundsätzlich gibt es hier keinen Unterschied zu SozialarbeiterInnen in anderen Handlungsfeldern, jedoch liegt der Fokus in der Akutsozialarbeit bei der zeitlich begrenzten Unterstützung der Personen in Akutsituationen und der Krisenintervention.

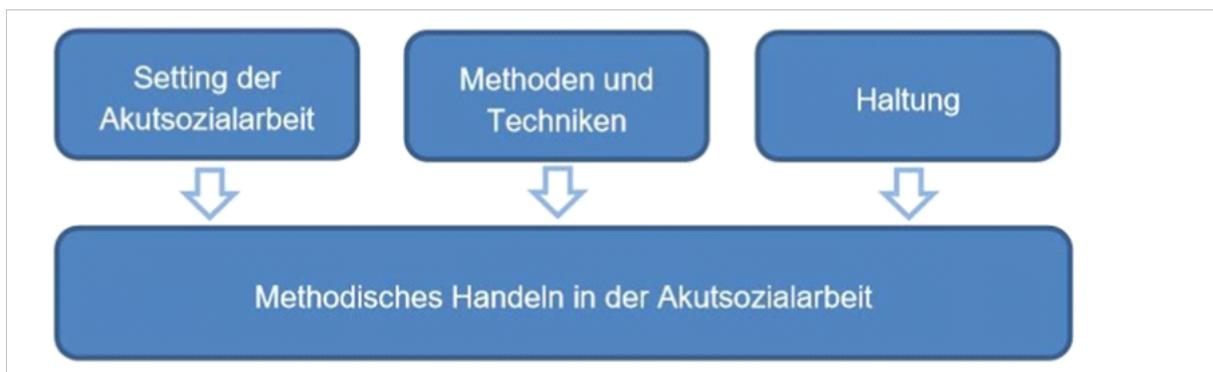


Abbildung 3: Methodisches Handeln in der Akutsozialarbeit (Haberhofer 2020: 29).

## 5. Das SoMobil-Projekt des AKUTteams Niederösterreich als Beispiel für Akutsozialarbeit

Im Folgenden wird gezeigt, wie die Praxis in der Akutsozialarbeit am Beispiel des AKUTteams Niederösterreich aussieht. Das Angebot des AKUTteams

„richtet sich an alle Menschen in Niederösterreich, die sich zurzeit in einer akuten, belastenden Situation befinden. Sie bekommen rasche, kostenfreie psychosoziale Betreuung bis zu sechs Stunden durch Fachkräfte wie PsychologInnen, PsychotherapeutInnen und SozialarbeiterInnen“. (Notruf NÖ: o.A.)

Die MitarbeiterInnen sind im Einsatz bei medizinischen Notfällen und plötzlichen Todesfällen, Unfällen mit Schwerverletzten oder mit Todesfolge, Suiziden, Suizidandrohungen und -versuchen, zur Betreuung von Betroffenen oder Angehörigen, Gewalttaten, akuten Krisen im familiären Bereich sowie Elementarereignissen (vgl. Notruf NÖ o.A.).

Am Beispiel des SoMobil-Projekts des AKUTteams Niederösterreich, welches mit Dezember 2017 begann und eine mobile sozialarbeiterische Betreuung vor Ort für eine Dauer von bis zu sechs Stunden anbietet, kann dargestellt werden, welche Prozesse und Strukturen in der Falldokumentation zu erkennen sind. Dafür wurden 16 zufällig ausgewählte Falldokumentationen der sechs SozialarbeiterInnen (N=60 Fälle) mit der induktiven Kategorienbildung nach Mayring (2010) ausgewertet. Auf Grundlage der Erkenntnisse kann eine Standardisierung der Dokumentation sowie Qualitätssicherung vorgenommen werden, wodurch das Gesundheitssystem effizienter und effektiver gestaltet werden kann. Als Resultat werden vier Kategoriensysteme – (1) Indikation, (2) Arbeitsprozesse, (3) Problemfelder und (4) Ressourcen – unterschieden, beschrieben und interpretiert.

Die Beziehung von mobilen SozialarbeiterInnen des AKUTteams durch das medizinische Personal (Indikation) wird in der Dokumentation mit dem Verlust einer Person, Gewalterfahrungen oder Multiproblemlagen begründet. Akutsozialarbeit muss in der Lage sein, rasch Hilfe zu erbringen, trotz erhöhter Komplexität, bedingt durch soziale, psychische und/oder ökonomische Probleme. Das Zusammenspiel dieser Problemlagen erfordert einen raschen Einsatz durch SozialarbeiterInnen und macht ein Verstehen der individuellen Lebenslagen der KlientInnen notwendig.

Als Ergebnis der Studie lassen sich die Arbeitsabläufe, wie sie in der Dokumentation der SozialarbeiterInnen dargestellt sind (siehe Abbildung 4), wie folgt klassifizieren:

- *Abklärung* funktioniert durch Hausbesuche, Gesprächstechniken, Diagnostik, Assessment, soziale Anamnese, Netzwerkarbeit und Checklisten, um den Fall ganzheitlich und prozessorientiert zu erfassen;
- *Gesprächstechniken* umfassen kommunikative Fähigkeiten, um u.a. Beziehungsaufbau, Krisen- und Motivationsarbeit zu ermöglichen;
- *Planung und Strukturierung* ist u.a. bei Vereinbarungen, Interventionen und Terminen notwendig;
- SozialarbeiterInnen geben, klären und sammeln *Informationen* beispielsweise zu Rechten, Pflichten und Problemfeldern der KlientInnen;
- *Vernetzung und Vermittlung* dient der Verbindung zwischen KlientInnen, professionellen HelferInnen und dem Umfeld;
- ein *Fallabschluss* zeichnet sich durch Bedarfsabklärung, Fallübergabe, Vermittlung oder Rückzug aus.

Diese Tätigkeitsformen sind miteinander prozesshaft verknüpft, voneinander abhängig und ermöglichen das ganzheitliche Erfassen des Falls, indem Sozialarbeit handlungsfeldübergreifend stattfindet. Die Arbeitsprozesse sind flexibel anwendbar und ermöglichen dadurch eine effektive und effiziente Abklärung. Vielfältige Methoden (u.a. Gesprächstechniken, Checklisten, Netzwerkarbeit, Hausbesuche) werden eingesetzt,

nicht um die Probleme von KlientInnen direkt zu lösen, sondern um durch den Fokus auf die individuellen Problemlagen eine Anbindung an das Hilfesystem zu ermöglichen. Die Arbeitsprozesse haben in diesem Rahmen eine Lotsenfunktion.

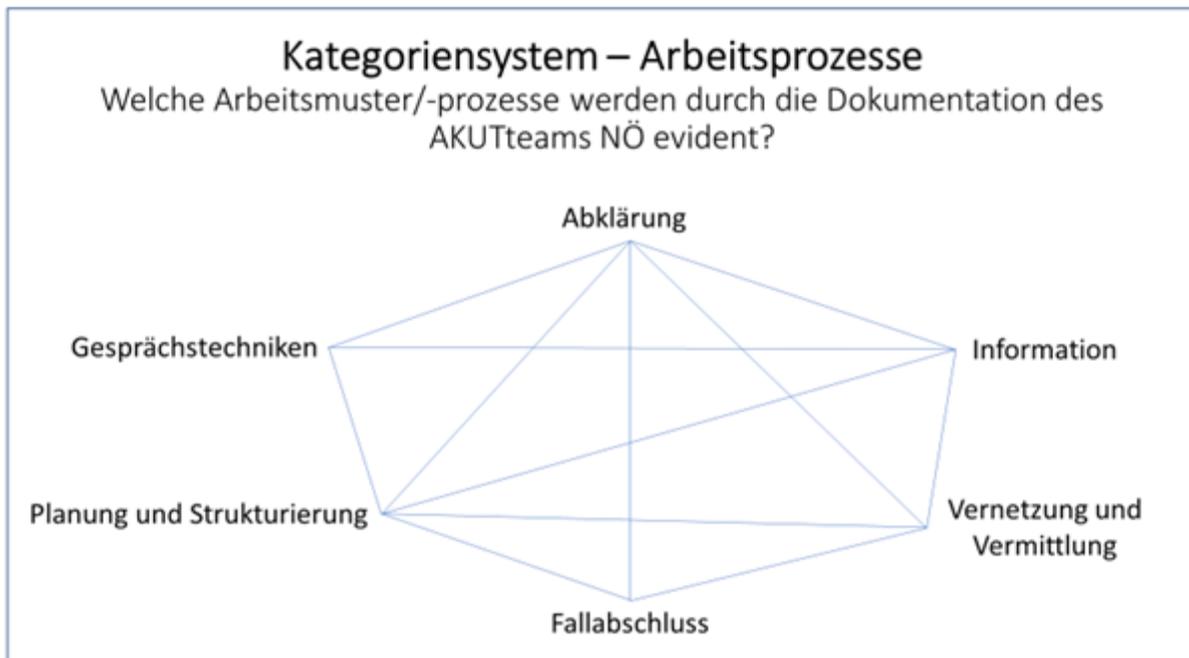


Abbildung 4: Kategoriensystem – Arbeitsprozesse (Fercher 2020: 21).

Die Problemfelder (siehe Abbildung 5) von KlientInnen der mobilen Akutsozialarbeit konnten anhand der Analyse der Dokumentation unterschieden werden in

- *Informations- und Beratungsbedarf* (z.B. betreffend Opferschutz, Obsorge oder professionelle HelferInnen);
- *Absicherung* (z.B. bei Delogierung, Schulden oder Kindeswohlgefährdung);
- *Gesundheit und Krankheit* (z.B. bei Verwahrlosung oder Vereinsamung);
- *Anforderungen* (u.a. bei Überforderung, Krisen und Konflikten);
- *Netzwerke und Wegweisung* (bei z.B. Ressourcenmangel, Multiproblemlagen, Isolation);
- *Recht* (z.B. bei Gefahr in Verzug, Antragsvoraussetzungen oder Viktimisierung);
- *Problem* (z.B. bei fehlender Problembeschreibung, Problemdefinition oder Multiproblemlagen) und
- *Professionelle HelferInnen* (z.B. bei Vertrauensverlust und Misstrauen der KlientInnen).

Der Fokus auf die Problemlagen ist notwendig, da die SozialarbeiterInnen feststellen, ob das tatsächliche Problem mit dem *presented problem* (vgl. Redelsteiner 2013) übereinstimmt. Dies führt zu einer Problemzentrierung. Zusätzlich werden dadurch die (akuten) Bedürfnisse und Probleme der KlientInnen empathisch gewürdigt. Ähnlich dem Case Management (vgl. Monzer 2013: 142), werden Versorgungsangelegenheiten und individuelle Problemlagen in ihren Wechselwirkungen erkundet, allerdings

kurzfristig und mit dem Ziel einer raschen Anbindung an andere Hilfesysteme. Dabei wird die Versorgungskette durch die SozialarbeiterInnen auf Basis der Sozialgesetze individuell geplant. Haye und Kleve (2003) erklären diese problem- und individuumszentrierte Praxis der Sozialarbeit durch die Sozialgesetze, da rechtliche/gesetzliche Hilfsmöglichkeiten davon abhängen, ob Symptome/Probleme an den KlientInnen gefunden werden. Die Symptome werden damit selbst zum Problem, weil erst das Erkennen sowie die Klassifizierung einen Anschluss ermöglichen. Anhand der Arbeitsprozesse und der Problemzentrierung wird deutlich, wie die SozialarbeiterInnen des AKUTteams außerhalb der Kernarbeitszeit Versorgungsangelegenheiten eruieren und Vermittlung gewährleisten.

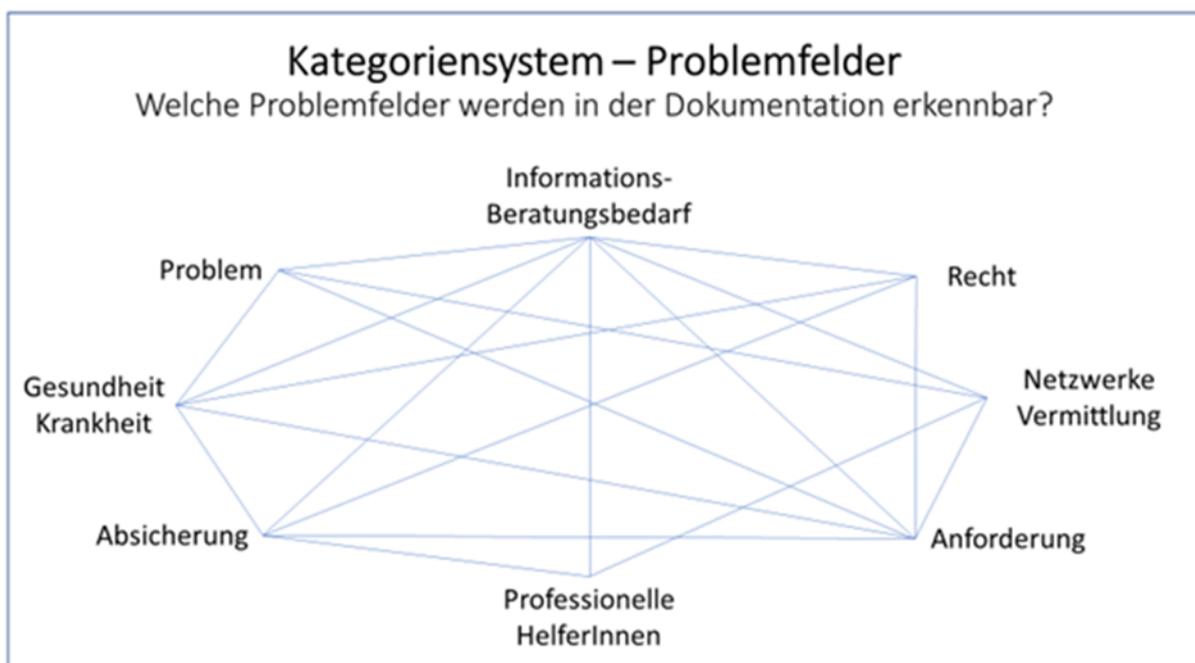


Abbildung 5: Kategoriensystem – Problemfelder (Fercher 2020: 25)

Neben den Problemfeldern werden anhand der Analyse der Dokumentation Ressourcen erkennbar. Sie umfassen das Netzwerk, professionelle HelferInnen sowie persönliche Fähigkeiten und fließen in die Dokumentation des AKUTteams NÖ ein, um sie entweder transparent und nutzbar zu machen (z.B. Finanzen, Beruf und das Netzwerk) oder um ihre unterstützende Funktion aufzuzeigen (z.B. bei Trauerarbeit, Verantwortungsabgabe und Arbeitsteilung). Dadurch werden die Probleme entindividualisiert und das Netzwerk übernimmt Aufgaben der Sozialen Arbeit, die zur Entlastung führen. Die Soziale Arbeit übernimmt in diesem Fall eine Integrationsfunktion. Indem die verborgenen Ressourcen abgeklärt und sichtbar gemacht werden, können diese einbezogen werden, um den Alltag wieder handhabbar zu machen.

## 6. Fazit – Warum es Akutsozialarbeit braucht

Derzeit gibt es einen Versorgungsmangel außerhalb der üblichen Kernarbeitszeiten der Sozialen Arbeit in Österreich. Betroffene erhalten keine adäquate (sozialarbeiterische) Unterstützung und andere Berufsgruppen bzw. Fachkräfte weisen für bestimmte Problemlagen keine ausreichenden Methoden sowie Verweisungs- und Vernetzungskompetenzen auf. Um eine bessere Zusammenarbeit mit relevanten anderen Berufsgruppen zu erreichen, könnten Adaptionen bei der Ausbildung von RettungssanitäterInnen und PolizistInnen vorgenommen werden. Damit wären diese besser auf die Problemlagen und Bedürfnisse von KlientInnen vorbereitet.

Die Erhebung der KlientInnenperspektive zeigt, dass der Wunsch nach Unterstützung in Krisensituationen vorhanden ist. Dabei werden von den HelferInnen bestimmte Verhaltensweisen und Eigenschaften erwartet. Ein wertfreier und wertschätzender Umgang ist hier zentral. Unserer Ansicht nach können die Problemlagen und Bedürfnisse der KlientInnen durch das Angebot von Akutsozialarbeit bearbeitet werden. Deshalb ist es uns wichtig, dass sich Soziale Arbeit für die Weiterentwicklung der Akutsozialarbeit engagiert, sodass eine flächendeckende mobile Soziale Arbeit in psychosozialen Krisensituationen für betroffene Personen erreichbar ist.

Akutsozialarbeit bietet einen Ansatz, die individuellen Problemlagen erkennbar zu machen und an passende Angebote zu verweisen. Mobile Akutsozialarbeit stellt eine rasche und niederschwellige Unterstützungsmöglichkeit vor Ort für Menschen dar, wodurch sich Problemlagen nicht verfestigen und ein „Hängenbleiben“ im professionellen HelferInnennetz verhindert werden kann (Stichwort: DrehtürpatientInnen). Somit könnten auf lange Zeit auch Ressourcen – und vor allem Kosten – eingespart werden, wenn dieses Angebot flächendeckend ausgeweitet werden würde. Voraussetzung dafür ist, dass die Finanzierung geregelt ist und österreichweit gemeinsame Standards für die Akutsozialarbeit entwickelt werden. Der Einbezug von KlientInnen und ein professionsübergreifendes Verständnis der Situation ermöglichen einen ganzheitlichen Unterstützungsansatz.

Der Fokus der derzeit in Settings der Akutsozialarbeit eingesetzten Methoden liegt auf den punktuellen und individuellen Bedürfnissen der betroffenen Person. Krisenintervention, Gesprächsführung, Hilfe zur Selbsthilfe, Ressourcenorientierung, aufsuchende Soziale Arbeit, Vernetzung, Sozialraumorientierung und Stärkung des sozialen Netzes sind dabei relevante Aspekte des situationsspezifisch angewandten methodischen Handelns. Das methodische Handeln muss in Bezug zur Haltung der SozialarbeiterInnen einer ständigen Reflexion und Qualitätskontrolle unterzogen werden. Um Versorgung und Vermittlung der KlientInnen an die passenden Hilfsangebote zu gewährleisten, nutzt die Akutsozialarbeit, wie es am Beispiel des AKUTteams Nieder-

österreich gezeigt wurde, ein kurzfristiges, problemzentriertes und ressourcenorientiertes Fallmanagement und übernimmt dadurch eine stellvertretende Integrations- und Lotsenfunktion.

Indem sich Einrichtungen auf spezifische Ziele, Problemlagen, KlientInnen und Aufgaben spezialisieren, werden Zuständigkeitsbereiche bzw. Zielgruppen definiert. Wenn die Zuständigkeit/Zielgruppe geklärt ist, fällt alles Undefinierte und nicht Angesprochene in den Bereich der Unzuständigkeit. Dieser Graubereich wird zum Schwachpunkt unserer Gesellschaft, wenn Personen mit ihren Problemen keine passende Einrichtung finden, um diese bearbeiten und lösen zu können. Dieses Phänomen tritt besonders auf, wenn die individuellen Probleme akut, nicht klar definierbar und/oder komplex sind. Eine Lösungsmöglichkeit für den Schwachpunkt stellen wir mit dem Konzept einer Akutsozialarbeit vor. Während SpezialistInnen sich auf klar abgegrenzte Aufgaben und Methoden konzentrieren, treten wir für einen Bedarf an GeneralistInnen ein. Diese GeneralistInnen sollen über eine Vielfalt an flexibel anwendbaren Methoden verfügen, um Probleme mobil und durch eine rasche Intervention einordnen zu können, sodass eine Verweisung an eine spezialisierte Einrichtung möglich ist. Es besteht ein Mangel an ExpertInnen für ExpertInnen, welche die Passgenauigkeit von Einrichtungen für die KlientInnen eruieren.

Während bei gesundheitlichen Problemen der/die HausärztIn (oder der/die NotärztIn) einen Fahrplan (z.B. Überweisung an LungenärztIn) festlegt, wäre es Aufgabe der Sozialen Arbeit, Lösungswege für (akute) Probleme zu erarbeiten, wenn das Leid einer Person nicht mit einer medizinischen Ursache zu erklären oder einer Profession zuordenbar ist. Zielführend würden wir einen Diskurs in der Sozialen Arbeit finden, der sich mit der Frage befasst, inwieweit SozialarbeiterInnen nicht nur bei einem Rettungsnotruf, sondern allgemein beim Wählen des Notrufs (u.a. Polizei, Rettung, Feuerwehr) aktiviert werden sollten, wenn die geschilderte Problematik auf psychosoziale Probleme hinweist.

## Verweise

<sup>1</sup> Mit ‚klassischer‘ Sozialer Arbeit werden die Tätigkeitsfelder und Aufgaben bezeichnet, wie sie in der Handlungsfeldbeschreibung des *Österreichischen Berufsverbandes* definiert werden (vgl. obds 2004). Die Welt befindet sich in einem Prozess des permanenten Wandels. Und damit entstehen für die Soziale Arbeit neue Herausforderungen. Durch diese verändern sich in Folge die Bedürfnisse der Hilfesuchenden/Betroffenen. Dadurch müssen die Methoden, Aufgaben, Tätigkeitsformen, Dienstverhältnisse, Arbeitsbedingungen der Sozialen Arbeit reflektiert und wenn nötig angepasst werden, um für KlientInnen erreichbar zu sein.

<sup>2</sup> Die Ausbildungsverbände können hier selbst Schwerpunkte setzen. Zumindest zwei Stunden sind für diesen Bereich vorgesehen. Die gesetzlichen Grundlagen für die Ausbildung sind das Bundesgesetz über Ausbildung, Tätigkeiten und Beruf der Sanitäter (kurz: SanG) sowie die Verordnung der Bundesministerin für Gesundheit und Frauen über die Ausbildung zum Sanitäter (kurz: San-AV). Auf Basis der Vorgaben dieser Gesetze werden die Ausbildungsunterlagen zusammengestellt.

<sup>3</sup> Bedürfnisse der KlientInnen werden nach Ilse Arlt definiert und damit sind seelische Vorgänge gemeint, die der Bedürfnisbefriedigung vorausgehen (vgl. Arlt 1921: 37f).

## Literatur

- Arlt, Ilse (1921): Die Grundlagen der Fürsorge. Wien: Österreichischer Schulbücher Verlag.
- Böhmer, Veronika/Redelsteiner, Christoph/Zahorka, Florian (2020): Definition Akutsozialarbeit. Unveröffentlicht.
- Clifford, Derek/Williams, Glen (2002): Important Yet Ignored: Problems of 'Expertise' in Emergency Duty Social Work. In: *The British Journal of Social Work*, 32 (2), S. 201–215.
- Eder, Melina (2020): Partizipative Mitgestaltung des Handlungskonzeptes der Akutsozialarbeit. Bachelorarbeit FH St. Pölten.
- Fercher, Stefan (2020): Die Dokumentation der SozialarbeiterInnen des AKUTteam Niederösterreich. Eine Qualitative Inhaltsanalyse. Bachelorarbeit FH St. Pölten.
- Franzkowiak, Peter (2003): Zum Verhältnis von Sozialer Arbeit und Gesundheitsförderung. In: *Präventionen – Zeitschrift für Gesundheitsförderung*, 1/2003, S. 25–28.
- Haberhofer, Beate (2020): Methodische Handlungsweisen in der Akutsozialarbeit. Bachelorarbeit FH St. Pölten.
- Haye, Britta/Kleve, Heiko (2003): Die sechs Schritte helfender Kommunikation. Eine Handreichung für die Praxis und Ausbildung Sozialer Arbeit. <https://www.ams-forschungsnetzwerk.at/deutsch/publikationen/BibShow.asp?id=5095&sid=155803158&look=0&stw=kleve&gs=1&lng=0&vt=0&or=0&woher=0&akt=0&zz=30&mHlId=0&mMlId=0&sort=jahrab&Page=1> (30.03.2020).
- Kreft, Dieter/Müller, Carl Wolfgang (2010): Methodenlehre in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Methoden, Verfahren, Techniken. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., überarb. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Möller, Kurt (2019): Ordnungshüter mit und ohne Uniform? Was polizeiliche und Soziale Arbeit verbindet und trennt. In: *Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete*, 05–06/2019, S. 163–164.
- Monzer, Michael (2013): Case Management Grundlagen. Heidelberg: medhochzwei.
- Notruf NÖ (o.A.): Idee & Hintergrund. <https://akutteam.at/> (01.04.2020).
- obds – Österreichischer Berufsverband der Sozialen Arbeit (2004): Handlungsfelder der Sozialarbeit. Stand 17.10.2004. <https://www.obds.at/publikationen/basisdokumente-der-sozialen-arbeit/> (08.12.2020).
- Pantucek, Peter/Vyslouzil, Monika (1998): Theorie und Praxis Lebensweltorientierter Sozialarbeit. St. Pölten: SozAKTIV.
- Petzold, Hilarion G. (1993): Integrative fokale Kurzzeittherapie (IFK) und Fokaldiagnostik – Prinzipien, Methoden, Techniken. In: Petzold, Hilarion G./Sieper, Johanna (Hg.): *Integration und Kreation. Modelle und Konzepte der Integrativen Therapie, Agogik und Arbeit mit kreativen Medien*. Paderborn: Junfermann, S. 267–340.
- Redelsteiner, Christoph (2013): Die erste Versorgungsebene als Schlüsselstelle für eine adäquate Patientinnenlenkung. Primary Care als integrierter Lösungsansatz – ein Aufgabengebiet der sozialen Arbeit. In: *soziales\_kapital*, 09/2013. <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/256/412.pdf> (14.01.2020).
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Sonneck, Gernot/Kapusta, Nestor/Tomandl, Gerald/Voracek, Martin (2016): *Krisenintervention und Suizidverhütung*. 3., akt. Aufl. Wien: Facultas.
- Von Spiegel, Hiltrud (2011): *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit*. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Von Unger, Hella (2012): Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran? In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 13(1). <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/29016> (05.05.2020).

Zeilinger, Jacqueline (2020): „Ist denn wirklich niemand da?“ Rettungssanitäter\*innen als Brücke zur Akutsozialarbeit? Bachelorarbeit FH St. Pölten.

## **Links**

Projekt: Sozialarbeit im Notfall am Beispiel Akut-Sozialarbeit und Emergency Duty Social Work, FH St. Pölten. <https://research.fhstp.ac.at/projekte/sozialarbeit-im-notfall-am-beispiel-akut-sozialarbeit-und-emergency-duty-social-work> (08.12.2020).

## **Über die Autor\_innen**

### **Melina Eder, BA**

melina.eder@gmx.at

Bachelorabschluss in Soziale Arbeit, derzeit tätig als Pool-Sozialarbeiterin an Bezirksverwaltungsbehörden, Fachgebiet Sozialarbeit.

### **Stefan Fercher, BA MA**

stefan.fercher@gmail.com

Studium der Soziologie (MA; Bakk.phil.) und der Sozialen Arbeit (BA). Derzeit tätig im *Sozial Betreuten Wohnhaus Franziska Fast* (Volkshilfe Wien) als Sozialarbeiter im Bereich Wohnungssicherung. Arbeitsschwerpunkte: Offene Kinder- und Jugendarbeit, Obdach und Wohnen, Behindertenhilfe und Gesundheitsförderung.

### **Beate Haberhofer, BA**

beate.haberhofer@gmail.com

Bachelorabschluss in Soziale Arbeit, derzeit tätig als Sozialarbeiterin in einer Beratungsstelle für Arbeitsuchende.

### **Jacqueline Zeilinger, BA**

jacqueline.zeilinger@hotmail.com

Bachelorabschluss in Soziale Arbeit, derzeit im Masterstudium Soziale Arbeit an der FH St. Pölten.

Natalie Eller:

## “If You’re Not Uncomfortable, You’re Not Listening”

### White Saviorism in der Sozialen Arbeit

#### Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel, der auf der Bachelorarbeit der Autorin basiert, widmet sich dem Thema *White Saviorism*. Dabei handelt es sich um eine Auswirkung von Kolonialismus sowie Rassismus, die in verschiedenen Bereichen sichtbar und in dieser Arbeit innerhalb der Sozialen Arbeit aufgezeigt wird. Ein weiterer Fokus liegt auf Möglichkeiten des Umgangs mit *White Saviorism*. Hierbei liegt das Hauptaugenmerk auf der Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien, aber auch auf konkreten Handlungsmöglichkeiten im Alltag. Die Ergebnisse der Arbeit verdeutlichen die immer noch andauernden Auswirkungen des Kolonialismus anhand von *White Saviorism* und unterstreichen die Notwendigkeit einer Entkolonialisierung auch in anderen Bereichen als in der Aufgabe territorialer Vormachtstellungen europäischer Länder in ihren Kolonien und des Erschaffens von Handlungsmöglichkeiten. Folglich ist es die Pflicht der Sozialen Arbeit und des Globalen Nordens, sich mit den eigenen Privilegien auseinanderzusetzen sowie Rassismen und ihre Auswirkungen aufzudecken und ihnen entgegenzutreten.

**Schlagworte:** White Saviorism, Rassismus, Kolonialismus, weiße Privilegien, kritische Weißseinsforschung

#### Abstract

The following article, which is based on the author's bachelor thesis, focuses on White Saviorism. The origin of this complex can be found in colonialism and racism. The paper shows that White Saviorism is visible in different areas, illustrated here in the area of social work. A further relevant topic is possible solutions for dealing with this issue. The focus lies on the confrontation with one's privileges and suitable scope for action. This paper's findings prove the still existing effects of colonialism, which are made visible through White Saviorism, and underline the importance of decolonialization and the necessity to create opportunities for action. Therefore, it is the duty of social work and the Global North to reflect upon related privileges as well as to reveal and work against racism.

**Keywords:** White Saviorism, racism, colonialism, white privilege, critical whiteness studies

## 1. Einleitung

“We never said 'No White People' – We just know you shouldn't be the hero of the story.” (NWS 2020)

In diesem Zitat verweist die Organisation *No White Saviors* auf eine Auswirkung von Kolonialismus sowie eine Form von Rassismus: *White Saviorism*. Der vorliegende Artikel soll eine allgemeine Einführung in diese Thematik bieten und mögliche Handlungsalternativen aufzeigen.

Es besteht ein persönliches Interesse an der Thematik, da ich selbst mein Berufspraktikum, im Zuge meines Bachelorstudiums der Sozialen Arbeit in Wien, in Uganda absolvierte und dort erstmals bewusst mit *White Saviorism* in Kontakt kam. Dabei beschäftigte es mich sehr, wie es als Weiße Person möglich ist, einen richtigen Umgang in einer Organisation von *People of Color*<sup>1</sup> einzunehmen. Da ich in der Organisation schnell in Funktionen hineingeriet, die hohe Verantwortung erforderten und eigentlich nicht meiner Position entsprachen, wurde mir die Gefahr bewusst, als Weiße Person eine Rolle einzunehmen, die mich gegenüber meinen Schwarzen Kolleg\*innen hierarchisch höherstellt und mir die Funktion einer „Weißen Retterin“ zuweist.

Dieser Artikel hat zum Ziel, die Aktualität von *White Saviorism* allgemein sowie explizit in der Sozialen Arbeit aufzuzeigen. Um diesem Ziel gerecht zu werden, wird *White Saviorism* im ersten Teil definiert und daran anschließend im zweiten Teil innerhalb der Sozialen Arbeit erörtert. Hier liegt der Schwerpunkt auf der Entwicklungszusammenarbeit. Im dritten Teil soll es schließlich um Möglichkeiten der Sozialen Arbeit gehen, *Savior*-Rollen abzugeben und antirassistisch und antidiskriminierend zu arbeiten.

Die Begriffe „Weiß“ und „Schwarz“ werden im Folgenden großgeschrieben, um auf deren soziale Konstruktion hinzuweisen. Dies soll darauf aufmerksam machen, dass es sich um keinerlei biologische Merkmale handelt.<sup>2</sup>

## 2. Was ist White Saviorism?

2012 wurde erstmals der Begriff *White Savior Industrial Complex* (WSIC) von dem nigerianisch-amerikanischen Autor Teju Cole als Reaktion auf das Youtube-Video *Kony 2012*<sup>3</sup> eingeführt (vgl. Aronson 2017: 36). Der Begriff sollte dazu dienen, Machtverhältnisse aufzudecken sowie darzustellen, wie privilegierte Menschen des Globalen Nordens in Ländern des Globalen Südens ihre Vorstellungen aufzwingen wollen (vgl. Schneider 2015: 9). In dem Video (Russell 2012), das unter der Regie von Jason Russell, einem Weißen US-Amerikaner, mit Unterstützung der NGO *Invisible Children* erstellt wurde, steht der Kriegsherr Joseph Kony im Fokus. Offizielles Ziel des Films war es, Aufmerksamkeit für Joseph Kony, der die Rebellengruppe LRA (*Lord's Resistance*

*Army*) führte, zu erregen, diesen einzusperrern sowie das Leiden der Opfer zu reduzieren. Kony wird als das wahre Böse identifiziert, das beseitigt werden muss (vgl. Aronson 2017: 36, Bex et al. 2016: 32–34). Darauf reagierte Teju Cole mit sieben Statements via Twitter. Er weist darauf hin, dass *Kony 2012* die historischen Komplexitäten nicht beachtet und es sich vielmehr um eine Weiße Rettungsaktion handelt. Diese dient primär den vermeintlichen Helfern\*innen und weniger den anderen Beteiligten (vgl. Cole 2012). „The white savior industrial complex is not about justice. It is about having a big emotional experience that validates privilege.“ (Cole 2012) Bei genauerer Analyse des Videos durch Bex und Craps stellt sich heraus, dass durch die spezifische Darstellung und den Fokus auf Jason Russell der\*die Betrachter\*in dazu verleitet wird, mehr Empathie für diesen anstatt für die Opfer der LRA zu empfinden, da hauptsächlich über dessen Leben berichtet wird. Zusätzlich steht Russell mit seinen Emotionen im Vordergrund und er erzählt die Geschichte eines im Film vorkommenden Hauptopfers aus seiner Perspektive, was Coles These bestätigt (vgl. Bex et al. 2016: 33–37). Weitere Analysen, Aspekte und Folgen des Videos können beispielsweise der Dokumentation *Operation Kony – US-Beutezug in Afrika*<sup>4</sup> entnommen werden, die höchste Aktualität aufweist (vgl. Renaud 2019).

Zusätzlich charakterisiert Cole WSIC dadurch, dass sich *White Saviors* Bestätigung von außen erhoffen sowie den Drang haben, einen Unterschied im Leben von ärmeren und „bedauernswerten“ Individuen erzielt zu haben (vgl. Aronson 2017: 37). „A nobody from America or Europe can go to Africa and become a godlike savior or, at the very least, have his or her emotional needs satisfied.“ (Cole 2012) Wenn vom WSIC gesprochen wird, geschieht dies oft im Zusammenhang mit afrikanischen Ländern (vgl. Aronson 2017: 36–38, Cole 2012, Manji 2015: 15), jedoch ist der WSIC auch auf weitere Länder des Globalen Südens übertragbar.

Coles Begriff von WSIC verweist auf den Begriff „Military Industrial Complex“, der auf die anhaltende Erhöhung von Verteidigungsausgaben hinweist, was durch Lobbyarbeit von Rüstungsunternehmen, Militär sowie weiteren politischen Akteuren\*innen möglich gemacht wird. Im Zusammenhang mit WSIC will Cole darauf hindeuten, dass sich karitative Organisationen wie *Kony 2012* durch vergleichbare Strategien selbst erhalten (vgl. Bex et al. 2016: 45). Dies beschreibt er durch seine Aussage, dass WSIC „the fastest growth industry in the world“ (Cole 2012) ist.

In anderen Artikeln wird von *White Savior Complex* (WSC) oder *White Saviorism* (WS) gesprochen – Begriffe, die sich inhaltlich mit dem WSIC überschneiden. Beispielsweise definiert Straubhaar den *White Savior Complex* als Komplex von Weißen Personen, den „armen unterdrückten Personen“ im Globalen Süden aufzuhelfen (vgl. Straubhaar 2015: 384). In einem Artikel von Sondel, Kretchmar und Dunn wird WS als Form von *White Supremacy*<sup>5</sup> definiert (vgl. Sondel et al. 2019: 7). Laut den Autorinnen handelt es sich bei WS um eine Ideologie, die in verschiedenen Bereichen wie Medien, Bildung, politischen und sozialen Diskursen sichtbar wird (vgl. Sondel et

al. 2019: 7). Die meisten Autoren\*innen nehmen jedoch Bezug auf Teju Cole, der den Diskurs rund um *White Saviorism* 2012 geprägt hat (vgl. Schneider 2015: 9, Sondel et al. 2019: 7, Straubhaar 2015: 384).

Zudem wird der Begriff *White Savior* häufig in der Filmindustrie verwendet. Filme werden dieser Kategorie dann zugeordnet, wenn sich die Handlung am WSIC orientiert. Der Fokus liegt auf dem Bemühen eines *White Saviors*, die nicht Weißen Charaktere zu retten (vgl. Hughey 2012: 752). Typischerweise wird dabei von einer Schwarzen Person ausgegangen (vgl. Murphy et al. 2018: 50), jedoch kann es sich auch um „non-White characters of other racial groups“ (Murphy et al. 2018: 50) handeln. Dabei werden Rollen reproduziert:

“The white savior syndrome has the tendency to render people of color incapable of helping themselves – infantile or hapless/helpless victims who survive by instinct. [...] Any progress or success tends to result from the succor of the white individual, which suggests that escaping poverty or ignorance happens only through the savior’s intelligence.” (Cammarota 2011: 244)

Somit wird vermittelt, dass *People of Color* nicht in der Lage sind, selbstständig Erfolge zu erzielen, was folglich zu einer Unterschätzung des Potenzials von *People of Color* führt (vgl. Cammarota 2011: 245). Oft wird dieser Prozess durch die Filmhandlung und das Entstehen von interrassischen Freundschaften verschleiert und somit von Betrachtenden als positiv und anti-rassistisch wahrgenommen (vgl. Hughey 2012: 751). Durch diese vermeintlich positive Geschichte, in der *People of Color* sozial aufsteigen, werden strukturelle Gewalt sowie rassistische Darstellungen zugelassen (vgl. Hughey 2010: 479). Dadurch wird eine *post-racial*<sup>6</sup> Gesellschaft angepriesen und Rassismus romantisiert (vgl. Hughey 2010: 475, Murphy et al. 2018: 49).

Ash charakterisiert das WS-Format als Träger von systemischer Ungleichheit, das von *colorblindness*<sup>7</sup> geprägt ist. Unter *colorblindness* versteht der Autor eine Ideologie, die von der Gleichheit aller Menschen unabhängig ihrer Hautfarbe ausgeht (vgl. Ash 2015: 88f.). In den Filmen wird somit der Eindruck vermittelt, dass alle Personen unabhängig von ihrer *Race*<sup>8</sup> und anderen Klassifizierungen in einer von sozialen Ungleichheiten geprägten Welt gleich bewertet werden, was jedoch bei genauerer Betrachtung nicht zutrifft (vgl. Sayed 2019: 248). Die Unsichtbarkeit von *Race* und folglich auch Rassismus wurde seit längerer Zeit von Kulturkritiker\*innen als Abwehrmechanismus bzw. innerer Widerstand erkannt (vgl. Sayed 2019: 90). Die Ursache von Ungleichheit wird in den persönlichen Fehlern von Einzelpersonen gesucht und das Thema *Race* verschwindet von der Bildfläche (vgl. Ash 2015: 88, Hughey 2010: 475–477). “Success among whites in comparison to minority groups is a result of individual determination, a strong work ethic, high moral values, and educational investment, rather than a systematic privilege enjoyed by Whites.” (Ash 2015: 88) Dabei werden soziale und ökonomische Faktoren wie Herkunft, Bildung, Arbeitsmöglichkeiten, Lohn

und Diskriminierung außer Acht gelassen (vgl. Cammarota 2011: 247f.). Beispielsweise werden in *White Savior*-Filmen die Probleme von *People of Color* auf ihr eigenes Fehlverhalten oder ihre schlechten Entscheidungen zurückgeführt (vgl. Sayed 2019: 260). In weiterer Folge ermöglicht dies die Erhaltung rassistischer Praktiken sowie *White Supremacy* (vgl. Sayed 2019: 91–94).

### **3. White Saviorism in der Sozialen Arbeit am Beispiel von Entwicklungszusammenarbeit**

Inwieweit ist nun die Soziale Arbeit von WS betroffen bzw. was bedeutet dies für sie?

Ausgehend von der ursprünglichen Definition von WS ist vor allem der internationale Bereich der Sozialen Arbeit sowie die Entwicklungszusammenarbeit betroffen, auf die nun als Erste eingegangen werden soll. Bei Ausweitung der Definition ist jedoch klar, dass die Problematik alle Handlungsfelder und Sozialarbeiter\*innen umfasst, was im zweiten Teil diskutiert werden soll.

In der Entwicklungspolitik sind teilweise fragliche Motive zu erkennen, die definitiv einige Merkmale von WS beinhalten. In dem hierfür relevanten Buch von Easterly *The White Man's Burden: Why the west efforts to aid the rest have done so much ill and so little good*) wird auf Rudyard Kipling verwiesen, der mit seinem Gedicht „The White Man's Burden“ Ende des 19. Jahrhunderts für Aufruhr sorgte (vgl. Schlup et al. 2006: 347). Dessen Hauptgedanke lässt sich wie folgt erläutern: „Die Bürde des weißen Mannes ist die Folge des selbstgefälligen Wunschdenkens des Westens, dass ‚wir‘ die Auserwählten seien, die den Rest der Welt retten müssen.“ (Easterly 2006: 32) Moore schreibt im Jahre 1968, dass Kipling mit dem Begriff „Weißer Mann“ „a man of right feeling and civilized moral standards, whatever his colour“ (Moore 1968: 51) verstanden hat. Fakt ist, dass viele Passagen des Gedichts, beispielsweise „half devil and half child“ (vgl. Schlup et al. 2006: 348), problematisch sind und als rassistisch interpretiert werden können. Das Gedicht blieb vor allem bis zum Ende des Ersten Weltkrieges aktuell (vgl. Moore 1968: 13), jedoch lassen sich teilweise bis heute noch Ähnlichkeiten in der Entwicklungszusammenarbeit erkennen. Beispielsweise blieb die dualistische Struktur des Kolonialismus bis heute erhalten, es wurden lediglich Begriffe ausgetauscht: zivilisiert/unzivilisiert wurde von entwickelt/unentwickelt abgelöst, wobei heute von Globalem Norden und Süden gesprochen wird (vgl. Ziai 2013: 17). „Bestehen bleibt demnach die Vorstellung, dass Gesellschaften in überlegene und unterlegene eingeteilt werden können, und wie im kolonialen Diskurs dient das Eigene als ideale Norm.“ (Ziai 2013: 17) Dabei wird unterschlagen, dass Probleme des Globalen Südens „durchaus mit der Außenwirtschaftspolitik des Nordens, mit dessen Unterstützung diktatorischer oder korrupter Regime und mit der Eingliederung in eine ungleiche internationale Arbeitsteilung zusammenhängen“ (Ziai 2013: 17). Des Weiteren werden gesellschaftliche Probleme wie Rassismus, sexuelle Gewalt, Umweltzerstörung sowie

hohe Suizidraten, die im Globalen Norden vorherrschen und die dessen Überlegenheit in Frage stellen, verschwiegen (vgl. Ziai 2013: 17).

An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass in dem vorliegenden Artikel die entwicklungstheoretische Perspektive des Post-Development Ansatz eingenommen wird. Dieser ist interessiert an Alternativen zu dem Konzept 'Entwicklung', da dieses aufgrund von „eurozentrischen, entpolitizierenden und autoritären Implikationen“ (Ziai 2014: 115) entschieden abgelehnt wird. Vertreter\*innen des Ansatzes fordern die Abschaffung des Begriffs, da dieser weder in der Entwicklungstheorie noch in der Entwicklungspolitik notwendig und präzisere, weniger fragwürdige Alternativen vorhanden seien (vgl. Ziai 2014: 112–115).

Das Prinzip der Entwicklungshilfe basiert auf einer Unterstützung des Globalen Nordens zu Gunsten der Entwicklung des Globalen Südens. Die postkoloniale Kritik geht davon aus, dass Defizite des Globalen Südens heute durch „Entwicklung“ anstatt wie früher durch „Zivilisation“ kompensiert werden sollen (vgl. Ziai 2013: 17). „Auf der Seite der Geberländer werden von außen eingebrachte Zielvorstellungen und die Pflege internationaler Abhängigkeiten sowie Ungleichheiten artikuliert.“ (Gad 2014: 80) Dabei wird ein Komplex erschaffen, bei dem die Bevölkerung von Ländern des Globalen Nordens das Gefühl hat, benachteiligte Länder „retten“ zu müssen, da diese ohne deren Unterstützung und Expertenwissen nicht aufsteigen könnten. Laut Easterly zeigen mehrere Beispiele, diese These auflösend, dass Länder des Globalen Südens ohne Hilfe von außen erhebliche Fortschritte machen (vgl. Easterly 2006: 36f.): „Viele der jüngsten Erfolgsstorys spielen sich in Ländern ab, die nur wenig Entwicklungshilfe bekamen und auch nicht sehr lange an IWF-Programmen teilnahmen.“ (Easterly 2006: 320) Der Begründer des auch in der Sozialen Arbeit als vielversprechenden Ansatz diskutierten *Capability Approaches*, Amartya Sen, kritisiert die nur begrenzte Kausalität bzw. Korrelation von den zwei Faktoren Entwicklungshilfe und wirtschaftlicher Performance in Easterlys Argumentation (vgl. Sen 2006: 174).

Wie auch bei WS untergräbt Entwicklungszusammenarbeit oft die Eigeninitiative, Eigenverantwortung und Partizipation der lokalen Bevölkerung, die folglich in einer abwartenden Position verbleibt (vgl. Gad 2014: 81). Denn „auch erfolgreiche Entwicklungsprojekte vermitteln den Betroffenen [...], Teil einer rückständigen Kultur zu sein.“ (Ziai 2013: 18) Auch die Soziale Arbeit in Ländern des Globalen Südens ist häufig an Konzepte des Globalen Nordens gebunden, was vor allem die lokale Bevölkerung und deren Problematiken unzureichend adressiert: „These imported models neither provide sufficient responses to contemporary challenges in society nor do they effectively meet the sociocultural realities in these contexts.“ (Spitzer 2019: 571) Generell kann gesagt werden, dass der Wissensaustausch in der Entwicklungszusammenarbeit von Norden nach Süden und mehrheitlich von Weißen zu Nicht-Weißen Personen verläuft (vgl. Ziai 2013: 18).

Eine weitere Parallele zu WS stellt die Motivation von Geberländern dar. Der kenianische Wirtschaftswissenschaftler James Shikwati, den auch Gads erwähnt, sieht Eigeninteresse als Hauptmotiv. Die sozial motivierten Gründe seien für viele dabei zweitrangig (vgl. Gad 2014: 81). „Zugleich unterstellt er den westlichen Entwicklungsorganisationen [...] das Bild des hilfsbedürftigen und leidenden Afrikas zu pflegen, um den Bestand der eigenen Aktivitäten zu sichern.“ (Gad 2014: 82) In Bezug darauf meint Manji: „For saviours to exist, there must be those in need of saving – saviours require victims – and turning other humans into victims is therefore a fundamental requirement of a saviour complex.“ (Manji 2015: 15) Es werden folglich Bilder von Ländern kreiert, die gerettet werden müssen, da sie selbst anscheinend nicht in der Lage dazu sind (vgl. Aronson 2017: 36). Dies beinhaltet oft beleidigende Abbilder der Länder des Globalen Südens (vgl. Schneider 2015: 9), die durch negative Zuschreibungen und verbreitete Bilder von Armut entstehen (vgl. Manji 2015: 14f.). „This mindset perpetuates the need for external forces to come in and save the day, but what gets left out of this conversation are the roles settler colonialism and white supremacy have had in creating these conditions in the first place.“ (Aronson 2017: 36f.)

Damit sich der *White Savior Complex* auch in der Entwicklungszusammenarbeit allmählich löst, schlägt Manji Folgendes vor:

“Saviours cannot thrive where a people retake control of their destinies, assert their dignity and humanity, create the structures for self-determination, organize to make collective decisions, take pride in their own cultures, and seek neither aid nor charity.“ (Manji 2015: 15)

Es ist unklar, ob die Länder des Globalen Südens ohne jegliche Unterstützung soziale Problematiken beseitigen können. Meiner Ansicht nach sollte der Globale Norden, der die aktuelle Lage des Globalen Südens durch den Kolonialismus erschaffen hat, zur Verantwortung gezogen werden und Entschädigungszahlungen leisten. Ansonsten bedarf es fairer Handelsverträge und des Endes der Ausbeutung des Globalen Südens in Bezug auf dessen Rohstoffe. Jedoch benötigt der Globale Süden keine paternalistische Entwicklungshilfe oder WSIC.

Bei weiterer Betrachtung ist die Thematik jedoch auch für Weiße Sozialarbeiter\*innen in der Arbeit mit *People of Color* im Globalen Norden elementar. Sie betrifft somit jegliche Bereiche der Sozialen Arbeit, in denen mit Klienten\*innen *of Color* gearbeitet wird. Primär ist dabei das Arbeitsfeld Migration zu nennen, sekundär fließt es allerdings in sämtliche Handlungsfelder ein. Nochmals eine Ebene weitergedacht, kann der WSIC auf ganze soziale Schichten sowie alle marginalisierten Personen übertragen werden. Dabei geht es um die Gemeinsamkeit einer Überlegenheit des\*der Sozialarbeiters\*in, die genutzt wird, um in erster Linie dessen\*deren emotionaler Befriedigung zu dienen, und nur sekundär den Klienten\*innen weiter hilft. Deshalb sollte reflektiert werden, was die Motivation von Sozialarbeiter\*innen ist, diesen Beruf auszuüben. Wenn die Aufwertung des eigenen Selbstbildes sowie die Selbstdarstellung

im Vordergrund stehen, sind *Savior*-Positionen vorhersehbar, da nicht der\*die Klient\*in mit seinen\*ihrer Bedürfnissen im Mittelpunkt steht, sondern der\*die Sozialarbeiter\*in selbst. Ein anderes vorstellbares Motiv innerhalb der Sozialen Arbeit, *White Saviorism* zu betreiben, ist die Kompensation von Schuld aufgrund eigener Privilegien sowie der Wunsch nach Beseitigung von Ungerechtigkeiten. Auch diese Muster sollten hinterfragt und aufgedeckt werden.

Doch auch abgesehen vom persönlichen Zugang ist eine Profession, die sich als Menschenrechtsprofession (vgl. Staub-Bernasconi 2007: 20–31) versteht, der Gefahr ausgesetzt, unter dem Vorwand des „Helfens“ gegebene Machtverhältnisse ohne kritische Überprüfung zu reproduzieren. Eventuell ist Soziale Arbeit gerade deshalb, weil „Helfen“ bzw. „Unterstützen“ eine zentrale Aufgabe darstellt, mehr wie andere Professionen gefährdet, unkritisch tätig zu werden. Es bedarf folglich einer konstanten Hinterfragung, ob Klienten\*innen eine „spezielle“ Behandlung erfahren und in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt werden, da der\*die Weiße Sozialarbeiter\*in sie „retten“ will.

#### 4. Umgangsweisen mit White Saviorism

Es stellt sich nun im Folgenden die Frage, wie adäquat mit *White Saviorism* vor allem in der Sozialen Arbeit, jedoch auch das einzelne Individuum betreffend, umzugehen ist. Die dargestellten Handlungsstrategien werden ausgehend von den *Critical Whiteness Studies*<sup>9</sup> (CWS) formuliert.

##### 4.1 Whiteness hinterfragen

Um Rassismus sowie *White Saviorism* verringern zu können, wird eine aktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Weißsein benötigt. “Without centralizing an analysis of our own Whiteness, we risk falling back on the endemic narratives of anti-Black racism, White saviorism, and colorblind racism.” (Sondel et al. 2019: 24)

Unter Weißsein wird heute ein gesellschaftliches Konstrukt verstanden, das eng mit Privilegien, Macht, Dominanzpositionen sowie Normen zusammenhängt. Als Zuschreibung, im Gegensatz zu tatsächlichen Eigenschaften, gilt, dass lediglich *People of Color* einer *Race* zugeordnet werden, Weißsein hingegen als mächtige Norm angesehen wird und eine unsichtbare Kategorie darstellt (vgl. Sayed 2019: 67–77). „Die Normsetzung zeigt sich nicht nur in der Unmarkiertheit der Kategorie Weißsein, sondern auch in ihrer bewussten Überhöhung bei gleichzeitiger Herabsetzung der Kategorie Schwarzsein.“ (Röggla 2012: 60) Weißsein ermöglicht darüber hinaus, andere Kategorien zu bilden, um Menschen einzuordnen, ohne selbst einer zuzugehören (vgl. Röggla 2012: 65). Um diese vermeintliche Neutralität aufzulösen, ist es ein Anliegen der CWS, Weißsein zu markieren (vgl. Röggla 2012: 30). Laut Tißberger kann erst

durch die Wahrnehmung von Weißsein als eigene Markierung „ein Bewusstsein dafür und damit die Voraussetzung für Handlungsfähigkeit“ (Tißberger 2017: 92) entstehen.

Es besteht jedoch die Gefahr, dass wiederholt Weiße Perspektiven als Hauptbezugspunkt betrachtet werden und Machtverhältnisse „basierend auf der Zuschreibung von Hautfarbe“ (Röggla 2012: 33) reproduziert werden. Wenn jedoch nicht über eigene Vorteile und Machtpositionen reflektiert wird, begünstigt dies rassistische Konstrukte und Ungleichheiten (vgl. Sayed 2019: 79-81). Folglich muss vorsichtig damit umgegangen werden und „statt der Selbstermächtigung durch einen aufwertenden Gebrauch muss die Zielsetzung der Verwendung des Begriffs Weißsein darin liegen, diese Position zu unterminieren, Macht gegen sie zu wenden und sie dadurch zu schwächen.“ (Röggla 2012: 34) McIntosh, eine Weiße Feministin, die Teil der Frauenbewegung war (vgl. Amesberger et al. 2008: 74), äußert sich dazu folgendermaßen: „As a white person, I realized I had been taught about racism as something which puts others on disadvantage, but had been taught not to see one of its corollary aspects, white privilege, which puts me at an advantage.“ (McIntosh 1989: 358) Nun stellt sich die Frage, welche Privilegien Weiße Personen gegenüber *People of Color* haben. Laut der Autorin haben Weiße Personen erlernt, ihre Privilegien zu übersehen. Deshalb erstellte sie mehrere Listen mit Privilegien, die sie im Alltag durch ihr Weißsein besitzt, die *People of Color* oft nicht genießen (vgl. McIntosh 1989: 358–359, McIntosh 1988: 76–78).

Darunter auch folgende:

“I can do well in a challenging situation without being called a credit to my race.

I am never asked to speak for all the people of my racial group.” (McIntosh 1989: 359)

“I can be late to a meeting without having the lateness reflect on my race.

I can worry about racism without being seen as self-interested or self-seeking.” (McIntosh 1988: 77)

Das letzte Beispiel verdeutlicht, dass *People of Color* von Rassismus betroffen sind und keine Wahl haben zu entscheiden, ob sie sich damit auseinandersetzen wollen. Weiße Personen hingegen können Rassismus wahrnehmen, aber sich auch stillschweigend von ihm bereichern lassen und der Auseinandersetzung entgehen (vgl. Tißberger 2017: 102). „Erst im Vergleich, also in der Erkenntnis, dass diese Erfahrungen für Nicht-Weiße keineswegs selbstverständlich sind, wird offensichtlich, dass es sich dabei um Privilegien handelt.“ (Röggla 2012: 64) Nach McIntosh kann erst das Anerkennen und Realisieren der weitläufigen Dimensionen von *White Privilege* zu einer Verhaltens- bzw. Systemänderung führen (vgl. McIntosh 1989: 359–361). In Bezug auf WS bedeutet dies, dass Weiße Sozialarbeiter\*innen sich mit ihrem Weißsein und damit verbunden Machtposition auseinandersetzen müssen, um anschließend *Savior*-Positionen verlassen zu können.

## 4.2 Unlearning White Privilege

*White Privilege* weist mehrere Ebenen auf, die unterschieden werden müssen: „Ausgehend von internalisierten Selbstwertgefühlen wirkt sich *White Privilege* auf interpersonaler Ebene aus und macht sich sowohl auf struktureller und institutioneller Ebene von Machtstrukturen bemerkbar.“ (Sayed 2019: 75) Nora Sternfeld beschreibt in ihrem Artikel „Der langsame und zähe Prozess des Verlernens immer schon gewusster Machtverhältnisse“, dass Menschen in einer hegemonialen Gesellschaft Machtverhältnisse sowie Klassenunterschiede, beispielsweise *Race*, erlernen. Sie argumentiert, dass Machtverhältnisse konstruiert sind und somit auch verändert werden können. Damit dies gelingt, muss Erlerntes verlernt werden – ein Prozess, den sie mit Gayatri Spivaks Begriff des *Unlearning* adressiert. Im Gegensatz zur Reflexion reicht es bei *Unlearning* nicht aus, bloß Logiken zu erkennen. Vielmehr soll ein Kampf gegen epistemische gesellschaftliche Denkweisen sowie deren Verschiebung erzielt werden (vgl. Sternfeld 2017).

„Es handelt sich eben nicht nur um Ideologiekritik, vielmehr geht es um eine Auseinandersetzung mit dem langsamen – manchmal mühsamen und schmerzhaften, manchmal aufregend-lustvollen – Prozess der Überschreitung und des Abarbeitens der antrainierten Sicherheiten, die die Machtverhältnisse tradieren.“ (Sternfeld 2017)

Dies deckt sich auch mit Ansätzen der *Critical Whiteness Studies*, die vorschlagen, Weißsein zu verlernen, abzulegen und aufzulösen (vgl. Amesberger et al. 2008: 116). „Ausstieg aus *Whiteness*, kann nur durch wiederholte Akte des Verrats erreicht werden, indem man Institutionen und Autoritäten der Macht herausfordert oder sich mit denjenigen, die nicht rassistisch privilegiert sind, identifiziert.“ (Röggla 2012: 119) Oft werden hier jedoch strukturelle Dimensionen außer Acht gelassen (vgl. Amesberger et al. 2008: 117) und konkrete Handlungsanweisungen fehlen (vgl. Röggla 2012: 117–119). Für die Soziale Arbeit bedeutet dies folglich, dass in sozialen Organisationen Themen wie *White Saviorism* und *White Privilege* mehr Beachtung finden müssen. Dies könnte beispielsweise durch Schulungen und Workshops passieren. Es bedarf der Sensibilisierung von Weißen Sozialarbeiter\*innen für diese Thematiken, um folglich überhaupt ein *Unlearning* von *White Privilege* zu erzielen.

## 4.3 Mehr Intoleranz im Alltag

Die Autorin Noah Sow macht darauf aufmerksam, dass Rassismus nicht toleriert oder geduldet werden darf. Es soll vielmehr Intoleranz gegenüber rassistischen Handlungen herrschen (vgl. Sow 2009: 271). Dies lässt sich meiner Meinung nach auch auf *White Saviorism* ausbreiten: Wenn ein solches Handlungsmuster beobachtet wird, soll es benannt werden und aktiv dagegen vorgegangen werden. Dies betrifft auch schein-

bare Kleinigkeiten, gut gemeinte Aktionen oder Zugänge von Menschen, die sich unbewusst in Helferpositionen versetzen. Des Weiteren sollte Kritik von *People of Color* an Weißen Handlungen uneingeschränkt ernst genommen werden. Um dies innerhalb der Sozialen Arbeit zu ermöglichen, müssen Räume geschaffen werden, in denen eine offene Kommunikation und Kritik möglich sind. Gerade in der Sozialen Arbeit gibt es Tendenzen, Rassismus in Organisationen zu tabuisieren: ‚Soziale Arbeit ist doch schließlich nicht rassistisch!‘. Im Alltag sind jedoch immer wieder Rassismus und *Savior*-Positionen von Weißen Sozialarbeiter\*innen ersichtlich, die nur mit einer offenen und kritikfähigen Haltung der einzelnen Personen beseitigt werden können. Ist dies nicht der Fall, führt die Konfrontation meistens zu Gegenangriffen oder Verleugnung.

Ein weiterer wichtiger Faktor, der Veränderungen herbeiführen kann, ist eine anti-diskriminierende Sprache. Sie impliziert einen sorgsam Gebrauch, damit der Begriff Schwarz in keinem diskriminierenden Kontext verwendet wird und somit *People of Color* abwertet (‚schwarzes Schaf‘, ‚Schwarzfahren‘) (vgl. Sow 2009: 271–273). In Bezug auf den WSIC ist es bedeutsam, dass *People of Color* Gehör geschenkt wird. Dabei wäre es zielführend, *People of Color* selbst für sich sprechen zu lassen (vgl. NWS 2020), sodass die Bedeutung von Weißen Perspektiven, gerade in Bezug auf *Communities of People of Color*, abnimmt.

Katharina Röggl sowie Amesberger und Halbmayr verweisen darauf, dass Theorien alleine nicht ausreichen und es einen „politischen Widerstand gegen rassistische Herrschaftssysteme“ (Röggl 2012: 8) braucht, um Veränderungen zu erzielen (vgl. Amesberger et al. 2008: 118). Dazu äußert sich Carr folgendermaßen: „Political and educational decision-makers and leaders need to take indigenous decolonization seriously [...] to expose the structural ways in which White supremacy and privilege continue to exist.“ (Carr 2017: 886) Wollen sich Sozialarbeiter\*innen gegen bestehende Machtverhältnisse, Unterdrückungssysteme und Institutionen, welche *White Privilege* erhalten, wehren, so sind sie gefragt, eigene Privilegien und Ressourcen zu nutzen, um Klienten\*innen zu ermächtigen und sie sprechen zu lassen.

## 5. Resümee

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sich bei *White Saviorism* um ein Phänomen handelt, bei dem eine Weiße Person sich als helfende Instanz versteht und eine *Person of Color* ‚rettet‘. Oft wird es im Kontext mit einer Weißen Person des Globalen Nordens und einer *Person of Color* des Globalen Südens porträtiert. Meiner Meinung nach kann *White Saviorism* jedoch breiter gesehen werden und somit auch innerhalb des Globalen Nordens beobachtet werden. Somit betrifft es folglich die Soziale Arbeit in allen Bereichen wie Handlungsfeldern, und nicht nur im internationalen Diskurs. Hier ist vor allem darauf zu verweisen, dass in der Sozialen Arbeit immer eine Hierarchie besteht, da Sozialarbeiter\*innen Privilegien zukommen, über die Klienten\*innen nicht

verfügen. Durch diese Grundbedingung der Sozialen Arbeit kann es unter anderem zu unreflektierten Hilfeprozessen kommen, bei denen die Bestätigung der\*des Sozialarbeiter\*in im Vordergrund und der Wille und die eigentlichen Bedürfnisse der Klienten\*innen im Hintergrund stehen.

Hinzu kommt, dass die Soziale Arbeit aufgrund ihrer Beschaffenheit als Menschenrechtsprofession (vgl. Staub-Bernasconi 2007: 20–31) Gefahr läuft, leicht in *White Savior*-Prozesse einzusteigen. Dahinter stehen vermutlich oft gute Intentionen oder interne Coping-Strategien, um die eigene Privilegiertheit zu rechtfertigen. Dies ändert jedoch nichts daran, dass rassistische und diskriminierende Handlungen ausgeführt und kolonialistische Muster reproduziert werden. In der machtasymmetrischen personalen Beziehung zwischen Sozialarbeiter\*in und Klient\*in bedarf es Reflexionsprozesse, um sich von *White Saviorism* zu lösen. Dafür bieten die *Critical Whiteness Studies* einen guten Ansatzpunkt, da *Whiteness* hinterfragt werden soll sowie folglich eigene Privilegien verlernt werden sollen. Dabei geht es um die Bewusstwerdung des eigenen, verinnerlichten, rassistischen Wissensarchivs und dessen Auswirkungen auf das eigene Denken, Handeln und Fühlen. Schließlich ermöglicht dies eine tatsächliche Begegnung auf Augenhöhe und eine Fokusverschiebung weg von den Kompetenzen und Stärken der des\*der Sozialarbeiters\*in hin zu jenen der Klienten\*innen.

Dies ist jedoch kein einfacher Prozess. Vermutlich handelt es sich um einen notwendigen, lebenslangen Begleitprozess. Es ist an der Zeit, dass die Soziale Arbeit, die mehrheitlich aus Weißen Sozialarbeiter\*innen besteht, sich mit *White Saviorism* befasst, eigene Privilegien aufdeckt und kritisch mit dem Privileg der eigenen Machtpositionen umgeht. Denn Weißsein impliziert, dass wir uns nicht mit rassistischer Diskriminierung auseinandersetzen müssen, wir sollten es aber, denn, um mit dem für diesen Artikel titelgebenden Zitat der Organisation *No White Saviors* zum Abschluss zu kommen: *“If You’re Not Uncomfortable, You’re Not Listening.”* (NWS 2020)

## Verweise

<sup>1</sup> *People of Color* ist ein Begriff, um Personen zu bezeichnen, die nicht der Weißen Mehrheitsbevölkerung angehören und demnach von Rassismus betroffen sind.

<sup>2</sup> Oft wird Schwarz groß und Weiß klein bzw. kursiv geschrieben, da es sich lediglich bei Schwarz um eine politische Kategorie handelt. „Die Großschreibung von Schwarz sei Ausdruck bzw. Anerkennung des politischen Kampfes um Gleichberechtigung sowie von Widerständigkeit.“ (Amesberger et al. 2008: 11) Da Schwarz und Weiß jedoch nicht unabhängig voneinander bestehen und sich ihre Bedeutungsinhalte aufeinander beziehen, werden hier beide als politische Kategorien gesehen und folglich großgeschrieben.

<sup>3</sup> <http://www.youtube.com/watch?v=Y4MnpzG5Sqc>

<sup>4</sup> [https://www.youtube.com/watch?v=wQUR\\_-TWvHU](https://www.youtube.com/watch?v=wQUR_-TWvHU)

<sup>5</sup> „Unter diesem Begriff werden eine Reihe gesellschaftspolitischer Einstellungen, Systeme und Bewegungen subsumiert, die die Vorstellung vereint, dass Weißsein allen anderen Formen *rassistischer* Kategorien überlegen sei.“ (Sayed 2019: 82)

<sup>6</sup> Der Begriff *Post-racial* beschreibt eine Gesellschaft, in der Diskriminierung und Rassismus nicht mehr vorhanden sind (vgl. Sayed 2019: 7).

<sup>7</sup> Trotz der fraglichen Verknüpfung mit Ableism soll der Begriff *Colorblindness* in der folgenden Arbeit bewusst verwendet werden, da er in zahlreichen Literaturquellen genannt wird und in diesem Diskurs eine wichtige Rolle einnimmt.

<sup>8</sup> Aufgrund der negativen Behaftung des Ausdrucks ‚Rasse‘ habe ich mich dazu entschieden, den englischen Begriff *Race* zu verwenden. Hierbei ist es wichtig zu erwähnen, dass es sich bei *Race* um ein soziales Konstrukt handelt und kein biologisches Merkmal (vgl. Dietze 2009: 224).

<sup>9</sup> Die *Critical Whiteness Studies* entstanden durch Auseinandersetzung mit Rassismus und Feminismus in den USA (vgl. Tißberger 201: 85). Erste Ansätze waren bereits in der Zeit der Sklaverei erkennbar, in der Schwarze Personen mündlich Wissen über Weißsein austauschten. Spuren dieses angeeigneten Wissens wurden in Slave Narratives und ab dem 20. Jahrhundert in Form von Romanen und Theaterstücken sichtbar (vgl. Röggl 2012: 25–27). Ein weiterer wichtiger Schritt für die CWS wurde 1980 durch die Frauenbewegung erzielt, da Feministinnen *of Color* in politischen Auseinandersetzungen Weiße Feministinnen dazu aufforderten, die Kategorie Frau, die ausschließlich Weiß gedacht wurde, sowie ihr Weißsein zu hinterfragen (vgl. Dietze 2009: 222, Tißberger 2017: 87).

## Literatur

- Amesberger, Helga/Halbmayer, Brigitte (2008): Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur. Wien: Wilhelm Braumüller.
- Ash, Erin (2015): Racial Discourse in The Blind Side. The Economics and Ideology Behind the White Savior Format. In: *Studies in Popular Culture*, Jahrgang 38/1, S. 85–103.
- Bex, Sean/Craps, Stef (2016): Humanitarianism, Testimony, and the White Savior Industrial Complex: What Is The What versus Kony 2012. In: *Cultural Critique*, Jahrgang 92, S. 32–56.
- Cammarota, Julio (2011): Blindsided by the Avatar. White Saviors and Allies Out of Hollywood and in Education. In: *Education, Pedagogy, and Cultural Studies*, Jahrgang 33/3, S. 242–259.
- Carr, Paul R. (2017): Whiteness and White Privilege. Problematizing Race and Racism in a “Color-Blind” World and in Education. In: Fereidooni, Karim/EI, Meral (Hg.): *Rassismuskritik und Widerstandsformen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 871–889.
- Dietze, Gabriele (2009): Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion. In: Tißberger, Martina/Dietze, Gabriele/Husmann-Kastein, Jana (Hg.): *Weiß-Weißsein-Whiteness*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 219–247.
- Easterly, William (2006): *Wir retten die Welt zu Tode. Für ein professionelleres Management im Kampf gegen die Armut*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Gad, Daniel (2014): *Die Kunst der Entwicklungszusammenarbeit. Konzeptionen und Programme einer auswärtigen Kulturpolitik nordischer Staaten*. Hildesheim: Springer VS.
- Hughey, Matthew W. (2010): The White Savior Film and Reviewers’ Reception. In: *Symbolic Interaction*, Jahrgang 33/3, S. 475–496.
- Hughey, Matthew W. (2012): Racializing Redemption, Reproducing Racism. The Odyssey of Magical Negroes and White Saviors. In: *Sociology Compass*, Jahrgang 6/9, S. 751–767.
- Kipling, Rudyard (1899): The White Man’s Burden. In: Leonard Schrup /Stephen H. Paschen (Hg.), *The 1890s in America. Documenting the maturation of a nation*. United States: Edwin Mellen Press, 347–350.
- Manji, Firoze (2015): Solidarity not saviours. In: *New Africa*, Nr. 546, S. 14–15.
- McIntosh, Peggy (1989): White Privilege. Unpacking the Invisible Knapsack. In: Kesselman, Amy/McNair, Lily D./Schniedewind, Nancy (Hg.): *Women – images and realities. A multicultural anthology*. California: Mayfield Publishing Company, S. 358–361.
- McIntosh, Peggy (1988): White Privilege and Male Privilege. In: Shaw, Susan M./Lee, Janet: *Women’s Voices, Feminist Visions. Classic and Contemporary Readings*. New York: Mc Graw Hill, S. 75–82.
- Moore, Katharine (1968): *Kipling and the White Man’s Burden*. London: Faber & Faber.

- Murphy, Mollie K./Harris, Tina M. (2018): White Innocence and Black Subservience. The Rhetoric of White Heroism in The Help. In: Howard Journal of Communications, Jahrgang 29/1, S. 49–62.
- NWS (2020): No White Saviors. Decolonizing Missions and Development Work. <https://nowwhitesaviors.org/> (24.1.2021).
- Renaud, Jean-Baptiste (Reg.) (2019): Operation Kony: US-Beutezug in Afrika. [https://www.youtube.com/watch?v=wQUR\\_-TWvHU&t=3s](https://www.youtube.com/watch?v=wQUR_-TWvHU&t=3s) (24.1.2021).
- Röggla, Katharina (2012): Critical Whiteness Studies und ihre politischen Handlungsmöglichkeiten für Weiße AntirassistInnen. INTRO. Eine Einführung. Wien: mandelbaum.
- Russell, Jason (Reg.) (2012): KONY 2012. USA. <https://www.youtube.com/watch?v=Y4MnpzG5Sqc&t=537s> (24.1.2021).
- Sayed, Lima (2019): Weiße Helden im Film. Der “White Savior Complex” – Rassismus und Weißsein im US-Kino der 2000er Jahre. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schneider, James (2015): Inside the White Saviour Industrial Complex. In: New Africa, Nr. 546, S. 9.
- Sen, Amartya (2006): The Man Without a Plan. Can Foreign Aid Work? In: Foreign Affairs, Jahrgang 85/2, S. 171–177.
- Sondel, Beth/Kretchmar, Kerry/Dunn, Alyssa Hadley (2019): „Who Do These People Want Teaching Their Children?” White Saviorism, Colorblind Racism, and Anti-Blackness in “No Excuses” Charter Schools. In: Urban Education, o.J., S. 1–30.
- Sow, Noah (2009): Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus. München: Wilhelm Goldmann Verlag.
- Spitzer, Helmut (2019): Social work in East Africa: A mzungu perspective. In: International Social Work, Jahrgang 62/2, S. 567–580.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit: Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession? Zum Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Deutschland mit einem Seitenblick auf die internationale Diskussionslandschaft. In: Lob-Hüdepohl, Andreas/Lesch Walter: Ethik Sozialer Arbeit. Ein Handbuch. Paderborn: utb, S. 20–54.
- Sternfeld, Nora (2017): Der langsame und zähe Prozess des Verlernens immer schon gewusster Machtverhältnisse. In: Migrazine. online magazin von migrantinnen für alle, Nr. 1. <http://www.migrazine.at/artikel/der-langsame-und-z-he-prozess-des-verlernens-immer-schon-gewusster-machtverh-ltnisse> (24.1.2021).
- Straubhaar, Rolf (2015): The stark reality of the “White Saviour” complex and the need for critical consciousness. A document analysis of the early journals of a Freirean educator. In: Compare, Jahrgang 45/3, S. 381–400.
- Teju, Cole (2012): The White-Savior Industrial Complex. In: The Atlantic, 21.03.2012, <https://www.theatlantic.com/international/archive/2012/03/the-white-savior-industrial-complex/254843/> (24.1.2021).
- Tiðberger, Martina (2017): Critical Whiteness. Zur Psychologie hegemonialer Selbstreflexion an der Intersektion von Rassismus und Gender. Wiesbaden: Springer VS.
- Ziai, Aram (2013): Frohe Weihnachten Afrika! Rassismus in der Entwicklungszusammenarbeit. In: ZEP. Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik, Jahrgang 36/2, S. 15–19.
- Ziai, Aram (2014): Im Westen nichts Neues? Stand und Perspektive der Entwicklungstheorie. Baden-Baden: Nomos.

## **Über die Autorin**

**Natalie Eller, BA**

natalie.eller10@gmail.com

Kindergarten- Hort- Sozialpädagogin und Sozialarbeiterin. Derzeit Absolvierung des Masterstudiengangs „Klinisch-therapeutische Soziale Arbeit“ in Aachen.

Arbeitsschwerpunkte befinden sich vor allem im klinischen und internationalen Bereich.

Timna Langer:

## **Auswirkungen persönlicher Krisen von Sozialarbeiter\*innen auf ihren Arbeitskontext**

### **Zusammenfassung**

Im vorliegenden Beitrag präsentiere ich die Ergebnisse meiner Bachelorarbeit, in der ich die Auswirkungen persönlicher Krisen von Sozialarbeiter\*innen auf ihren Arbeitskontext untersucht habe. Ziel der Arbeit war es, diese Auswirkungen festzustellen, die Frage zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit aufzugreifen und begleitende Unterstützungsmaßnahmen aufzuzeigen. Die Daten wurden mittels narrativer Interviews mit vier Sozialarbeiterinnen gesammelt und mithilfe des offenen Kodierens ausgewertet.

Ein Ergebnis der Erhebung war, dass persönliche Krisen die Arbeitsfähigkeit von Sozialarbeiter\*innen erheblich einschränken, was jedoch nicht direkt auf die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung schließen lässt. Anhand der Untersuchung wird zudem die Notwendigkeit der Reflexion über diese Beeinträchtigung und der Unterstützung durch Kolleg\*innen und Vorgesetzte deutlich.

**Schlagworte:** Krisen, Arbeitsfähigkeit, Unterstützung, Qualität, Auswirkungen

### **Abstract**

In this article, I present the results of my bachelor thesis, in which I examined the effects of personal crises of social workers on their work context. The aim was to explore the effects, address the issue of maintaining the ability to work, and identify correlating support mechanisms. The data were collected through narrative interviews with four social workers and evaluated using open coding.

It can be seen that the personal crisis considerably limits the ability to work. However, this does not directly indicate the quality of social worker care. The results furthermore highlight the need for reflection on this impairment and support from colleagues and superiors.

**Keywords:** crises, ability to work, support, quality, effects

## 1. Einleitung

Persönliche Krisen sind Teil des menschlichen Lebens, die jedermann\*frau treffen und alle Lebensbereiche berühren können. Auch Professionist\*innen der Sozialen Arbeit erleben Krisensituationen, die naturgemäß nicht im privaten Bereich allein verbleiben. Darüber hinaus lässt sich in den Begegnungen mit Klient\*innen die persönliche Dimension von Sozialarbeiter\*innen nicht ausblenden. Ausgehend von diesen Überlegungen wird gefragt, wie Sozialarbeiter\*innen eine persönliche Krise im Arbeitsalltag erleben und welche Auswirkungen sie in einer solchen Lebensphase auf ihren Arbeitskontext wahrnehmen. Mit speziellem Augenmerk auf die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit und den Kontakt mit Klient\*innen, wurden diese Auswirkungen anhand narrativer Interviews mit vier Sozialarbeiterinnen erhoben und mithilfe des offenen Kodierens ausgewertet.

Der Beitrag basiert auf den Ergebnissen meiner Bachelorarbeit mit dem Titel *Auswirkungen persönlicher Krisen von Sozialarbeiter\*innen auf ihren Arbeitskontext* (2020), die an der FH St. Pölten unter Betreuung von FH-Prof. Mag. Dr. Monika Vyslouzil entstanden ist. Einleitend werden theoretische Grundlagen und das Forschungsdesign knapp skizziert, anschließend folgt die Darstellung der Ergebnisse der Datenerhebung entlang dreier Hauptkategorien: Der Einfluss persönlicher Krisen auf die Arbeitsfähigkeit, die Qualitätssicherung im Arbeitskontext sowie die benötigte Unterstützung. Zuletzt wird ein kurzes Resümee gezogen und ein Forschungsausblick gegeben.

## 2. Persönliche Krisen

Im Folgenden möchte ich mich auf die Definition der psychosozialen Krise von Gernot Sonneck stützen, die an die Überlegungen von Georg Caplan und Johan Cullberg angelehnt ist. Er beschreibt diese als

„den Verlust des seelischen Gleichgewichts, den ein Mensch verspürt, wenn er mit Ereignissen und Lebensumständen konfrontiert wird, die er im Augenblick nicht bewältigen kann, weil sie von der Art und vom Ausmaß her seine durch frühere Erfahrungen erworbenen Fähigkeiten und erprobten Hilfsmittel zur Erreichung wichtiger Lebensziele oder zur Bewältigung seiner Lebenssituation überfordern.“ (Sonneck 2000: 15)

Diese Ereignisse und Lebensumstände sind Auslöser persönlicher Krisen. Was für die eine Person eine Krise verursacht, kann für jemand anderen völlig belanglos sein. Wichtig zu erwähnen ist dabei, dass der Krisenanlass nicht immer mit negativen Ereignissen einhergehen muss, auch positive Ereignisse können eine Belastung darstellen wie zum Beispiel die Geburt eines Kindes oder die bestandene Matura (vgl. Sonneck 2000: 37). Wichtig im Umgang mit Menschen in einer Krise ist – sowohl für professionelle als auch informelle Helfer\*innen –, nicht wertend zu sein.

Neben der Subjektivität des Krisenauslösers wird auch die persönliche Krise subjektiv und daher unterschiedlich wahrgenommen. Dennoch gibt die Literatur Beispiele für eine Vielfalt von Gefühlen, die während einer persönlichen Krise erlebt werden können: Schock, Überforderung, Angst, Verzweiflung, Not, Niedergeschlagenheit, um nur einige zu nennen (vgl. ebd.: 29). Die Krise als Betroffene\*r bestmöglich zu erkennen und damit umzugehen, gelingt nach Sonneck, indem die auftretenden Gefühle als Warnreaktionen erkannt und Überlegungen angestellt werden, was man selbstständig bewältigen kann, aber wo die Hilfe anderer benötigt wird (vgl. ebd.: 30). Sonneck verweist hinsichtlich des Krisenbewältigungsprozesses auf die wirkungsvolle Rolle der „stellvertretenden Hoffnung“ nach Johan Cullberg, die Angehörige und das soziale Umfeld einnehmen: Gerade zu Beginn der Krise geht es darum, Betroffene nicht allein zu lassen, Mitgefühl zu zeigen und ihren Gefühlen Raum zu geben. Die soziale Umgebung soll Betroffene in ihrer Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit unterstützen, sich selbst zu helfen (vgl. ebd.: 19). Eine große Hürde stellt in dieser Hinsicht die Scham dar, andere um Hilfe zu fragen oder Hilfe anzunehmen. Sie ist meist sehr groß, da eine Krise als persönliches Versagen wahrgenommen wird (vgl. ebd.: 30f.).

### **3. Das Spannungsfeld zwischen Professionist\*in und Privatperson**

Die wichtigste Aufgabe der Sozialen Arbeit ist, mit Klient\*innen in einen gemeinsamen Aushandlungsprozess zu gehen und Handlungs- und Interventionsmöglichkeiten zu entwickeln. Die Grundlage dessen bildet die Kompetenz, empathisch zu sein, eine Beziehung herzustellen und Vertrauen aufzubauen. Dadurch, dass Sozialarbeiter\*innen in ihrer Ganzheitlichkeit Klient\*innen begegnen und die individuelle Persönlichkeit der Professionist\*innen zu den Kernwerkzeugen ihrer beruflichen Praxis zählt, finden sich diese in der Beziehungsgestaltung immer wieder in einem Spannungsfeld von Nähe und Distanz wieder (vgl. Bodenmüller 2007: 111f.).

Sowohl in der Ausbildung der Sozialen Arbeit als auch in der beruflichen Praxis ist daher immer wieder von Grenzen die Rede. Der Ethikkodex der *International Federation of Social Workers* (IFSW) und *International Association of Schools of Social Work* (IASSW) spricht beispielsweise von der Grenze zwischen Berufs- und Privatleben. Doch wo liegt eigentlich diese Grenze für den\*die einzelne\*n Sozialarbeiter\*in? Wer legt sie fest? Im Ethikkodex wurden die genauen Anforderungen an und Grundprinzipien von Sozialarbeiter\*innen beschrieben. Darin wird deutlich, dass Sozialarbeiter\*innen die Grenze zwischen Berufs- und Privatleben erkennen und wahren sollen und die Verantwortung, sowohl beruflich als auch privat für sich selbst Sorge zu tragen, bei den einzelnen Sozialarbeiter\*innen liegt (vgl. IFSW 2018: o.S.). Somit geben die ethischen Prinzipien auf die Frage, wer diese Grenze festlegt, eine eindeutige Antwort: der\*die Sozialarbeiter\*in selbst. Ein allgemein gültiges Rezept für das „effektive Ab-

grenzen“ gibt es somit nicht. Um dem Berufsethos entsprechend zu handeln, wird daher einerseits vorausgesetzt, dass Professionist\*innen sich dieser Verantwortung annehmen und darauf achten, die „eigenen Grenzen“ wahrzunehmen und nicht zu überschreiten. Andererseits tragen auch Organisationen und Arbeitgeber\*innen eine Mitverantwortung, indem sie Angebote zur Psychohygiene und Fürsorge, etwa in Form von Supervision, Intervision und Fortbildungen, realisieren.

Während Sozialarbeiter\*innen bereits im normalen Berufsalltag diese Verantwortung tragen, können im Falle einer persönlichen Krise diese Grenze(n) aufgrund des Krisenerlebens verschwimmen. Daher habe ich in meinen Untersuchungen herausfinden wollen, wie Praktiker\*innen die persönliche Krise im Berufsalltag erleben, wie die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung sichergestellt und die Aufrechterhaltung einer professionellen Sozialarbeiter\*in-Klienten\*in-Beziehung gelingen kann.

#### **4. Forschungsdesign**

Zur Erhebung der Daten wurden vier narrative Interviews nach Fritz Schütze (1983) mit Sozialarbeiterinnen verschiedener Handlungsfelder geführt. Die Auswahl der Interviewpartner\*innen geschah zufällig und ohne Berücksichtigung bestimmter Auswahlkriterien hinsichtlich des Geschlechts oder Alters. Lediglich Erfahrungen mit Krisen während einer sozialarbeiterischen Tätigkeit waren für die Auswahl ausschlaggebend.

Letztlich handelte es sich bei den interviewten Personen ausschließlich um Sozialarbeiterinnen, was insofern plausibel ist, als Soziale Arbeit ein weiblich dominierter Beruf ist. Die Altersspanne der Interviewpartnerinnen reichte von 25 bis 35 Jahren, die Berufserfahrung von etwa fünf bis zehn Jahren. Aufgrund der Covid-19-Krise fanden drei der vier Interviews über die Videoplattform *Zoom* statt.

Nach der Transkription der Interviews wurden die Daten durch die Methode des offenen Kodierens nach Anselm Strauss und Juliet Corbin (1999) ausgewertet. Durch das Kategorisieren und Konzeptualisieren der Gesprächsinhalte wird die Analyse der Daten strukturiert und anhand dessen können Interpretationen angestellt werden. Am Ende dieser Auswertung ergaben sich drei Hauptkategorien: Der Einfluss der Krise auf die Arbeitsfähigkeit, der Aspekt der Qualitätssicherung im Arbeitskontext und der Aspekt der Unterstützung.

#### **5. Einfluss der Krise auf die Arbeitsfähigkeit**

Die interviewten Sozialarbeiterinnen schilderten zu Beginn des Gesprächs ihre persönlichen Krisen und deren Anlässe und Auslöser. Bereits vor der Auswertung der Daten, im Laufe der Interviewführung, waren Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Art und Auslöser der Krise erkennbar: Alle Interviewpartnerinnen sahen sich durch den Verlust nahestehender Personen mit einer belastenden Situation konfrontiert, sei es etwa

durch die Trennung nach einer langjährigen Beziehung oder durch den Tod eines\*r Angehörigen. Diese Krisenauslöser deuten nach Sonneck (2000) darauf hin, dass es sich bei den Krisen meiner Gesprächspartnerinnen um sogenannte traumatische Krisen handelte. Dabei fühlen sich Betroffene durch das Eintreten eines plötzlichen, unerwarteten Ereignisses in ihrer psychischen Existenz, sozialen Identität und Sicherheit bedroht, verfallen in eine Schockphase und sind innerlich zerstreut (vgl. Sonneck 2000: 33).

Nachfolgend wird gezeigt, dass die persönliche Krise von Professionist\*innen der Sozialen Arbeit einerseits die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen und gewisse Herausforderungen mit sich bringen kann, auf der anderen Seite dennoch positive Auswirkungen hat.

### 5.1 Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit

Die persönliche Krise kann insofern auf die Arbeitsfähigkeit einwirken, als dass die Konzentrationsfähigkeit, die Merkfähigkeit und die Aufmerksamkeitsfähigkeit sinken. Das aufmerksame Zuhören und ein interessiertes Nachfragen gelingen schlechter. Zudem war für die Interviewten eine geringere Aufnahmefähigkeit bemerkbar, die die Befragten im Gefühl ausdrückten, während der Beratungsgespräche geistig abwesend zu sein und sich nur schwer auf Klient\*innen und die Schilderungen ihrer Lebenssituation einlassen zu können. Weiters zeigt die Analyse, dass Sozialarbeiter\*innen innerlichen Stress und Nervosität spüren und während als auch nach der Arbeit sehr erschöpft sind. Grundsätzlich mangelt es an Energie und Arbeitsmotivation, da bereits kleine und simple Tätigkeiten als sehr energieaufwendig und anstrengend erlebt werden. Außerdem verstärkt sich das Gefühl der Ungeduld und die Verlässlichkeit sinkt, weshalb Betroffene vermehrt unpünktlich zu vereinbarten Terminen und zur Arbeit erscheinen. Hinzu kommt, dass sich psychische Belastungen auch psychosomatisch äußern können, Betroffene also mit körperlichen Beschwerden (z.B. Bauchschmerzen, Übelkeit) in die Arbeit gehen. Die Interviewpartnerinnen schilderten ihre Erfahrungen wie folgt:

„Ich konnt mich nicht konzentrieren in der Arbeit, es [...] ging die ganze Zeit nur um mich. Die Klientinnen, ich hab die Klientinnen nicht aushalten können. Ich hatte sehr schlechte Nerven, ich war total weinerlich. [...] Also ich hab jede Kleinigkeit sehr anstrengend gfunden, hat die Motivation total gfehlt. Ich weiß ich hab ständig auf die Uhr gschaut, wann die Gespräche endlich vorbei sind und ich habs auch sehr kurz ghalten und ich hab einfach die Energie nicht ghabt.“ (ITV1: 70–72;80–82)

„Ich war [...] in der Situation total beschäftigt mit meinen Sorgen und Gedanken und war einfach nicht aufnahmefähig. [...] Wies mir schon akut schlecht gangen is war ich, glaub ich, nicht mehr...nicht mehr wirklich gute Zuhörerin.“ (ITV3: 273–275; 281–282)

Wenn eine persönliche Krise von Betroffenen erst sehr spät als solche erkannt wird, kann es zu einer Überbelastung kommen, die sich auf die Gesundheit und das Immunsystem auswirkt. Im unangenehmsten Fall benötigt es daher eine längere Auszeit, z.B. in Form eines Krankenstandes. Eine Interviewpartnerin schilderte ihre Erfahrung: „Also das hab ich sehr lang, lange hab ich das ausgehalten, und dann hats mich aber klatscht. Und dann bin ich eben zwei Wochen glegen.“ (ITV1: 393–394)

## 5.2 Einfluss der Krise auf die Arbeit mit Klient\*innen

Während einer persönlichen Krise dauern Betreuungsgespräche kürzer und werden weniger intensiv als normalerweise erlebt. Die interviewten Sozialarbeiterinnen nehmen an, dass Klient\*innen allerdings keine weiteren Veränderungen am Gegenüber wahrgenommen haben.

Im Gegensatz dazu fühlen sich Sozialarbeiter\*innen in der Arbeit mit Klient\*innen mit großen Herausforderungen konfrontiert. Aufgrund der Überschneidung der Lebenswelten kann eine Bandbreite an Emotionen bei Sozialarbeiter\*innen aufkommen: Sowohl Wut als auch Neid, weil Klient\*innen zu etwas fähig sind, was ihnen selbst derzeit nicht gelingt. Ein Beispiel dafür wäre, dass Nutzer\*innen in einem Gespräch erzählen, dass sie sich mit ihrem\*r Partner\*in zusammenraufen, während der\*die betreuende Sozialarbeiter\*in zeitgleich mit der Trennung von der\*dem Partner\*in konfrontiert ist.

Darüber hinaus können betroffene Sozialarbeiter\*innen einerseits Desinteresse gegenüber Klient\*innen fühlen, da ihnen die Kraft fehlt sich um die Probleme anderer zu kümmern. Auf der anderen Seite ist es aufgrund der erhöhten Emotionalität auch möglich, dass das Mitgefühl für Klient\*innen steigt und deren Erzählungen starke Erinnerungen und Emotionen hervorrufen. Die Erhebung ergab, dass sich Professionist\*innen im Zuge dessen auch in Klient\*innen wiedererkennen, sodass die Balance von Nähe und Distanz ins Wanken gerät. Eine Interviewpartnerin nannte dazu ein konkretes Beispiel: Sie war mit dem Ende einer langjährigen Beziehung konfrontiert und erkannte Ähnlichkeiten in der Biografie eines\*r Klient\*in: „In vielen Klienten hab ich bei bestimmten Themen [Namen des Ex-Freundes] gsehn oder so, oder hab mich in wirklich fast jeder Situation irgendwie reininterpretiert und hab das auf mich bezogen das Thema.“ (ITV2: 196–198)

Das kann in weiterer Folge dazu führen, dass aufgrund der eigenen Betroffenheit Persönliches in die Situation des\*r Klient\*in hineininterpretiert wird und so das sozialarbeiterische Handeln beeinflusst wird:

„Es kann gefährlich sein in dem Sinn, dass man dann sich zu sehr mit einer Seite identifiziert, mit der Seite, die man selbst erlebt, und dann da Dinge hinein interpretiert von seiner Gschichte, was drüberlegt und dann vielleicht gewisse Dinge

übersieht und nicht mehr sieht... die andere Person vielleicht anders behandelt, also da kann schon eine Dynamik reinkommen.“ (ITV1: 235–239)

Daher ist Vorsicht geboten, wenn Sozialarbeiter\*innen während einer persönlichen Krise Kriseninterventionen bei Betreuungskontakten durchführen, da die Gefahr besteht, als Betroffene\*r zu nahe am Emotionserleben der Klient\*innen dran zu sein.

Neben all diesen Aspekten kann der Klient\*innenkontakt für Betroffene dennoch als Ressource dienen. Wenn es Betroffenen gelingt, die Krise einen Moment außen vor zu lassen und sich auf die Gesprächsinhalte zu fokussieren, kann die Arbeit mit Klient\*innen erstens als Ablenkung erlebt werden. Zweitens kann die Konfrontation mit den Problemen der Nutzer\*innen der Sozialen Arbeit zu einer objektiven Betrachtung der eigenen Lebenssituation führen, was als Entlastung erlebt wird und als Ressource in der Krisenbewältigung.

### **5.3 Kompetenzgewinn durch Krise**

Empathie und Mitgefühl zählen bereits zu den grundlegenden Kompetenzen von Professionist\*innen der Sozialen Arbeit. Das Erleben einer persönlichen Krise birgt dahingehend die Chance, an dieser zu wachsen und das Einfühlungsvermögen und somit die sozialarbeiterische Kompetenz zu vertiefen und zu erweitern. Eine Interviewpartnerin bemerkte dazu:

„Man lernt das zwar in Gesprächsführung, es gibt für alles gute Gründe, jeder hat seine Geschichte, man soll da verstehen und wertschätzend, akzeptierend usw. ahm...aber ich glaub, erst dann, wenn man dann selber so ein Gspür kriegt hat ‚oh Gott, wie fühlt sich das an‘, kann man das auch so richtig verstehen.“ (ITV1: 280–283)

Durch das persönliche Erleben und die Bearbeitung einer Krise eröffnen sich für betroffene Professionist\*innen neue Perspektiven, sie können gewisse Dynamiken und Hintergründe besser verstehen und werden sensibilisiert für die Gefühlswelt und das Emotionserleben von Nutzer\*innen der Sozialen Arbeit in Krisensituationen. Daraus folgt, dass Sozialarbeiter\*innen sich nicht nur besser in Klient\*innen hineinversetzen und ihr Verhalten besser nachvollziehen können, sondern auch, dass sozialarbeiterische Interventionen und die Hilfeplanung gezielter abgeschätzt werden können.

## **6. Qualitätssicherung**

Im Folgenden werden präventive Maßnahmen angeführt, die gesetzt werden können, um die Arbeitsfähigkeit während einer belastenden Lebenssituation von Sozialarbeiter\*innen zu erhalten und die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung bestmöglich zu sichern.

## 6.1 Richtiger Umgang mit Klient\*innen

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass es notwendig ist, die persönliche Krise offen und transparent mit Klient\*innen zu kommunizieren, um die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung während einer krisenhaften Lebensphase von Sozialarbeiter\*innen zu erhöhen. Eine Interviewpartnerin erzählte dazu:

„Ich hab das halt dann auch mit den Klienten und Klientinnen geklärt. [...] Ich war damals schon relativ offen mit dem, wies ma geht, den Klienten und Klientinnen gegenüber, also wenn mich jetzt wer gfragt hat ‚Wie geht’s dir?‘ und mir is nicht gut ggangen, dann hab ich nicht ‚gut‘ gsagt.“ (ITV3: 108–112)

Das bedeutet jedoch nicht, dass die gesamte Lebenssituation und das Emotionserleben von Sozialarbeiter\*innen an Klient\*innen herangetragen wird. Es könnte auf diese Weise zu einer Rollenumkehr von Sozialarbeiter\*in und Klient\*in kommen, in weiterer Folge Klient\*innen verunsichern und für sie die Frage aufwerfen, ob Sozialarbeiter\*innen noch in der Lage sind, sich auf ihre Situation konzentrieren und bestmöglich handeln zu können. Aber „[n]atürlich sollen sie merken, dass wir nur Menschen sind und unsere Fehler haben oder Probleme, wenn es uns nicht gut geht, aber grundsätzlich sollen sie das Gefühl haben, die können sich auf mich verlassen“ (ITV1: 172–174).

Daher ist es wichtig, dass Sozialarbeiter\*innen Klient\*innen indirekt darüber informieren, dass es ihnen nicht gut geht, indem sie beispielsweise Müdigkeit oder Stress als Grund für ein verkürztes Gespräch nennen:

„Wenn ich mir an dem Tag denk ‚boah heut kann ich mich ganz schwer konzentrieren‘, dann frag ich auch öfter nach und sag ihnen ‚tut ma leid, ich hab heut ganz schlecht geschlafen, es kann sein, dass ich öfter nachfrag, ich bemüeh mich eh sehr, aber verzeihns ma bitte, wenn ich heut ein bisschen abwesend wirk‘.“ (ITV1: 154–160)

So kann auch die Privatsphäre der Professionist\*innen gewahrt bleiben. Je näher die professionelle Beziehung zwischen Sozialarbeiter\*in und Klient\*in ist, desto mehr wird das Emotionserleben von Sozialarbeiter\*innen kommuniziert. Der Grad der Transparenz hängt also auch von der Intensität der Beziehung ab:

„[E]s gibt Klienten, Klientinnen, die betreu ich mittlerweile seit Jahren. [...] Und da is man dann schon viel vertrauter im Umgang und ich glaube schon, dass bei Klienten, die ich so lange schon betreu, [...] da kann ich auch ehrlicher sein, im Sinne von ‚heute geht’s mir schlechter‘.“ (ITV1: 187–191)

Die Interviewpartnerinnen haben allesamt die Erfahrung gemacht, dass dieser wertschätzende Umgang auf viel Verständnis bei den Klient\*innen stößt. Hinzu kommt, dass diese Form der Transparenz Sozialarbeiter\*innen selbst enorm entlastet, weil der Druck fällt, perfekt funktionieren zu müssen und Emotionen (z.B. trauriges Gesicht) zu verstecken.

## **6.2 Selbstfürsorge als präventive Maßnahme zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit**

Um im Falle einer persönlichen Krise die Arbeitsfähigkeit bestmöglich zu erhalten und eine Überlastung zu vermeiden, können individuell unterstützende Schritte schon präventiv überlegt und gesetzt werden. Solch ein unterstützender Schritt könnte sein, sich regelmäßig Freiräume zu nehmen, einerseits um in dieser Zeit den eigenen persönlichen Bedürfnissen nachzugehen, andererseits um den Ist-Stand des eigenen Befindens zu reflektieren und im Zuge dessen gegebenenfalls Warnsignale, etwa psychosomatische Beschwerden oder mangelnde Konzentrationsfähigkeit, zu erkennen. Die Analyse zeigt, dass es mithilfe dieser gezielten und kontinuierlichen Selbstfürsorge besser gelingen kann, im Falle einer persönlichen Krise die eigene Belastungskapazität und die Arbeitsfähigkeit besser einzuschätzen und je nach individuellem Bedarf Unterstützung zu holen.

## **7. Rolle der Arbeit in der Krisenbewältigung**

Im Laufe der Datenerhebung konnten drei wesentliche Aspekte hinsichtlich der Rolle der Arbeit für Sozialarbeiter\*innen in einer krisenhaften Lebensphase herausgearbeitet werden. Die Arbeit kann als Ablenkung, als Stütze, aber in seltenen Fällen auch als zusätzliche Belastung erlebt werden.

Als Stütze kann die Arbeit während der Krisenbewältigung vor allem dann betrachtet werden, wenn die Tätigkeit grundsätzlich Freude bereitet und Betroffene sich in der Einrichtung sehr gut eingebettet und wohl fühlen. Hier sei der Aspekt der Selbstwirksamkeit hervorgehoben: das Gefühl, etwas alleine zu schaffen, handlungsfähig zu sein und etwas zu bewirken, wird in einer krisenhaften Lebensphase als großes Bedürfnis erlebt, das durch die Arbeit gestillt werden kann: „Die Arbeit ist auch das, was mir Kraft gibt und mich durch schwierige Zeiten durchträgt, weil ich weiß, das kann ich, da kann ich was tun, da kann ich was bewirken und dadurch geht’s mir dann auch besser.“ (ITV1: 213–215)

Ähnlich kann die Arbeit als Ablenkung von einer schwierigen Lebenssituation empfunden werden. Da Betroffene bereits außerhalb der Arbeitszeit mit der Krisenbearbeitung konfrontiert sind, können Aufgaben und das Vertiefen in diese unterstützend wirken: „Also das war dann eh die akute Phase der Krise, ahm, da wars dann tatsächlich so: die Arbeit hat mich abgelenkt, das war gut. Ich hab das Gefühl ghabt, während ich Telefonate geführt hab, während ich geschrieben hab, is ggangen.“ (ITV1: 88–90) Betroffene in einer krisenhaften Lebensphase, in der viel Chaos herrscht, verspüren auch oft das Bedürfnis nach einer gewissen Struktur und einem Plan – was die Arbeit geben kann.

Arbeit kann jedoch auch als zusätzliche Belastung erlebt werden. Wenn Betroffene durch die berufliche Tätigkeit an den eigenen schwierigen Lebensumstand erinnert werden oder im Laufe des Arbeitstages Gedanken an die eigene Krise aufkommen, kostet es sehr viel Energie und Anstrengung, zu „funktionieren“ und sich auf die Arbeit zu konzentrieren.

Obwohl die Arbeit zum einen unterstützend und ablenkend und zum anderen zusätzlich belastend auf das Krisenerleben einwirken kann, lässt die Analyse der Daten die Schlussfolgerung zu, dass der Arbeitsplatz und die mit der Arbeit einhergehenden Tätigkeiten im Großen und Ganzen eine Ressource darstellen. Auffällig war, dass diejenigen, für die die Arbeit an manchen Tagen eine Belastung darstellte, jene Sozialarbeiterinnen waren, die kaum Unterstützung seitens der Organisation oder Kolleg\*innen erfahren haben. Daher scheint das Maß an Unterstützung in direktem Zusammenhang damit zu stehen, ob die Arbeit unterstützend oder belastend für Betroffene wahrgenommen wird. Auf den Aspekt der Unterstützung und die Rolle der Einrichtung wird daher nun näher eingegangen.

## **8. Unterstützung**

Die Erhebung hat gezeigt, dass betroffene Sozialarbeiter\*innen trotz erschwerter Umstände weiterhin ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen möchten. Dafür ist jedoch unter anderem eine begleitende Maßnahme zum Erhalt der psychischen Gesundheit von Mitarbeiter\*innen wichtig – auch um die Arbeitsfähigkeit und die Qualität der Sozialarbeit bestmöglich zu erhalten. Es steht jedoch außer Zweifel, dass es in einer akuten Phase der Krise, wenn die Arbeit durch das Vorherrschen starker Emotionen nicht bewältigbar ist, wichtig ist, sich eine Auszeit zu nehmen und z.B. in Krankenstand zu gehen.

### **8.1 Rolle der Arbeitgeber\*innen**

Ebenso wie sich die Krisenauslöser und das Krisenerleben subjektiv von Person zu Person unterscheiden, gestaltet sich auch die Bewältigung und der Umgang mit der belastenden Lebensphase individuell. Aus diesem Grund lässt sich schwer verallgemeinern, ob Betroffene ihren Lebensumstand dem\*r Arbeitgeber\*in kommunizieren möchten oder nicht. Dennoch konnte im Laufe der Datenerhebung ein wesentlicher Grund herausgearbeitet werden, der für Betroffene für eine Offenlegung der aktuell belastenden Lebenssituation gegenüber Leitungspersonen spricht: Die Angst, dass Vorgesetzte Beeinträchtigungen der Arbeitsfähigkeit oder weitere Auffälligkeiten, etwa Stress oder Nervosität, feststellen könnten.

„Ich glaub, ich hätt das damals meinem Abteilungsleiter sagen sollen, ahm, dass mir nicht gut geht. [...] Also einfach nur ums loszuwerden ihm gegenüber und

dass er, sollte [er] irgendwie Mängel oder fehlende Motivation bei mir merken, dass er Verständnis hat, warum das grade bei mir der Fall ist.“ (ITV2: 141–144)

„Also den Raum hab ich mir genommen. Weils mir wichtig war, dass ich jetzt nicht herumrenn und unsicher bin: ‚Was denken sich jetzt die?‘ Das konnte ich transparent machen.“ (ITV4: 309–311)

Entsprechend wichtig ist es, als Arbeitgeber\*in Mitarbeiter\*innen im Falle einer persönlichen Krise mit Wertschätzung und Verständnis und möglichst wertfrei zu begegnen. Derart kann ein sicherer Rahmen entstehen, der es Betroffenen erleichtert ihre Bedürfnisse zu äußern.

In einem Austausch können die Wünsche und Vorstellungen der Arbeitnehmer\*in und Leitungsperson kommuniziert werden, um im nächsten Schritt konkrete Unterstützungs- und Handlungsmöglichkeiten zu besprechen. Diese gestalten sich sehr individuell: Manche Personen benötigen während einer persönlichen Krise Nähe und intensive professionelle Begleitung, andere wiederum möchten diese möglichst alleine bewältigen und eine gewisse Distanz zur Leitungsebene wahren. Dennoch steht außer Zweifel, dass das Wissen, sich gegebenenfalls Unterstützung holen zu können, entlastend und unterstützend wirkt. Eine interviewte Person schilderte ihre Wünsche an (Team-)Leitungspersonen der Organisation:

„[D]as *ernst zu nehmen*, wenn man [...] ein Problem äußert, oder man meint, man weiß in der Situation selbst, was einem gut tut, also sei es Stundenreduktion, sei es irgendwelche Maßnahmen, die man braucht, damits einem wieder besser gehen kann. Dass die einen da *unterstützen* und nicht da Steine einen in den Weg räumen. [...] Und dass das [...] *vertraulich behandelt* wird, eh ganz klar. Und [...] [d]ass sie mir eben auch *Möglichkeiten anbieten*.. Also dass da einfach ein *gemeinsames Hinarbeiten* ist ‚Wie kanns mir besser gehen?‘ und dass ich mich *nicht ganz allein glassen föhl* mit der Situation.“ (ITV2: 552–558; Herv. d. Verf.)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es die Offenheit seitens der Institutionen benötigt und dass bei Betroffenen erfragt werden sollte, inwiefern diese individuell unterstützt werden können.

## 8.2 Rolle der Kolleg\*innen und des Teams

Die Interpretationen der Interviews erlauben die Schlussfolgerung, dass das Vertrauen zwischen den Kolleg\*innen ausschlaggebend dafür ist, ob Persönliches miteinander geteilt wird oder nicht. Je enger und vertrauter die Beziehung zwischen Kolleg\*innen ist, desto mehr tauschen diese sich aus und können Unterstützung anbieten.

Wenn Sozialarbeiter\*innen nur schwach in Teamstrukturen eingebettet sind und der persönliche Austausch nur gering stattfindet, sind Betroffene mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. In dem Fall können Gefühle von Neid und Eifersucht gegenüber Kolleg\*innen, denen es scheinbar besser geht, aufkommen und in Frust über die Situation enden, der sich in Form von Gereiztheit äußert:

„Es gab auch eine Kollegin, die so ein richtiger Sonnenschein war, also sich so dargestellt hat. Und die ist mit mir im Büro gesessen und neben ihr hab ich mich erst recht dunkel und traurig gefühlt. [...] Gleichzeitig hab ich mich so geärgert, dass ich nicht aus mir heraus kann [...] und dass ich da jetzt schon wieder wie so ein trauriger Schluck Wasser da sitz [...] und nix machen kann. Und ich war halt auch angfressn, weils den anderen gut geht und mir nicht.“ (ITV4: 250–252; 349–352)

Folglich greifen Betroffene verstärkt auf Ressourcen und ihr Netzwerk außerhalb des Arbeitsumfeldes zurück. Das kann auch heißen, dass sie in der Arbeitszeit telefonisch und schriftlich per Mail oder Textnachrichten mit Freund\*innen und Familie in Verbindung stehen. Hieraus ergibt sich, dass die mangelnde Einbettung im Team dazu führt, dass Unterstützung durch Kolleg\*innen sowohl nur sehr gering angeboten als auch angenommen wird.

„Ich glaub ich hab mich gwundert (*lacht*), dass mich nicht mehr Menschen drauf angesprochen haben, weil ich wirklich nicht gut beinand war zu der Zeit, aber [...] ich glaub vielleicht wollt mir niemand damals auch zu nahe treten und eben auch weil ich noch nicht so lang dabei war oder so.“ (ITV2: 350–353)

Zudem wird das Zeigen von Emotionen und das Mitteilen der aktuell belastenden Situation als große Scham erlebt. So gab eine Interviewte an:

„Das hat ja immer auch etwas mit Schwäche zu tun, wenn man von sich etwas erzählt, wens einem nicht gut geht. [...] Man möchte ja immer stark sein, man möchte ja immer gut sein, man möchte ja immer super drauf sein.“ (ITV1: 430–433)

Durch das Verstecken und Verheimlichen der persönlichen Krise wird die notwendige Unterstützung nicht geholt bzw. auch nicht angeboten, da Kolleg\*innen gar nicht wissen, dass es Betroffenen nicht gut geht. Vor allem Anfänger\*innen und neue Kolleg\*innen fühlen sich stark mit dieser Scham und Herausforderung konfrontiert. Das bedeutet, dass ein Weg im beruflichen Alltag gefunden werden muss, um zu entstigmatisieren, damit Betroffene während der krisenhaften Lebensphase Unterstützung erfahren können.

Ein Weg könnte sein, dem Wohlbefinden von Mitarbeiter\*innen bewusst Platz im Arbeitsalltag einzuräumen. Eine der vier Interviewpartnerinnen berichtete von dem Umgang mit persönlichen Krisen in der Einrichtung, in der sie arbeitete. In der wöchentlichen Teamsitzung wird stets Zeit für den Austausch im Team über das aktuelle Befinden der Mitarbeiter\*innen eingeplant. Themen, die sie beschäftigen, aber auch simple Dinge wie eine kurze Erzählung vom Wochenende finden dort einen Platz. Zunächst senkt dieser offene Umgang die Hemmschwelle enorm, die Krise nach außen zu kommunizieren, weil jedem\*r Mitarbeiter\*in derselbe Raum gegeben wird, Persönliches zu teilen. Betroffene geraten somit nicht zu sehr in den Vordergrund, was ohnehin als unangenehm erlebt wird. Besonders der präventive Effekt sollte hier auch nicht

unterschätzt werden: Durch einen offenen Austausch können Kolleg\*innen und Arbeitgeber\*innen krisenhafte Symptome schneller erkennen, darauf reagieren und Unterstützung anbieten.

Daneben bietet die offene Kommunikation Chancen für Neueinsteiger\*innen: Wenn sich auch andere Kolleg\*innen öffnen, man sich untereinander besser kennenlernen kann und merkt, dass auch eigene Themen Platz finden, sinkt die Hemmschwelle, aktuell belastende Umstände, Stress oder im schlimmsten Fall die persönliche Krise im Team anzusprechen. Dieser Austausch kann je nach Bedarf fünf Minuten bis zu einer Dreiviertelstunde dauern, auf jeden Fall sollte sich die Organisation so viel Zeit nehmen, wie benötigt wird. Daher sollten Kapazitäten in einer Einrichtung geschaffen werden, die es Mitarbeiter\*innen ermöglichen, auf diese Art und Weise die Arbeit bewältigbar zu machen.

Kolleg\*innen können Betroffene dahingehend unterstützen, dass sie Angebote der Arbeitsaufteilung und der Abnahme von Arbeit machen. Ähnlich wie bei dem\*r Vorgesetzten ist es für Betroffene bereits eine Entlastung, zu wissen, dass man sich an Kolleg\*innen wenden und Unterstützung holen kann. Darüber hinaus steht das Bedürfnis des Zusammenhalts bzw. des Nicht-alleine-Seins für Sozialarbeiter\*innen während einer persönlichen Krise im Vordergrund. Vor allem das Gefühl, Emotionen nicht verstecken zu müssen, authentisch bleiben zu können und der ehrliche Umgang untereinander werden als Entlastung erlebt.

### **8.3 Vereinbarkeit von Arbeit und Krise**

Die Analyse zeigt, dass es während einer persönlichen Krise notwendig und unterstützend ist, den Arbeitsalltag möglichst unbürokratisch und spontan umzugestalten. Im Falle der Überbelastung können Betroffene Krankenstand über ihre\*n Hausärzt\*in nehmen. Arbeitsrechtlich sind in Kollektivverträgen Dienstverhinderungsgründe festgelegt, die zum Beispiel im Falle eines Todes einer nahestehenden Person eine Entgeltfortzahlung sichern. Hingegen stehen Arbeitnehmer\*innen bei anderen Krisenursachen, wie etwa der Trennung nach einer langjährigen Beziehung, keine Unterstützungen zu (vgl. WKO 2020: o.S.). Es hängt daher von der Bereitschaft des\*r Arbeitgebers\*in ab, dass Mitarbeiter\*innen in solch belastenden Lebensphasen entgegengekommen wird. Konkret erleben Betroffene die Reduktion der Arbeitsstunden, das frühere Dienstende oder einen spontanen Urlaub als Erleichterung. Während der Arbeitszeit wird es als hilfreich erlebt, mehr Pausen zu nehmen, um zwischendurch Kräfte zu sammeln, und generell dort zu arbeiten, wo es für betroffene Sozialarbeiter\*innen individuell als am wenigsten belastend empfunden wird (z.B. ein paar Stunden im Homeoffice oder vermehrt im Backoffice zu arbeiten, um den Klient\*innenkontakt vorübergehend zu reduzieren; weniger Hausbesuche oder generell mehr Begleitungen zu übernehmen).

Je länger die persönlich belastende Lebensphase jedoch andauert, umso schwieriger ist es, diese mit der Arbeit zu vereinbaren, da Arbeitgeber\*innen aus ökonomischer Sicht und aufgrund der Verantwortung gegenüber der Einrichtung sicherstellen müssen, dass die Arbeitsfähigkeit und -leistung nach einer gewissen Zeit wiederhergestellt werden.

#### **8.4 Supervision**

Neben Supportangeboten des Teams und der Leitungsperson wird auch die Möglichkeit von Gesprächen mit außenstehenden Personen als hilfreich erachtet, zum Beispiel in Form von Supervision. In diesem Rahmen können nicht nur arbeitsspezifische Themen besprochen werden, sondern auch Persönliches kann Platz finden. Gemeinsam mit dem\*r Supervisor\*in können nicht nur Bewältigungsstrategien hinsichtlich des Umgangs mit der persönlichen Krise während der Arbeitszeit thematisiert werden, sondern auch die eigenen Trigger, ausgelöst durch Gesprächsinhalte in Betreuungskontakten. In diesem Reflexionsprozess können eigene Anteile erkannt werden, was ein fahrlässiges Handeln verhindern kann. Die Supervision kann somit nicht nur bei der individuellen Krisenbewältigung hilfreich sein, sondern auch die Arbeitsfähigkeit und Qualität der Betreuung erhöhen.

#### **9. Resümee**

Zielsetzung der Forschungsarbeit war, die Auswirkungen persönlicher Krisen von Sozialarbeiter\*innen auf ihren Arbeitskontext festzustellen. Im Laufe der Datenerhebung konnten dahingehend drei wesentliche Aspekte herausgearbeitet werden: Die Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit, die Notwendigkeit einer Unterstützung durch die Organisation und zuletzt die Frage nach der Erhaltung der Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung.

Wie die Untersuchung zeigt, ist die Arbeitsfähigkeit während einer persönlichen Krise deutlich beeinträchtigt – was von mangelnder Aufmerksamkeits- und Konzentrationsfähigkeit bis hin zu Desinteresse gegenüber den Klient\*innen reichen kann. Zudem besteht die Gefahr, aufgrund der eigenen Betroffenheit von Gesprächsinhalten getriggert zu werden und eigene Anteile in die Schilderungen von Klient\*innen hineinzuinterpretieren. Hier könnte es zu einer Beeinträchtigung der Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung kommen. An dieser Stelle spielt daher die Unterstützung seitens der Leitungsebene und der Teamkolleg\*innen eine wesentliche Rolle: Je mehr Unterstützungsmaßnahmen seitens der Kolleg\*innen und des\*r direkten Vorgesetzten zumindest angeboten werden und je mehr die persönliche Krise einen Raum in der Einrichtung finden kann, desto wahrscheinlicher können der Arbeitsalltag und die Arbeitsfähigkeit aufrecht erhalten bleiben. In weiterer Folge bedeutet das, dass somit auch

die Qualität sichergestellt werden kann. Natürlich spielt bei der Erhaltung der Qualität nicht ausschließlich die Organisation eine Rolle, sondern auch weitere persönliche Faktoren. Die individuellen Krisenbewältigungsstrategien und Umgangsformen sowie die Resilienz von betroffenen Sozialarbeiter\*innen sind ebenso ausschlaggebend.

Zur Erhebung selbst sei an dieser Stelle noch Folgendes angemerkt: In meiner Forschung habe ich ausschließlich Sozialarbeiterinnen interviewt. Da anzunehmen ist, dass männliche Kollegen aufgrund ihrer Sozialisation einen anderen Umgang mit belastenden Lebenssituationen erlernt haben, wäre es spannend, weiterführende Untersuchungen zum Zusammenhang von Geschlecht und Krisenbewältigungsstrategien durchzuführen. Darüber hinaus könnte eine Erhebung mit einer größeren Varietät hinsichtlich des Alters und der Berufserfahrung der Interviewpartner\*innen wertvolle Erkenntnisse liefern. Es ist zu vermuten, dass die Divergenz des Alters der Sozialarbeiter\*innen mit unterschiedlichen Krisenauslösern einhergeht.

Zu guter Letzt möchte ich nochmals die (Mit-)Verantwortung von dienstgebenden Einrichtungen betonen. Wie die Ergebnisse zeigen, kann die Arbeitsfähigkeit durch die Unterstützung beziehungsweise das Angebot von Arbeitgeber\*innen eher erhalten bleiben. Folglich kann auch die Qualität der sozialarbeiterischen Betreuung sichergestellt werden, was demnach auch im Interesse der Institution liegt. Doch nicht nur die Organisationen sollten ausreichend Ressourcen schaffen. Auch die Politik muss Rahmenbedingungen etablieren, die es Arbeitgeber\*innen ermöglichen, flexibel und individuell betroffene Sozialarbeiter\*innen zu unterstützen. So könnte auch der Beruf der Sozialen Arbeit attraktiver gestaltet werden.

## Literatur

- Bodenmüller, Martina (2007): Sozialberufe zwischen Arbeit und Privatleben. In: Hering, Sabine (Hg.in): Bürgerschaftlichkeit und Professionalität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109–114.
- IFSW – International Federation of Social Workers (2018): Global Social Work Statement of ethical principles. <https://www.ifsw.org/global-social-work-statement-of-ethical-principles/> (28.02.2021).
- Klosinski, Gunther (1999): Krise. In: Auffarth, Christoph/Bernard, Jutta/Mohr, Hubert/Imhof Agnes/Kurre, Silvia (Hg.innen): Metzler Lexikon Religion. Gegenwart – Alltag – Medien. Bd. 1. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 261.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 13, S. 283–293.
- Sonneck, Gernot (2000): Krisenintervention und Suizidverhütung. Wien: UTB Facultas.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1999): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz, S. 43–55.
- WKO – Wirtschaftskammer Österreich (2020): Persönliche Dienstverhinderungsgründe. Begriff – Rechtsprechung – Kollektivverträge – Personengruppen. [https://www.wko.at/service/arbeitsrecht-sozialrecht/Persoenliche\\_Dienstverhinderungsgruende.html](https://www.wko.at/service/arbeitsrecht-sozialrecht/Persoenliche_Dienstverhinderungsgruende.html) (17.01.2021).

## Interviewverzeichnis

- ITV1 – Interview, geführt von Timna Langer mit einer Sozialarbeiterin des Handlungsfeldes „Kinder, Jugend und Familie“, 11.03.2020, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.
- ITV2 – Interview, geführt von Timna Langer mit einer Sozialarbeiterin eines Handlungsfeldes, in dem es um längerfristige Betreuungskontakte geht; per Videotelefonie, 20.03.2020, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.
- ITV3 – Interview, geführt von Timna Langer mit einer Sozialarbeiterin des Handlungsfeldes „Kinder, Jugend und Familie“ per Videotelefonie, 29.03.2020, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.
- ITV4 – Interview, geführt von Timna Langer mit einer Sozialarbeiterin des Handlungsfeldes „Materielle Grundsicherung – Wohnungslosenhilfe“ per Videotelefonie, 03.04.2020, Transkript, Zeilen durchgehend nummeriert.

## Über die Autorin



### Timna Langer

timna.langer@gmail.com

Angestrebter Abschluss des Bachelorstudiums Soziale Arbeit an der FH St. Pölten im Juni 2021; Vorsitzende der Studienvertretung des Department Soziales der ÖH FH St. Pölten.

Interessenschwerpunkte: Empowerment und Begleitung von Mädchen\* und jungen Frauen\*; Soziale Arbeit mit älteren Menschen; Begleitung und Beratung (pflegender) Angehöriger.

Elsa Lindner:

## Entwicklungszusammenarbeit in der Krise(?)

Eine kritische Betrachtung der internationalen Zusammenarbeit

### Zusammenfassung

Seit über 80 Jahren ist Entwicklungspolitik Bestandteil politischer und gesellschaftlicher Vorgänge. Generationen von Akteur\*innen arbeiteten daran, den signifikanten sozialen und wirtschaftlichen Chancenungleichheiten zwischen dem Globalen Süden und dem Globalen Norden entgegenzuwirken. Trotzdem sind ungleiche Lebensstandards, Einkommensschere, fehlende Zugänge zu Bildungsangeboten und eine unzureichende Gesundheitsversorgung nach wie vor Lebensrealität für einen großen Teil der Bevölkerung des Globalen Südens. Was bewirkt Entwicklungszusammenarbeit also wirklich? Warum konnten die internationalen Bemühungen der vergangenen Jahrzehnte keine globale Chancengleichheit herstellen? Befindet sich Entwicklungszusammenarbeit in einer Krise, und wenn ja, gibt es einen Weg hinaus?

Zur Bearbeitung dieser Fragen werden im vorliegenden Artikel zunächst kritische Perspektiven und Spannungsverhältnisse in der aktuellen Entwicklungspolitik des Globalen Nordens aufgezeigt. Im nächsten Schritt werden Handlungs- und Handlungsmöglichkeiten für den Globalen Norden vorgeschlagen, die diesen Spannungsfeldern entgegenwirken und eine sinnvolle, qualitative und menschenwürdige Entwicklungspolitik fördern können. Zuletzt wird geklärt, welche Rolle der Sozialen Arbeit in der internationalen Zusammenarbeit und in Hinblick auf die Umsetzung der erarbeiteten Grundhaltung zukommt.

**Schlagworte:** Entwicklungszusammenarbeit, Internationale Zusammenarbeit, nachhaltige Entwicklung, Internationale Soziale Arbeit, Globaler Norden, Globaler Süden

### Abstract

Development policy has been part of political and social processes for over 80 years. Generations of activists have worked to address the significant social and economic inequalities between the global South and the global North. However, unequal distribution of income, living standards, access to education, and health care remain a reality for a large group of the population in the global South. So, what does developmental cooperation really achieve? Why have the international efforts of the past decades been unable to achieve global equality of opportunity? Is development cooperation in crisis, and if so, is there a way out?

To address these questions, the following article first highlights critical perspectives and tensions in the current developmental policies of the global North. Afterward, possibilities for the global North to counteract these conflicts and promote a reasonable, qualitative, and humane developmental policy will be proposed. Finally, the role of social work in the field of international cooperation and specifically with regard to the implementation of the developed principles will be clarified.

**Keywords:** development cooperation, international cooperation, sustainable development, international social work, global North, global South

## 1. Einleitung

Der Begriff Entwicklung beschreibt die „Veränderung von Dingen und Erscheinungen als Aufeinanderfolge von verschiedenen Formen oder Zuständen“ (Spektrum.de 2001). Er bezeichnet einen Prozess, bei dem existierendes oder angelegtes Potential hervorgebracht und ein bestimmtes Ziel angestrebt wird (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 15). Entwicklungszusammenarbeit (EZA) meint damit das globale, gemeinschaftliche Wirken an der Potentialfreisetzung und der Entwicklung bestimmter Länder.

Die Auffassungen darüber, wer wie genau entwickelt und welcher Endzustand dabei erreicht werden soll, haben sich seit Beginn der EZA stark gewandelt und unterliegen noch heute stetigen Veränderungen. So waren die Anfänge der EZA Mitte des 20. Jahrhunderts von der Vorstellung eines rückständigen Globalen Südens geprägt, der unter Anleitung des Westens geformt werden müsse und dessen Endzustand nur so aussehen könne, wie der Globale Norden selbst (vgl. ebd.: 15–16). Dieses von (post)kolonialen Machthierarchien geprägte Bild hat sich im Laufe der letzten 80 Jahre weiterentwickelt, so stehen heute Prinzipien wie Partizipation, Hilfe zur Selbsthilfe und Nachhaltigkeit im Vordergrund (vgl. ebd.: 91–102).

Konkret kann EZA vieles bedeuten: Ein UNICEF-Projekt zur Einschulung junger Mädchen\* im Globalen Süden; Operationsschulungen für lokale Augenärzt\*innen durch die WHO; eine Alphabetisierungskampagne einer kleinen österreichischen NGO; die Bereitstellung von Geldern einer Gebernation an die Regierung eines Landes im Globalen Süden für den Bau einer Straße. Der Diversität der Mittel, Formen, Akteur\*innen, Grundhaltungen, Ziele usw. sind keine Grenzen gesetzt (vgl. ebd.: 44–83).

Nach wie vor viel diskutiert ist die Frage nach dem Output der EZA. In der sogenannten *Aid-Effectiveness*-Debatte besteht Uneinigkeit zwischen Expert\*innen, ob die entwicklungspolitischen Bemühungen der vergangenen Jahrzehnte viel, wenig oder gar keine Verbesserungen für den Globalen Süden bewirken konnten. Auch auf die Frage, wie die aktuelle EZA zu bewerten ist, gibt es keine eindeutige Antwort. Während einige Befürworter\*innen die Entwicklungspolitik des Globalen Nordens als nicht perfekt, aber im Großen und Ganzen zielführend und sinnvoll bewerten, vertreten andere, Ottacher und Vogel bezeichnen sie als EZA-Reformer\*innen, den Standpunkt, EZA müsse noch stark weiterentwickelt und reformiert werden, um tatsächlich Veränderungen zu bewirken (vgl. ebd.: 116–125). Zuletzt gibt es auch Kritiker\*innen, die die Sinnhaftigkeit von EZA im Gesamten bezweifeln und der Meinung sind, sie wirke nicht nur gar nicht, sondern sogar negativ (vgl. Moyo 2012: 59; 85).

Der gemeinsame Nenner aller dieser Positionen ist, dass es Umstände gibt, die die positive Entwicklung des Globalen Südens hemmen. Zum einen sind dies Gründe, die vor Ort im Globalen Süden zu verorten sind. Beispielsweise kann in vielen Ländern Korruption sowie eine schlechte Regierung, die politische Entscheidungen nicht zum

Wohle der Bevölkerung trifft und sich selbst bereichert, das Wachstum eines Landes stark aufhalten (vgl. Seitz 2018: 106–110). Viele Expert\*innen betrachten diesen Umstand als elementar. So schreibt Volker Seitz (2018: 74): „Grundübel bleiben die korrupten, inkompetenten Eliten, das völlige Fehlen von Unrechtsbewusstsein und eine beunruhigende Achtlosigkeit gegenüber der Bevölkerung“. Peter Eigen, Gründer der *Transparency International*, fasst zusammen: „Viele Entwicklungsländer sind arm, weil sie korrupt sind“ (Eigen zit n. Seitz 2009).

Weitere Faktoren, die im Globalen Süden dessen eigene Entwicklung aufhalten können, sind Bürgerkriege sowie bewaffnete Auseinandersetzungen (vgl. Collier 2008: 33–57) oder ein starkes Bevölkerungs- und Städtewachstum, einhergehend mit zunehmender Slumbildung und Landflucht (vgl. Seitz 2018: 153–154; Sachs 2007: 85–86). Kulturelle Normen können in einigen Regionen einzelnen Bevölkerungsgruppen (wie etwa Frauen\*) den Zugang zu Bildung und dem Arbeitsmarkt erschweren und somit verhindern, dass diese Gruppen an der Entwicklung ihres Landes mitwirken (vgl. Sachs 2007: 79–80). Schattenwirtschaft in weiten Teilen des Globalen Südens, Kapital- und Steuerflucht der reichen Eliten vieler Länder (vgl. Seitz 2018: 151–152), die Bevölkerung schwächende Krankheiten (vgl. Sachs 2007: 77) – die Liste der möglichen Entwicklungshindernisse ist lang. Allerdings gilt es zu beachten, dass nicht alle Faktoren auf jedes Land zutreffen. Den *einen* Globalen Süden gibt es nicht, jedes Land und jede Region ist individuell und mit verschiedensten Gegebenheiten konfrontiert.

Neben diesen Faktoren können aber auch wirtschaftliche und entwicklungspolitische Entscheidungen des Globalen Nordens negativen Einfluss auf die Entwicklung der Zielländer ausüben. Um den Fokus wieder weg von den ‚Fehlern der Anderen‘ und zurück zu einer selbstkritischen Haltung zu lenken, sowie um ein besseres Verständnis für die bereits erwähnten kritischen Positionen einiger Expert\*innen zu erlangen, wird im Folgenden ein Überblick über diese Faktoren, die als Kritikpunkte an der EZA des Globalen Nordens zu verstehen sind, gegeben.

## **2. Kritik an der Entwicklungspolitik des Globalen Nordens**

### **2.1 Aufrechterhaltung postkolonialer Strukturen**

Einigen Expert\*innen nach agiert die vergangene sowie aktuelle Entwicklungspolitik des Globalen Nordens auf verschiedene Weisen rassistisch und hält (post)koloniale Machtverhältnisse und globale Hierarchien aufrecht (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 35). Zum einen geschieht dies durch verschiedenste Formen der modernen Unterdrückung des Globalen Südens: „Ausbeuterische Spielregeln“ (ebd.: 26) im Welthandel benachteiligen den Globalen Süden und halten seine internationale Wettbewerbsfähigkeit

klein. Der Globale Süden exportiert hauptsächlich Rohstoffe und importiert Fertigprodukte von den Industriestaaten, wobei Rohstoffe laufend günstiger und verarbeitete Produkte immer teurer werden. Hohe Agrarsubventionen und Exportförderungen ermöglichen europäischen Lebensmittelproduzent\*innen, ihre Produkte zu Dumping-Preisen im Globalen Süden zu verkaufen, sodass lokale Landwirt\*innen vom inländischen Markt verdrängt und ihrer Lebensgrundlage beraubt werden. Billigproduktionsstätten bieten Arbeiter\*innen im Globalen Süden häufig schlechte Arbeitsbedingungen und Gehälter, oftmals unter dem Existenzminimum, während die Erträge in die Firmensitze im Globalen Norden fließen. Die Gesichter der nach wie vor aktuellen Ausbeutung des Globalen Südens sind vielseitig (vgl. ebd.: 25–27; 100–101). Solange diese Benachteiligungen bestehen bleiben und „solange die eine Hand [des Globalen Nordens] mehr nimmt, als die andere gibt“, (ebd.: 131) kann EZA Kritiker\*innen zufolge nicht funktionieren.

Weiters, so ein häufig vorgebrachter Kritikpunkt, bleiben globale Machtverhältnisse durch fehlende Partizipation und Zusammenarbeit in der EZA bestehen. Zwar hat sich die Vorstellung, der Westen solle im Sinne einer „importierten Entwicklung“ (Lutz/Sachau 2018: 290) ohne Miteinbezug des Globalen Südens über entwicklungs-spezifische Maßnahmen bestimmen, in den vergangenen Jahrzehnten verändert – zunehmend wird eine selbstbestimmte und partizipative EZA gefordert (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 96–97). In den Augen vieler Akteur\*innen ist dieses Ziel aber noch bei Weitem nicht erreicht. Es wird kritisiert, dass der Globale Norden noch immer lokalen Expert\*innen sowie den direkten Zielgruppen zu wenig Stimmrecht gibt und Entscheidungen Großteils ohne Einbeziehung des Globalen Südens trifft (vgl. Seitz 2018: 42; Moyo 2012: 108–109). Die fehlende Beteiligung führt neben der Aufrechterhaltung hierarchischer Strukturen auch dazu, dass Empfängerländer sich nicht für die Weiterführung von Projekten und die Instandhaltung von technischen Geräten, Brunnen, Gebäuden usw. verantwortlich fühlen und diese als sogenannte weiße Elefanten verstauben (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 95–96).

Über diese Kritiken an einzelnen Aspekten der EZA-Praxis hinweg, wird immer wieder auch der Standpunkt vertreten, dass EZA selbst in ihrem Grundkonzept – Länder und ganze Kontinente zu entwickeln – (post)koloniale Strukturen fortführt. Kritisiert wird, dass die Zuschreibungs- und Deutungsmacht, entwickelte von unterentwickelten Ländern und Geber- von Empfängerländern zu unterscheiden, beim Globalen Norden liegt. Durch die vom Westen definierte Entwicklungsskala wird eine Hierarchisierung zwischen Ländern und eine „weiße, westliche Überlegenheit“ (Bendix 2015: 277) des Globalen Nordens konstruiert. Die Macht des Nordens, den Entwicklungsdiskurs zu bestimmen und zu entscheiden, wer wie entwickelt werden soll, unterstützt demnach rassistische und (post)koloniale Denkmuster. Vertreter\*innen dieser sogenannten Post-Development-Theorie lehnen daher den Entwicklungsbegriff ab und fordern ein radikales Umdenken (Ottacher/Vogel 2016: 31–35).

## 2.2 Aufrechterhaltung von Abhängigkeit

Vielfach wird auch die Aufrechterhaltung von Abhängigkeitsverhältnissen durch die EZA thematisiert. Kritik hierzu bezieht sich zum Teil auf einzelne Details bei der Umsetzung entwicklungspolitischer Maßnahmen und teils auf die EZA als Gesamtkonstrukt. Immer wieder verfolgen Projekte Ansätze, die kurzfristig zwar Verbesserungen bringen, doch werden die Empfänger\*innen langfristig von der Unterstützung des Globalen Nordens abhängig gemacht. Werden beispielsweise Kleidung, Medikamente, Lebensmittel etc. in den Globalen Süden entsendet, führt dies zu einer verringerten Nachfrage dieser Güter vor Ort, was wiederum einen erhöhten Preisdruck erzeugt und lokale Anbieter\*innen und Unternehmen gefährdet. Wenn der Globale Norden dann den Zufluss dieser Güter stoppt, werden die Zielgruppen wieder in ihre ursprünglichen Notlagen versetzt und der lokale Markt geschwächt zurückgelassen (vgl. Moyo 2012: 80–82). Wenn zudem Akteur\*innen aus dem Globalen Norden in Entwicklungsländer geschickt werden, um Arbeiten zu verrichten, die auch lokale Fachkräfte anbieten könnten, kann dies die Situation am Arbeitsmarkt vor Ort selbst für gut ausgebildete Menschen verschärfen. In den letzten Jahrzehnten hat das Bewusstsein für nachhaltige, längerfristige Entwicklung zugenommen (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 91–99), Kritiker\*innen zufolge gibt es hier aber noch viel Luft nach oben.

Nun zum Standpunkt, EZA in ihrem Grundkonzept hielte den Globalen Süden in einer Position der Abhängigkeit gefangen. Der Ökonomin und Autorin des Werks *Dead Aid* (2012) Dambisa Moyo zufolge, hebeln entwicklungspolitische Maßnahmen des Globalen Nordens Marktmechanismen in den Ländern des Globalen Südens aus. Dadurch wird diesen erschwert, Eigeninitiative zu ergreifen, sich weiterzuentwickeln, den Anforderungen des Marktes gerecht zu werden, so Konkurrenzfähigkeit im Weltmarkt aufzubauen und ein stabiles Staatseinkommen unabhängig von EZA aufzubauen. Regierungen wird durch die hohen Förderungen ermöglicht, weniger Steuern zu erheben, wodurch die politische Verantwortung sowie die Rechenschaftspflicht der Landesführung gegenüber ihrer Bevölkerung reduziert wird. Folglich machen es Gelder aus dem Globalen Norden korrupten Regierungen leichter, nicht in eine nachhaltige Entwicklung und Verbesserungen für die Bevölkerung zu investieren, sondern sich selbst zu bereichern und in Kauf zu nehmen, dass ihre Länder auch weiterhin von EZA-Mitteln abhängig bleiben (vgl. Moyo 2012: 97–99; 107–110). Diese Mechanismen müssen als Widerspruch der EZA in sich selbst betrachtet werden.

## 2.3 Bedingungen und Kontrolle

Der deutsche Experte Volker Seitz beschäftigt sich in seinem Buch *Afrika wird armregiert* (2018) unter anderem mit Korruption und dem Umgang des Globalen Nordens mit dieser. Er kritisiert, dass EZA-Förderungen zwar auf dem Papier an die Bedingung

geknüpft sind, keine Gelder missbräuchlich zu nutzen, dies aber in der Praxis nicht oder nur unzureichend kontrolliert wird. Nach Seitz werden selbst bei offensichtlicher Korruption häufig weiterhin Gelder überwiesen und keine Sanktionierungen umgesetzt, weil Politiker\*innen im Globalen Norden fürchten, mit Rassismus- oder Neokolonialismus-Vorwürfen konfrontiert zu werden. Dadurch wird schlechten Regierungen der Anreiz genommen, EZA-Mittel in die Entwicklung ihres Landes zu investieren, da die Strategie, Gelder für sich selbst zu beanspruchen und trotzdem immer weitere Unterstützung zu erhalten, funktioniert. Dieselbe unzureichende Kontrolle sieht Seitz auch bei Bedingungen an die Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. Er wirft den Geberstaaten und -institutionen vor, Regierungen zu unterstützen, die Forderungen des Globalen Nordens, wie freie Wahlen oder die Umsetzung von Menschenrechten, nicht einhalten (vgl. Seitz 2018: 50–51; 61–63).

Diese Thematik birgt allerdings den Widerspruch, dass die Überprüfung von Bedingungen nötig erscheint, während sie gleichzeitig den Globalen Norden als Kontrollorgan in eine Machtposition hebt, wodurch die bereits beschriebenen postkolonialen Strukturen fortgeführt werden. Während daher in einigen Fachkreisen die Kontrolle des Globalen Südens abgelehnt wird, sind andere, wie der Leiter des *Development Research Institute*, William Easterly, der Meinung: „Wir tun den Armen keinen Gefallen, wenn wir schlechte Regierungen, die ihre eigenen Leute unterdrücken, mit Samthandschuhen anfassen.“ (Easterly 2006: 113)

## 2.4 EZA-Industrie

Mit dem Begriff der EZA-Industrie wird das Paradoxon adressiert, dass Mitarbeiter\*innen der EZA das Ziel verfolgen, sich überflüssig zu machen und Verbesserungen im Globalen Süden zu ermöglichen, gleichzeitig aber von der Situation der Entwicklungsländer profitieren. Der Ökonom James Shikwati beschreibt EZA als „a massive agency of apparatchiks who are in the absurd situation of, on the one hand, being dedicated to the fight against hunger while, on the other hand, being faced with unemployment were hunger actually eliminated“ (Thielk 2005). Vereinzelt wird Entwicklungshelfer\*innen vorgeworfen, überhaupt nicht an der Bekämpfung von Armut interessiert zu sein und sich durch gut bezahlte Arbeitsplätze oder kostspielige Dienstreisen in erster Linie selbst zu bereichern. Andere sehen den Widerspruch als unvermeidbares Spannungsverhältnis, mit dem auch andere Professionen, deren Tätigkeit von Krisensituationen anderer Menschen abhängig ist, wie Gesundheitsberufe, die Polizei, die Feuerwehr oder die Soziale Arbeit konfrontiert sind (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 128–130).

## 2.5 Unrealistische Zielsetzungen

William Easterly (2006: 32) schreibt in *The White Man's Burden*: „Die Bürde des weißen Mannes ist die Folge des selbstgefälligen Wunschdenkens des Westens, dass *wir* [der Globale Norden] die Auserwählten seien, die den Rest der Welt retten müssen“. Aus diesem von rassistischen Zuschreibungen und postkolonialen Denkmustern geprägten Glauben heraus entsteht das Ziel, den Globalen Süden von Armut und Chancenungleichheiten zu befreien. Easterly beschreibt dieses Ziel als unrealisierbar, utopisch, bevormundend und herablassend. Er kritisiert zudem, dass in der EZA nach dem Top-Down-Prinzip von oben herab geplant wird, ohne sich ausreichend mit der Lebensrealität und der Situation der Zielgruppen auseinanderzusetzen (vgl. ebd.: 26–37 und 100–101).

## 2.6 Problematik der Qualitätssicherung

In der Marktwirtschaft erhalten Unternehmen unmittelbar Resonanz über die Qualität ihrer Arbeit, indem Kund\*innen ihr Produkt kaufen oder im Regal stehen lassen. Auch Politiker\*innen wird durch ihre Wahlergebnisse gespiegelt, wie zufrieden die Bevölkerung mit ihren Entscheidungen und Handlungen ist. Märkte und Politik müssen sich den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Zielgruppen anpassen, um weiter bestehen zu können. In der EZA gestaltet sich die Einholung von Rückmeldungen allerdings schwieriger, da die Zielgruppen meist nicht zwischen verschiedenen Angeboten oder Projekten entscheiden können (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 131–132). Easterly (2006: 25) bemerkt dazu: „Das fehlende Feedback ist einer der entscheidendsten Mängel der bestehenden Entwicklungshilfe“. Die Folge ist, dass nicht Projekte umgesetzt werden, die von der Bevölkerung des Globalen Südens wirklich gebraucht werden, sondern solche, die der Globale Norden als sinnvoll einschätzt (vgl. ebd.: 153–154). Diesem Problem kann zwar entgegengewirkt werden, Seitz schätzt allerdings die Bereitschaft des Globalen Nordens, sich eigene Fehler einzugestehen und aus ihnen zu lernen, als unzureichend ein und bemängelt die fehlende Auseinandersetzung mit konstruktiver Kritik (vgl. Seitz 2018: 183–191).

## 3. Zwischenfazit

Anhand der Darstellung der Kritiken an der aktuellen EZA werden einige Spannungsfelder und Widersprüche ersichtlich, die die Frage aufwerfen, ob entwicklungspolitische Bemühungen überhaupt sinnvoll sein können. Befindet sich EZA in einer unauflösbaren Krise? Ist sie, unabhängig davon, wie sie umgesetzt wird und welche Prinzipien sie befolgt, zum Scheitern verurteilt und sollte daher beendet werden? Oder gibt es eine EZA, die alle beschriebenen Spannungsfelder überwinden und eine tatsächlich

menschenwürdige und nachhaltige Entwicklung erreichen kann? Die unbefriedigend unpräzise Antwort lautet: Expert\*innen sind sich darüber nicht einig. Trotzdem soll folgend von der Annahme ausgegangen werden, dass das Konzept internationaler Zusammenarbeit zur Bewältigung globaler Krisen und Ungleichheiten nicht per se aussichtslos ist und grundsätzlich funktionieren kann. Im folgenden Kapitel wird daher der Versuch unternommen, eine entwicklungspolitische Grundhaltung zusammenzustellen, die den beschriebenen Widersprüchen entgegenwirken und eine wirksame, sinnvolle und nachhaltige EZA gewährleisten könnte.

#### 4. Qualitätskriterien in der EZA

Im Folgenden sollen Qualitätskriterien für die EZA formuliert werden. Es handelt sich bei dieser Zusammenstellung explizit nicht um einen vollständigen Maßnahmenplan, dessen Erfüllung alle Herausforderungen der EZA beseitigen würde. Vielmehr geht es darum, einen Überblick über einige wichtige Prinzipien und Grundhaltungen zu geben und zu überlegen, wie EZA sinnvoll gestaltet werden kann. Aufgrund der individuellen, multidimensionalen Lebensrealitäten der einzelnen Regionen und Menschen des Globalen Südens kann es nicht die *eine* richtige EZA geben. Die im Folgenden aufgestellten Handlungs- und Handlungsmöglichkeiten können und sollen in einzelnen Projekten und Kooperationen kritisch betrachtet, ergänzt und angepasst werden.

##### 4.1 Hilfe zur Selbsthilfe und Empowerment

Hilfe zur Selbsthilfe und Empowerment sind von großer Bedeutung für eine nachhaltige EZA. Empowerment meint

„ein praktisches, theoretisches und politisches Strategie- und Handlungskonzept, das davon ausgeht, dass die Ressourcen und Potenziale jedes einzelnen Menschen der Ausgangs- und Mittelpunkt für individuelle und gesellschaftliche Veränderungen sind.“ (Can 2015: 587)

Dementsprechend sollen Menschen im Globalen Süden befähigt werden, ihre Entwicklung selbst zu gestalten und Veränderungen aus eigener Kraft zu bewirken. Im Sinne des Ansatzes Hilfe zur Selbsthilfe verfolgt EZA das Ziel, sich selbst überflüssig zu machen und zu verhindern, dass Menschen von immer weiterer Unterstützung abhängig sind. Das wohl meistzitierte Beispiel hierzu ist, keinen Fisch zu verteilen, sondern Menschen mit Netzen auszustatten und zum Fischen auszubilden (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 91–92).

Möglichkeiten, diese Prinzipien umzusetzen, sind zum Beispiel Maßnahmen zur Ermöglichung von Bildung und Ausbildung oder Projekte, die Menschen unterstützen, selbst Lebensmittel anzubauen oder Güter herzustellen und damit wettbewerbsfähig zu werden (vgl. ebd.: 92; Seitz 2018: 206–210). Auch Mikrokredite, die zu günstigen

Konditionen an Einzelpersonen vergeben werden, um sie zum Aufbau eines eigenen, selbstbestimmten und langfristigen Einkommens zu befähigen, entsprechen dem Empowerment-Gedanken (vgl. ebd.: 211–216). Hilfe zur Selbsthilfe kann zudem nicht nur durch die Auswahl der Maßnahmen, sondern auch durch Details in deren konkreter Umsetzung Beachtung finden, etwa, indem lokale Fachkräfte angestellt werden und Güter sowie Lebensmittel vom Markt vor Ort bezogen werden. Für die internationale Soziale Arbeit kann Empowerment auch bedeuten, das indigene Wissen und die lokale Soziale Arbeit des Globalen Südens zu fördern (vgl. Lutz/Sachau 2018: 299–301).

## **4.2 Partizipation und Ownership**

Damit eine internationale Zusammenarbeit funktionieren kann, muss Partizipation auf Augenhöhe gewährleistet werden, denn „Entwicklung kann letztlich nicht für die Menschen verwirklicht werden, sondern ausschließlich nur durch sie; sie müssen voll und ganz den Prozess selbst gestalten und notwendige Entscheidungen wesentlich selbst treffen“ (ebd.: 298). Nicht nur die EZA in ihrer Gesamtheit, sondern auch die einzelnen Projekte sind aufgefordert, gleichberechtigte Teilhabe in allen Phasen der Zusammenarbeit umzusetzen. Von der Ideenfindung über die Planung, Umsetzung und Evaluierung sollen die Akteur\*innen im Globalen Süden, deren lokales Wissen und Ressourcen vor Ort im Mittelpunkt stehen. Hierfür bedarf es der selbstkritischen Auseinandersetzung mit noch vorhandenen Ausgrenzungen von Entscheidungen seitens des Globalen Nordens sowie mit Möglichkeiten der Beteiligung auf Augenhöhe (vgl. Otta-cher/Vogel 2016: 96–98).

Dadurch kann auch das sogenannte Ownership gewährleistet werden. Das bedeutet, dass Zielgruppen selbst die Verantwortung für die Weiterführung und Instandhaltung von Projekten übernehmen, da diese das Ergebnis ihrer eigenen Leistung sind. Auf diesem Weg können sich Mitarbeiter\*innen aus dem Globalen Norden schrittweise aus dem Projekt zurückziehen, bis es im Idealfall alleine von lokalen Akteur\*innen weitergeführt wird (ebd.: 95–96).

## **4.3 Umgang mit Bedingungen**

Um Prinzipien wie die ordnungsgemäße Verwendung von Geldern, Rechtsstaatlichkeit, Demokratie oder die Sicherstellung der Menschenrechte zu gewährleisten, schlägt Seitz vor, Förderungen an Länder, die ihnen gestellte Bedingungen nicht erfüllen, zu beenden und nur mit Ländern mit guter Regierungsführung zusammenzuarbeiten. Damit könnte die Verwendung der EZA-Mittel zum Wohle der Bevölkerung sichergestellt werden (vgl. Seitz 2018: 231–235). Zu Maßnahmen in Ländern mit schlechter Führung schreibt auch Easterly: „Nicht-Intervention ist hier die Devise. Dann werden

schlechte Regierungen weder durch Zusammenarbeit belohnt, noch wird versucht, sie zu bevormunden oder abzusetzen“ (Easterly 2006: 144).

Wie bereits gezeigt, ist dazu eine intensive Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle nötig. Es muss ein Bewusstsein für die Reproduktion postkolonialer Machtgefälle durch die vom Norden definierten Bedingungen geschaffen werden, damit trotzdem eine globale Zusammenarbeit auf Augenhöhe ermöglicht werden kann. Neben diesen strukturellen Überlegungen auf der Makroebene soll allerdings die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession den Fokus auf die direkten Zielgruppen und deren Bedürfnisse und Willen nicht aus dem Auge verlieren.

#### **4.4 Kohärenz**

Kohärenz meint in diesem Zusammenhang, Ziele und Maßnahmen der EZA miteinander in Einklang zu bringen. Für den Globalen Norden bedeutet das, die modernen Formen der Ausbeutung des Globalen Südens zu beenden und eine Handelspolitik zu betreiben, die einen gleichberechtigten Zugang zum Weltmarkt herstellt. Damit wäre die Politik des Globalen Nordens kohärent mit ihrem Ziel, das wirtschaftliche Wachstum und die Entwicklung des Globalen Südens zu fördern (vgl. Ottacher/Vogel 2016: 100–101). Kohärenz kann auch umgesetzt werden, indem nicht nur eine gute Regierungsführung ohne Korruption vom Globalen Süden gefordert, sondern in gleichem Maße gegen missbräuchliche Verwendungen von Mitteln in den eigenen Reihen vorgegangen wird (vgl. ebd.: 111–112).

Auch einzelne NGOs und Projekte sollen mit ihren Handlungen nicht ihrem eigenen Zweck widersprechen. So soll beispielsweise eine NGO, die sich gegen Kinderarbeit einsetzt, ihre Mitarbeiter\*innenkleidung nicht von einem Modelabel beziehen, das im Verdacht steht, Kinder zu beschäftigen. Auch sollte ein Projekt zur Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit von Landwirt\*innen bei dessen Abschlussfeier das Buffet nicht mit importierten Produkten aus dem Globalen Norden füllen, sondern auf lokale Lebensmittel von Kleinbetrieben und Anbieter\*innen vor Ort zurückgreifen.

#### **4.5 Individualität**

Jede Region, aber auch jede Einzelperson ist individuell und mit verschiedensten Problemlagen konfrontiert. EZA muss diese Diversität berücksichtigen und passgenaue Lösungen ermöglichen. Auf entwicklungspolitischer Ebene sollte dazu, basierend auf Forschungsergebnissen und Statistiken analysiert werden, welche Entwicklungshindernisse in einer Region vorliegen und wie ihnen entgegengewirkt werden kann (vgl. Easterly 2006: 354–356). Dazu ist es nötig, nicht nach dem Top-Down-Prinzip von oben herab Maßnahmen zu planen, ohne sich intensiv mit den Zielgruppen

auseinandergesetzt zu haben. Stattdessen müssen zuerst die komplexen Gegebenheiten erfasst werden, um anschließend im Sinne des Bottom-Up-Prinzips direkt in Zusammenarbeit mit den Zielgruppen explorativ und nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum konkrete Lösungsansätze zu erarbeiten (vgl. ebd.: 65; 143–154).

#### **4.6 Fehlerkultur**

Um dem in Kapitel 2.6 beschriebenen Problem bei der Qualitätssicherung entgegenzuwirken, bedarf es einer Fehlerkultur und einer reflexiven EZA, die sich Fehler aus der Vergangenheit eingesteht und daraus lernt, proaktiv nach konstruktiver Kritik sucht, sie professionell reflektiert und Schlussfolgerungen für die Zukunft zieht. Dazu sollen sowohl die großen Akteur\*innen, als auch einzelne NGOs die Zielgruppen einbinden, etwa in Form von Befragungen Feedback einholen und flächendeckende Statistiken zur Wirkung und Effektivität einzelner Maßnahmen durchführen. Allerdings sollten diese nicht von Geberinstitutionen selbst, sondern von externen, objektiven Expert\*innen umgesetzt werden. Easterly schlägt hierzu unabhängige Beurteilungsgremien oder Evaluierungsbüros vor, die es bisher nur teilweise gibt (vgl. Easterly 2006: 174–176; 354–356).

#### **4.7 Rassismussensibilität in allen Bereichen**

Der Abbau postkolonialer Machtgefälle und hierarchischer Strukturen erfordert neben der Anwendung von Hilfe zur Selbsthilfe, Empowerment, Partizipation, Ownership, Kohärenz usw. eine umfassende Rassismussensibilität in allen Bereichen der EZA. Dazu gehört beispielsweise eine Medienpräsenz, die nicht von postkolonialen Denkmustern geprägt ist und keine stereotypen Bilder des Globalen Südens von Savannen, Exotik und Stammesvölkern, aber auch von Krankheit, Hunger, Bedürftigkeit und Rückständigkeit reproduziert (vgl. Wainaina 2015: 197–200). Es ist eine Öffentlichkeitsarbeit von Nöten, die Problemfelder des Globalen Südens nicht pauschalisiert und die Zielgruppen der EZA nicht als passive Hilfeempfänger\*innen konstruiert. Stattdessen soll eine sachliche Information erfolgen, Akteur\*innen sollen als individuelle Subjekte die Chance bekommen, sich selbstbestimmt darzustellen (vgl. global 2013).

Ein anderer Teilbereich der EZA, in dem rassismussensibel gearbeitet werden muss, ist die professionelle Kommunikationsgestaltung in internationalen Teams. Ziel ist eine interkulturelle Kommunikation, die soziokulturelle und intraindividuelle Bedingungen aufgreift, rassismussensible Sprache anwendet und Vorurteile abbaut. Die Diversität multinationaler Teams soll nicht als Problem, sondern als Chance verstanden und durch professionelle Interaktionskompetenzen bestmöglich genutzt werden (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007: 69–75; Podsiadlowski 2007: 576–584). Gerade in der

EZA ist eine symmetrische, gleichberechtigte Kommunikation und gegenseitige Anerkennung zwischen allen Beteiligten wichtig. Dadurch soll dem Problem, dass Akteur\*innen des Globalen Nordens häufig mehr professionelles Wissen als solchen des Globalen Südens zugeschrieben wird, entgegengewirkt werden (vgl. Gabriel/Kokemohr 2007: 627–636).

#### **4.8 Klare, realistische Zielsetzungen**

Easterly (2006: 169) plädiert für überschaubare, realistische und messbare Zielsetzungen und für „Mut, zuzugeben, dass niemand alles auf einmal kann“. Er fordert den Globalen Norden weiters auf, die utopische Idee des Big Push, also die Vorstellung, durch eine große Menge an Geldern Länder des Globalen Südens von Armut und Ungleichheiten befreien zu können, beiseite zu legen (vgl. ebd.: 47).

#### **4.9 Die Rolle des Globalen Nordens**

Selbst wenn der Globale Norden alle der erarbeiteten Kriterien erfüllt, kann er nicht von sich aus Entwicklung im Globalen Süden herbeiführen. Nötig ist ein Verständnis dafür, dass er selbst nur einen kleinen Teil zur EZA beitragen kann und seine Aufgabe sich darauf beschränken sollte, den Globalen Süden durch nachhaltige, schrittweise EZA zum selbstbestimmten Hauptakteur seiner eigenen Entwicklung zu befähigen (vgl. Easterly 2006: 32–38; Lutz/Sachau 2018: 298). Paul Collier, der ehemalige Leiter der Weltbank-Forschungsabteilung und Autor des Werks *Die unterste Milliarde* hält hierzu fest: „Die Veränderung muss aus den Gesellschaften [...] [des Globalen Südens] selbst kommen, doch wir [der Globale Norden] können mit unseren Maßnahmen dazu beitragen, dass die Aussicht auf Erfolg wächst.“ (Collier 2008: 28)

Überlegungen dazu, auf welche Bereiche der EZA der Fokus gelegt werden sollte, können ohne Zweifel sinnvoll sein. So raten einige Expert\*innen zu Maßnahmen beispielsweise in Bildung, *Female Empowerment*, die Vergabe von Mikrokrediten oder den Ausbau der Wettbewerbsfähigkeit des Globalen Südens am Weltmarkt. Trotzdem sollte im Sinne der Partizipation auf Augenhöhe in Erinnerung behalten werden, dass es nicht die Aufgabe des Globalen Nordens ist, im Alleingang über Maßnahmen der EZA zu bestimmen.

### **5. Fazit und Relevanz für die Soziale Arbeit**

Die vorgestellten Handlungs- und Haltungsvorschläge keinen fixen Maßnahmenplan dar, der in jedem Land identisch eingesetzt werden kann. In jeder Region muss individuell erhoben werden, vor welchen Herausforderungen die Menschen stehen und wel-

che Lösungsansätze funktionieren können. Das Ziel ist eine an die lokalen Gegebenheiten angepasste und unter Einbindung des Globalen Südens entwickelte internationale Zusammenarbeit (vgl. Easterly 2006: 143; 354–356).

Doch reicht die Umsetzung der Qualitätskriterien aus, um die zu Beginn beschriebenen Kritiken zu überwinden? Oder ist es möglich, die Spannungsfelder zwar nicht aufzulösen, aber in die entwicklungspolitische Praxis zu integrieren und so trotzdem nachhaltig globalen Ungleichheiten entgegenzuwirken? Es gibt zahlreiche fachlich fundierte Positionen zu diesen Fragen, die stark voneinander divergieren. Sie zu werten und ein ultimatives Urteil zu fällen, wäre an dieser Stelle nicht angemessen und würde der Komplexität der Thematik nicht gerecht werden. Die Hypothese des vorliegenden Artikels lautet jedoch: Wenn EZA sinnvoll sein kann, dann nur, wenn sie einen bewusst integrativen, menschenwürdigen und rassismussensiblen Weg verfolgt und einigen wichtigen Prinzipien Beachtung schenkt. Die Aufstellung der Qualitätskriterien kann in diesem Sinne als Versuch verstanden werden, die nötigen Prinzipien und Grundhaltungen zu erfassen und einen möglichen Weg zu einer wirksamen und nachhaltigen EZA vorzuschlagen.

Zuletzt soll noch auf die Relevanz dieser Inhalte für die Soziale Arbeit eingegangen und der weitere Handlungsbedarf für die Profession eruiert werden. Internationale und grenzüberschreitende Soziale Arbeit setzt sich neben der Ausarbeitung und Verbreitung globaler Professionsstandards zum Ziel, globale Chancenungleichheiten zu vermindern, soziale Gerechtigkeit zu erhöhen sowie „langfristige und nachhaltige Entwicklungsprozesse anzustoßen“ (Wagner 2014: 102). Daher agiert Soziale Arbeit innerhalb des entwicklungspolitischen Geschehens und ist ein Teil der vergangenen sowie aktuellen EZA. Die Entwicklungspolitik des Globalen Nordens ist stark von ökonomischen Überlegungen und dem Blick auf wirtschaftliches Wachstum geprägt, sodass Konzepte wie Empowerment, Partizipation auf Augenhöhe oder die Anerkennung der Zielgruppen als Expert\*innen ihrer eigenen Lebensrealitäten nicht immer im Fokus zu stehen scheinen. Sozialarbeiter\*innen sind aufgrund ihrer fachlichen Expertise dazu qualifiziert und aufgefordert, ihr Wissen zu den hier vorgestellten Prinzipien zur Verfügung zu stellen. Im Entwicklungsdiskurs und in internationalen Aushandlungsprozessen soll grenzüberschreitende Soziale Arbeit professionelle sozialarbeiterische Standards einbringen und so einen Beitrag zu einer menschenwürdigen und ganzheitlichen internationalen Zusammenarbeit leisten.

## Literatur

Bendix, Daniel (2015): Entwicklung / entwickeln / Entwicklungshilfe / Entwicklungspolitik / Entwicklungsland. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast, S. 272–277.

- Can, Halil (2015): Empowerment – Selbstermächtigung in People of Color-Räumen. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster: Unrast, S. 587–597.
- Collier, Paul (2008): *Die unterste Milliarde. Warum die ärmsten Länder scheitern und was man dagegen tun kann.* München: C.H. Beck.
- Easterly, William (2006): *Wir retten die Welt zu Tode. Für ein professionelleres Management im Kampf gegen die Armut.* Frankfurt/Main: Campus.
- Gabriel, Kokebe Haile/Kokemohr, Rainer (2007): Entwicklungszusammenarbeit. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder.* Stuttgart: Metzler/Carl Ernst Poeschel, S. 627–636.
- glokal (2013): Offener Brief an VENRO zu Spendenwerbung und Rassismus. <https://www.mangoes-and-bullets.org/offene-brief-an-venro-von-einem-zusammenschluss-deutscher-nicht-regierungsorganisationen-in-der-entwicklungszusammenarbeit/> (30.04.2020).
- Jonas, Klaus/Schmid Mast, Marianne (2007): Stereotyp und Vorurteil. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder.* Stuttgart: Metzler/Carl Ernst Poeschel, S. 69–75.
- Lutz, Ronald/Sachau, Inkje (2018): Reflexive Entwicklung. In: Lutz, Ronald/Rehklau, Christine/Ross, Friso/Wagner, Leonie (Hg.): *Handbuch Internationale Soziale Arbeit. Dimensionen – Konflikte – Positionen.* Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 287–316.
- Moyo, Dambisa (2012): *Dead Aid. Warum Entwicklungshilfe nicht funktioniert und was Afrika besser machen kann.* Berlin: Haffmans & Tolkemitt.
- Ottacher, Friedbert/Vogel, Thomas (2016): *Entwicklungszusammenarbeit im Umbruch. Bilanz – Kritik – Perspektiven. Eine Einführung. 2., überarb. Aufl.* Frankfurt/Main: Brandes & Apsel.
- Podsiadlowski, Astrid (2007): Multinationale Teams. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris (Hg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder.* Stuttgart: Metzler/Carl Ernst Poeschel, S. 576–584.
- Sachs, Jeffrey (2007): *Das Ende der Armut. Ein ökonomisches Programm für eine gerechtere Welt.* München: Pantheon.
- Seitz, Volker (2018): *Afrika wird armregiert. Oder wie man Afrika wirklich helfen kann.* Akt. und erw. Neuauflage. München: dtv.
- Seitz, Volker (2009): *Korruption in Afrika. Warum viele Entwicklungsländer arm sind.* <https://ef-magazin.de/2009/10/23/1590-korruption-in-afrika-warum-viele-entwicklungslaender-arm-sind> (10.04.2020).
- Spektrum.de (2001): *Lexikon der Geographie. Entwicklung.* <https://www.spektrum.de/lexikon/geographie/entwicklung/2068> (14.03.2020).
- Thielk, Thilo (2005): SPIEGEL Interview with African Economics Expert. „For God's Sake, Please Stop the Aid!“. <https://www.spiegel.de/international/spiegel/spiegel-interview-with-african-economics-expert-for-god-s-sake-please-stop-the-aid-a-363663.html> (06.04.2020).
- Wagner, Andreas (2014): Soziale Arbeit als Entwicklungszusammenarbeit. In: Bähr, Christiane/Homfeldt, Hans Günther/Schröder, Christian/Schröder, Wolfgang/Schwepe, Cornelia (Hg.): *Weltatlas Soziale Arbeit. Jenseits aller Vermessungen.* Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 102–109.
- Wainaina, Binyavanga (2015): Afrika – und wie Sie darüber schreiben sollten. Eine ironische Anleitung. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Münster: Unrast, S. 197–200.

## **Über die Autorin**

### **Elsa Lindner, BA**

elsa.lindner@edu.fh-joanneum.at

2017–2020 Studium der Sozialen Arbeit an der FH Joanneum Graz. Arbeitet derzeit in einer Kinderwohngruppe in Innsbruck.

Sophie Lukacs:

## Passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe

Eine explorative Studie zur Bestimmung von Kriterien im Rahmen der Personalauswahl

### Zusammenfassung

Der folgende Beitrag stützt sich auf die Forschung, die im Rahmen der Masterarbeit *Passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe. Eine explorative Studie zur Bestimmung von Kriterien im Rahmen der Personalauswahl* (2020) durchgeführt wurde. Dabei beschäftigte ich mich im Besonderen mit Kriterien für die Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe, die nach dem Fachkonzept Sozialraumorientierung arbeitet. Da im sozialen Sektor die Theorie des Personalmanagements und somit auch der Personalauswahl bisher einen untergeordneten Stellenwert eingenommen hat, wird in einem ersten Schritt ein Überblick über die in der explorativen Befragung gewonnenen ausschlaggebenden Kriterien für passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe gegeben.

Dafür wurden leitfadengestützte Interviews mit Personalverantwortlichen der Flexiblen Hilfe geführt. Das Ergebnis sind Muss- und Soll-Anforderungen, die im Rahmen der Interviews genannt wurden. Diese Kriterien werden mit den Prinzipien des Fachkonzepts Sozialraumorientierung verknüpft und bilden so einen Leitfaden, der für die Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe ausschlaggebend ist.

**Schlagerworte:** Kinder- und Jugendhilfe, Flexible Hilfe, Personalauswahl, passgenau, Kriterien, Kompetenz

### Abstract

This article is based on the research findings conducted in my master thesis *Passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe. Eine explorative Studie zur Bestimmung von Kriterien im Rahmen der Personalauswahl* (2020) (*Customised personnel selection in flexible aid services. An exploratory study to determine criteria in the context of personnel selection*(2020)). In particular, I dealt with criteria for selecting personnel in flexible aid services, which works along with the specialized concept of local community networking. The theory of human resource management is yet to be of high significance in the social sector, thus the personnel decision-making process

also is so far of subordinate importance. Therefore, in a first step, an overview is given of specific criteria for the personnel decision-making process within the context of flexible aid services.

For this purpose, interviews with personnel managers of the flexible aid services were conducted. As a result, must-have and should-have requirements were identified during the interviews. Finally, empirically deducted results are linked to the principles of the specialized concept of local community networking and thus provide a decisive guideline for personnel selection in flexible aid services.

**Keywords:** child and youth welfare, flexible aid services, personnel selection, apposite, criteria, competence

## 1. Einleitung

Personalmanagement wird, wenn Soziale Arbeit als Erbringerin einer Dienstleistung betrachtet wird, immer wichtiger. Schon Schwarz/Beck (1997) beschreiben, dass sich Soziale Arbeit fortwährend auf Menschen bezieht und sowohl deren Lebenswelten als auch deren Lebensqualität verbessern soll. Dies kann dann geschehen, wenn der\*die Klient\*in aktiv mitarbeitet. Personen, die in der sozialen Arbeit tätig sind, sollten also die Fähigkeit besitzen auf Menschen zuzugehen und auf ihre Adressat\*innen positiv, im Sinne der Integration, einzuwirken, um deren Selbstbewältigungskräfte anzuregen. Ein zentrales Spezifikum bei dieser Arbeit ist, dass der Beginn und das Ende einer Intervention, der Ressourcenaufwand sowie der Erfolg oder Misserfolg schwer messbar und einschätzbar sind. Umso wichtiger ist daher die Person des\*der Mitarbeiter\*in selbst. Dieser Ansicht sind auch Schwarz/Beck (1997), sie sehen die Mitarbeiter\*innen als zentralen Faktor für Erfolg und Qualität in der Arbeit an.

„[I]ndividuellen Eigenschaften, Qualitäten und Kompetenzen [kommt, Anm. d. Verf.] eine zentrale Rolle für die Aufgabenerfüllung zu. Die Person/Persönlichkeit mit ihren Stärken, Erfahrungen, Eigenschaften und Fähigkeiten wird zum ‚Dreh- und Angelpunkt‘, der über Qualität und Erfolg in den beruflichen Interaktionen mit den Hilfebedürftigen und den KollegInnen entscheidet.“ (Schwarz/Beck 1997: 99f.)

Hier wird deutlich, dass die Person, die Soziale Arbeit als Dienstleistung erbringt, in den Mittelpunkt rückt und die Annahme, dass gutes Personalmanagement auch in der Sozialen Arbeit in den Vordergrund gerückt werden muss, bekräftigt. Dadurch, dass die\*der Mitarbeiter\*in für Qualität und Erfolg der geleisteten Unterstützung entscheidend ist, steigen auch die Leistungsanforderungen an die in der Sozialen Arbeit Beschäftigten.

„Zunehmende Leistungserwartungen sowohl in den Unternehmen, Betrieben und Verwaltungen als auch auf Seiten der Kunden führen dazu, dass die Bedeutung der Ressource ‚Mensch‘ und die Anforderungen an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Organisation weiter steigen werden.“ (Böhm/Poppelreuter 2009: 24)

In der eigenen Praxis im Aufgabenfeld der Flexiblen Hilfe in der Kinder- und Jugendhilfe konnte persönlich erlebt und beobachtet werden, wie hoch die Erwartungen an die Mitarbeiter\*innen sind. Deshalb ging ich in meiner Masterarbeit *Passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe. Eine explorative Studie zur Bestimmung von Kriterien im Rahmen der Personalauswahl* (2020) der Frage nach, wie passgenau Personal für die Flexible Hilfe ausgewählt wird und welche Kriterien für die Auswahl des Personals entscheidend sind. Im Zuge der Befragung von sechs Personalverantwortlichen in Trägerorganisationen der Kinder- und Jugendhilfe konnte ein enger Zusammenhang zwischen den Kriterien, die für die Auswahl des Personals entscheidend

sind, und dem Konzept der Sozialraumorientierung nach Wolfgang Hinte (2006) festgestellt werden.

## 2. Kriterien in der Personalauswahl

Anhand der Befragung wurden Kriterien herausgearbeitet, die in Muss- und Soll-Anforderungen unterteilt wurden. Dabei wurde Bezug auf die in der Literatur häufig verwendeten Begriffe Qualifikation und Kompetenz genommen. Die interviewten Personen definierten neben Qualifikation und Kompetenz auch Fähigkeiten und Fertigkeiten, über die die Professionellen im Feld verfügen müssen. Die folgende Grafik zeigt die erarbeiteten Kriterien:

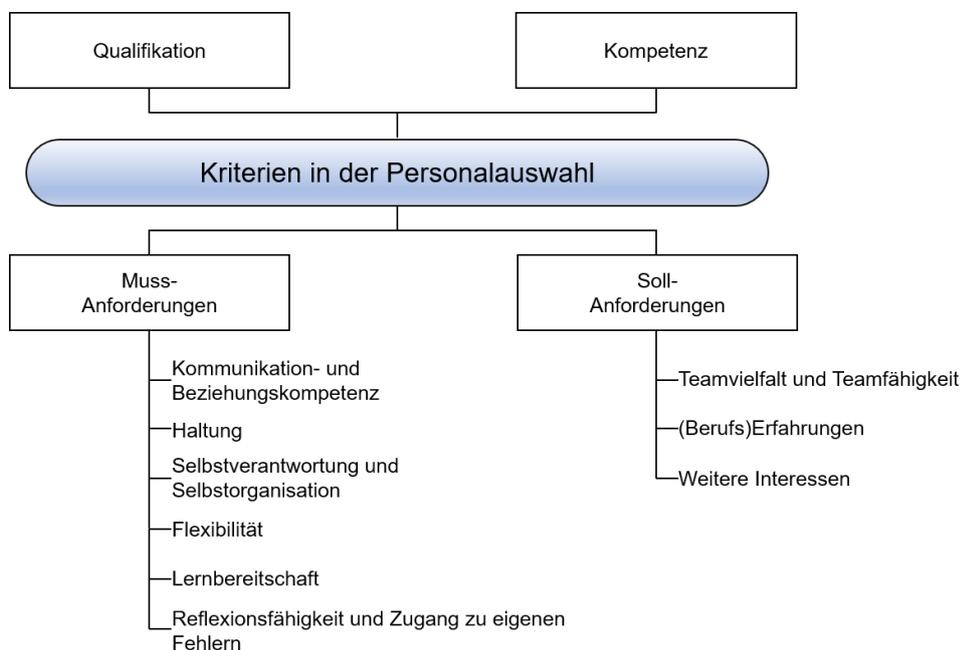


Abbildung 1: Kriterien in der Personalauswahl (eigene Darstellung).

Die Fähigkeit zur Kommunikation sowie Beziehungskompetenz, die es für Erziehung, Beratung und soziale Therapie benötigt, steht für die Interviewpartner\*innen an erster Stelle. Beide Kompetenzen sind für die Interviewpartner\*innen eng miteinander verknüpft. Durch Sprache lassen sich Beziehungen differenziert aufbauen. Was jedoch nicht heißt, dass Beziehungen allein durch Sprache entstehen können. Eine Interviewpartner\*in umschreibt Beziehungskompetenz als eine generelle Grundhaltung Menschen gegenüber. Sie vergleicht diese Grundhaltung mit ‚Herzenswärme‘, welche sie auf Nachfrage als ein grundsätzlich wohlwollendes Aufeinander-Zugehen definiert:

„Also man muss diese ganzen Menschen, mit denen wir arbeiten, wirklich mögen und man muss diese Leute einfach mögen. Man muss eine prinzipielle, ja das ist vielleicht eine Kompetenz, man muss eine prinzipielle Herzenswärme für diese Menschen spüren.“ (Lukacs 2020: 79)

Betont wird auch, dass die Kompetenz zur Kommunikation nicht nur die Kommunikation mit Klient\*innen betrifft:

„Da geht's einfach drum, dass man davon ausgeht, die sind alleine unterwegs, die arbeiten mit dem Familiensystem, ähm die müssen ihre Fallgeschichten bearbeiten, müssen vernetzen können, müssen mit Sozialarbeiterinnen reden können, sprich die brauchen eine ganz eine hohe kommunikative Kompetenz“. (Lukacs 2020: 79f.)

Die meisten Interviewpartner\*innen verstehen unter der kommunikativen Kompetenz auch die Fähigkeit, mehrere Sprachen sprechen zu können.

Die folgenden Überlegungen decken sich mit der ‚professionellen pädagogischen Handlungskompetenz‘ nach Wolfgang Nieke, einem bedeutenden Erziehungswissenschaftler im deutschsprachigen Raum. Er geht davon aus, dass kommunikative Kompetenz ein hohes Vermögen an grammatischem und lexikalischem Sprachverständnis bedeutet: „Kompetenz für Kommunikation meint in einem engeren Sinne Sprachkompetenz, d.h. grammatisches und lexikalisches Vermögen zu Sprachverständnis und zum Umgang mit der Sprache.“ (Nieke 2012: 17)

Nieke (2012: 15) sieht in der Sprachkompetenz einen Zusammenhang zum sozialen Handeln. Er meint, eine Handlungskompetenz kann nur dann entstehen, wenn Personen auch sozial Handeln können. Wichtig dabei ist, dass Nieke hierfür nicht nur das Handeln in direkten Interaktionen meint, sondern auch die Fähigkeit zur schriftlichen Kommunikation (vgl. Nieke 2012: 15). Auch ein\*e Interviewpartner\*in hebt die Fähigkeit, gut Schreiben zu können, hervor. Dabei nimmt er\*sie vor allem Bezug auf die Dokumentation, die in diesem Bereich sehr spezifisch und gut formuliert sein muss, weil diese auch die Grundlage bei Überprüfungen ist.

Im Zusammenhang mit der kommunikativen und sozialen Kompetenz steht für Nieke auch die Wahrnehmungskompetenz. Darunter versteht er die „[...] weiter zu entwickelnde Sensibilität für die Handlungssituation als soziale Interaktion, in der verschiedene Menschen in einer Gruppe miteinander handeln.“ (Nieke 2012: 17) Ohne Wahrnehmungskompetenz ist die Interaktions- und Kommunikationskompetenz nicht verstehbar. Es geht um die Fähigkeit, sich in andere Personen hineinversetzen zu können, Empathie zu zeigen und Rollen übernehmen zu können. Diese Fähigkeiten sind laut Nieke bei Personen, die im sozialen Feld tätig sind, Teil ihrer Persönlichkeit und sollten nicht mehr erlernt werden müssen, sondern eher erweitert (vgl. Nieke 2012: 17). Die von Nieke beschriebene Wahrnehmungskompetenz wird von den Interviewpartner\*innen als Haltung benannt. Haltung wird im Zusammenhang mit dem Fachkonzept der Sozialraumorientierung immer wieder benützt, um hervor zu heben, dass es um den Willen der Klient\*innen geht und das Auftreten der Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe sich darin äußert, dass sie die Klient\*innen als Expert\*innen ihrer Lebenswelt sehen.

Als zentrale Kriterien für die Arbeit im Bereich der Flexiblen Hilfe wurden von den Interviewpartner\*innen die individuelle Selbstverantwortung sowie Selbstorganisation genannt. Schwarz und Beck (1997: 97) geben zu bedenken, dass es für die Umsetzung dieser Fähigkeiten eine Organisation braucht, die zum selbstständigen Denken und Handeln anregt. Denn nur so können Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe auch ihre Klient\*innen dazu bringen, selbständig und selbstorganisiert aktiv zu werden, um ihre Probleme zu lösen. Dieser Aspekt wird auch durch ein\*e Interviewpartner\*in bestärkt, der\*die meint, dass die Selbstorganisation der Zeiteinteilung zentral ist:

„Die Bereitschaft und Fähigkeit, selbständig zu arbeiten und sich zu organisieren. Weil, ja, klassischen Dienstplan gibt's keinen. Klassisch volle Verlässlichkeit, also jemand der mich ständig anruft und Termine absagt, das ist halt auch nicht.“ (Lukacs 2020: 82)

Die Bewerber\*innen müssen die Fähigkeit mitbringen, sich selbst zu organisieren und dabei verlässlich, ohne ständige Rücksprache mit der Teamleitung zu handeln. Diese Aussage lässt sich mit der Definition von Selbstverantwortung nach Sprenger, als Bereitschaft engführen, „[...] auch dort Zuständigkeit wahrzunehmen, wo sie nicht vorher in einer klar abgegrenzten Aufgabenverantwortung normiert ist“ (Sprenger 2013: 90). Gerade in der Flexiblen Hilfe sind Ziele vorgegeben, wie diese jedoch erreicht werden sollen, muss teilweise von den Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe im jeweiligen Moment entschieden werden.

Sprenger (2013: 93f.) betont, dass selbstverantwortliches Handeln einer\*s Mitarbeiters\*in von Führungskräften nicht reglementiert werden kann. Dieses Verhalten wählt die Person selbst und will es auch umsetzen. Sprenger ist außerdem der Meinung, dass von selbstverantwortlichen Mitarbeiter\*innen nur dann Selbstverantwortung erwartet werden kann, wenn die Führungskräfte ihr eigenes Menschenbild hinterfragen. Das heißt, Führungskräfte müssen selbstverantwortliche Menschen in ihrer Organisation wollen. Dabei können sie sich folgende Frage stellen: Wollen sie Menschen in ihrer Organisation anstellen, die von sich aus eigenständig handeln und dabei das Wohlergehen der Organisation im Blick haben? Wenn dem so ist, müssen Führungskräfte auch Strukturen schaffen, in denen dieses Verhalten möglich ist. Es gilt, Menschen das Gefühl zu vermitteln, dass man ihnen etwas zutraut, denn nur so können Potenziale verwirklicht und Verantwortung für sich selbst und das eigene Handeln übernommen werden.

Spannend dabei ist der Aspekt, dass man in der Arbeit der Flexiblen Hilfe anstrebt, von der Familie nicht mehr gebraucht zu werden. Die Familien sollen in ihre Eigenverantwortung geführt werden. Um dies gut vermitteln zu können, gilt es auch, eigenverantwortliches Handeln in der Organisation zu leben. Sprenger meint hierzu, dass es Sinn macht, sich als Führungskraft immer zu fragen: Was wäre, wenn ich nicht da wäre? Würden die Mitarbeiter\*innen dann in die Selbstverantwortung kommen? Es

gilt sowohl auf Ebene der Führungskraft als auch in der Arbeit als Flexible Hilfe, Entbehrlichkeit anzustreben, um Selbstverantwortung zu fördern (vgl. Sprenger 2013: 93f.). „Selbstverantwortung meint daher im Kern ein autonomes und freiwilliges Handeln; ein Wählen, ein initiatives und engagiertes Handeln; ein Wollen, ein kreatives und schöpferisches Handeln; ein Antworten.“ (Sprenger 2013: 91)

Ein hohes Maß an Selbstverantwortung und Selbstorganisation ist ein wesentliches Kriterium, das von fast allen Interviewpartner\*innen genannt wird. Damit einher geht die Flexibilität. Dieses Kriterium ist naheliegend, da es bereits in der Berufsbezeichnung vorhanden ist. Flexibilität wird vom Großteil der Interviewpartner\*innen auf die flexible Arbeitszeitgestaltung bezogen. Dabei wird betont, dass zum einen die meiste Arbeit in den Nachmittag fällt, zum anderen gibt es keine klaren Arbeitszeiten, weshalb auch einmal länger als geplant gearbeitet werden muss. Ein weiterer Aspekt der Flexibilität ist die Bereitschaft, flexibel über das erlernte Berufsfeld hinaus zu arbeiten. Nur eine Interviewpartner\*in beschreibt Flexibilität als Anpassungsfähigkeit. Eine andere interviewte Person umschreibt die Flexibilität bzw. Anpassungsfähigkeit, die es in der Arbeit der Flexiblen Hilfe braucht, als Kreativität.

Zusätzlich müssen Mitarbeiter\*innen in der Flexiblen Hilfe entsprechend den Wünschen der Arbeitgeber\*innen die Offenheit haben, sich kritisch mit dem Fachkonzept der Sozialraumorientierung auseinanderzusetzen und sich dahingehend weiterzubilden. Dieser Aspekt kann als Lernbereitschaft gefasst werden. Diese Offenheit bzw. Lernbereitschaft setzt voraus, dass die Reflexionsfähigkeit im Mittelpunkt des Arbeitens steht und das eigene Handeln kritisch hinterfragt wird, um aus Fehlern zu lernen. Nieke versteht unter Reflexionskompetenz „[...] die Fähigkeit zu komplexem und kritischem Denken und die Fähigkeit zur Selbstreflexion [...]“ (Nieke 2012: 18). Neben dem Infragestellen des eigenen akademischen Wissens, umfasst Selbstreflexion für Nieke auch die Fähigkeit, Alltagswissen durch Analyse und Nachdenken zu reflektieren (vgl. Nieke 2012: 19).

Fürst/Hinte (2017) weisen in ihrer Beschreibung von Sozialraumorientierung und dem Prinzip, sich am Willen der Klient\*innen zu orientieren, darauf hin, dass Soziale Arbeit sich unter anderem durch eine hohe Reflexionskompetenz ausweist. Diese wird in der sozialräumlichen Arbeit immer wieder auf die Probe gestellt, da man sich fragen muss, ob man immer noch am Willen der Klient\*innen arbeitet oder eher an den eigenen Werten und Vorstellungen. Denn nur durch Professionist\*innen, die das eigene Handeln immer wieder reflektieren, so meinen die Autoren, können Klient\*innen dazu befähigt werden selbstbestimmt zu handeln.

Für die Interviewten stellen neben den Muss-Anforderungen auch die Soll-Anforderungen Kriterien für eine passgenaue Personalauswahl dar. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Fähigkeiten und Erfahrungen der Mitarbeiter\*innen, die sich positiv auf die zu erbringende Dienstleistung und das gesamte Team auswirken können.

Dadurch entsteht die von vielen Interviewpartner\*innen gewünschte Teamvielfalt, welche sowohl durch Multiprofessionalität als auch durch die persönlichen Erfahrungen dazu beiträgt, dass den Familien passgenau Mitarbeiter\*innen zugeteilt werden. Zusätzlich wird Rücksicht auf die Berufserfahrung und persönliche Erfahrung der Mitarbeiter\*innen genommen.

Um eine gute Teamvielfalt zu haben, sollte im Vorhinein festgestellt werden, wer in der Teamkonstellation gerade gebraucht wird. Von Bedeutung sind die Erfahrungen und Grundqualifikationen sowie die Geschlechterzusammensetzung eines bestehenden Teams. Eine interviewte Person übt Kritik daran, dass Menschen mit langer Berufserfahrung im Rahmen der Leistungsvergabe nicht finanzierbar sind. Die eigene Rolle in einem Team wird von den Personalverantwortlichen hinterfragt, weil Teamfähigkeit vor allem im Rahmen des Vier-Augen-Prinzips wichtig ist. Das Konzept der Sozialraumorientierung wird von den Personalverantwortlichen sowohl in Hinblick auf die Muss- als auch auf die Soll-Anforderungen mitbedacht und nimmt einen hohen Stellenwert ein.

### **3. Passgenauigkeit in der Personalauswahl**

Die dargestellten Ergebnisse über Muss- und Soll-Anforderungen zeigen, dass Personalauswahl immer mit dem Anspruch auf Passgenauigkeit vonstattengeht, so auch in der Personalauswahl der Flexiblen Hilfe. Die Besonderheit des Arbeitsfeldes ist die benötigte Vielfalt, um die Diversität der Familien abzubilden.

Die genannten Muss- und Soll-Anforderungen ergeben einen Kriterienkatalog, der zur passgenauen Auswahl für Mitarbeiter\*innen in der Flexiblen Hilfe herangezogen werden kann. In der Masterarbeit wurden diese Anforderungen den fünf Prinzipien von Wolfgang Hinte<sup>1</sup> gegenübergestellt und Maßnahmen für den Prozess der Personalauswahl generiert. Die generierten Kriterien lassen sich den fünf Prinzipien der Sozialraumorientierung wie folgt zuordnen:

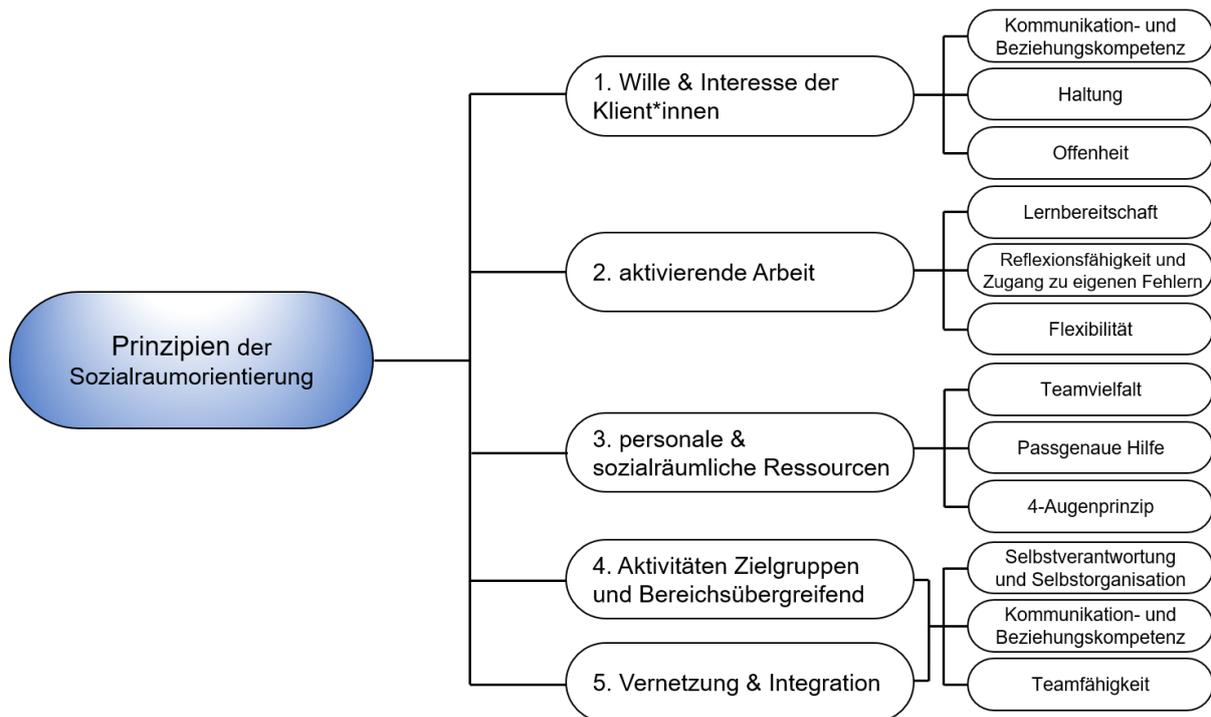


Abbildung 2: Erkenntnisse verknüpft mit den fünf Prinzipien nach Hinte (eigene Darstellung).

So wie die Prinzipien der Sozialraumorientierung nur miteinander und nicht getrennt voneinander betrachtet werden können, sind die entwickelten Kriterien insgesamt relevant, um passgenaue Hilfe leisten zu können. Die interviewten Personen betonen, dass es keine\**n* idealtypische\**n* Mitarbeiter\**in* in der Flexiblen Hilfe geben kann. Der entworfene Kriterienkatalog kann Personalverantwortliche zukünftig beim Bewerbungsgespräch unterstützen.

„Der Interviewer soll also die Kompetenzen feststellen, um möglichst genau vorherzusagen, wie sich der Bewerber einmal später im Beruf verhalten wird.“ (Bauer/Aigner 2008: 117) Denn bei der Konstruktion einer passgenauen Hilfe für eine Familie fallen neben den sozialräumlichen auch die personellen Ressourcen ins Gewicht. Um am Willen und dem Interesse der leistungsberechtigten Menschen arbeiten zu können, bedarf es Offenheit, Haltung und einer kommunikativen Kompetenz. Diese Kriterien können in einem strukturierten Bewerbungsgespräch mit situativen Fragen bzw. dem situativen Dreieck eingeschätzt werden. Eine interviewte Person gibt zu bedenken, dass man spezifisch nach der erwünschten Haltung im Rahmen der Sozialraumorientierung fragen könne. Durch diese Frage würde deutlich, ob sich der\**die* Bewerber\**in* mit der Ausschreibung und dem Konzept an sich beschäftigt hat.

Lernbereitschaft wird von allen Interviewten als Voraussetzung für die aktivierende Arbeit, dem zweiten Prinzip in der Sozialraumorientierung, gesehen. Die Notwendigkeit der Lernbereitschaft ergibt sich aus der Vielfältigkeit der betreuten Familien. Alle Familien sind sehr unterschiedlich. Folglich müssen Mitarbeiter\**innen* in der Flexiblen Hilfe die Fähigkeit haben, sich immer wieder neu einstellen zu können, und sie müssen die Lernbereitschaft besitzen, von Expert\**innen* der eigenen Lebenswelten

dazu zu lernen. Dazu gehört die Bereitschaft, die Klient\*innen die Gesprächssettings mitgestalten zu lassen. Fachkräfte sind nicht die Expert\*innen der Lebenswelten der Familien, sondern die ‚Gäste der Betroffenen‘. Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe sollen durch ihr Verhalten den Betroffenen die Stärke und Sicherheit als Gastgeber\*in überlassen und somit auch deren Würde erhalten (vgl. Früchtel/Budde/Cyprian 2013: 28f.). Auf diese Weise können Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe aktivierend arbeiten. Dieser Meinung sind auch die Interviewpartner\*innen, die besonders die Lernbereitschaft in Hinblick auf die Umsetzung des Fachkonzepts sowie fortwährende Weiterbildung fordern. Ebenfalls ist die Weiterbildung der Mitarbeiter\*innen als Qualitätsmerkmal der Organisationen zu sehen.

Ein weiteres Kriterium, das zum zweiten Prinzip der Sozialraumorientierung passt, ist die Flexibilität. Die Flexibilität bezieht sich stark auf die Flexibilität der Arbeitszeiten, die zur Aktivierung der zu unterstützenden Person beiträgt. Durch flexible Arbeitszeiten sind Mitarbeiter\*innen in der Lage, die Unterstützung dann passgenau anzubieten, wenn es den alltäglichen Bedürfnissen der Familien entspricht. Damit trägt diese Form der Flexibilität entscheidend zur Aktivierung der zu unterstützenden Person bei. Des Weiteren wird von einer interviewten Person betont, dass Flexibilität auch mit sich bringt, über das erlernte Berufsfeld hinweg zu arbeiten, also die eigene Berufsvorstellung und das damit verbundene Tätigkeitsbild als Ressource zu sehen und sich nicht darauf zu versteifen. Dieser Aspekt lässt die Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe aktivierend mit den eigenen Vorstellungen und somit auch mit den Klient\*innen arbeiten.

Daran schließt sich als Kriterium die Reflexionsfähigkeit an, die ebenso zum zweiten Prinzip der aktivierenden Arbeit passt. Solange man das eigene Tun und Handeln professionell reflektieren kann, weiß man zum einen, was einen selbst aktiviert, und zum anderen kann man die gesetzten Maßnahmen auf ihren Erfolg hin hinterfragen. Die Bereitschaft, zu reflektieren und eigene Fehler einzugestehen, wird in den geführten Interviews betont. Daraus ergibt sich, dass man in Bewerbungsgesprächen herausfinden sollte, wie eine Person über die eigene Arbeit und die Leistungen der Betreuten denkt und welchen Umgang sie mit allfällig gemachten Fehlern hat. Hierfür kann man sich zum Beispiel Ereignisse aus dem vergangenen Berufsalltag beschreiben lassen und fragen, wie Bewerber\*innen heute damit umgehen würden.

Das vierte und das fünfte Prinzip nach Hinte (2006: 9) besagen, dass es für gelingende Einzelfallhilfe einerseits die Vernetzung, andererseits die Zusammenführung unterschiedlicher sozialer Dienste braucht. Das sind Tätigkeiten, die über die direkte Interaktion mit den Familien hinaus angelegt sind. Die Mitarbeiter\*innen der Flexiblen Hilfe brauchen sowohl die Fähigkeit der Selbstorganisation und Selbstverantwortung als auch ein hohes Maß an Kommunikations- und Beziehungskompetenz. Denn jede\*r Mitarbeiter\*in im Sozialraum ist bei der Fallübernahme selbst dafür verantwortlich, sich mit den unterschiedlichen Akteur\*innen des Falles zu vernetzen. Die

Vernetzung erfolgt innerhalb der privaten Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, den Arbeitsgemeinschaften und mit allen weiteren Akteur\*innen der sozialen Dienste, die mit der Familie zu tun haben. Das können Schulen, Kindergärten, Familienentlastungsdienste, Therapeut\*innen, Vereine etc. sein. Oft erleben wir in der Praxis, dass Familien von verschiedenen sozialen Diensten betreut werden, die voneinander wenig wissen. Je besser ein fallübergreifender Austausch stattfindet, desto besser können Ressourcen genutzt werden.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es im Rahmen der Personalauswahl für die Flexiblen Hilfe ratsam ist, sich die fünf Prinzipien nach Hinte (2006: 9) noch einmal konkret zu vergegenwärtigen, um einerseits die Stärken der bestehenden Mitarbeiter\*innen und andererseits die Bedarfe in einem differenzierten Anforderungsprofil herauszuarbeiten. Im Bewerbungsgespräch sollen die zuvor festgelegten Kriterien abgefragt werden. Ist die passende Person gefunden, gilt es, den Personaleinstieg strukturiert vorzubereiten, damit der\*die neue Mitarbeiter\*in die Möglichkeit hat, die zuvor angekündigten Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

#### **4. Ausblick**

Die Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe ist dann passgenau, wenn der Prozess der Personalauswahl die Feststellung der benötigten Kompetenzen gewährleistet. Die Passgenauigkeit der Hilfe unterscheidet sich von der Passgenauigkeit der Mitarbeiter\*innen für die Leistungserbringung. Dabei wird die Passgenauigkeit vor allem weg von der individuellen Passgenauigkeit der\*s Mitarbeiter\*in gedacht und hin zur Passgenauigkeit ins Team, das eventuell selbst nur durch eine hohe Vielfalt passgenau sein kann. Diese Teamvielfalt wurde von mir in Bezug zum Fachkonzept der Sozialraumorientierung gesetzt, welches sich vor allem am Willen der Klient\*innen orientiert.

Ein Kriterienkatalog, verknüpft mit den fünf Prinzipien der Sozialraumorientierung, erlaubt die Systematisierung von Anforderungen an die Personen, die in der Flexiblen Hilfe tätig sind. Das ist nicht nur sinnvoll, es trägt auch zur Qualität bei. Denn die große Vielfalt an Anforderungen an die Persönlichkeit, das fachliche Wissen, das Methodenrepertoire und die gute Selbst- und Arbeitsorganisation tragen zur Qualität bei. Offen ist, wie genau die privaten Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe die geforderten Kriterien im Rahmen des Auswahlprozesses erfragen. Diesen Aspekt in einer weiteren Forschung zu untersuchen, wäre besonders interessant.

Auch wenn von keiner idealtypischen Mitarbeiter\*in in der Flexiblen Hilfe ausgegangen werden kann, ist es sinnvoll, eine detaillierte Aufgaben- und Erwartungsbeschreibung zu erstellen, die detailliertere Angaben umfasst als nur die Forderung, sich in der Flexiblen Hilfe vor allem am Willen und den Zielen der Klient\*innen zu orientieren. Ein Kompetenzmodell ermöglicht nach Leinweber (2008: 152), dass sich die Stra-

ategie eines Unternehmens langfristig besser umsetzen lässt. Durch einen klaren Zugang und die Verfolgung eines Kompetenzmodelles gelingt es, die Organisation gut für zukünftige Herausforderungen fit zu machen, da ein Kompetenzmodell die Verhaltensweisen von Mitarbeiter\*innen beeinflussen kann (vgl. Leinweber 2008: 152). Neben dem Kriterienkatalog stellt das Kompetenzmodell die Grundlage für eine passgenaue Personalauswahl dar, die in der Personal- und Organisationsentwicklung weitergeführt werden soll. Wünschenswert wäre, dass der Aspekt der Personal- sowie Organisationsentwicklung in Zukunft im Rahmen der Flexiblen Hilfe noch an Bedeutung gewinnt.

## Verweis

<sup>1</sup> Das Fachkonzept der Sozialraumorientierung folgt fünf Prinzipien, die nach Hinte sind: „1. Ausgangspunkt jeglicher Arbeit sind der Wille / die Interessen der leistungsberechtigten Menschen (in Abgrenzung zu Wünschen oder naiv definierten Bedarfen). 2. Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit. 3. Bei der Gestaltung einer Hilfe spielen personale und sozialräumliche Ressourcen eine wesentliche Rolle. 4. Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt. 5. Vernetzung und Integration der verschiedenen sozialen Dienste sind Grundlage für funktionierende Einzelhilfen.“ (Hinte 2006: 9)

## Literatur

- Bauer, Christian/Aigner, Ulrike (2008): Der Weg zum richtigen Mitarbeiter: Personalplanung, Suche, Auswahl und Integration; praxisorientierter Leitfaden mit arbeitsrechtlicher Begleitung. Wien: Linde.
- Böhm, Wolfgang/Poppelreuter, Stefan (2009): Bewerberauswahl und Einstellungsgespräch: Leitfaden für die Praxis aus psychologischer und arbeitsrechtlicher Sicht. Bearb. und erw. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Fürst, Roland/ Hinte, Wolfgang (2017): Sozialraumorientierung: Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien: Facultas.
- Früchtel, Frank/Budde, Wolfgang/Cyprian, Gudrun (2013): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. Wiesbaden: Springer VS.
- Hinte, Wolfgang (2006): Geschichte, Quellen und Prinzipien des Fachkonzepts „Sozialraumorientierung“ (Einleitung). In: Budde, Wolfgang/Früchtel, Frank/Hinte, Wolfgang (Hg.): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7–24.
- Leinweber, Stefan (2008): Etappe 3: Kompetenzmanagement. In: Meifert, Matthias T. (Hg.): Strategische Personalentwicklung. Ein Programm in acht Etappen. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 145–179.
- Lukacs, Sophie (2020): Passgenaue Personalauswahl in der Flexiblen Hilfe. Eine explorative Studie zur Bestimmung von Kriterien im Rahmen der Personalauswahl. Unveröffentlichte Masterarbeit. FH Joanneum, Graz.
- Nieke, Wolfgang (2012): Kompetenz und Kultur. Beiträge zur Orientierung in der Moderne. Wiesbaden: Springer VS.
- Schwarz, Gotthart/Beck, Reinhilde (1997): Personalmanagement. Alling: Sandmann.
- Sprenger, Reinhard K. (2013): An der Freiheit des anderen kommt keiner vorbei. Das Beste von Reinhard K. Sprenger. Frankfurt/Main: Campus.

## **Über die Autorin**

**Sophie Lukacs, BA MA**

sophie.lukacs@yahoo.de

Bachelorstudium der Europäischen Ethnologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und Masterstudium für Soziale Arbeit an der FH JOANNEUM Graz. Berufserfahrung als diplomierte Sozialpädagogin in unterschiedlichen Feldern der ambulanten als auch stationären Kinder- und Jugendhilfe und derzeit als Schulsozialarbeiterin in einer Mittel- und einer Volksschule in Graz tätig.

Melanie Schinnerl:

## Welche Rolle spielt Geschlecht im Kindergarten?

### Zusammenfassung

Zwar hängt die Sozialisation von einer Vielzahl von Lebensbedingungen ab, dennoch stellt das Erlernen der Geschlechtlichkeit für Kinder eine übergeordnete Entwicklungsaufgabe dar. Eine (neben der Familie) dominante Sozialisationsinstanz, die einen essenziellen Beitrag für den Aufbau von Vorstellungen von Geschlecht leistet, sind dabei vor allem Kindergärten und das hier tätige (pädagogische) Personal. Im Rahmen des Kindergartenalltags kann Geschlecht auf unterschiedliche Weise dramatisiert bzw. de-thematisiert werden. Auf Basis eines Multi-Methoden-Designs, bestehend aus Beobachtung, fotografischer Raumanalyse und Gruppendiskussion, wurde in zwei ländlichen Kindergärten untersucht, inwiefern Geschlecht in der pädagogischen Alltagspraxis von Relevanz ist. Die Analyse zeigt, dass das kindliche Verhalten in unterschiedlichen Bereichen von einem *doing gender* geprägt ist, während beim Alltags Handeln der (pädagogischen) Fachkräfte das Postulat der Gleichstellung der Geschlechter gilt.

**Schlagnworte:** Kindergarten, soziales Geschlecht, doing gender, undoing gender, Sozialisation

### Abstract

Although socialization depends on a variety of living conditions, learning gender is an important developmental task for children. A dominant instance of socialization (besides the family), which is of crucial importance for the development of ideas about gender, is kindergartens and the (educational) staff working there. In the context of daily routine in kindergartens, gender can be dramatized or de-thematized in different ways. Based on a multi-method design consisting of observation, photographic analysis, and group discussion, the extent to which gender is relevant in everyday pedagogical practice was investigated in two rural kindergartens. The analysis shows that child behavior is characterized by doing gender in different spheres, while the postulate of gender equality is valid for the everyday actions of (educational) professionals.

**Keywords:** kindergarten, social gender, doing gender, undoing gender, socialization

## 1. Einleitung

Nach wie vor ist Geschlecht eines der dominantesten Ordnungskriterien in unserer modernen Gesellschaft und bildet nach Carolin Küppers (2012: o.A.) ein „handlungswirksames und grundlegendes gesellschaftspolitisches Strukturierungsprinzip“. Davor sind auch die Kleinsten in unserer Gesellschaft nicht gefeit – bereits bei ihrer Geburt werden sie als männlich oder weiblich „ausgewiesen“. Nach Margarete Blank-Mathieu (1996: 14) sind Kinder auch bereits ab diesem Zeitpunkt mit geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen ihnen gegenüber konfrontiert. Die physischen Anlagen treffen auf eine Reihe von Sozialisationsinstanzen, welche der nachwachsenden Generation Verhaltensweisen und auch Normen vermitteln (vgl. Wagner 2014: o.A.). Eine dieser zentralen Sozialisationsinstanzen ist der Kindergarten.

In der wissenschaftlichen Forschung wurde zwar das biologisch begründete Verständnis von Geschlecht revidiert, im Alltagswissen ist es jedoch oftmals weiterhin präsent (vgl. Hartmann-Tews 2003: 14ff.). Für den Aufbau von Vorstellungen über Geschlecht bzw. für die Ausbildung der eigenen Geschlechtsidentität hat besonders das Alter zwischen zwei/drei und sechs Jahren eine große Bedeutung, denn in dieser Zeit eignen sich Kinder verstärkt Wissen über ihr eigenes Geschlecht an, sie entwickeln ein Geschlechtsbewusstsein (vgl. Raffelsberger 1999: 14). Dies ist auch das Alter, in dem die Kinder in der Regel den Kindergarten besuchen.

Die Konstruktion von Geschlechterwissen seitens der Kinder wird dadurch beeinflusst, „wie die Erwachsenen auf sie und ihre Handlungen reagieren und welche Normen sie dadurch setzen. Geschlechterwissen wird selten explizit, jedoch häufig implizit vermittelt“ (ebd.). Es kommt seitens der Kinder zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht, welche sich nach Wagner, die maßgeblich auf Überlegungen Kohlbergs referiert, in fünf Schritte gliedern lässt: „Zuordnung des eigenen Geschlechts und das der anderen, das Wissen um geschlechtsabhängige Attribute (Stereotype), die hohe Bewertung des eigenen Geschlechts und [das] Erlangen der Geschlechterkonstanz“. (Wagner 2014: o.A.) Dabei bieten stereotype Merkmale wie Kleidung oder Verhaltensweisen (z.B. Schminken) den Kindern Orientierung beim Abgrenzen der Geschlechter. Zudem entsteht in diesem Alter der Wunsch der Darstellung der eigenen Geschlechtszugehörigkeit, sodass sie „häufig in für sie geschlechtstypischen Spielsituationen mit gleichgeschlechtlichen Gruppen anzutreffen und im Einhalten entsprechender Verhaltensweisen zu beobachten sind“ (Wagner 2014: o.A.).

Mit Bezugnahme auf das Modell von Kohlberg erreichen Wagner zufolge Kinder im Alter von etwa fünf bis sechs Jahren eine Geschlechterkonstanz, „in der sie von der Sicherheit geleitet werden, dass ihr Geschlecht irreversibel ist“ (Wagner 2014: o.A.). Dadurch kommt es im Spiel zu Situationen, in denen auch gegengeschlechtliche Rollen eingenommen werden. Gleichzeitig rückt jedoch auch die eigene Geschlechtlichkeit in den Fokus, sodass sich Jungen und Mädchen häufiger mit geschlechtstypischen

Inhalten auseinandersetzen, diese verinnerlichen und teils durch Nachahmung zum Ausdruck bringen. Damit formen die Jungen und Mädchen kontinuierlich ihr Selbstbild.

Folgt man der Auffassung, dass Geschlechtsidentität ein Bestandteil von Sozialisationsprozessen (und nicht angeboren) ist, kann nach Wagner (2014: o.A.) angenommen werden, „dass geschlechtsspezifische Eigenschaften und Verhaltensweisen erlernbar sind und in Abhängigkeit zu dem von Bezugspersonen und anderen Menschen im direkten Umfeld gezeigten geschlechtsspezifischen Verhalten stehen.“ Neben der Familie kommt dabei dem Kindergarten eine wichtige Rolle zu. Im Kindergarten kann Geschlecht auf unterschiedliche Art und Weise – sei es durch institutionelle Bezugspersonen, von den Kindern selbst (z.B. Peers) oder aber auch in Abhängigkeit vom Raum-, Spielzeug- und Medienangebot – dramatisiert, also „explizit ins Zentrum der Interaktion gestellt werden“ (Nentwich/Vogt/Tennhoff/Schälin 2014: 3). Es kann aber auch de-thematisiert werden, „indem die Geschlechtszugehörigkeit in den Hintergrund tritt“ (ebd.).

Diese Überlegungen bildeten die Basis für eine Untersuchung, deren Ergebnisse im Nachfolgenden präsentiert werden. Mit Bezugnahme auf die theoretischen Konstrukte des *doing gender* und *undoing gender* wurde analysiert, inwiefern diese in den Kindergartenalltag Eingang finden. Der vorliegende Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit, welche ich unter dem Titel *Doing Gender in der Kindertagesstätte?* (2016) am Institut für Soziologie an der Johannes Kepler Universität Linz verfasst habe. Sowohl die Aktualität des Themas als auch die geringe Zahl an empirischen Ergebnissen in der österreichischen Forschungslandschaft haben mich dazu bewogen, die zentralen Ergebnisse zu veröffentlichen. Im Rahmen der Masterarbeit wurde, basierend auf einem Multi-Methoden-Design, in zwei ländlich gelegenen Kindergärten untersucht, inwiefern Geschlecht im Kindergartenalltag eine Rolle spielt. Nachfolgend erfolgt nach einer anfänglichen Einordnung des Themas in die wissenschaftliche Debatte um Geschlecht und Gender die Darstellung des methodischen Vorgehens, bevor in einem dritten Schritt zentrale Ergebnisse der Untersuchung präsentiert werden.

## **2. Die Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit**

Caroline Hagemann-White (1988: 32) spricht von der „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“, die jede\*n von uns dazu zwingt, die soziale Welt stets als zweigeschlechtlich segregiert wahrzunehmen. Dementsprechend werden Frauen bzw. Männern bestimmte Verhaltensweisen qua Geschlechtszugehörigkeit zugeschrieben. Die Distanzierung von diesem biologisch geprägten Denkmodell, hin zur Betrachtung der Determinanten der Geschlechterverhältnisse als soziale Konstrukte, ist das Ziel jener Theoretiker\*innen die sich unter dem hier zu erläuternden *doing-gender*-Ansatz subsumieren. Die Vertreter\*innen des *doing-gender*-Ansatzes verweisen darauf, dass es

keine natürlichen Geschlechtsunterschiede gibt, oder, wie Angelika Wetterer es ausdrückt, keine „außerkulturelle Basis sozialen Handelns“ (Wetterer 2008: 122).

Die Unterscheidung von Sex und Gender hat mittlerweile eine weite Verbreitung gefunden. Mit Gender wird üblicher Weise das soziale Geschlecht bezeichnet. Es bezieht sich auf vergeschlechtlichtes Handeln von Frauen und Männern, das in sozialen Interaktionen erlernt wird. Dagegen bezieht sich Sex auf das biologische Geschlecht, das u.a. an äußeren Geschlechtsmerkmalen festgemacht wird. In vielen Fällen schwingt jedoch eine unhinterfragte Annahme mit, der zufolge Sex als das primär Prägende gilt. Dieser Annahme impliziert zugleich, dass es zwischen den Geschlechtern einen vorgegebenen „natürlichen Unterschied“ gibt.

### 3. Die soziale Konstruktion von Geschlecht

„Wir werden nicht als Frauen geboren, wir werden zu Frauen gemacht.“ (Beauvoir 1992: 265) Dieser vielzitierte Satz der französischen Schriftstellerin, Philosophin und Feministin Simone de Beauvoir zeigt, dass die Infragestellung der Natürlichkeit der Geschlechterdifferenzierung nicht erst in (post)modernen Theorien auftaucht. Gleichzeitig entspricht er auch den Zugängen jener Autor\*innen, welche ich im Folgenden durch die Heranziehung des *doing-gender*-Konzeptes diskutieren möchte.

Das Konzept des *doing gender* hat seinen Ursprung in der interaktionstheoretischen Soziologie und ist, wie Regine Gildemeister (2008: 137) betont, „in der Geschlechterforschung zu einem Synonym für die in dieser Tradition entwickelte[] Perspektive einer ‚sozialen Konstruktion von Geschlecht‘ geworden“. Das Konzept lässt sich im Wesentlichen auf Candace West und Don Zimmerman zurückführen und ihnen entsprechend ist Geschlecht (Gender) das Ergebnis performativer Zuschreibungen. West und Zimmerman fassen Gender als „routine, methodical, and recurring accomplishment“ (West/Zimmerman 1987: 126), als Errungenschaft, die durch permanente Interaktion erreicht wird. Das Konzept zielt also darauf ab,

„Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit nicht als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten, sondern jene sozialen Prozesse in den Blick zu nehmen, in denen ‚Geschlecht‘ als sozial folgenreiche Unterscheidung hervorgebracht und reproduziert wird.“ (Gildemeister 2008: 137)

Auf der Grundlage von Fallstudien von Harold Garfinkel zur transsexuellen Agnes zeigen West und Zimmerman, dass Geschlecht einerseits durch Interaktion geschaffen wird, dass andererseits aber gleichzeitig Geschlecht auch die Interaktion strukturiert. Diesem Verständnis zufolge ist Geschlecht (Gender) eine in sozialer Interaktion immer wieder aufs Neue herzustellende Leistung. Wobei West und Zimmerman in diesem Zusammenhang die Frage „Can we ever not do gender?“ (West/Zimmerman 1987: 137) aufwerfen. Von West und Zimmerman wird dies klar verneint, ebenso wie auch

von anderen Sozialkonstruktivist\*innen. Ihnen zufolge ist das Ruhenlassen nicht möglich – „doing gender is unavoidable“ (ebd.). Eine Erweiterung erfährt das Konzept zugunsten eines *doing-difference*-Ansatzes (vgl. West/Fenstermaker 1995).

Mit dem Vorschlag eines Absehens von der Geschlechterzugehörigkeit – als aktiver Vorgang – geht Stefan Hirschauer (1994; 2001) in seinem Konzept des *undoing gender* einen Schritt weiter und richtet sich gegen die Omnirelevanz-Annahme des sozialen Geschlechts (vgl. Kotthoff 2002: 132). Mit seinem Vorschlag eines *undoing gender* versucht er aufzuzeigen, dass es unterschiedliche Grade der Relevanzsetzung von Geschlecht in Abhängigkeit vom Kontext gibt. Hirschauer teilt zwar die Annahme der Ethnomethodologie, dass ein „Ausweiszwang“ des Geschlechts herrscht, dass also jede Person einer Geschlechtskategorie zuordenbar sein muss. Wie Riegraf betont, formuliert Hirschauer aber gleichzeitig die Gegenthese, sodass neben dem Herstellen von Geschlecht (*doing gender*), in einem *undoing gender* „zumindest theoretisch eine Unterbrechung der interaktiven Herstellung von Geschlecht denkbar sein müsste“ (Riegraf 2010: 72).

In Anlehnung an Hirschauer ist die Herstellung von Geschlechtlichkeit kein kontinuierlicher Prozess, sondern sie kann nach einer anfänglichen Kategorisierung in den Hintergrund treten oder aber bewusst neutralisiert werden. Hirschauer spricht von der „vorübergehenden situativen Neutralisierung der Geschlechterdifferenz“ (Kotthoff 2002: 132). Demnach ist es möglich, dass Personen in der Interaktion das Geschlecht lediglich registrieren und im Anschluss formelhaft „mitlaufen lassen“, was bedeutet, dass Männer und Frauen nicht als solche adressiert werden (vgl. Hirschauer 1994: 678). Letztendlich folgt aus diesem Zugang nach Birgit Riegraf (2010: 73),

„dass Geschlecht auf seine konkrete Relevanzsetzung in Interaktionen in bestimmten Kontexten unter der Bedingung unterschiedlicher kultureller Konfigurationen und institutioneller Arrangements untersucht werden muss („kontextuelle Kontingenz“).

#### **4. Forschungsdesign**

Wie Renate Niesel (2001) betont, sind Kinder in keinem Alter geschlechtsneutral. Im Kindergarten sammeln sie in der Regel die ersten institutionalisierten Erfahrungen außerhalb der Familie, folglich ist der Kindergarten eine zentrale Institution betreffend die „geschlechterdifferenzierende Sozialisation, die Aneignung der kulturell tradierten Zweigeschlechtlichkeit und Identitätsentwicklung“ (Nentwich et al. 2014: 1). In Anlehnung an den *doing-gender*- und *undoing-gender*-Ansatz, welche das Geschlecht als sozial konstruiert begreifen, wird im Rahmen einer Untersuchung in zwei Kindergärten der Blick darauf gerichtet, inwiefern das Geschlecht im Praxisalltag thematisiert bzw. de-thematisiert wird. Vor diesem konzeptionell-theoretischen Hintergrund verfolgte die Untersuchung die folgenden zentralen Forschungsfragen:

- Ist *doing gender* im Kindergarten präsent? Wenn ja, wo wird das Konzept wirksam?
- Inwieweit wird *doing gender* im Kindergarten alltäglich oder professionell konstruiert?
- Inwieweit findet *undoing gender* im Kindergarten statt?

Die Forschungsfragen rund um die Herstellung von Geschlecht im Kindergartenalltag legten eine qualitative Herangehensweise nahe. Durch das qualitative Vorgehen konnten die an den Interaktionen beteiligten Personen als aktive Akteur\*innen wahrgenommen werden. Das war insofern bedeutsam, als gerade das (pädagogische) Kindergartenpersonal „durch gesellschaftliche Normen, Deutungssysteme und Strukturen in der alltäglichen Arbeit mit Kleinkindern Geschlechterdifferenz, sowie deren Dramatisierung und Dethematisierung praktizieren“ (Nentwich et al. 2014: 3).

Durch eine Methoden-Triangulation, bestehend aus nicht-teilnehmender Beobachtung, fotografischer Raumanalyse und Gruppendiskussion, konnten verschiedene Ebenen der Konstruktion von Geschlecht erfasst und miteinander in Verbindung gesetzt werden. Im Rahmen der Studie wurden zwei ländlich gelegene Kindergärten ausgewählt – im Folgenden als Kindergarten A und Kindergarten B bezeichnet. In jedem der beiden Kindergärten erfolgte eine einwöchige nicht-teilnehmende Beobachtungsphase, um nicht in das Kindergartengeschehen einzugreifen. Die systematische Beobachtung erfolgte mittels eines selbst erstellten Beobachtungsleitfadens, der objektiv den Kindergartenalltag nach bestimmten Gesichtspunkten festhalten sollte. Dieser Leitfaden sollte ein einheitliches Vorgehen der Beobachtung sicherstellen. Gleichzeitig ließ er aber noch genügend Spielraum, um auf neue Fragen und Themen, die sich während der Beobachtungssituation ergaben, aufmerksam zu werden.

Für die Untersuchung wurde die offene Beobachtung gewählt, die beobachteten Personen wurden also davon in Kenntnis gesetzt, dass sie beobachtet werden. Die visuelle Dokumentation und Analyse der Räumlichkeiten in den Kindergärten sollte ermöglichen, die einzelnen Funktionsecken in den Kindergärten zu identifizieren. Die Institution Kindergarten und das darin tätige (pädagogische) Personal wurden in der Studie als Anbieter\*innen einer Dienstleistung betrachtet. Aus diesem Grund galt es, die Beobachtungsergebnisse mit den Anbieter\*innen der Dienstleistung „Kinderbetreuung“ zu diskutieren bzw. die forschungsleitenden Fragestellungen in operationalisierter Form zu thematisieren. Dies sollte durch Gruppendiskussion mit dem gesamten Kindergartenpersonal (Kindergartenleitung, Kindergartenpädagog\*innen und Kindergartenhelfer\*innen) erfolgen, da diese bereits ein eingespieltes Team sind und davon ausgegangen wurde, dass so die Hemmschwelle bei der Diskussion niedriger ist.

Die Untersuchung erfolgte in zwei Kindergärten in Oberösterreich:

	Anzahl Kinder	Anzahl Pädagogisches Personal	männliches Kindergartenpersonal
Kindergarten A	38	1 Leiterin = Pädagogin, 2 Pädagoginnen, 2 Helferinnen	Nein
Kindergarten B	69	1 Leiterin, 5 Pädagoginnen, 3 Helferinnen	Nein

Tabelle 1: Analyierte Kindergärten (eigene Darstellung)

Mit insgesamt 38 Kindern ist der Kindergarten A ein relativ kleiner Kindergarten. Dieser wird offen geführt, was bedeutet, dass keine getrennten Gruppen vorhanden sind. Stattdessen können sich die Kinder frei im Gebäude bewegen, das ein Bauzimmer, ein Kreativzimmer, das Schlumpfenland, einen Turnsaal, ein Restaurant und einen Garten umfasst. Die Unterscheidung bzw. Einteilung der Kinder erfolgt nach dem Alter: Käfer = die Kleinsten; Frösche = 4- und 5-jährige Kinder; Bären = Schulanfänger\*innen. In diesem Kindergarten arbeiten zwei Kindergartenhelferinnen und drei Pädagoginnen, wobei die Leiterin gleichzeitig auch als Pädagogin fungiert. Männliches Personal gibt es im Kindergarten A nicht.

Kindergarten B ist mit 69 Kindern fast doppelt so groß wie Kindergarten A. Dieser teiloffen geführte Kindergarten verfolgt das Konzept der Schwerpunkträume: es gibt ein Zwergenreich, das Baumeisterland, die Villa Kunterbunt, das Träumeland, den Spielepfad, einen Turnsaal, ein Restaurant und einen Garten. Die Unterscheidung der Kinder erfolgt in diesem Kindergarten ebenfalls nach dem Alter aufsteigend: Schmetterlinge = die Kleinsten, Libellen = 4-jährige Kinder, Löwen = 5-jährige Kinder, Giraffen = Schulanfänger\*innen. Neben der Kindergartenleitung sind noch fünf Pädagoginnen und drei Helferinnen im Kindergarten tätig. Männliches Personal ist auch im Kindergarten B nicht beschäftigt.

In Hinblick auf das *doing gender* und *undoing gender* wurde untersucht, wie Geschlecht im Kindergarten inszeniert und praktiziert wird. Dafür wurde in Anlehnung an Nentwich et al. (2014: 3) untersucht, wie Geschlecht durch das (pädagogische) Kindergartenpersonal, von den Kindern selbst sowie durch das Raum-, Spielzeug- und Medienangebot dramatisiert, also explizit ins Zentrum der Interaktion gestellt wird. Es sollte herausgefunden werden, wie „z.B. für Mädchen und Jungen jeweils als angemessen befundene Angebote gemacht werden“ (ebd.) aber auch, wie Geschlecht de-thematisiert wird. Mit dieser ganz spezifischen Lesart von *doing gender* als auch *undoing gender* werden nach Julia Nentwich und ihrem Team (2014: 3) „nicht nur stattfindende Differenzierungen zwischen den Geschlechtern, sondern auch das Unterlassen dieser Möglichkeit der Unterscheidung bzw. ein ‚Ruhenlassen‘ der kulturellen Resource ‚Geschlecht‘ zum Untersuchungsgegenstand“.

Die Auswertung des Datenmaterials aus den Beobachtungen in den Kindergärten (Beobachtungsleitfaden) und der Gruppendiskussion mit dem Kindergartenpersonal (transkribierte Diskussion) erfolgte nach den Prämissen der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1988), die eine der klassischen Vorgehensweisen zur Analyse von Textmaterial ist (vgl. Flick 1996: 212).

## **5. *Doing gender* und *undoing gender* – Zentrale Ergebnisse aus dem Kindergartenalltag**

### **5.1 Gender display**

Ein Aspekt des aktiven Prozesses der geschlechtlichen Eigendarstellung ist die Kleidung beziehungsweise, allgemeiner gefasst, das Aussehen der Kinder (vgl. Wunderer 2012: 17). Auch in der Analyse zeigten sich bereits auf den ersten Blick Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen im Hinblick auf die geschlechtliche Eigendarstellung in beiden Kindergärten. Diese drückten sich u.a. in den unterschiedlichen Haarlängen, Frisuren bzw. Accessoires von Jungen und Mädchen aus. Im Kindergarten B war in Bezug auf die Kleidung besonders auffällig, dass einige Mädchen auch unabhängig von äußeren Faktoren (z.B. dem Wetter, geplanten Aktivitäten im Kindergarten etc.) ein Kleid trugen. In Anbetracht der Darstellung der eigenen entdeckten Geschlechtszugehörigkeit (vgl. Wagner 2014: o.A.) ist eine Beobachtung von Zwillingen (jeweils Mädchen), in beiden Kindergärten, erwähnenswert. Während jeweils ein Mädchen die Stereotype hinsichtlich mädchenhaften Aussehens verkörperte, könnte man jeweils das zweite Zwillingmädchen als eher „jungenhaftes Mädchen“ – in Hinblick auf die Kleidung und Frisur – bezeichnen. Eine vertiefende Analyse in diese Richtung wäre spannend. Des Weiteren war in beiden Kindergärten durch die Unterschiede bei den Kindergartentaschen ein *gender display* zu erkennen: hinsichtlich der Motive als auch der damit verbundenen Farben gab es deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Hier bleibt jedoch die Frage offen, ob es die Kinder selbst sind, welche die Kleidung, Frisuren sowie Kindergartentaschen auswählen, oder deren Eltern.

Die Unterscheidung der Geschlechter durch die Kinder selbst erfolgte hauptsächlich aufgrund körperlicher Merkmale. Dies zeigte sich u.a. in einer Diskussion der Kinder mit einer Elementarpädagogin im Kindergarten A über die Kunstfigur Conchita Wurst. Die Kinder waren aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes unsicher, ob es sich dabei um einen Mann oder eine Frau handelt. Für sie waren Kleidung und Frisur ausschlaggebend dafür, ob sie ihr Gegenüber als Mann oder Frau wahrnehmen – Conchita Wurst konnte folglich von den Kindern nicht eindeutig zugeordnet werden.

## 5.2 Raum

In Bezug auf das räumliche Arrangement der beiden Kindergärten zeigte sich, dass das Spielangebot weitestgehend bestimmten einrichtungsspezifischen Traditionen folgt (entsprechend dem Raumteilverfahren), die Waltraut Hartmann und Martina Stoll (1996: 37f.) aus raumsoziologischer Perspektive identifizierten. Jeder der beiden Kindergärten hält jedoch auch ganz spezielle Angebote für die Kinder bereit (vgl. Schinnerl 2016: 164).

Ähnlichkeiten zeigen sich in beiden Kindergärten dahingehend, dass es Bereiche für das Rollenspiel gibt, die nach bestimmten Anlässen oder auch Ideen der Kinder wandelbar sind und so die kindliche Fantasie im Rollenspiel anregen sollen. Neben dem traditionellen, dem häuslich nachempfundenen Bereich (vgl. Hartmann/Stoll 1996: 48), finden sich auch Settings für das Rollenspiel die sich beispielsweise an diversen Berufen orientierten (z.B. Post, Geschäft, Schule etc.). Durch die Gestaltung dieses Bereiches ist es möglich, Spielsituationen alltagsnah am kindlichen Erleben umzusetzen, wobei die Raumgestaltung und die räumliche Anordnung des Spielangebots das geschlechtliche Rollenspiel nicht suggerieren. Beide Kindergärten umfassen zudem die traditionelle Bau-Ecke sowie Bereiche für kreatives Arbeiten. Im Kindergarten B ist der Kreativraum auffallend groß gehalten, sodass z.B. auch Leinwände Platz fanden. Auch ein Rückzugsbereich, gestaltet mit Matratzen und Kissen, ist beiden Kindergärten gemein (vgl. ebd.).

In jedem der beiden Kindergärten konnten aber auch Besonderheiten festgestellt werden, wie etwa die Chemie-Ecke im Kindergarten A, in der die Kinder zu unterschiedlichen Experimenten (mit eingefärbtem Wasser, Lupen, Pipetten etc.) angeregt werden. Dies greift den neu diskutierten Bildungsbereich der Naturwissenschaften auf, der zunehmend Eingang in die Kindergartenpraxis findet. Auch in der Ausbildung des pädagogischen Kindergartenpersonals wird naturwissenschaftliches Forschen und Experimentieren mit Kindergartenkindern vermittelt (vgl. Dahle 2006: o.A.). Eine Besonderheit im Kindergarten B ist der musikalische Fokus und die eigens eingerichtete Musik-Ecke. Hier haben die Kinder die Möglichkeit, unterschiedliche Instrumente auszuprobieren. Zudem gibt es im Kindergarten B als weiteres Highlight eine Kinder-Bibliothek. Medien- oder Technik-bezogene Bildungsbereiche, die etwa Nentwich et al. (2014: 7f.) hervorheben, sind in beiden Kindergärten kaum vorhanden. Lediglich im Kindergarten A gibt es alte Computerteile, die jedoch nur für die Zerstörung mittels handwerklicher Instrumente gedacht sind.

Bei genauerem Blick auf die räumliche Anordnung der Spielbereiche in den beiden Kindergärten werden Genderismen kenntlich. Durch die räumliche Trennung des häuslichen Bereichs bzw. der Küchen-Ecke und der Bau-Ecke werden „die Trennung von öffentlicher Sphäre und die damit verbundene Zuweisung der Privatsphäre als weibliche und die der Arbeitswelt als männliche Domäne vermittelt“ (ebd.: 8). Somit

wird den „Kindern nicht nahegelegt, beziehungsweise sogar erschwert, die Gleichstellung der Geschlechter im kleinen Rollenspiel in Szene zu setzen“ (ebd.). Darüber hinaus gibt es in beiden Kindergärten eine konsequente räumliche Trennung des Bastelbereichs (mit Papier, Farben, Klebstoff etc.) vom Werkbereich (mit Hammer, Nägeln, Holz etc.). Durch die Trennung dieser beiden Bereiche wird den Kindergartenkindern eine geschlechterstereotype Zuordnung von Werken als männliche und Basteln als weibliche Beschäftigung vermittelt (vgl. Vogt/Nentwich/Poppen/Schälin 2012: 5).

Es ist folglich festzuhalten, dass durch die Raumaufteilung bzw. die separaten Funktionsecken in beiden Kindergärten punktuell eine Aufladung im *doing gender* erkennbar ist. Dies zeigt sich vereinzelt sowohl am geschlechterstereotypen Raum- und Spieleangebot als auch an deren räumlicher Trennung (vgl. Schinnerl 2016: 165).

### 5.3 Spiel

Auch die Analyse der räumlichen Nutzung des Kindergarten-Innenbereichs durch Mädchen und Jungen zeigte punktuell ein *doing gender*. Deutlich wurde dies u.a. durch die vorwiegend geschlechtlich getrennte Nutzung der Bau-Ecke durch die Jungen als auch die Nutzung der Mal- und Bastelecke durch die Mädchen. Für die Werk-Ecke konnten weder im Kindergarten A noch im Kindergarten B spezifische Unterschiede im Nutzungsverhalten festgestellt werden. Im Kindergarten A verwies die getrennte Nutzung des Spielbereiches für das große Rollenspiel – der an sich keine Aufladung im *doing gender* zeigte – dahingehend ein *doing gender*, dass Jungen und Mädchen unter ihresgleichen blieben. Im Kindergarten B zeigte sich wiederum in der Nutzung eines Gruppenraumes, der sehr umfangreiche Bereiche für das große Rollenspiel bereithielt, dahingehend ein *doing gender*, dass im Beobachtungszeitraum beinahe ausschließlich Mädchen diesen Schwerpunktraum nutzten, wobei die Requisiten keinen Ansatz von Geschlechterkonstruktion suggerierten (vgl. Schinnerl 2016: 165f.).

Im Innenbereich der Kindergärten gab es jedoch einen erheblichen Unterschied mit Blick auf die Turnsäle. Während im Kindergarten A in Hinblick auf die Nutzung des Turnsaales keine Aufladung im *doing gender* erkennbar war, war im Kindergarten B die geschlechtlich getrennte Nutzung dieses Bereiches auffallend. Ein Bereich, der in beiden untersuchten Kindergärten keinen Ansatz der sozialen Geschlechterkonstruktion zeigt, ist jener, der für Brett-, Geschicklichkeits-, Lern- und Konzentrationsspiele reserviert war (vgl. Schinnerl 2016: 166).

Im Freispiel kristallisierte sich jedoch ein Aspekt heraus, der den Kindern „sehr wichtig“, so ihre eigenen Worte, war: das Thema Freundschaft. Im Kindergarten A wurde deren Wichtigkeit auch immer wieder durch die gegenseitige Frage „Sind wir Freunde?“ hervorgehoben. Die Freundessuche, welche primär durch die Auswahl von gleichgeschlechtlichen engeren Freunden geprägt war, zeigte dabei einen spannenden Ansatz betreffend die Geschlechterkonstruktion. Gleichzeitig wurden diese (=

gleichgeschlechtliche Kinder) auch bevorzugt als Spielpartner\*innen gewählt. Besonders auffällig war dies bei einzelnen, kleineren, konstanten Mädchengruppen, während bei Jungen das Freispiel nicht so stark an gewisse Personen gebunden war – wenn auch hier die Geschlechter weitgehend unter sich blieben. Ausgenommen davon waren jedoch die Geschwisterkinder, welche geschlechterunabhängig als Spielpartner\*in ausgewählt wurden.

#### **5.4 Zusammenspiel von Interaktion und Raum**

Im Außenbereich zeigte sich auf den ersten Blick in keinem der beiden Kindergärten ein *doing gender* betreffend die Nutzung der Spielbereiche. Hinsichtlich des Zusammenspiels von Interaktion und Raum zeigte sich jedoch auf den zweiten Blick eine soziale Konstruktion von Geschlecht, sowohl im Außen- als auch im Innenbereich. Konkret bedeutet das, dass sich ein *doing gender* in der Art und Weise des Spiels durch die Kinder zeigte. So gab es Unterschiede im Spielverhalten von Jungen und Mädchen in den gleichen Spielbereichen. In der Sandkiste der Kindergärten nutzten Mädchen den Sand beispielsweise, um einen Kuchen zu backen. Die Jungen hingegen versuchten Straßen in den Sand zu bauen. Im Kindergarten A war die Nutzung von Fahrzeugen (Wettrennen vs. Einkaufsfahrt), im Kindergarten B das Spielen entlang der Bäume und Sträucher am Zaun (Klettern vs. Haus im Rollenspiel) unterschiedlich. Indem Jungen und Mädchen die gleichen Bereiche unterschiedlich bespielten, fand somit eine Herstellung von Geschlecht statt. Diese Beobachtungen bestätigten sich im Rahmen der Gruppendiskussion. Insgesamt kann festgehalten werden, dass Jungen im Vergleich zu Mädchen „wildere“ Spiele bevorzugten.

#### **5.5 Kommunikation und Interaktion**

Hinsichtlich der Kommunikation und Interaktion wurden zwei Aspekte analysiert: Erstens die Kommunikation und Interaktion zwischen den Kindern und zweitens die Kommunikation und Interaktion zwischen dem Kindergartenpersonal und den Kindern.

Betreffend den ersten Aspekt konnte durch die Analyse festgestellt werden, dass die Gefühlsausdrücke der Kinder sehr ähnlich sind und folglich diesbezüglich keine Aufladung im *doing gender* erkennbar war. Teilweise waren ausgeprägtes Konkurrenzverhalten unter den Jungen (in beiden Kindergärten), ein verschiedener Umgang mit Streitsituationen (in beiden Kindergärten) als auch die Kommunikation unter den vorwiegend gleichgeschlechtlichen Freundesgruppen (z.B. spezieller Freundesgruß im Kindergarten B) erkennbar. Es zeigte sich also punktuell ein *doing gender* (vgl. Schinnerl 2016: 167).

Die Kommunikation und Interaktion zwischen dem (pädagogischen) Kindergartenpersonal und den Kindern bestand in beiden Kindergärten aus gleichmäßigen Erklärungen, Aufforderungen, Anregungen, Ermahnungen und Konsequenzen bei Verstößen. Folglich ließen sich in diesem Bereich keine Anhaltspunkte dafür finden, dass spezifische Geschlechterrollen aufgerufen werden. Auffallend war jedoch, dass sich im Laufe der Analyse ein anderes Differenzierungsmerkmal abzeichnete, nämlich das Kindesalter (vgl. ebd.). Auf dieses wurde wiederholt hingewiesen, z.B. „Du bist Schulanfänger\*in, von dir kann man das schon erwarten“. Darüber hinaus wurde dies aber auch in den unterschiedlichen Angeboten für unterschiedliche Altersgruppen deutlich. Ein Beispiel aus Kindergarten A verdeutlicht diesen Aspekt: Die Kinder sollten ein Vater-tags-Gedicht lernen. Dabei lernten die Schulanfänger\*innen ein längeres Gedicht als die Kinder mittleren Alters, die Jüngsten lernten wiederum ein noch kürzeres Gedicht. Im Kindergarten B wurden Altersunterschiede vor allem anhand der eigens gestalteten Aufgaben für die Schulanfänger\*innen (Wochenaufgabe und Schulanfänger\*innenstunde) deutlich (vgl. ebd.).

## **5.6 (Un)doing gender in der professionellen Arbeit mit den Kindern**

In beiden analysierten Kindergärten stellte die Gleichstellung der Geschlechter eine relevante Norm im Kindergartenalltag dar. Da diese Thematik, wie in den Gruppendiskussionen deutlich wurde, im Rahmen der Ausbildungen (Elementarpädagogin und Helferin) nicht bzw. nur kaum aufgegriffen wurde, basiert das Wissen des Kindergartenpersonals im Wesentlichen auf den Inhalten selbstständiger, freiwilliger Weiterbildungen. Obwohl die persönliche Sozialisation und individuelle Erfahrungen die Vorstellungen von Geschlecht prägen und Rollenklischees laut (pädagogischem) Kindergartenpersonal in der professionellen, alltäglichen Arbeit wahrgenommen werden, wird durch Selbstreflexion versucht, sich dieser persönlichen Prägungen bewusst zu werden. Diese Selbstreflexion bildet somit den Ausgangspunkt dafür, den Klischees betreffend das Geschlecht in der professionellen Arbeit mit den Kindern entgegenzuwirken (vgl. ebd.: 168). Sie bietet aber auch die Möglichkeit, in der eigenen Rolle mit Geschlechterstereotypen zu brechen. Gleichzeitig wurde seitens der Kindergartenpädagog\*innen und Helfer\*innen aber auch der Wunsch nach einem männlichen Kollegen geäußert. Durch die Sensibilisierung hinsichtlich möglicher Stereotypisierungen seitens des Kindergartenpersonals in beiden Kindergärten, fand in der professionellen Arbeit mit den Kindern im Laufe der Analyse ein *undoing gender* statt.

Wichtiger als Geschlechterzuschreibungen ist dem Personal die Betonung und Förderung der unterschiedlichen Charaktere bei gleichzeitiger Vermeidung von Pauschalisierungen. Bei der professionellen pädagogischen Arbeit ist es den Beschäftigten im Kindergarten wichtig, die Persönlichkeitstypen wahrzunehmen und individuell auf sie einzugehen sowie die Kinder auch selbst ausprobieren zu lassen.

## 6. Fazit

Die Analyse hat gezeigt, dass *doing gender* im Kindergartenalltag vorwiegend durch die Kindergartenkinder selbst bzw. punktuell durch die räumlichen Gegebenheiten in den Kindergärten stattfindet. Interessant ist dies insbesondere, da sich die Kinder im Kindergartenalltag sehr frei bewegen und ihren Interessen nachgehen können. Gefördert wird diese individuelle Auswahlmöglichkeit wiederum durch das offene bzw. teil-offene Konzept in den Kindergärten. Dennoch kommt es punktuell in bestimmten Kindergartenbereichen zu einem *doing gender*, sodass angenommen werden kann, dass die Interessen der Kinder bereits einem *doing gender* folgen. Demgegenüber kommt es im pädagogischen Handeln des Kindergartenpersonals zu keinem *doing gender*, im Gegenteil, hier zeigte sich während der Untersuchung eine bewusste De-Thematisierung des kindlichen Geschlechts (*undoing gender*).

Obwohl die Kinder einen wesentlichen Teil ihres Tages im Kindergarten verbringen, muss auch berücksichtigt werden, dass sie nicht als „unbeschriebenes Blatt“ dorthin kommen. So ist anzunehmen, dass sie bereits durch die Eltern, Großeltern, die Medien oder Peers beeinflusst wurden – wobei die Rolle der Eltern laut Aussagen des Kindergartenpersonals besonders wichtig ist, denn sie sind es, die den Kindern Werte und Normen vermitteln und eine Vorbildfunktion haben.

## Literatur

- Blank-Mathieu, Margarete (1996): Jungen im Kindergarten. Frankfurt/Main: Brandes & Apsel.
- Dahle, Gabriele (2006): Naturwissenschaften im Kindergarten. Das Kita-Handbuch. <https://www.kindergartenpaedagogik.de/fachartikel/bildungsbereiche-erziehungsfelder/naturwissenschaftliche-und-technische-bildung-umweltbildung/1624> (09.03.2021).
- de Beauvoir, Simone (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe (1996): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Hamburg: Rowohlt.
- Gildemeister, Regine (2008): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137–145.
- Hagemann-White, Carol (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria (Hg.): FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion. Bielefeld: AJZ, S. 224–235.
- Hartmann, Waltraut/Stoll, Martina (1996): Mehr Qualität für Kinder. Qualitätsstandards und Zukunftsperspektiven für den Kindergarten. Charlotte Bühler Institut. Wien: ÖBV Pädagogischer Verlag.
- Hartmann-Tews, Ilse (2003) Soziale Konstruktion von Geschlecht: Neue Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft. In: Hartmann-Tews, Ilse/ Gieß-Stüber, Petra/ Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen: Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13–27.
- Hirschauer, Sebastian (2001): Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, S. 208–235.

- Hirschauer, Sebastian (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zwei-Geschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46/4, S. 668–692.
- Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich „doing gender“? Differenzierungen im Feld von Interaktion und Geschlecht. In: Freiburger FrauenStudien, 125, S. 125–161.
- Küppers, Carolin (2012): Soziologische Dimensionen von Geschlecht. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/apuz/135431/soziologischedimensionen-von-geschlecht> (30.11.2020).
- Mayring, Philipp (1988): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Nentwich, Julia/Vogt, Franziska/Tennhoff, Wiebke/Schälin, Stefanie (2014): Puppenstuben, Bauecken und Waldtage: (Un)doing gender in der Kinderkrippe. Final scientific report NRP 60 „Gender Equality“. St. Gallen: Swiss National Science Foundation. [http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60\\_projekte\\_nentwich\\_zusammenfassung\\_projektergebnisse\\_lang.pdf](http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60_projekte_nentwich_zusammenfassung_projektergebnisse_lang.pdf) (30.11.2020).
- Niesel, Renate (2001): Geschlechterdifferenzierende Pädagogik im Kindergarten – neue Perspektiven. In: Bildung, Erziehung, Betreuung von Kindern in Bayern, 6 (2), S. 28–31. <https://www.kindergartenpaedagogik.de/fachartikel/bildungsbereiche-erziehungsfelder/geschlechtsbezogene-erziehung-sexualerziehung/580> (16.01.2021).
- Raffelsberger, Christa (1999): Das EU- Projekt „Gleichheit teilen“ – Schwimmen gegen den Strom. In: Guggenberger, Doris (Hg.): Geschlechtersensible Pädagogik in Kindergarten und Vorschule. Wien: BMUK, S. 14–15.
- Riegraf, Birgit (2010): Konstruktion von Geschlecht. In: Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (Hg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59–77.
- Schinnerl, Melanie (2016): Doing Gender in der Kindertagesstätte? Saarbrücken: Akademikerverlag.
- Vogt, Franziska/Nentwich, Julia/Poppen, Wiebke/Schälin, Stefanie (2012): Hausmänner in der Puppenstube, Automechanikerinnen in der Bauecke: Gender und Raum in der Kita. Gender im Frühbereich. In: undKinder, Nr. 90, S. 37–42.
- Wagner, Daniela (2014): Geschlechtsidentität und Geschlechterrollen – Jungen und ihre Bezugspersonen im Sozialisationsprozess. <https://www.kindergartenpaedagogik.de/fachartikel/psychologie/2294> (30.11.2020).
- West, Candice/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. In: Gender and Society, 9/1, S. 8–37.
- West, Candice/Zimmerman, Don (1987): Doing gender. In: Gender and Society, 1/2, S. 125–151.
- Wetterer, Angelika (2008): Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 122–131.
- Wunderer, Sabine (2012): Typisch Junge, typisch Mädchen? Geschlechterbewusste Erziehung in der pädagogischen Praxis. In: Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V.: Projekt MAIK – Männer arbeiten in Kitas. Perspektiven. Dokumentation der Fachtagung. Köln: Kompakt Spezial, S. 15–18.

## Über die Autorin



### **Melanie Schinnerl, MSSc.**

[melanie.schinnerl@jku.at](mailto:melanie.schinnerl@jku.at)

ist Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin im Projekt „Was tun EU-Städte gegen Armut? Kommunale Strategien und Maßnahmen zur Reduktion von Armut“ am Institut für Management Accounting an der Johannes Kepler Universität Linz. Daneben absolviert sie das Masterstudium Soziale Arbeit (FH St. Pölten) als auch das Doktoratsstudium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Johannes Kepler Universität Linz).

Eva Fleischer, Sabine Kröll & Magdalena Meindlhumer:

## Caring Communities für Menschen mit Unterstützungsbedarf

Evaluation des Wohn-verbundes Hall der Lebenshilfe Tirol

### Zusammenfassung

Im Beitrag wird ein Evaluationsprojekt zum Thema ‚Inklusives Wohnen‘ behandelt, das am Department für Soziale Arbeit am *Management Center Innsbruck* im Studienjahr 2017/18 durchgeführt wurde. Die Lebenshilfe Tirol orientiert sich an der Verpflichtung zur Inklusion im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention und hat in der Folge im Jahr 2016 ein Wohnhaus für Menschen mit Lernschwierigkeiten und Mehrfachbehinderungen aufgelöst. Seitdem leben insgesamt acht Menschen je zu zweit in Wohnungen in einem Wohnquartier. Die Betreuung erfolgt rund um die Uhr durch Assistenzkräfte, die eine eigene Wohnung als Stützpunkt haben. Die neue Wohnform soll Menschen mit Unterstützungsbedarf mehr Selbstständigkeit und Selbstbestimmung ermöglichen und die Einbindung in das soziale Umfeld fördern. In der Evaluation wurden drei Perspektiven (Bewohner\_innen, Mitarbeiter\_innen und Nachbarschaft) mit qualitativen und quantitativen Methoden in einem Mixed-Methods-Ansatz erforscht. In einem innovativen, inklusiven Forschungsdesign wurde die Forschungsgruppe von einem Peer-Berater der Lebenshilfe Tirol beraten und unterstützt. Die Ergebnisse wurden den Bewohner\_innen, ihren Angehörigen, dem Team, weiteren Stakeholdern und der Nachbarschaft mittels eines Animationsfilms in Leichter Sprache und in *World-Café*-Diskussionsgruppen vorgestellt. Nach einer kurzen Darstellung der Problemlage und des Entstehungszusammenhangs des Projektes werden Forschungsmethodik und ausgewählte Ergebnisse präsentiert und im Lichte der Entwicklungen seit Abschluss des Projektes kritisch reflektiert.

**Schlagerworte:** Inklusion, inklusive Forschung, Gemeinwesenarbeit, Care, Behinderungen, De-Institutionalisierung, Caring Communities, Community Care, innovative Wohnformen

### Abstract

This article discusses an evaluation project on ‘Inclusive Living’, carried out at the Department of Social Work at the Management Center Innsbruck in the academic

year 2017/18. Lebenshilfe Tirol is committed to inclusion in the sense of the UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities and, consequently, in 2016 dissolved a residential home for people with learning difficulties and multiple disabilities. Since then, eight people have been living in pairs in flats in a residential neighbourhood. Care is provided around the clock by assistants who have a separate apartment as a base. The new form of housing should give people with support needs more independence and self-determination and promote integration into the social environment.

The research design focused on three perspectives (residents, staff, and neighbourhood) using qualitative and quantitative methods in a mixed-methods approach to investigate the effects of this form of self-determined living in an innovative design that follows the quality standards of inclusive research. A peer researcher from Lebenshilfe Tirol advised and supported the research group. The results were presented to the residents, their relatives, the team, different stakeholders, and the neighbourhood using an animated film in easy language and World Café discussion groups.

The article starts with a short introduction to the problem situation and the context of the project. The next part comprises a presentation of the research methodology and selected results. The results are critically reflected in the light of the developments since the end of the project.

**Keywords:** Inclusion, inclusive research, community work, community care, caring communities, disabilities, de-institutionalization, innovative housing

## 1. Einführung

Durch das *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*<sup>1</sup> der Vereinten Nationen (UN-Behindertenrechtskonvention, BRK) wurde eine neue politische Ausrichtung in der Behindertenpolitik und damit auch in der Arbeit mit Menschen mit Unterstützungsbedarf (MmU) verankert (vgl. BMSGPK 2016: 3). Paternalistische Ansätze sollen durch Selbstbestimmung und Kompetenzorientierung abgelöst werden (vgl. Kreuz/Lachwitz/Trenk-Hinterberger 2013: 19f.). Auch Österreich hat sich verpflichtet, die damit einhergehenden Vorschriften auf nationaler Ebene umzusetzen.

Im Bereich Wohnen für MmU ist vor allem Artikel 19a relevant. Dieser lautet, „dass Menschen mit Behinderung gleichberechtigt mit anderen die Möglichkeit haben, ihren Aufenthaltsort zu wählen und zu entscheiden, wo und mit wem sie leben, und nicht verpflichtet sind, in besonderen Wohnformen zu leben“ (BMSGPK 2016: Art. 19(a)). Daraus wird das Ziel abgeleitet, dass neue und alternative Wohnformen entstehen und umgesetzt werden sollen. Die Veränderungen in diese Richtung schreiten jedoch nur schleppend voran. In einer explorativen Studie, die die Bundesländer Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg umfasst, wird festgehalten, dass die Leistungen im Bereich Wohnen „nur tendenziell den Forderungen und Zielvorgaben der UN-Behindertenrechtskonvention“ (Schaur/Wegscheider 2020: 105) entsprechen. Weiter zeigt der Länderbericht zu Österreich, vorgelegt durch die Organisation *The Academic Network of European Disability Experts (ANED)*, dass Begriffe wie ‚selbstbestimmtes Leben‘ und ‚De-Institutionalisierung‘ in veröffentlichten Programmen oder Dokumenten der österreichischen Regierung nicht gefunden werden können (vgl. Flieger/Naue 2019: 4). Umsetzungsprojekte und deren wissenschaftliche Auswertung sind noch spärlich gesät. So wird im Länderbericht festgestellt, dass die diesem Beitrag zugrundeliegende Forschung sich in Österreich als einzige mit dem Thema De-Institutionalisierung anhand eines konkreten Wohnprojektes auseinandergesetzt hat (vgl. Flieger et al. 2019: 12).

Es gibt vereinzelt Träger, die sich zum Ziel gesetzt haben, den Forderungen der BRK zu entsprechen. Die Lebenshilfe Tirol startete 2016 ein Pilotprojekt, indem ein Wohnhaus aufgelöst und den MmU ein sogenannter ‚Wohnverbund‘ – der *Wohnverbund Hall Untere Lend (WVB)* – als alternative Wohnform angeboten wurde (vgl. Flei-

scher/Kerer/Bachler/Heuvelmann/Guggenberger/Kröll/Meindlhumer/Moser/Schramm/Schüürmann/Wessel/Wittek 2018: 1f.). Das Wohnhaus war für acht Bewohner\_innen mit eigenen Zimmern, aber mit gemeinsamer Küche samt versperrbaren Schränken, einem gemeinsamen Wohnzimmer und einem Zimmer für die Mitarbeiter\_innen auf derselben Ebene konzipiert. Im Wohnverbund leben die Bewohner\_innen selbständig in vier angemieteten Wohnungen, die sich jeweils zwei von ihnen teilen. Eine fünfte

Wohnung wurde für die Mitarbeiter\_innen als Stützpunkt mit Büro, Schlafzimmer und generellem Aufenthaltsort gestaltet. Sie sind nicht mehr dauerhaft in den Wohnungen der Bewohner\_innen anwesend, aber jederzeit für die MmU erreichbar. So können die Bewohner\_innen die Rahmenbedingungen der Begleitung selbst bestimmen (vgl. Fleischer et al. 2018: 1).

Ein Jahr nach der Implementierung des WVB wurden im Rahmen eines Kooperationsprojekts zwischen der Lebenshilfe Tirol und dem Masterstudiengang ‚Soziale Arbeit, Sozialpolitik und Sozialmanagement‘ des *Management Center Innsbruck* die Wirkungen der Wohnform auf die Bewohner\_innen, Mitarbeiter\_innen und den Sozialraum erforscht. Das Projekt wurde unter dem Titel *Caring Communities für Menschen mit Unterstützungsbedarf* im Studienjahr 2017/18 unter der Leitung von FH-Prof.<sup>in</sup> Eva Fleischer und dem Regionalleiter der Lebenshilfe Tirol, Lorenz Kerer, mit einer Gruppe von zehn Studierenden durchgeführt.

Basis der Forschung bildeten unterschiedliche theoretische Ansätze. Diese werden im nächsten Kapitel vorgestellt. Eine genauere Beleuchtung des Forschungsdesigns findet sich im dritten Kapitel. Im vierten Kapitel werden die Ergebnisse diskutiert. Abschließend wird dargestellt, wie die Empfehlungen in der Praxis umgesetzt wurden.

## 2. Theoretische Bezüge

Neben der BRK dienten die Konzepte „Inklusion“ (Trescher 2015: 333) und „De-Institutionalisierung“ (Monitoring Ausschuss 2016: 4f.) als theoretische Bezüge, welche zu Beginn dieses Kapitels vorgestellt werden. Danach wird auf die Konzepte „Caring Community“ (Schablon 2016a: 539), „Gemeinwesenarbeit“ (Partizipation und nachhaltige Entwicklung in Europa 2018) und „Community Care“ (Schablon 2016b: 108) eingegangen. Im letzten Kapitel werden innovative Wohnformen und ihre Umsetzung beschrieben.

### 2.1 Inklusion

Für die vorliegende Forschung wird Inklusion wie folgt verstanden:

„Inklusion ist ein Prozess, an dessen Ende die gleichberechtigte und gleichfüllende Teilhabe aller Subjekte an (je spezifischer) Gemeinschaft und Gesellschaft steht. Sowohl Gemeinschaft als auch Gesellschaft werden dabei als diskursiv verstanden, sodass die Subjekte in steter Wechselwirkung mit den jeweiligen Bezugsdiskursen stehen, die also (mit) hervorbringen und zugleich auch von ihnen (mit) hervorgebracht werden.“ (Trescher 2015: 333)

Grundsätzlich ist Inklusion Teil eines Prozesses, welcher sich von Exklusion, zu Separation, dann weiter zu Integration und letztendlich hin zu Inklusion vollzieht (vgl.

Theunissen 2010: 63f.). In Bezug auf MmU bedeutet Exklusion einen Ausschluss aus dem alltäglichen Leben. Dies liegt hauptsächlich in stationären Wohnformen vor, welche durch „Institutionalisierung, Regulierung, Überwachung und Fremdbestimmung“ (Trescher 2015: 11) geprägt sind. Werden die MmU gemeinsam aus dem alltäglichen Leben ausgeschlossen, wird dies als Separation bezeichnet (vgl. Theunissen 2010: 63f.). Zwischen Integration und Inklusion besteht der Unterschied darin, dass im ersten Fall MmU als gesonderte Gruppe, zum Beispiel in teilstationären Einrichtungen, integriert werden. In einer inklusiven Gesellschaft hingegen haben MmU in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens teil (vgl. Theunissen 2010: 64f.).

## **2.2 De-Institutionalisierung**

Ein Schritt in diese Richtung kann durch die sogenannte „De-Institutionalisierung“ (Monitoring Ausschuss 2016: 4f.) erreicht werden. Durch die Veränderung von Wohnformen und Lebensumständen sollen MmU zur Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Partizipation befähigt sowie in ihrem individuellen Willen und ihren Präferenzen gefördert werden (vgl. Monitoring Ausschuss 2016: 4f.). Konkret kann dies erreicht werden, indem Heimsysteme aufgelöst und gleichzeitig Hilfe-Mix-Alternativen entwickelt werden (vgl. Brachmann 2011: 44). Dabei wird als Alternative schlechthin die „persönliche Assistenz“ verstanden (Ratzka 2015). Im Unterschied zur ‚klassischen‘ ambulanten Unterstützung, werden die MmU zu Dienstgeber\_innen der Assistent\_innen anstelle eines Trägers, wodurch sich die Machtverhältnisse in der Assistenzbeziehung ändern (vgl. Ratzka 2015). Neben dem barrierefreien Wohnungsbau ist die persönliche Assistenz unverzichtbar, um Personen mit Unterstützungsbedarf ein normales Leben zu ermöglichen im Sinne des Gewährens derselben Rechte und Wahlmöglichkeiten für MmU wie für alle anderen auch. Persönliche Assistenz ist für diese Personengruppe in Tirol in der Praxis nicht implementiert.

## **2.3 Selbstbestimmtes Leben in der Gemeinde**

Ausgangspunkt des Forschungsprojektes ist ein selbstbestimmtes Leben von MmU innerhalb ihres Gemeinwesens. Caring Communities, Gemeinwesenarbeit sowie der *Community Care*-Ansatz sind dabei wichtige Konzepte, welche im Folgenden beschrieben werden.

### **2.3.1 Caring Community**

„Caring Community“ (Schablon 2016a: 539) als Konzept bedeutet, dass in Gemeinwesen Care im Sinne des Füreinander-Sorgens als gemeinsame Aufgabe und Verantwortung von professionellen Fachkräften, Angehörigen und Freiwilligen verstanden

wird. Ziele sind ein „gleichberechtigtes Zusammenleben von Menschen“ (Schablon 2016a: 539) sowie die Förderung sozialer Teilhabe. Diese Ziele können dann erreicht werden, wenn hilfsbedürftige Menschen über ihre familiären Grenzen hinaus Unterstützung in ihrer Community durch Nachbarschaft sowie durch soziale Dienste erhalten (vgl. Kricheldorf/Klott/Tonello 2015: 409; Heusinger/Hämel/Kümpers 2017: 441). Ausgangspunkt ist das Gemeinwesen der MmU, in dem sie ihren Alltag verbringen, wohnen, arbeiten sowie sich erholen (vgl. Schablon 2016a: 541). Caring Communities können als neue Kultur der Pflege und Unterstützung sowie als gelebte Inklusion verstanden werden (vgl. Kricheldorf/Klott/Tonello 2015: 408f.).

### **2.3.2 Gemeinwesenarbeit & Community Care**

Im Forschungsprojekt wird zudem Bezug auf Gemeinwesenarbeit und den *Community Care*-Ansatz genommen. Gemeinwesenarbeit wird dabei wie folgt definiert:

„Gemeinwesenarbeit ist ein prozessorientiertes, partizipatives und interdisziplinäres Arbeitsprinzip der Sozialen Arbeit, das darauf abzielt, gemeinsam mit den Menschen in Stadtteilen nachhaltige Verbesserungen ihrer Lebenssituation zu erreichen.“ (Partizipation und nachhaltige Entwicklung in Europa 2018)

Bewohner\_innen eines Stadtteils sollen durch Gemeinwesenarbeit dazu angeregt werden, sich mit ihren eigenen Bedürfnissen und Interessen auseinanderzusetzen. Um dafür notwendige materielle und immaterielle Gegebenheiten/Voraussetzungen im jeweiligen Stadtteil zu verbessern und zur Stadt(teil)entwicklung beizutragen, bedarf es an Kooperationen, Vernetzung und interdisziplinärer Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteur\_innen im Gemeinwesen (vgl. Partizipation und nachhaltige Entwicklung in Europa 2018). Auch im beforschten Sozialraum gibt es seit 2014 eine implementierte Gemeinwesenarbeit (vgl. Klumpner 2018). Der Forschungsprozess wurde dabei im Austausch mit und durch Informationen des dortigen Gemeinwesenarbeiters ergänzt.

Gemeinwesenarbeit wird hier in weiterer Folge um den „Community Care-Ansatz“ (Schablon 2016b: 108) ergänzt. Dieser bezieht sich auf gemeinwesenorientierte Hilfen. Es geht um eine Entwicklung weg von „eher in sich geschlossenen“, zielgruppenspezifischen, trägerorientierten Unterstützungsformen und hin zu sozialräumlich ausgerichteten und wohnbezogenen Angeboten (Schablon 2016b: 108). Bedürfnisorientierte Unterstützungsangebote mit dem Ziel der selbstbestimmten Lebensgestaltung sollen so organisiert werden, dass MmU in das Gemeinwesen integriert werden und Hilfen zuerst örtlich aus dem Gemeinwesen beziehen, bevor stationäre Leistungen in Anspruch genommen werden. Der *Community Care*-Ansatz hat somit eine rechtlich-politische, räumliche und soziale Komponente (vgl. Schablon 2016b: 108).

## **2.4 Innovative Wohnformen und ihre Umsetzung**

Bei Wohnformen und damit verbundenen Unterstützungsangeboten wird zwischen „stationär[en]“, „teilstationär[en]“ und „ambulant[en]“ Leistungen unterschieden (Kastl 2006: 4). Innovative Wohnformen erfordern einen Paradigmenwechsel weg von (teil-)stationären hin zu inklusiven Ansätzen (vgl. Aselmeier 2016: 45). Beispiele dafür sind ein Wechsel von der Heimunterbringung zur eigenen Wohnung (vgl. Schädler/Rohrmann 2016: 35) sowie vom Leben in (teil-)stationären Einrichtungen zur „Teilhabe und Inklusion in die Gesellschaft“ (Aselmeier 2016: 45).

Das Recht auf eine freie Wahl der Wohnform ist der Ausgangspunkt für inklusives Wohnen. Dieses Recht ist jedoch für MmU nur eingeschränkt realisierbar. Festgefahrene Systeme und Strukturen im Behindertenbereich hemmen die Umsetzung von inklusiven Wohn- und Betreuungsangeboten. Dabei wirken jahrzehntelang etablierte stationäre Angebote, die hierauf abgestimmte Gesetzgebung sowie Finanzierungs- und Managementstrukturen von Einrichtungen als Hürden. Weiters stimmen die Angebotsformen, die persönlichen Bedürfnisse sowie Lebensstile der Betroffenen häufig nicht überein (vgl. Aselmeier 2016: 45, 49). In stationären sowie teilstationären Wohn- und Betreuungseinrichtungen für MmU ist der Alltag meist fremdstrukturiert. Die Möglichkeiten, „eigene Entscheidungskompetenzen“ (Aselmeier 2016: 56) zu erlernen, sind somit beschränkt, was zu Schwierigkeiten in der selbstbestimmten Entscheidungsfindung führen kann.

Träger sind gefordert, inklusive Wohnformen umzusetzen, ihre Klient\_innen bei diesem Veränderungsprozess zu unterstützen und diese in der Entwicklung ihrer Entscheidungskompetenzen zu fördern (vgl. Aselmeier 2016: 56). Um innovative wohnbezogene Angebots- und Unterstützungsformen aufrechtzuerhalten und auszubauen, bedarf es vielfältiger Wohnangebote zwischen vollstationärem Wohnen und der eigenen Wohnung, einen Finanzierungs- und Leistungsmix, die Abkehr von einer strikten Trennung zwischen ambulanten, teilstationären und stationären Hilfen sowie die Anpassung der Leistungsformen an die Bedarfe der Klient\_innen (vgl. Kastl 2006: 5). Im WVB Hall wurde durch die neue Wohnform ein inklusives, innovatives und an eine bedarfsorientierte Betreuung vor Ort gekoppeltes Wohnangebot geschaffen.

## **3. Forschungsdesign und Forschungsprozess**

Die Projektgruppe hat sich für die Datenerhebung in drei Teams aufgeteilt, die sich jeweils auf die Perspektive der Bewohner\_innen, der Mitarbeiter\_innen und des Sozialraums des WVB Hall fokussierten. Diese unterschiedlichen Schwerpunkte führten zur Anwendung eines sogenannten Methodenmix aus qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden. Diese werden in der folgenden Grafik veranschaulicht:

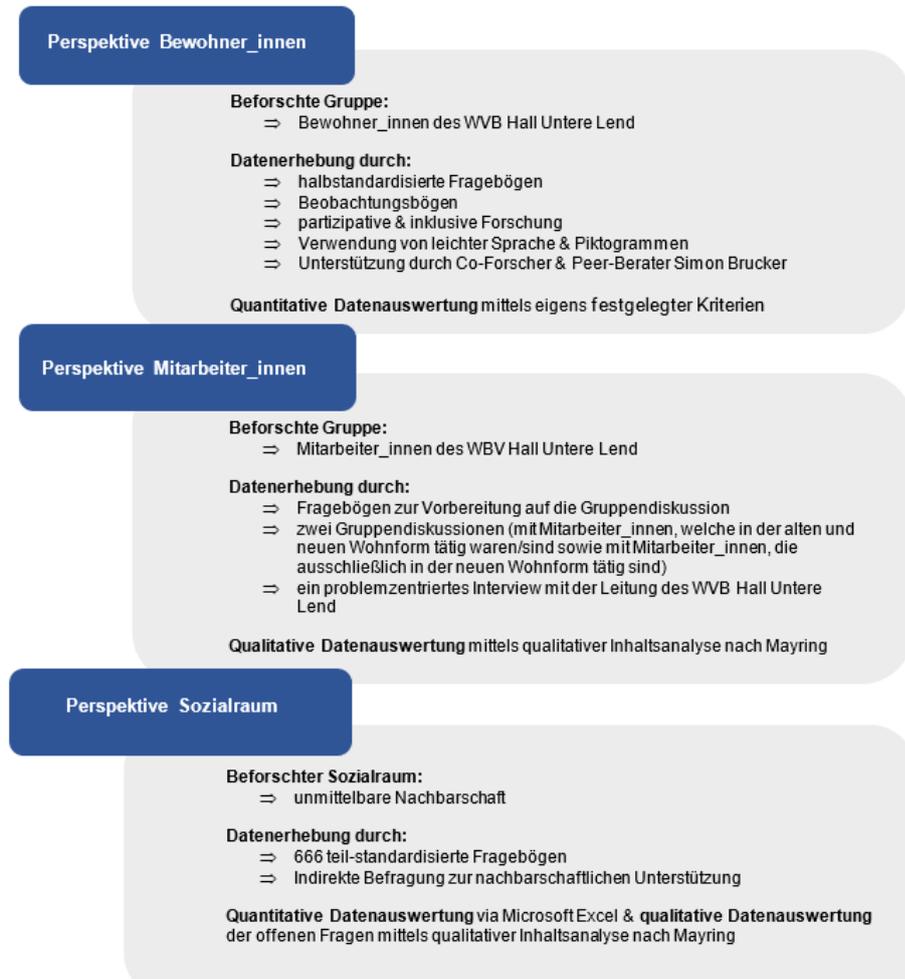


Abbildung 1: Methodenübersicht (eigene Darstellung)

Zur Erhebung der Perspektive der Bewohner\_innen wurde ein partizipativer bzw. inklusiver Forschungsansatz gewählt. „Partizipative Forschung“ (Unger 2016: 54) bedeutet, dass Betroffene wie z. B. Klient\_innen, Nachbar\_innen, Mitarbeiter\_innen sowie Leitungspersonen am gesamten Forschungsprozess beteiligt sein sollen. Sie sollen als „Ko-ForscherInnen“ (Unger 2016: 57) tätig werden und an forschungsrelevanten Entscheidungen wie z.B. Zielsetzungen, Fragestellungen oder Methodenauswahl mitwirken (vgl. Unger 2016: 57). „Inklusive Forschung“ (Hauser 2016: 77–98) in der Forschung mit MmU ist ein Teilbereich partizipativer Forschung. Als Leitorientierung dienten die Qualitätskriterien inklusiver Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten (vgl. Hauser 2016: 77–98).

Grundlegende Werte	Gestaltung des Forschungsprozesses	Zusammenarbeit mit Teilnehmenden	Ergebnisse
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Respekt und Wertschätzung</li> <li>• Kompetenzorientierung</li> <li>• Autonomie und Selbstbestimmung</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Barrierefreiheit</li> <li>• Angemessenheit</li> <li>• Transparenz und Offenheit</li> <li>• Flexibilität</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Partizipation und Inklusion</li> <li>• Kompetenzentwicklung</li> <li>• Informierte Einwilligung</li> <li>• Schadensfreiheit</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Nützlichkeit</li> <li>• Veränderung (Mikro/Meso/Makroebene)</li> <li>• Intersubjektive Nachvollziehbarkeit</li> <li>• Reflektierte Subjektivität anstelle von Objektivität und Neutralität</li> <li>• Validität - Validierung</li> </ul>

Abbildung 2: Qualitätskriterien inklusiver Forschung (eigene Darstellung nach Hauser 2016: 80-91)

Simon Prucker, Peer-Berater der Lebenshilfe Tirol, unterstützte das gesamte Projektteam und nahm bei der Forschung mit den Bewohner\_innen die Rolle des Co-Forschers ein. Er führte die Interviews mit den Bewohner\_innen, die Studierenden hielten als Beobachtende ihre Eindrücke in Beobachtungsbögen fest. Eine anschließende Diskussion und Reflexion der Ergebnisse mit Simon Prucker rundete die Datenerhebung ab. Am Ende des Forschungsprozesses fand eine Vorstellung der Forschungsergebnisse in Form eines Animationsfilms in Leichter Sprache und in *World-Café*-Diskussionsgruppen statt, an welchen sowohl Bewohner\_innen, deren Angehörige, das Team, weitere Stakeholder und die Nachbarschaft teilnahmen.

Die Umsetzung der Qualitätskriterien inklusiver Forschung im vorliegenden Projekt werden anhand ausgewählter Beispiele wie folgt diskutiert:

*Respekt und Wertschätzung:* Den Bewohner\_innen stand die Teilnahme an der Forschung frei, eine Person bevorzugte es nicht zu partizipieren. Zur Wahrung der Persönlichkeitsrechte wurden die Ergebnisse anonymisiert und auf identitätsrelevante Angaben verzichtet. Durch die vermittelnde Position von Simon Prucker wurde versucht, so weit wie möglich die Sichtweisen der Bewohner\_innen wiederzugeben. Gewonnene Eindrücke in den Interviews und darauffolgende Interpretationen wurden mit dem Peer-Berater reflektiert. Forschungsergebnisse wurden mit ihm besprochen und hierzu weiteres Feedback eingeholt.

*Barrierefreiheit/Angemessenheit:* Durch die Verwendung von „Leichter Sprache“ (Kellermann 2014: 7) und Piktogrammen bei der Datenerhebung und Darstellung der Ergebnisse mittels animierter Präsentation<sup>2</sup> wurde versucht, die Forschung so barrierefrei und angemessen wie möglich zu gestalten.

*Partizipation und Inklusion:* Für die Bewohner\_innen wurde das Kriterium der Partizipation und Inklusion nur zum Teil erfüllt. Da als ein Qualitätskriterium der Forschung gilt, den Interessen der Zielgruppe zu dienen, wurden die Bewohner\_innen

nach ihren Interessen befragt. Auf gezieltes Nachfragen von Simon Prucker wurden jedoch keine diesbezüglichen Erwartungen geäußert. Simon Prucker konnte allerdings Erfahrungswissen zum Thema Wohnen, das er in der Peer-Beratung erworben hatte, einbringen. Durch die Flexibilität des Leitfadens, die Verwendung von Piktogrammen und die empathische Kompetenz des Peer-Beraters konnten wir in den Interviews individuell auf die jeweilige Person eingehen und mussten keine Bewohner\_innen aufgrund von Kommunikationshürden von der Erhebung ausschließen.

## **4. Ergebnisse**

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse aus den drei Perspektiven (Bewohner\_innen, Mitarbeiter\_innen und Sozialraum) erläutert.

### **4.1 Perspektive Bewohner\_innen**

Die neue Wohnsituation wird überwiegend positiv bewertet. Besonders die eigene Küche (mit einem selbstbestimmten Zugang zum Kühlschrank) und die vorhandenen Freiräume für persönliche Gestaltung hervorgehoben. Dies reicht von der Möglichkeit, ein Meerschweinchen zu halten, den Christbaum schon in der Adventszeit aufstellen zu können bis hin zur persönlichen Gestaltung der Innenräume mit Vorhängen und Möbeln. Für Letzteres erhielten die Bewohner\_innen ein Budget. Die Privatsphäre, die sich z. B. mit einer eigenen Wohnungstür mit Namensschild äußert, wurde ebenso positiv gesehen wie die Möglichkeit, selbstbestimmt Besuche zu empfangen. Der Zuwachs an Selbstständigkeit bedeutet aber auch eine größere Verantwortung, beispielsweise die Reinigung der eigenen Wohnung. Dies wird durchaus positiv wahrgenommen.

In ihrer Freizeit sind die meisten Bewohner\_innen sehr aktiv. Die Mehrheit der Befragten führt ihre Aktivitäten in Hall aus, wobei zwei Personen hierfür keine Unterstützung benötigen. Die Bewohner\_innen nehmen sich gegenseitig als Nachbar\_innen wahr. Der Kontakt innerhalb der Gruppe gestaltet sich unterschiedlich und reicht vom völligen Fehlen von Beziehungen bis zu vereinzelt und intensiveren Interaktionen. Mit der erweiterten Nachbarschaft gibt es abgesehen von einem Konfliktfall keine Kontakte.

Zwei Bewohner\_innen verneinten die Frage, ob sie sich etwas von den Assistent\_innen wünschen würden und gaben an, zufrieden mit der Betreuung zu sein. Vier andere hingegen würden in irgendeiner Form mehr Betreuung/Unterstützung begrüßen. Hier lauteten die Antworten: viel mehr Betreuung bzw. Unterstützung, insbesondere mehr Treffen, mehr Hilfe/Unterstützung bei der Hausarbeit und bei der Freizeit. Der Wunsch nach gemeinsamen Restaurantbesuchen bzw. Besuchen in der

Wohnung der Assistent\_innen ist auf das Bedürfnis nach intensiveren persönlichen Kontakten zurückzuführen.

#### **4.2 Perspektive Mitarbeiter\_innen**

Aus der Perspektive der Mitarbeiter\_innen profitieren die Bewohner\_innen sehr vom neuen Wohnkonzept. Sie sind selbstsicherer, selbstständiger und reifer geworden. Es kam zu einer Reduktion von aggressivem Verhalten – sie können spannungsgeladene Situationen besser einschätzen und mit diesen umgehen. Zudem können sie durch die neue Wohnform z. B. bei der Essenswahl, den Essenszeiten, den Schlafenszeiten sowie in der Gestaltung der Wohnungen mehr selbstbestimmen. Dies zu akzeptieren, erwies sich für die Mitarbeiter\_innen als herausfordernd. Die Bewohner\_innen haben vermehrt die Chance, sich zurückzuziehen. Die neu gewonnene Privatsphäre erfordert von allen Mitarbeiter\_innen neue Routinen, z. B. zu klingeln und darauf zu warten, dass die Tür von innen geöffnet wird, anstatt mit dem eigenen Schlüssel aufzusperren.

Im Arbeitsalltag sind die Aufgaben zwar die gleichen geblieben (Unterstützung in der Haushaltsführung, Pflege, Organisation und Begleitung während der Freizeit), die Ausführung der Tätigkeiten hat sich jedoch verändert. Der Kontakt zu den Bewohner\_innen ist direkter und näher geworden, die individuellen Bedürfnisse werden sichtbar. Die Zeit- und Personalressourcen reichen jedoch nicht aus, um die Bewohner\_innen bei der Verwirklichung ihrer individuellen Freizeitwünsche ausreichend zu betreuen bzw. zu begleiten. Dies ist für die Mitarbeiter\_innen herausfordernd.

Auf der Ebene der Arbeitsorganisation führt die Verbindung von mehreren Tarifen und Einsatzgebieten der Mitarbeiter\_innen zu einem großen, schwer zu koordinierenden Team. Diese Struktur, verbunden mit niedrigen Beschäftigungsausmaßen der Assistenzkräfte, führt zu wechselnden Konstellationen in der Assistenz und erschwert die interne Kommunikation. Dennoch empfinden die Mitarbeiter\_innen, dass sie die Bewohner\_innen auf neue Weise kennen lernen und sie deshalb auch in der Verwirklichung ihrer individuellen Bedürfnisse besser unterstützen können. Auch die Mitarbeiter\_innen haben die Möglichkeit, ihre eigenen Kompetenzen zu entfalten. Laut der Leitung sind dabei Selbstständigkeit und Flexibilität wesentliche Voraussetzungen, um eine adäquate Haltung einnehmen zu können.

Für das Gelingen dieser Wohnform ist es zentral, die Wünsche der MmU wahrzunehmen, dies betrifft insbesondere die Wahl der Mitbewohner\_innen. Dabei erweist sich allerdings als Hindernis, dass es bei der Anzahl der Mitbewohner\_innen durch die vorgegebene Wohnungsgröße keine Flexibilität gibt. Das Konzept der Zweier-Wohngemeinschaft ist nicht für alle MmU geeignet, manche würden lieber allein wohnen oder in einer Dreier-Konstellationen. Aber auch beim Assistenzperso-

nal bringen nicht alle die benötigten Ressourcen oder die Persönlichkeit mit, um in diesem Setting gut arbeiten zu können.

Dem Thema *Caring Communities* stehen die Leitung und die Mitarbeiter\_innen noch skeptisch gegenüber. Sie sagen, der Stadtteil sei noch nicht bereit dafür, und konzentrieren sich in ihrer Tätigkeit auf das Wohnen selbst. Der Kontakt zu Nachbar\_innen gestaltet sich in ihrer Wahrnehmung als oberflächlich und ist durch Anonymität gekennzeichnet.

### **4.3 Perspektive Sozialraum**

In der folgenden Darstellung liegt der Fokus auf der Frage, inwieweit sich die Nachbarschaft als eine *Caring Community* versteht. Bei der Häufigkeit der nachbarschaftlichen Kontakte überwiegt der eher sporadische Kontakt. 47 % der befragten Personen haben mindestens einmal pro Woche nachbarschaftlichen Kontakt, während ein Drittel nur einmal im Monat oder noch weniger Kontakt hat. Die Interaktionen bestehen überwiegend aus Grüßen und Smalltalk. Nachbarschaftliche Hilfeleistungen geben bzw. erhalten nur rund 18 % der Befragten, wobei die Häufigkeit der Kontakte mit der Wohndauer im Viertel zunimmt. 92 % der Befragten geben an, keinen Unterstützungsbedarf zu haben. Jene, die Unterstützung benötigen, nennen Pflanzenpflege, das Ausleihen von Geräten, Hilfe, aber auch Geld und persönliche Gespräche als Gründe, um Bedarf zu äußern.

Rund 40 % geben an, dass es nachbarschaftliche Unterstützung gibt, wobei Hilfstätigkeiten am häufigsten genannt werden. Ein Drittel der Personen weiß nicht, ob es nachbarschaftliche Unterstützung gibt und circa 20 % nehmen keine gegenseitigen Hilfeleistungen wahr.

Als Anregungen, die Infrastruktur des Sozialraumes zu verbessern, wurde am häufigsten ein Lebensmittelgeschäft (68 Nennungen) genannt, worauf eine bessere öffentliche Verkehrsanbindung (18 Nennungen), eine Bank bzw. ein Bankomat sowie mehr Angebote für Kinder und Jugendliche (jeweils 16 Nennungen) folgten.

## **5. Empfehlungen**

Auf Basis der Forschungsergebnisse wurden Empfehlungen auf Mitarbeiter\_innenebene, auf Klient\_innenebene und auf Sozialraumebene abgeleitet. Diese Empfehlungen können als Hilfestellung für die Implementierung weiterer *Community Care*-Projekte herangezogen werden. Zentral ist, dass der Unterstützungsbedarf individuell zu eruieren ist, damit Selbstbestimmung gewährleistet bleibt. Wird eine Weiterentwicklung dieses Projektes oder eine Neuimplementierung angestrebt, muss primär darauf geachtet werden, dass die individuellen Bedürfnisse und Wünsche berücksichtigt und MmU in die Entscheidungsprozesse involviert werden. Nur so ist

gewährleistet, dass die Bewohner\_innen die Hilfe bekommen, die sie auch wirklich benötigen bzw. wollen. Die individuellen Bedürfnisse und Kompetenzen können sich auch ändern: War zunächst das Wohnen zu zweit ein Abenteuer, kann mit wachsender Erfahrung auch der Wunsch wachsen, alleine zu wohnen, verbunden mit der Gewissheit, dies mit Unterstützung auch zu schaffen.

Eine weitere Empfehlung bezieht sich auf die Gestaltung der Beschäftigungsverhältnisse. Ein kleineres Team mit höheren Beschäftigungsausmaßen ist notwendig, damit die Mitarbeiter\_innen ihre Schwerpunkte fokussierter setzen können. Auch der von den Klient\_innen geäußerte Wunsch nach einem/r persönlichen Betreuer\_in kann dadurch besser realisiert werden. Daneben braucht es auch angepasste Kommunikationsstrukturen, um die Arbeit gut koordinieren zu können.

Eine weitere Empfehlung spricht sich für ein stärkeres Miteinbeziehen des Sozialraums aus, da die Bewohner\_innen kaum in die Nachbarschaft eingebunden sind. Dass die Menschen im Stadtteil die MmU zwar wahrnehmen, es jedoch fast keine nachbarschaftliche Unterstützung gibt, macht deutlich, dass der *Community Care*-Ansatz (noch) nicht umgesetzt wurde. Es müssen Zuständigkeiten abgeklärt werden, um Care-Themen innerhalb des Sozialraums aktiv aufzugreifen. Die Basis hierfür könnte durch eine Stelle für sozialarbeiterische Gemeinwesenarbeit geschaffen werden, was einerseits zur Arbeitsentlastung auf Mitarbeiter\_innenseite und andererseits zur besseren Inklusion der Bewohner\_innen innerhalb des Sozialraums führen würde.

Die Verbesserung der Infrastruktur übt einen wesentlichen Einfluss auf die Umsetzung selbstbestimmten Lebens für all jene aus, die in der Unteren Lend wohnen. So könnten ein Lebensmittelgeschäft oder eine bessere Verkehrsanbindung den Alltag der Bewohner\_innen des Wohnverbundes, aber auch für die gesamte Nachbarschaft erleichtern bzw. das Angewiesen-Sein auf Unterstützung vermindern.

Das Forschungsprojekt wurde im Sommer 2018 abgeschlossen. Hat die Forschung die Situation verändert? Die Erkenntnisse der Studie wurden auf zwei Ebenen umgesetzt. Zum einen im erforschten Wohnverbund, zum anderen in einem darauffolgenden De-Institutionalisierungsprojekt (vgl. Lebenshilfe Tirol 2020).

Im Wohnverbund Untere Lend wurden vor allem Änderungen auf der organisatorischen Ebene vorgenommen: Die Teams wurden auf vier Kernteams mit fixer Zuständigkeit für maximal vier Bewohner\_innen reduziert. Darauf aufbauend wurden die internen Prozesse umgestaltet (Teamsitzungen zunächst in Kleinteams, dann im Plenum) und die technische Ausstattung verbessert (Smartphones für alle Mitarbeiter\_innen, Plattform für die digitale Dokumentation). Das De-Institutionalisierungsprojekt Wohnhaus Baumkirchen befand sich in einer ähnlichen Ausgangslage wie der Wohnverbund Untere Lend (Wohnhaus mit acht Bewohner\_innen). Die Übersiedlung wurde im Vorfeld gründlich vorbereitet und extern begleitet. Neben Aktivitäten zum Beziehungsaufbau fanden Workshops statt, in denen

die Bewohner\_innen ihren Unterstützungsbedarf formulierten, die Einschätzung der Assistenzkräfte wurde erst in einem zweiten Schritt mit einbezogen. Die Frage, wer mit wem in welcher Wohnung wohnen möchte, wurde in diesen Workshops ebenso geklärt wie der Planungsbeginn der individuellen Wohnungseinrichtung.

Offene Themen sind weiterhin die Verfügbarkeit von Wohnungen entsprechend der individuellen Bedarfe sowie die Einbindung in den Sozialraum. Klassische Drei-Zimmer-Wohnungen für zwei Personen sind nicht für alle passend, da typische WG-Konflikte den Wunsch nach individuellen Wohnformen generieren. Kleinwohnungen, die durch Verbindungstüren bei Wahrung der Privatsphäre Kontakte ermöglichen, könnten eine Lösung sein. Hier zeigt sich auch das Problem, dass die Einbeziehung der Träger erst zu einem zu späten Zeitpunkt der Projektplanung erfolgt, wenn die Grundrisse der Wohnungen schon entschieden sind. Im Sozialraum konnte die Vision von Community Care unter Einbindung der nachbarschaftlichen Zusammenhänge bislang noch nicht umgesetzt werden. Gründe dafür liegen u.a. in der inhaltlichen Ausrichtung der Stadtteilarbeit vor Ort, aber auch in den mangelnden Ressourcen der Assistenzkräfte, da für diese Vernetzungstätigkeiten kein Budget vorhanden ist.

## **6. Diskussion und Ausblick**

Inklusion im Sozialraum heißt, dass MmU wie alle anderen im Gemeinwesen leben, einkaufen, zur Arbeit fahren, Besuche empfangen und zum Fußballspiel gehen. Damit erhöht sich ihre Präsenz in der Öffentlichkeit. Diese Art zu leben erfordert neue Kompetenzen und erweitert Entscheidungsräume. MmU können so vielfältige Rollen wahrnehmen und aktiv in der Gesellschaft mitwirken. Voraussetzung ist eine veränderte Haltung bei Professionellen und vorausschauende, partizipative Gestaltung von Strukturen und Implementierungsprozessen. Professionelle Arbeit und bürgerliches Engagement im Sozialraum wirken ergänzend (vgl. Schablon 2016a: 542). Im Rahmen der nachbarschaftlichen Unterstützung kann u.a. individuelle Freizeitgestaltung angeboten und somit auch der Bekannten- oder Freundeskreis aller Beteiligten erweitert werden. In der Vision einer *Caring Community* entsteht ein Netz des füreinander-Sorgens in Rollen- und Kompetenzvielfalt. Ein Baustein hierfür ist die persönliche Assistenz für Menschen mit intellektuellen Behinderungen, die mobile Begleitung kann bei der Anleitung unterstützen.

Fazit: Die innovative Wohnform hat das Potential, die Selbstbestimmung der Bewohner\_innen zu fördern. Allerdings erfordert diese Wohnform von Bewohner\_innen und Mitarbeiter\_innen neue Herangehensweisen und ist damit (noch) nicht für alle – MmU wie Mitarbeiter\_innen – geeignet. *Caring Communities* entwickeln sich nicht automatisch. Basis einer erfolgreichen Implementierung sind adäquate Infrastrukturen, konkrete Verantwortliche mit Kompetenz in Gemeinwesenarbeit sowie

eine Politik, die Partizipation und Selbstbestimmung bereits bei der Stadtplanung umsetzt, um „Inklusion vor Ort“ (Brokamp et al. 2015) zu erreichen.

## Verweise

<sup>1</sup> „Menschen mit Behinderungen“ ist Teil des offiziellen Titels der BRK. Für uns ist der Begriff ‚Menschen mit Unterstützungsbedarf‘ (MmU) treffender, da er auf eine bedarfsorientierte und nicht defizit-orientierte Sichtweise verweist.

<sup>2</sup> Das Video ist unter diesem Link abrufbar <https://youtu.be/frwUXnADf0I>

## Literatur

Aselmeier, Laurenz (2016): Transformationsprozesse in wohnbezogenen Unterstützungsangeboten. Ideale - Hemmnisse - Realitäten - Perspektiven. In: Theunissen, Georg/Kulig, Wolfram (Hg.): Inklusives Wohnen. Bestandsaufnahme, Best Practice von Wohnprojekten für Erwachsene mit Behinderung in Deutschland. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, S. 45-64.

BMSGPK (2016): UN-Behindertenrechtskonvention. Deutsche Übersetzung der Konvention und des Fakultativprotokolls. <https://broschuerenservice.sozialministerium.at/Home/Download?publicationId=19> (14.12.2020).

Brachmann, Andreas (2011): Re-Institutionalisierung statt De-Institutionalisierung in der Behindertenhilfe. Neubestimmung der Funktion von Wohneinrichtungen für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung aus sonderpädagogischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.

Brokamp, Barbara/Eckmann, Caroline/Imhäuser, Karl-Heinz/Lawrenz, Wiebke/Patt, Raimund/Vockerodt, Yvone (2015): Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion - ein Praxishandbuch. Berlin: Eigenverlag des Deutschen Vereins für Öffentliche und Private Fürsorge.

Fleischer, Eva/Kerer, Lorenz/Bachler, Adelheid/Heuvelmann, Julia/Guggenberger, Karin/Kröll, Sabine/Meindlhuber, Magdalena/Moser, Lisa/Schramm, Laura/Schüürmann, Svenja/Wessel, Anna-Lena/Wittek, Angelika (2018): Caring Communities für Menschen mit Unterstützungsbedarf. Evaluationsstudie der neuen Wohnform des Wohnverbundes Hall Untere Lend der Lebenshilfe Tirol. Im Auftrag der Lebenshilfe Tirol. Unter Mitarbeit von Simon Prucker. Innsbruck: Management Center Innsbruck.

Flieger, Petra/Naue, Ursula (2019): Country report on living independently and being included in the community - Austria. <https://www.disability-europe.net/theme/independent-living?country=austria> (14.12.2020).

Hauser, Mandy (2016): Anforderungen und Merkmale partizipativer und inklusiver Forschung. In: Buchner, Tobias/Koenig, Oliver/Schuppener, Saskia (Hg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 77-98.

Heusinger, Josefine/Hämel, Kerstin/Kümpers, Susanne (2017): Hilfe, Pflege und Partizipation im Alter. Zukunft der häuslichen Versorgung bei Pflegebedürftigkeit. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 50. Jahrgang, Nr. 5, S. 439-445.

Kastl, Jörg Michael (2006): "Ambulant oder stationär?". Zur Zukunft und Qualität der Unterstützungssysteme für Menschen mit Behinderung. In: impulse, Nr. 40, S. 3-10.

Kellermann, Gudrun (2014): Leichte und Einfache Sprache - Versuch einer Definition. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, APuZ Nr. 64 (9-11), S. 7-10.

Klumpner, Paul (2018): Projektleitung Soziale Stadtteilentwicklung Untere Lend. E-Mail, 14.02.2018.

Kreutz, Marcus/Lachwitz, Klaus/Trenk-Hinterberger, Peter (2013): Die UN-Behindertenrechtskonvention in der Praxis. Erläuterungen der Regelung und Anwendungsgebiete. Köln: Luchterhand.

- Kricheldorf, Cornelia/Klott, Stefanie/Tonello, Lucia (2015): Sorgende Kommunen und lokale Verantwortungsgemeinschaften. Modellhafte Ansätze zur Sicherung von gelingendem Altern und Pflege im Quartier. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 48. Jahrgang, Nr. 5, S. 408–414.
- Lebenshilfe Tirol (2020): Inklusives Wohnprojekt im Blick. <https://lebenshilfe.tirol/inklusives-wohnprojekt-in-wattens-entsteht/> (24.11.2020).
- Monitoring Ausschuss (2016): Stellungnahme De-Institutionalisierung. [http://monitoringausschuss.at/download/stellungnahmen/de-institutionalisierung/MA\\_SN\\_DeInstitutionalisierung\\_final.pdf](http://monitoringausschuss.at/download/stellungnahmen/de-institutionalisierung/MA_SN_DeInstitutionalisierung_final.pdf) (15.11.2017).
- Partizipation und nachhaltige Entwicklung in Europa (2018): Aktivierende Befragung. <http://www.partizipation.at/aktivierende-befr.html> (17.11.2017).
- Ratzka, Adolf (2015): Die Voraussetzungen zur De-Institutionalisierung von Menschen mit Behinderungen. <https://www.independentliving.org/docs7/adolf-Teilhab-Menschen-Behinderungen.html> (17.11.2017).
- Schablon, Kai-Uwe (2016a): Community Care. In: Hedderich, Ingeborg/Biewer, Gottfried/Hollenweger, Judith/Markowetz, Reinhard (Hg.): Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 538–543.
- Schablon, Kai-Uwe (2016b): Die Wohnsituation von Menschen mit Behinderung aus praktischer Sicht: Ideen, unterschiedliche Angebote und Umsetzungen. Community Care: »Wohnst Du noch - oder lebst Du schon?« Inklusives und sozialraumorientiertes Wohnen von Menschen Behinderungserfahrungen. In: Theunissen, Georg/Kulig, Wolfram (Hg.): Inklusives Wohnen. Bestandsaufnahme, Best Practice von Wohnprojekten für Erwachsene mit Behinderung in Deutschland. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, S. 107–124.
- Schädler, Johannes/Rohrmann, Albrecht (2016): Die Wohnsituation von Menschen mit Behinderung im Überblick: Theorien, Konzepte und rechtliche Bestimmungen. Unentschieden – wie das Recht auf ein Leben in einer eigenen Wohnung zur Glückssache wird. In: Theunissen, Georg/Kulig, Wolfram (Hg.), Inklusives Wohnen. Bestandsaufnahme, Best Practice von Wohnprojekten für Erwachsene mit Behinderung in Deutschland. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, S. 21–43.
- Schaur, Melanie/Wegscheider, Andrea (2020): Daheim oder Heim? Wohnen und selbstbestimmt Leben für Menschen mit Behinderungen in Österreich. In: SWS-Rundschau, 60. Jahrgang, Nr. 1, S. 89–108.
- Theunissen, Georg (2010): Zeitgemäße Wohnformen – Soziale Netze – Bürgerschaftliches Engagement. In: Theunissen, Georg/Schirbort, Kerstin (Hg.): Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen; Soziale Netze; Unterstützungsangebote. Stuttgart: Kohlhammer Verlag, S. 59–96.
- Trescher, Hendrik (2015): Inklusion. Zur Dekonstruktion von Diskursteilhabebarrrieren im Kontext von Freizeit und Behinderung. Wiesbaden: Springer VS.
- Unger, Hella von (2016): Durchführung partizipativer und inklusiver Forschung. Gemeinsam forschen – Wie soll das gehen? Methodische und forschungspraktische Hinweise. In: Buchner, Tobias/Koenig, Oliver/Schuppener, Saskia (Hg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 54–66.

## Über die Autorinnen

**FH-Prof. in Dr. in Mag. a DSA in Eva Fleischer**

[eva.fleischer@mci.edu](mailto:eva.fleischer@mci.edu)

Professorin am Studiengang Soziale Arbeit, Management Center Innsbruck, Referentin in der Erwachsenenbildung.

Studium der Sozialarbeit, Pädagogik und Politikwissenschaft.

Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Care/Sorge im Bereich der Sozialen Arbeit, Sozialpolitik, Partizipation, Feministische Theorien / Diversity.

**Sabine Kröll, MA**

sabine.kroell@gmx.at

Sozialarbeiterin in der Pflegestation Herberge, Wohnungslosenhilfe der Innsbrucker Sozialen Dienste GmbH.

Masterstudium Soziale Arbeit, Sozialpolitik & management am Management Center Innsbruck; Bachelorstudium der Sozialen Arbeit an der FH-Campus Wien.

Schwerpunkte in der Forschung: Freiwilligenmanagement, Kompetenzentwicklung im formellen Freiwilligenbereich, Soziale Arbeit und Alter(n).

**Magdalena Meindlhumer, MA**

m.meindlhumer@mci4me.at

Assistenz in einer Werkstätte der Lebenshilfe Tirol; Mitarbeiterin im Projekt "Wohnhaus Baumkirchen" der Lebenshilfe Tirol; externe Lehrende am Management Center Innsbruck für "Virtuelle Soziale Arbeit".

Masterstudium Soziale Arbeit, Sozialpolitik & management am Management Center Innsbruck; Bachelorstudium der Kulturwissenschaften an der Johannes Kepler Universität Linz.

Forschungsschwerpunkte: Digitalisierung in der Sozialen Arbeit.

**Magdalena Habringer, Christoph Stoik, Michael Poigner & Katharina Kirsch-Soriano da Silva:**

## **Widerstände im Nachverdichtungsprozess**

**Ergebnisse einer Begleitforschung**

### **Zusammenfassung**

Die Nachverdichtung einer in den 1970er Jahren errichteten Wohnhausanlage im 22. Wiener Gemeindebezirk wird im Rahmen eines *Smart Cities*-Projekts professionell durch den Prozess begleitet – mit Fokus auf Kommunikation und Partizipation sowie durch begleitende Forschung. In der sozialwissenschaftlichen Begleitforschung findet eine Auseinandersetzung damit statt, wie die Prozessbegleitung so gestaltet werden kann, dass die Interessen der Bestandsbewohner\*innen bei damit einhergehenden Transformationsprozessen konstruktiv integriert werden können. Eine erste qualitative Erhebung, die seitens der FH Campus Wien im Sommer 2019 – noch lange vor Baustart und unmittelbar vor intensiveren Kommunikationsmaßnahmen – stattgefunden hat, fokussierte sich auf die Wahrnehmung der Bestandsbewohner\*innen in Hinblick auf die bevorstehende Nachverdichtung und beschäftigt sich mit Widerständen, die an vielen Orten einer wachsenden und sich verändernden Stadt zu beobachten sind.

**Schlagerworte:** Nachverdichtung, urbane Transformationen, sozialer Wohnbau

### **Abstract**

The redensification of a residential complex, built in the 1970s in Vienna's 22<sup>nd</sup> district, is professionally supported in the course of a Smart Cities project – through process support with a focus on communication and participation, as well as through accompanying research. The accompanying research in the field of social sciences focuses on how the support and communication processes can be designed so that the existing residents' interests can be constructively integrated into these transformation processes. A first qualitative survey carried out by the FH Campus Wien in the summer of 2019 – long before the start of the construction of the new building and immediately before more intensive communication measures – focused on the perception of the existing residents regarding the upcoming densification and dealt with resistance that can be observed in many places in a growing and changing city.

**Keywords:** Redensification, urban transformations, social housing

Wachsende Städte stehen weltweit vor der Herausforderung, leistbaren Wohnraum zu schaffen. Die Verknappung von Baugründen wird zusätzlich dadurch verschärft, dass die Nutzung von Grund und Boden sowie die Errichtung von Büro- und Wohnhäusern in kapitalistischen Städten einer Verwertungs- und Gewinnmaximierungslogik unterworfen sind – sie werden zum Gegenstand für Kapitalanlagen und für die Produktion von Renditen. Die sogenannte Finanzialisierung des Wohnens setzt die Produktion von leistbarem Wohnraum unter Druck (vgl. Sassen 1997, Harvey 2013, Kadin/Verlič 2019). Mit einem hohen Anteil an sozialem Wohnbau – sowohl in der Vergangenheit (mit rund 220.000 Wohnungen im Eigentum der Stadt) als auch in der Gegenwart (durch städtische Wohnbauförderung) –, aber auch mit Stadtentwicklungsmaßnahmen wie der Widmung von Flächen für den sozialen Wohnbau, versucht Wien gegenzusteuern. Der Wohnungsmarkt steht trotzdem unter Druck – in Wien müssten pro Jahr ca. 11.000 neue Wohnungen errichtet werden (vgl. Schremmer 2015). Ein Potenzial, leistbaren Wohnraum zu produzieren, stellt die Nachverdichtung auf vorhandenen Grundstücken dar, die auf unterschiedliche Art geschehen kann (von Dachgeschoßausbauten über Umnutzungen bis zur Errichtung von zusätzlichen Wohngebäuden; vgl. Gruber et al 2019). Nachverdichtungs- und Transformationsprozesse bringen dabei allerdings auch Herausforderungen für die in den Quartieren lebenden Bewohner\*innen mit sich, da sie das gewohnte Wohn- und Lebensumfeld verändern (vgl. Kirsch-Soriano da Silva/Stoik 2019).

Im 22. Bezirk – einem der am stärksten wachsenden Wiener Außenbezirke – finden Nachverdichtungsprozesse auf unterschiedlichen Maßstabsebenen statt. Diese Wachstums- und Transformationsprozesse sind nicht konfliktfrei. Die Bevölkerung Wiens ist von 1,6 Millionen Einwohner\*innen im Jahr 2003 auf 1,9 im Jahr 2018 gewachsen und soll 2028 die 2 Millionen-Marke überschreiten (vgl. Bauer/Fendt/Haydn/Rommel/Seibold 2018: 7–9). In vielen Gebieten der Stadt regt sich Widerstand gegen Neubauten. Die Stadt Wien steht gleichzeitig vor der Herausforderung, in der wachsenden Stadt leistbaren Wohnraum zu schaffen. Eine ökonomisch und ökologisch sinnvolle Möglichkeit besteht darin, Wohnhäuser auf Flächen zu errichten, auf denen sich bereits andere Wohnhäuser befinden. Hohe Grundstückskosten können so umgangen werden – ebenso wie zusätzliche großflächige Versiegelung und teure Errichtung von Infrastruktur.

Eine Nachverdichtung dieser Art ist in der Meißauergasse 2a in Kagran geplant. Neben der bereits bestehenden Wohnanlage mit 426 Wohneinheiten sollen auf der Fläche des derzeitigen Parkdecks zwei neue Wohnhäuser mit insgesamt rund 130 Wohneinheiten sowie eine Tiefgarage für die gesamte Anlage errichtet werden. In den Bestandsgebäuden aus dem Baujahr 1975, das vor ca. fünf Jahren thermisch und sicherheitstechnisch saniert wurde, leben derzeit ca. 700 Bewohner\*innen (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not 2021). Ungefähr die Hälfte der Bewohner\*innen

sind Erstmieter\*innen aus den 1970er Jahren (Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not 2017: 14).



Abbildung 1: Wohnanlage Meißauergasse 2a (Quelle: Caritas Stadtteilarbeit)

Die Wohnanlage befindet sich im Eigentum der Schwarzatal, einer gemeinnützigen Wohnungsgenossenschaft. Ziel der Schwarzatal ist es, leistbaren Wohnraum zu errichten – gleichzeitig hat sie das Interesse, die Bestandsbewohner\*innen weiterhin mit hochqualitativem sozialen Wohnraum zu versorgen. Um diesem Spannungsfeld gerecht zu werden, hat sich die Schwarzatal zum Ziel gesetzt, diese baulichen Transformationsprozesse in der Meißauergasse professionell zu begleiten (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not 2021). Die Stadtteilarbeit der Caritas Wien hat diese Aufgabe der Prozessbegleitung – in Kooperation mit der Schwarzatal – übernommen. Dabei werden auch Maßnahmen im Bereich der Mobilität, der Freiräume und Gemeinschaftsräume, des generationengerechten Wohnens sowie der Nachbarschaft entwickelt, die zu einer nachhaltigeren Gestaltung der zukünftigen Wohnanlage beitragen sollen. Zudem werden bestehende und zukünftige Bewohner\*innen über die geplanten Maßnahmen auf verschiedenen Kommunikationskanälen informiert und eingeladen, sich zu bestimmten Themen auch aktiv mit ihren Anliegen und Ideen einzubringen (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not 2021; Kirsch-Soriano da Silva/Verlič 2018). Zusätzlich werden das Bauprojekt und die laufenden Begleitmaßnahmen durch die FH

Campus Wien und die österreichische Energieagentur wissenschaftlich begleitet. Das gesamte Projektvorhaben wird im Rahmen eines *Smart Cities*-Demonstrationsvorhabens durch den Klima- und Energiefonds gefördert (vgl. Smart Cities des Klima- und Energiefonds 2018).



Abbildung 2: Erweiterung der Wohnanlage – geplante Maßnahmen (Quelle: Smartes Wohnen für Generationen)

Die Nachverdichtung ist einerseits aus einer Klimaschutzperspektive von großem Interesse, um Potenziale der ökologischen Nachhaltigkeit im Zuge eines Transformationsprozesses im Bestand aufzuzeigen. Andererseits hat „Smartes Wohnen für Generationen“ – so der Titel des Projekts – einen starken Fokus auf der Gestaltung von generationengerechtem Wohnen im Zuge der Erweiterung der Anlage und dem Einbeziehen der älteren Bewohner\*innen in den geplanten Transformationsprozess. Das *Smart Cities*-Projekt bietet die Möglichkeit, die Beteiligten vor Ort zu involvieren und zur Mitgestaltung einzuladen sowie darüber hinaus Wissen zu sammeln, zu dokumentieren und aufzubereiten, welches für ähnliche Nachverdichtungsprozesse genutzt werden kann. Die Österreichische Energieagentur übernimmt in der Begleitforschung die Auseinandersetzung mit klimarelevanten und technischen Fragen und Maßnahmen, die FH Campus Wien Soziale Arbeit beschäftigt sich mit den sozialen Maßnahmen und der Kommunikation der einzelnen Akteur\*innen im Projekt. Besonders interessant erscheint dabei, die Skepsis und die Widerstände, die von Seiten vieler Bewohner\*innen gegenüber den geplanten Veränderungen bestehen, besser zu verstehen, um deren Interessen und Bedürfnisse in dieses und zukünftige Nachverdichtungsprozesse einzubringen.

tungsprojekte gezielter einfließen lassen zu können. Verfolgt wird dabei die Fragestellung: Wie entwickeln sich die Wahrnehmungen von Bewohner\*innen in Hinblick auf die geplanten Veränderungsprozesse und wie wirken sich die Maßnahmen im Bereich der Prozessbegleitung auf diese Wahrnehmungen aus?

Der Projektzeitraum erstreckt sich von Juni 2018 bis November 2021, wobei das Projekt aufgrund einer durch Verfahrensabläufe und Einsprüche von Bewohner\*innen (mit)verursachte Bauverzögerung sowie aufgrund der Einschränkungen durch die Covid-19-Pandemie um 6 Monate verlängert wurde.

Die ersten Zwischenergebnisse der sozialwissenschaftlichen Begleitforschung durch die FH Campus Wien, die hier veröffentlicht werden, beziehen sich auf eine Projektphase vor jeglicher Bautätigkeit. Grundlage der Erkenntnisse sind qualitative Interviews mit Bewohner\*innen der Meißauergasse. Ziel der Forschung ist es, die Einstellungen und die dahinterliegenden Interessen der Bewohner\*innen in Bezug auf ihre derzeitige Wohnsituation und den geplanten Neubau zu verstehen. Der Beitrag stellt also die Sichtweise der Bewohner\*innen zur Nachverdichtung dar, lange bevor die ersten Bautätigkeiten begonnen haben. Die Skepsis der Bestandsbewohner\*innen war damals besonders hoch. Seither sind nun schon eineinhalb Jahre vergangen. Die Akteur\*innen haben zum Teil auf die hier beschriebene skeptische Haltung der Bewohner\*innen reagiert und dementsprechende Maßnahmen gesetzt. Dieser Artikel bildet demnach eine Momentaufnahme der Anfangsphase des Projekts „Smartes Wohnen für Generationen“ ab. In den nächsten Monaten soll im Zuge unseres Forschungsprojekts betrachtet werden, wie sich diese Skepsis über den Projektzeitraum verändert und ob die gesetzten Partizipations- und Kommunikationsmaßnahmen die Einstellung der Bewohner\*innen gegenüber der Nachverdichtung verändert haben.

## **1. Beschreibung der Befragten**

Die Analyseergebnisse basieren auf neun qualitativen leitfadengestützten Interviews mit Bewohner\*innen der Meißauergasse in der ersten Erhebungsphase. Die Erhebung erfolgte in den Sommermonaten 2019. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits erste Informationsveranstaltungen zum Bauvorhaben, eine vorhergegangene quantitative Bedarfserhebung unter den Bewohner\*innen und eine Begehung zur Neugestaltung der Grünflächen durchgeführt worden. Weder Baubewilligung noch Baustart waren zum Zeitpunkt der Erhebung rechtlich oder zeitlich festgelegt. Die Caritas Stadtteilarbeit, als vermittelnde Akteurin zwischen Bewohner\*innen und Schwarzatal, plante zu diesem Zeitpunkt bereits die Errichtung eines Infostandes am Gelände der Meißauergasse, um vor Ort regelmäßiger präsent zu sein und mit den Bewohner\*innen ins Gespräch zu kommen.

Die Interviews mit den Bewohner\*innen dauerten zwischen neun und 27 Minuten. Um das Sample einerseits möglichst ausgewogen anhand soziodemografischer

Strukturmerkmale (Alter, Geschlecht, Ausbildung etc.) und andererseits möglichst wenig von einer Vorauswahl unsererseits beeinflusst zu gestalten, gingen wir von Tür zu Tür und baten Bewohner\*innen spontan um ein Interview. Wir achteten darauf, die Erhebung an unterschiedlichen Tageszeiten und in unterschiedlichen Bereichen des Hauses durchzuführen, um ein möglichst breites Bild über Einstellungen und Bedürfnisse der Bewohner\*innen in Bezug auf ihr Leben in der Meißauergasse und auf den geplanten Neubau zu erhalten.

Die befragten Bewohner\*innen waren im Alter von 26 bis 85 Jahren. Wir befragten vier Männer und fünf Frauen. Der Großteil der Befragten war zum Zeitpunkt des Interviews in Pension, die anderen waren selbständig oder Teilzeit-Angestellte. Bei der Erhebung der Bildungsabschlüsse zeigt sich, dass die Mehrheit der Befragten einen Lehrabschluss bzw. Matura hat. Zwei der Befragten wiesen einen Hochschulabschluss auf. Anhand der erhobenen Strukturmerkmale zeigt sich zudem, dass sechs Befragte bereits seit der Erstbesiedelung in dem Wohnhaus wohnen. Die anderen befragten Bewohner\*innen lebten zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen fünf und 15 Jahren hier.

Da sich die geplante Baustelle vor den Fenstern nur eines Wohnblocks befinden wird, vermuteten wir auch unterschiedliche Einstellungen der Bewohner\*innen abhängig von der Lage ihrer Wohnung. Deshalb achteten wir auch bei der Erhebung darauf, Bewohner\*innen von allen Wohnblöcken bzw. allen Stiegen zu einem Interview zu motivieren, was uns gelang.

Die Analyse der erhobenen Daten ließ keine Bildung von Typen zu Einstellungen zum Nachverdichtungsprozess zu, die klar und stringent in Abgrenzung zueinander stehen. In einzelnen Themenbereichen, etwa der Offenheit gegenüber Neuzuziehenden, zeigten sich jedoch besonders das Alter und die Wohndauer der Bewohner\*innen als die entscheidenden Parameter. In der folgenden Darstellung unserer Analyse verweisen wir daher immer wieder auf die eben beschriebenen unterschiedlichen Strukturmerkmale, die zwar keine durchgehenden, dafür aber themenspezifische Typenbildungen erkennbar machen.

## **2. Wohnzufriedenheit**

Anhand der erhobenen Interviews lässt sich klar eine hohe Wohnzufriedenheit der Bewohner\*innen der Meißauergasse 2a erkennen. Als besonders positiv werden der weite Ausblick, die Ruhe, der Grünraum in der unmittelbaren Umgebung bei gleichzeitig guter Infrastruktur und Verkehrsanbindung sowie der günstige Mietpreis hervorgehoben. Einer der Befragten gibt auf die Frage nach seiner Zufriedenheit mit der Wohnung an: „Das Beste an der Wohnung ist die Aussicht. Und deswegen wohne ich da eigentlich. [...] Und der Mietpreis natürlich, im Vergleich zu neuen Angeboten.“ (Interview MA\_3: 5<sup>1</sup>). Die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnung, aber auch mit der gesamten Wohnhausanlage zeigt sich ebenso anhand der langen Wohndauer, die der

Großteil der Befragten aufweist. Einige wohnen schon seit der Errichtung dieser Wohnanlage hier und planen auch keinen Umzug, solange sie nicht müssen.

Neben der hohen Wohnzufriedenheit äußern manche der Befragten jedoch auch Kritikpunkte wie Belastungen durch leicht steigende Betriebskosten, auftretende Störungen des Aufzugs, die fehlende Barrierefreiheit in der Anlage und in der Wohnung<sup>2</sup> oder fehlende Gemeinschaftsprojekte. Die fehlende Barrierefreiheit ist vor allem für ältere Bewohner\*innen ein großes Thema. Für sie bedeutet ein Ausfall des Aufzugs bei gleichzeitigen Barrieren im Stiegenhaus eine starke Einschränkung ihrer Selbstbestimmung, da in solchen Fällen die sozialen Kontakte auf die unmittelbaren Nachbar\*innen eingeschränkt werden.

### **3. Gestaltung des Zusammenlebens / Nachbarschaft**

Grundsätzlich beschreiben die meisten Befragten das nachbarschaftliche Zusammenleben als freundlich, von gegenseitigem Respekt und Rücksicht geprägt, aber eher distanziert. Es wird begrüßt und geplaudert. Manche Bewohner\*innen unterstützen zudem andere, z.B. ältere Menschen beim Einkaufen. Teilweise bestehen aber auch starke soziale Netzwerke, besonders unter Bewohner\*innen, die hier schon lange oder gar von Anfang an leben. Nähere Beziehungen oder Freundschaften entstehen am ehesten über eigene Kinder. Jene Bewohner\*innen, die schon lange hier leben, erzählen, dass diese Freundschaften oftmals dauerhaft anhielten, auch wenn die Kinder schon ausgezogen waren. Andere in der Wohnanlage aufgebaute Freundschaften gestalten sich aufgrund veränderter Wohn- und Lebenssituationen weniger nachhaltig. Vor allem die älteren Befragten geben an, dass manche der befreundeten Nachbar\*innen bereits umgezogen oder auch gestorben sind. Nähere Kontakte bestehen in dieser Anlage aber auch, weil Bewohner\*innen aus unterschiedlichen Wohneinheiten miteinander verwandt sind, da die bereits erwachsenen Kinder mit ihrer Familie eine eigene Wohnung in der Anlage bezogen haben.

Die jüngeren Befragten bzw. jene, die erst seit wenigen Jahren hier wohnen, sprechen nicht davon, Freundschaften oder nähere Kontakte in der Nachbarschaft zu pflegen. Die Kommunikation unter den Nachbar\*innen findet demnach nicht nur in Form aufgebaute Freundschaften statt, sondern zeigt sich auch in distanzierteren Ganggesprächen oder Diskussionen beispielsweise zur Gestaltung des nachbarschaftlichen Zusammenlebens. Eine befragte Bewohnerin berichtet von „spontanen Versammlungen“ (Interview MA\_4: 1) von Bewohner\*innen, die sich aufgrund der geteilten Skepsis gegenüber dem geplanten Neubau am Gang oder beim Lift ergeben. Sie lerne dadurch Nachbar\*innen kennen, die sie zuvor noch nicht kannte.

Auch das Thema Einsamkeit wird in den Interviews von den Befragten angesprochen oder angedeutet. Besonders ältere Bewohner\*innen erzählen, dass sie viel

allein sind und sich häufiger Gesprächspartner\*innen oder soziale Nähe wünschen würden.

Konflikte unter den Nachbar\*innen werden in den Interviews kaum angesprochen. Einer der Befragten berichtet diesbezüglich allerdings von einer weiteren Kommunikationsform, nämlich das Austragen von Konflikten über das Schwarze Brett, also den Informationsaushang im Stiegenhaus. Dabei kritisieren und beschimpfen sich einige Bewohner\*innen schriftlich und für alle öffentlich einsehbar. Die so ausverhandelten Konfliktthemen betreffen oftmals den Umgang mit Müll von manchen Nachbar\*innen oder Lärm in der Wohnhausanlage.

Unsere bisherige Analyse zeigt, dass intensive nachbarschaftliche Beziehungen eher unter jenen Bewohner\*innen bestehen, die älter sind bzw. schon länger hier wohnen. Das Aufkommen von Themen, die die gesamte Wohnanlage betreffen, wie aktuell der geplante Neubau, befördert offenbar Kontakte und Diskussionen unter Bewohner\*innen, die sich bisher nicht kannten. Dies weist auf das Potenzial von kollektiven Zusammenschlüssen und Praktiken der Selbstorganisation unter den Bewohner\*innen der Meißauergasse hin.

#### **4. Haltungen zum Neubau**

Die befragten Bewohner\*innen verfügen über unterschiedlich große Wissensbestände zum geplanten Neubau. Dass es Pläne für einen Neubau gibt, haben aber alle zum Zeitpunkt der ersten Erhebungsphase zumindest schon einmal gehört. Als Informationsquellen werden häufig Aushänge am Schwarzen Brett im Stiegenhaus oder Info-Veranstaltungen durch die Caritas Stadtteilarbeit genannt.

Grundsätzlich lässt sich die Haltung der meisten Bewohner\*innen dem geplanten Neubau gegenüber als eher ablehnend oder gleichgültig beschreiben. Viele der Befragten befürchten, dass die oben beschriebenen Vorzüge ihrer Wohnsituation mit dem neuen Gebäude schwinden könnten. Dabei wird besonders oft die womöglich schwindende Aussicht genannt. Eine Bewohnerin erzählt beispielsweise, dass ihre Eltern damals in diese Wohnung mit dem angeblichen Versprechen eingezogen sind, dass der weite Ausblick nicht verbaut werden könne. Andere Bewohner\*innen äußern sich zum geplanten Bau eher gleichgültig. Eine Bewohnerin antwortet etwa auf die Frage, wie sie zu dem Bauprojekt stehe: „Ist mir egal. Soll jeder so leben wie er will.“ (Interview MI\_4: 5). Und ein anderer meinte trotz leichter Zweifel: „Sollen sie bauen, ja.“ (Interview MA\_3: 7).

Wie bereits erwähnt sind nicht alle Wohnungen gleichermaßen vom Neubau betroffen. Wir konnten anhand der Interviews mit den Bewohner\*innen feststellen, dass besonders jene, deren Wohnungen auf der Seite der geplanten Baustelle liegen, sowohl über mehr Wissen über den Bau verfügen als auch größeren Widerstand artikulieren.

Mit dem Neubauprojekt befürchten manche der Befragten in den kommenden Jahren viel "Lärm, Dreck und Ärger" (Interview MA\_4: 1). Sie verweisen dabei auch auf ihre Erinnerungen an die Sanierung vor fünf Jahren, die manche als sehr belastend erlebt haben. Weitere Befürchtungen, die mit dem Neubau in Verbindung gebracht werden, sind fehlende Parkplätze, besonders in der Bauphase. Manche der Befragten wussten, dass die Parkplatzsituation während der Bauphase noch nicht geklärt war und sich der Bau deshalb verzögerte.

Eine weitere geäußerte Befürchtung ist die Sorge um die zukünftigen Bewohner\*innen im Neubau. Die informierten Bewohner\*innen wissen, dass die Caritas in dem geplanten Neubau involviert ist und äußern deshalb Bedenken, dass womöglich psychisch belastete Personen oder Menschen mit Behinderung ihre zukünftigen Nachbar\*innen sein werden. Von dem Konzept generationengerechter Wohnformen, das in Kooperation mit der Caritas umgesetzt werden soll, haben manche der Bewohner\*innen bereits gehört.

Es lässt sich also festhalten, dass einige der befragten Bewohner\*innen zumindest skeptisch oder resigniert über den Neubau denken. Die genannten Befürchtungen beziehen sich sehr stark auf die Sorge, dass jene Eigenschaften des Wohnbaus, die aktuell zur Wohnzufriedenheit beitragen oder diese gar ausmachen, mit dem Neubau schwinden und die Lebens- und Wohnqualität damit stark gemindert werden könnten. Besonders jene Bewohner\*innen, deren Wohnung sich auf der Seite des geplanten Baus befindet, befürchten starke Einschränkungen in ihrer Wohnqualität. Auch die Gruppe der älteren befragten Bewohner\*innen lässt sich als skeptisch und besorgt beschreiben. Sie sind auf die günstige Wohnsituation, in der sie sich aktuell befinden, angewiesen und sehen keine alternativen Wohnmöglichkeiten, sollte sich die Bauzeit oder auch der fertig gestellte Neubau als zu belastend und einschränkend herausstellen.

## **5. Erklärungen für die Widerstände rund um den Neubau**

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir anhand der Aussagen der befragten Bewohner\*innen gezeigt, dass die Wohnzufriedenheit durchgehend als sehr hoch beschrieben werden kann. Die Nachbarschaft scheint von wenigen Konflikten geprägt zu sein und es entwickelten sich offenbar teilweise Freundschaften, teilweise gestaltet sich das Zusammenleben aber auch distanziert. Der Fokus unseres Interesses liegt jedoch in der Bewertung des Neubaus und dem Umgang der Akteur\*innen und der Bewohner\*innen mit dieser geplanten Veränderung. Im Sprechen über den Neubau konnten wir eine meist ablehnende Haltung unter den Bewohner\*innen eruieren. Dabei wurden vor allem Befürchtungen ausgesprochen, dass jene Aspekte, die derzeit zur Wohnqualität beitragen, durch den Neubau bedroht sind oder sein könnten. Diese betreffen einerseits bauliche Veränderungen, wie die Aussicht, die durch den Neubau

verbaut wird. Andererseits zeigen sich Befürchtungen über Veränderungen in der alltäglichen Lebensgestaltung, die ein Neubau im direkten Umfeld mit sich bringen könnte. Wir haben diese Sorgen näher analysiert und Hypothesen für die Erklärung der Skepsis rund um den geplanten Neubau entwickelt.

### **5.1 Erinnerung an die Sanierung**

Wir haben die Bewohner\*innen in den Interviews gefragt, ob sie in den letzten Jahren Veränderungen in ihrer Wohnanlage und Umgebung erlebt haben oder ob sie welche in Zukunft erwarten. Angesprochen auf die vergangenen Veränderungen haben viele von der Sanierung vor rund fünf Jahren gesprochen. Auch wenn viele die Renovierung des Gebäudes als dringend notwendig erachteten, so blicken sie dennoch auf eine Zeit zurück, die sie mit Schmutz und Lärm in Verbindung bringen. Die Sanierung habe zu lange gedauert und wurde als sehr anstrengend empfunden. Die Ankündigung, dass es so kurz nach Fertigstellung der Sanierung bald wieder eine große Baustelle geben wird, erlebten viele Bewohner\*innen offenbar als belastend. Die befragten Bewohner\*innen benennen die Erinnerungen an die Sanierungsarbeiten als einen Grund für ihre Ablehnung des Neubaus. Die Erinnerungen an die Strapazen seien noch zu frisch, als dass sie sich erneut auf eine mehrjährige Baustelle mit vielen Einschränkungen und Belastungen einstellen wollten. Zudem muss beachtet werden, dass manche Bewohner\*innen mit der Sanierung nach ihrer Fertigstellung nicht ganz zufrieden waren (da zwar eine thermische und sicherheitstechnische Sanierung durchgeführt wurde, eine bessere Barrierefreiheit bei den Eingangsbereichen aber aufgrund von mietrechtlichen Hürden in der Abwicklung leider bisher noch nicht ermöglicht werden konnte). Vorteile wie Barrierefreiheit und Gemeinschaftsräume, die es im Bestand der 1970er Jahre nicht gibt und die der Neubau mit sich bringen könnte, nehmen die Bewohner\*innen bisher nur eingeschränkt wahr.

Neben diesen Erfahrungen aus der Vergangenheit, auf denen die ablehnende Haltung gegenüber dem zukünftigen Plan eines Neubaus fußt, eruierten wir weitere Ängste vor Transformationen, die in der Zukunft liegen und das aktuelle Leben der Bewohner\*innen verändern könnten.

### **5.2 Skepsis gegenüber Transformationsprozessen**

Nicht nur Erfahrungen aus der Vergangenheit, sondern auch Sorgen um die Zukunft können die Skepsis gegenüber dem geplanten Neubau erklären. Ein für die Bewohner\*innen bemerkbarer demographischer Wandel in der Wohnhausanlage und andere stattfindende oder befürchtete Veränderungen in ihrem Alltag führen zu einem Aufbrechen gewohnter Alltagsstrukturen. Als erwartete Veränderungen werden beispielsweise mangelnde Parkplätze, höhere Bevölkerungsdichte im Grätzl, weniger freie

Grünflächen oder die schon oft erwähnte fehlende Aussicht genannt. Die eigene Wohnumgebung wird zunehmend als urban wahrgenommen. Dieser Aufbruch des Gewohnten schafft Unsicherheiten bei den Bewohner\*innen. Die Interviews zeigen, dass Veränderungen des Gewohnten allgemein im Leben der Bewohner\*innen verängstigend wirken können. Diese realen wie amorphen Ängste stehen zwar in einem Zusammenhang mit dem Neubau (z.B. Angst vor Parkplatzmangel während der Bauphase), werden aber auch zum Teil auf den Neubau projiziert (z.B. Sorgen um soziodemographische Veränderungen in der eigenen Wohnumgebung).

Wir konnten drei Ebenen definieren, auf denen aus Sicht der Bewohner\*innen Transformationsprozesse entweder aktuell stattfinden oder erwartbar sind. Diese Transformationen stehen in einem Zusammenhang mit Ängsten und der skeptischen Haltung gegenüber zukünftigen Veränderungen wie dem geplanten Neubau:

1. Ebene: soziale *Veränderungen im Bestand*: Bereits seit einigen Jahren ist ein Generationenwechsel unter den Bewohner\*innen spürbar. Wie bereits beschrieben, nehmen mit dem Zuzug jüngerer Bewohner\*innen soziale Beziehungen unter den Mieter\*innen ab. Bewohner\*innen, die schon lange hier wohnen und zu denen Beziehungen aufgebaut wurden, ziehen aus oder versterben. Für manche Bewohner\*innen bedeutet dies ein Verlust von Freundschaften oder eines nachbarschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls. In manchen Interviews war auch das Thema Einsamkeit sehr präsent, das auch auf eine Veränderung des sozialen Gefüges in der Wohnhausanlage zurückzuführen ist.
2. Ebene: bauliche und soziale *Veränderungen durch die Verdichtung in der Wohnumgebung in Kagran*: Bewohner\*innen beobachten seit einiger Zeit Veränderungen in ihrer Wohnumgebung. Freie Flächen werden verbaut oder sollen verbaut werden. Im Zusammenhang damit wurden in den letzten Jahren schon Zuzüge von neuen Bewohner\*innen wahrgenommen. Mehr und ‚andere‘ Menschen seien als Folge in Kagran zu sehen. Die Sorge um soziale, aber auch um bauliche Veränderungen wie schwindende Grünflächen werden diesbezüglich in den Interviews mehrmals betont. Die Bewohner\*innen nehmen beispielsweise seit einiger Zeit ein erhöhtes Verkehrsaufkommen wahr. Zudem hat der Ausbau der U-Bahn das vormals suburbane Gebiet näher an die Stadt geführt. Beobachtet wird auch, dass die Parkplätze im Gebiet knapper werden, was die geäußerten Befürchtungen und den Widerstand der Bewohner\*innen sowie des Mietervereins rund um ihre eigenen Autoparkplätze der Wohnanlage erklären könnte.

Der geplante Neubau in der Meißauergasse 2a symbolisiert demnach diesen Transformationsprozess des vormals suburbanen Raums in unmittelbarer Nähe – der 22. Wiener Gemeindebezirk Donaustadt ist ein Flächenbezirk und verfügt nach wie vor über viele unbebaute Flächen mit beinahe ländlichem Charakter. Zudem werden im Neubau betreuungsbedürftige Bewohner\*innen erwartet, wodurch eine

- zusätzliche Gefährdung des bisherigen sozialen Gefüges befürchtet wird. Die neuen Bewohner\*innen werden dabei oft als ‚andere‘ nicht zugehörig eingeordnet.
3. Ebene: *bauliche und soziale Veränderungen aufgrund der wachsenden Stadt Wien*: Die Nachverdichtung und Bautätigkeiten im Bezirk und der Stadt stehen für gesamtstädtische Prozesse der Verstädterung. Die Angst um die knapper werdenden Parkplätze könnte als Symbol für die wachsende und sich verändernde Stadt stehen. Die Transformationsprozesse zeigen sich in Form von räumlichen Verdichtungsprozessen in unterschiedlichen Lebensbereichen (Verkehr, Neubauten etc.), die das gewohnte Leben, das sich auf räumlicher Ebene über Jahrzehnte kaum verändert hat und einen suburbaneren Charakter hatte, in Frage stellen bzw. verändern könnten. Dabei geht es nicht nur um tatsächliche, beobachtete sowie befürchtete soziale und bauliche Veränderungen im Stadtteil, sondern darum, dass diese Urbanisierungsprozesse gewohnte Lebenskonzepte in Frage stellen. Das geordnete Suburbane wird gleichsam vom chaotischen unüberschaubaren Urbanen ‚gefährdet‘. All diese Entwicklungen werden auf den Neubau projiziert. Er steht wie ein Symbol für diese Urbanisierungsprozesse. Dabei werden diese Transformationsprozesse ambivalent gesehen. So haben manche Bewohner\*innen Verständnis für die Wichtigkeit der Schaffung von Wohnraum in einer wachsenden Stadt. Andere wiederum hinterfragen die Nachverdichtung von vorhandenem Raum im Bezirk.

### 5.3 Widerstand als Handlungsmacht und Erhalt des gewohnten Lebens

Manche der befragten Mieter\*innen sind sich dessen bewusst, den Neubau nicht verhindern zu können. Der Mieterverein hat deshalb mit Unterstützung einiger Bewohner\*innen sowie einer Anrainer\*innenpartei die Taktik entwickelt, den Bau zumindest zu verzögern, wenn er schon nicht zu verhindern ist. Dies drückte sich zum Zeitpunkt der ersten Erhebungsphase durch Einsprüche und Beschwerden im Rahmen des Baugenehmigungsverfahrens aus. Die Bauarbeiten hätten schon 2018 beginnen sollen und wurden auf diese Weise zeitlich verzögert. Der Konflikt, insbesondere um die Ersatzparkplätze während der Bauzeit, ist nicht nur Symbol für den Widerstand gegen die Transformationen, sondern auch Mittel, um die Veränderungen zu verzögern. Ziel dieser Strategie ist es, eine passive Ohnmacht zu überwinden. Wir erkennen darin das Bedürfnis, dem von Bewohner\*innen geäußerten Ärger und der scheinbaren Machtlosigkeit gegenüber dem Bauprojekt entgegen zu wirken. Die Verzögerung des Baubeginns kann damit als Rückgewinnung einer Handlungsmacht der Bewohner\*innen verstanden werden, die das geplante Bauprojekt mit beängstigenden Veränderungsprozessen in Verbindung bringen. Neben der Annahme, dass die Bewohner\*innen mit dieser Taktik in gewisser Weise Ihr Unverständnis gegenüber der Hausverwaltung

Ausdruck verleihen, scheint das große Ziel zu sein, sich vor den befürchteten Veränderungen zu schützen. Die Bewohner\*innen wissen, dass sie nicht die Macht haben, diese Veränderungen aufzuhalten. Aber jede Verzögerung sichert ihnen (zumindest vermeintlich und subjektiv erlebt) den Erhalt des gewohnten Alltags für eine gewisse Zeit.

## **6. Zusammenfassende Erkenntnisse, Hypothesen und Ausblick**

Aus diesen ersten Erkenntnissen aus einem sehr frühen Zeitpunkt des Forschungsprojekts – noch vor Baubeginn und vor der Initiierung der im Projekt geplanten intensiveren Maßnahmen der Kommunikation und Beteiligung – können folgende Erkenntnisse und Hypothesen formuliert werden. Diese Hypothesen beziehen sich nicht nur auf den Nachverdichtungsprozess in der Meißauergasse, sondern können auch eine wichtige Basis für allgemeine Aussagen darstellen.

- Es könnte ein Zusammenhang zwischen einer hohen Wohnzufriedenheit und Widerständen gegen die Veränderungen bestehen.
- Negative und noch recht zeitnahe Erfahrungen wie eine Sanierung können sich negativ auf die Einstellung zu weiteren baulichen Maßnahmen wie einer Nachverdichtung auswirken.
- Die Skepsis hat unterschiedliche Ursachen und ist abhängig von der Betroffenheit durch die Nachverdichtung, wie die Nähe zur Baustelle oder die Veränderung des Ausblicks.
- Konkrete Nachverdichtungsprojekte stellen für Bewohner\*innen Projektionsflächen für allgemein zu beobachtende Verdichtungs- und Urbanisierungsprozesse in suburbaneren Räumen dar.
- Skepsis gegenüber Nachverdichtungsprojekten kann in einem Zusammenhang mit soziodemographischen Veränderungen wie einer Erosion lokaler sozialer Netzwerke in den Bestandsstrukturen stehen.
- Nachverdichtungsprozesse symbolisieren für betroffene Bestandsbewohner\*innen nicht nur bauliche, sondern auch soziale Veränderungen, die Unsicherheiten in Bezug auf soziale Gefüge und Netzwerke mit sich bringen.
- Widerstand ist ein Weg, um das Gefühl von Ohnmacht zu überwinden, aber auch die Veränderungen zu verzögern, um den gewohnten Alltag möglichst lang zu sichern.
- Die Selbstorganisation der Interessen der Bestandsbewohner\*innen ermöglicht die Kollektivierung und Bündelung der Skepsis und Widerstände und kann zu einer hegemonialen Haltung gegen Nachverdichtungsprozesse führen.

- Skepsis und Widerstände zu Nachverdichtungen seitens der Bestandsbewohner\*innen stehen in einem Zusammenhang damit, wie ihre Bedürfnisse und Interessen in Bezug auf das Wohnen im Bestand wahrgenommen werden.
- Vorteile, die eine Nachverdichtung für die Bestandsbewohner\*innen bringen könnten, wie barrierefreie Wohnmöglichkeiten im gewohnten Wohnumfeld oder Gemeinschaftsräume sowie Potenziale für neue soziale Netze können zu einem frühen Zeitpunkt eines Veränderungsprozesses nicht auf den jeweils eigenen Alltag bezogen werden.

Die hier dargestellten Zwischenergebnisse wurden von Seite des Forschungsteams der FH Campus Wien ins oben beschriebene Projektkonsortium (bestehend aus Schwarzatal, Stadtteilarbeit der Caritas Wien, österreichischer Energieagentur und FH Campus Wien) eingebracht und gemeinsam bearbeitet.

Seitens des Konsortiums werden aktuell verstärkt bedarfsgerechte Maßnahmen im Bestand entwickelt, etwa im Bereich Mobilität, Energie(kosten)sparen und Barrierefreiheit, zudem wurden Information und Kommunikation intensiviert, beispielsweise durch die Einrichtung eines Infopoints und regelmäßige Präsenz der Caritas Stadtteilarbeit vor Ort – das Projektkonsortium versucht also, die Interessen der Bestandsbewohner\*innen noch besser in die Projektumsetzung zu integrieren und niederschwellige Informations- und Gesprächsmöglichkeiten zu eröffnen.

Die Begleitforschung zielt außerdem darauf ab, die Einstellungen und das Handeln der Bestandsbewohner\*innen nachvollziehbarer zu machen und v.a. gegenüber der Bauträgerin zu vermitteln, um einen Perspektivenwechsel zu ermöglichen.

Die nächste Erhebungsphase wird zeigen, wie sich der bald vollzogene Baustart sowie die inzwischen gesetzten Angebote zur Kommunikation und Involvierung auf die Haltungen der Bewohner\*innen auswirken. Wir werden demnach einerseits erheben, wie sich die Wahrnehmungen der Bewohner\*innen im Laufe der Zeit entwickeln. Andererseits werden wir die Kommunikationsprozesse und die seitens der beteiligten Akteur\*innen gesetzten Interventionen und die daraus sich entwickelnden Interaktionen weiter erforschen. Die weiterführenden Fragestellungen sind demnach: Wie verändern sich die Wahrnehmungen von Bewohner\*innen der Meißauergasse 2a zu den Veränderungsprozessen durch die Baumaßnahmen und die begleitenden (Kommunikations-)prozesse im Vergleich zu den bisherigen Ergebnissen? Was lässt sich daraus für die Begleitung von und die Kommunikation im Bezug auf Nachverdichtungsprozesse – insbesondere mit Blick auf Bestandsbewohner\*innen – ableiten?

## Verweise

<sup>1</sup> Die qualitativen Interviews wurden im Sommer 2019 in der Meißauergasse durchgeführt. Die hier zitierten Interviewpassagen wurden vollständig anonymisiert und in folgender Weise abgekürzt: Interview MA\_1-5 (fortlaufende Nummer der Interviews) und Interview MI\_1-4. Die Abkürzungen „MA“ und „MI“ beziehen sich auf die Interviewer\*innen, die das Interview geführt haben.

<sup>2</sup> In Bestandsbauten der Nachkriegszeit ist die mangelnde Barrierefreiheit, auf die damals noch nicht entsprechend geachtet wurde, ein typisches Phänomen und ein strukturelles Problem, das jedoch aufgrund von Hürden im Mietrechtsgesetz häufig nicht leicht behoben werden kann. Seitens der Genossenschaft gab es bereits mehrere Gespräche dazu mit der Schlichtungsstelle der Stadt Wien, um eine mögliche Lösung für die von Mieter\*innenseite vorgeschlagene Errichtung von Treppenliften in den Eingangsbereichen zu finden.

## Literatur

- Bauer, Ramon/Fendt, Christian/Haydn, Gerlinde/Rommel, Wolfgang/Seibold, Eva (2018): Kleinräumige Bevölkerungsprognose Wien 2018. Statistik Journal Wien, 1/2018. Stadt Wien (MA 23).
- Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not (2017): Smartes Wohnen für Generationen. Partizipative Entwicklung von alternsgerechten Modernisierungskonzepten. Publizierbarer Endbericht Smart Cities Demo - 7. Ausschreibung – [Smartes Wohnen für Generationen].
- Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not (2021): Meißauergasse. Smartes Wohnen für Generationen. <https://www.meissauergasse.at> (21.01.2021).
- Gruber, Ernst/Gutmann, Raimund/Huber, Margarete/Oberhuemer, Lukas (2018): Leistbaren Wohnraum schaffen - Stadt weiter bauen. Potenziale der Nachverdichtung in einer wachsenden Stadt. Herausforderungen und Bausteine einer sozialverträglichen Umsetzung. Wien: AK Wien.
- Harvey, David (2013): *Rebellische Städte*. Berlin: Suhrkamp.
- Kadi, Justin/Verlič, Mara (Hg.) (2019): *Gentrifizierung in Wien. Perspektiven aus Wissenschaft, Politik und Praxis*. Wien: AK Wien.
- Kirsch-Soriano da Silva, Katharina/Stoik, Christoph (2019): Städtische Transformationsprozesse und deren Auswirkungen auf das Wohnumfeld. In: Ross, Friso/Rund, Mario/Steinhilber, Jan (Hg.): *Alternde Gesellschaften gerecht gestalten. Stichwörter für die partizipative Praxis*. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 441–451.
- Kirsch-Soriano da Silva, Katharina/Verlič, Mara (2018): Nachverdichtung im geförderten Wohnbau der Nachkriegszeit. In: Diebäcker, Marc/Glogar Isabel/Stoik, Christoph/ Bengesser, Andreas/Eder, Angelika/Putz, Peter/Simionovici, Ana-Maria/Spitzenberger, Edmund/Wellenzohn, Markus/Boldrino, Susanna/Zeller-Vesely, Petra/Kloser, Katharina (Hg.): *Working Class Districts. Urban Transformations and Qualities of Life in the Growing City. Book of Abstracts*. Wien: FH Campus Wien, S. 112–114.
- Sassen, Saskia (1997): *Metropolen des Weltmarkts. Die Neue Rolle Der Global Cities*. Frankfurt, Main/New York: Campus-Verlag.
- Schremmer, Christof (2015): *Wie wohnt Wien künftig - was sind die größten Herausforderungen?* In: Prenner, Peter (Hg.): *Wien wächst - Wien wohnt. Gutes Wohnen in einer wachsenden Stadt*. Wien: AK Wien.
- Smart Cities des Klima- und Energiefonds (2018): *Smartes Wohnen für Generationen – multidimensionale Transformationsprozesse im Wohnquartier mitgestalten (WOGEDemo)*. <https://smartcities.at/stadt-projekte/smart-cities/#wogedemo> (21.01.21).

## Über die Autor\_innen

### Magdalena Habringer, MA

magdalena.habringer@fh-campuswien.ac.at

absolvierte das Bachelorstudium Soziale Arbeit an der FH Campus Wien und das Masterstudium Soziologie an der Universität Wien. Sie forscht und lehrt als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit an der FH Campus Wien zu den Schwerpunkten Gewaltschutz, Cyber-Gewalt gegen Frauen und Wohnen.

**Christoph Stoik, FH-Prof., Dipl.Soz.Arb., MA, Master of Community Development, Jg 1971**

Lehre, Forschung und Entwicklung am FH Campus Wien im Master-Studiengang „Sozialraumorientierte und klinische Soziale Arbeit“ (inhaltliche Koordination des Vertiefungszweiges Sozialraumorientierung) und im Bachelor-Studiengang „Soziale Arbeit“. Schwerpunkte: Soziale Arbeit im öffentlichen Raum, Soziale Arbeit und soziales Wohnen, Gemeinwesenarbeit.

**Michael Poigner, MA**

michael.poigner@fh-campuswien.ac.at

Absolvierte an der Universität Wien das Bachelorstudium Philosophie und an der Fachhochschule FH Campus Wien den Masterstudiengang "Sozialraumorientierte Soziale Arbeit". Er ist Straßensozialarbeiter bei Obdach Wien und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FH Campus Wien.

**Dipl.-Ing. Dr. Katharina Kirsch-Soriano da Silva**

katharina.kirsch@caritas-wien.at

Leiterin der Stadtteilarbeit der Caritas Wien und Lektorin an der FH Campus Wien im Masterstudiengang „Sozialraumorientierte und klinische Soziale Arbeit“. Arbeitsschwerpunkte: Gemeinwesenarbeit, soziale Stadtteilentwicklung und soziales Wohnen.

soziales\_kapital

wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit

Nr. 25 (2021) / Rubrik „Werkstatt“ / Standort Graz

Printversion:

<http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/729/1348.pdf>

**Cornelia Pickl:**

## **Lockdown**

### **Beobachtungsbasierter Erfahrungsbericht aus dem Leben im Vollzeitbetreuten Wohnen von Menschen mit Behinderungen**

#### **Zusammenfassung**

In meinem Beitrag beschreibe ich die Situation von Menschen mit Behinderungen im Vollzeitbetreuten Wohnen während des ersten Lockdowns im Zuge der Corona-Pandemie in Österreich. Es sind dies Beobachtungen aus meiner Sicht als Begleiterin. Es wird auch darauf eingegangen, vor welchen Schwierigkeiten das Betreuungspersonal in dieser besonderen Situation stand: Wie hatte sich der Alltag verändert? Wo waren die Stolpersteine? Was kann man aus der Situation lernen? Die Beobachtungen über einen längeren Zeitraum von März bis Juni sollen hier einen (subjektiven) Einblick gewähren.

**Schlagnworte:** Corona, Lockdown, personenzentriertes Arbeiten, Sozialraum, Veränderung des Alltags, Unsicherheit

#### **Abstract**

In March 2020, something unexpected happened: due to the coronavirus pandemic, there was an Austrian-wide lockdown. This article describes the situation of people with disabilities in full-time assisted living and how they experienced the first lockdown in Austria. At the same time, the situation of the professionals is illustrated, and how lockdown changed their work, how they tried to fulfill their job.

**Keywords:** corona, lockdown, person-centered planning, social room, change of daily life, insecurity

## 1. Einleitung

In diesem Beitrag beschreibe ich meine Beobachtungen der Situation von Menschen mit Behinderungen im Vollzeitbetreuten Wohnen in einem Angebot der *Lebenshilfen-Soziale Dienste* in Graz während des ersten Corona-bedingten Lockdowns in der Zeit von 16.03.2020 bis 01.06.2020, dem Zeitraum, in dem die Bewohner\*innen ausschließlich im Wohnbereich begleitet wurden.

Vollzeitbetreutes Wohnen bedeutet, dass Menschen mit Behinderungen 365 Tage im Jahr, sieben Tage die Woche begleitet werden. Auch in der Nacht ist eine Betreuungsperson vor Ort im Bereitschaftsdienst (vgl. LEVO-StBHG 2015). Grundlage für die Begleitung in der beschriebenen Wohneinrichtung sind die Richtlinien der Personenzentrierung (vgl. Doose 2013; Emrich/Gromann/Niehoff 2009). Dabei steht der Mensch mit seinen Stärken, Ressourcen (Netzwerken), Lebensträumen und seinem Willen im Mittelpunkt. Die Personenzentrierung zielt darauf ab, Kund\*innen bei der individuellen und selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Lebens inmitten der Gesellschaft zu unterstützen. In den *Lebenshilfen-Soziale Dienste* gibt es für die einzelnen Dienstleistungen einen beschreibenden Prozess für die zu erbringenden Leistungen. Die Kernfragen, die im Prozess Wohnen definiert werden, lauten unter anderem:

„Welche Interessen/Träume/Willen hat der/die KundIn? Was macht für ihn/sie Lebensqualität aus? Was will er/sie gerne machen? Was will er/sie verändern? Und welche Formen der Unterstützung sind dafür notwendig? Wie kann der Kunde/die Kundin am gesellschaftlichen Leben teilhaben, seine/ihre sozialen Kontakte pflegen und welche Unterstützung benötigt er/sie dafür?“ (Hochegger/Stubenrauch 2017: 14)

Das Leben im Sozialraum bzw. die Erweiterung dessen spielt also eine zentrale Rolle in der Begleitung von Menschen mit Behinderungen in unserer Organisation. Die Mitarbeiter\*innen sollen sich als Brücken in den Sozialraum verstehen, d.h. dabei unterstützen, dass Kund\*innen aktiv am Leben in der Gemeinschaft teilnehmen können.

Im beschriebenen Beispiel handelt es sich um einen Wohnstandort in der Nähe des Grazer Stadtzentrums, gut angebunden an den öffentlichen Verkehr. Rund um die Wohnungen sind Geschäfte, Cafés, Arztpraxen, Büros, ein Kindergarten und Studierendenwohnungen. Möglichst inklusiv zu wohnen, ist das Ziel (vgl. Fischer 2017: 371f.; Hinte 2019: 8), deshalb wird lebendiger Kontakt zu den Nachbar\*innen gesucht und versucht, den Bewohner\*innen verschiedene Formen der Teilhabe zu ermöglichen (vgl. O'Brian 2011).

Normalerweise werden am Wohnstandort elf Menschen mit Behinderungen in vier Einzelwohnungen begleitet. Zwei hatten sich gemeinsam mit ihren Angehörigen entschieden, bis zum Ende des Lockdowns in der Herkunftsfamilie zu leben. Die restlichen neun Personen mussten die Zeit des ersten Lockdowns hier verbringen. Während dieser Zeit gab es keine Fahrten zur Arbeit oder Tagesbegleitung (normalerweise wird dort die Zeit zwischen 8:00–16:00 Uhr verbracht) und kein Nachhause-Fahren zu

den Angehörigen am Wochenende, wie es im Alltag viele tun. Zu Beginn waren alle Geschäfte außer den Lebensmittelgeschäften und Apotheken geschlossen, ebenso wie Cafés und Restaurants. Damit wir uns nicht ganz eingeschlossen fühlten, einigten wir uns mit den Bewohner\*innen darauf, bei Bedarf im Hof und in unmittelbarer Umgebung spazieren zu gehen, ansonsten blieben wir in den Wohnungen. Nötige Erledigungen wurden von einem Zivildienstler gemacht bzw. bekamen wir Lieferungen direkt ins Haus.

Im Wohnhaus arbeiteten wir in Kleinteams: immer die gleichen Personen zusammen in verschiedenen Schichten, um das Ansteckungsrisiko so gering wie möglich zu halten. Die Teams bestanden immer aus Wohnhausbegleiter\*innen und Begleiter\*innen aus dem Tagesbereich, die für die Bewohner\*innen anfangs meist fremd waren. Einige kannten sich aus den Tagesangeboten und es für die Bewohne\*innen seltsam, die Begleiter\*innen aus der Arbeit/dem Tagesbereich im intimen privaten Umfeld zu erleben. Zwischen den einzelnen Wohngruppen gab es keinen Kontakt. Besuch durfte nicht in den Wohnraum kommen, bei Bedarf konnten Angehörige im Freien getroffen werden.

## **2. Veränderung des Alltages**

Folgend schildere ich die Herausforderungen dieser Zeit aus meiner Perspektive, der einer betreuenden Person. Gleichzeitig wird versucht, auch die Wahrnehmung der Bewohner\*innen nachvollziehbar zu machen.

Ab dem 16.03. nahmen wir in neuer Umgebung und unter neuen Voraussetzungen die Arbeit auf. Zuerst herrschte Aufregung, sowohl unter den Bewohner\*innen als auch den Begleiter\*innen, weil viele neue Mitarbeiter\*innen (aus dem geschlossenen Tagesbereich) eingeschult werden mussten. Das war notwendig, weil im Vollzeitbetreuten Wohnen normalerweise die Zeit von 9:00–15:00Uhr nicht besetzt ist. Zusätzlich mussten einige Mitarbeiter\*innen aus dem Wohnbereich freigestellt werden, für den Fall, dass es zu einer Infektion kommt – dann hätte das gesamte Personal ausgetauscht werden müssen. Da brauchte es erfahrene Mitarbeiter\*innen aus dem Wohnbereich als Reserve.

Die Bewohner\*innen reagierten unterschiedlich auf die Veränderungen, viele mit Neugier, einige auch mit Rückzug. Die ersten Tage waren beherrscht von immer neuen Nachrichten in den Medien und internen Nachbesserungen (zu denen der Krisenstab der *Lebenshilfen-Soziale Dienste* sich entschlossen hatte), um das Infektionsrisiko so gering wie möglich zu halten. Die Einschränkungsmaßnahmen wurden von den meisten Bewohner\*innen so hingenommen und teilweise auch als Urlaub im Wohnhaus empfunden: Man musste nicht früh aufstehen und das Haus verlassen, kochte gemeinsam, konnte Kartenspielen und Puzzeln, lange Fernsehen und Videospiele ausprobieren. Der Haushalt wurde gemeinsam erledigt.

Es wurde versucht, die Bewohner\*innen zu informieren, was das Coronavirus ist, wofür wir achten müssen, dass Abstandhalten wichtig ist und wir alle in nächster Zeit zu Hause bleiben sollen, damit sich das Virus nicht ausbreiten kann. Die Informationen wurden nicht von allen gleich gut verstanden. Es war Unsicherheit spürbar, teilweise auch Angst, sich anzustecken und zu sterben. Nur zwei Bewohner (Herr A. und Herr M.) sagten von Beginn an, dass ihnen die Arbeit fehlt und sie besorgt sind, wie es wohl weitergehen wird. Ihnen fehlte die Routine des Alltags und auch die bekannten Personen im Arbeitsbereich. Wo es ging, fanden Telefonate statt, aber oft fehlte das ganze Drumherum – der Weg in die Arbeit, das Gefühl, gebraucht zu werden, etwas Sinnvolles zu tun, die Arbeitskolleg\*innen – und weniger eine bestimmte Person.

Nach dem ersten Wochenende im Wohnbereich war erstmals etwas Unmut zu spüren. Heimfahrten am Wochenende, für viele sonst ein Fixpunkt, konnten nicht stattfinden. Das wurde als störend empfunden, aber hingenommen. Nicht jede\*r der begleiteten Bewohner\*innen konnte telefonieren, drei von ihnen verständigen sich nicht verbal, eine Person hat kein Naheverhältnis zu den Angehörigen mehr. Die sozialen Kontakte, die meist sowieso nicht sehr vielfältig sind, wurden noch einmal stark eingeschränkt.

Der Bewohner Herr L. bekam ab der dritten Woche Besuch von unterschiedlichen Angehörigen über den Balkon: die Begleiter\*innen bekamen dann einen Anruf und ließen ihn wissen, dass Besuch da ist. Er ging auf den Balkon, unten auf der Straße kamen immer wieder andere Angehörige und redeten auf Distanz mit ihm. Er wollte keine Maske aufsetzen. Manchmal brachten sie ihm Kuchen mit, den er sich holen konnte, wenn sie weg waren, oder sie sangen ihm ein Ständchen, da er Musik mag. Anfangs war Herr L. verwirrt, dass er nicht zu ihnen kann, wechselte zwischen Lachen und Tränen, aber er akzeptierte schnell, dass größere Nähe in der Situation nicht ging und freute sich über diese Art der Besuche.

Regelmäßigen Besuch von Beginn an bekam der Bewohner Herr D. Seine Mutter rief an, wenn sie da war, wir unterstützten ihn beim Anziehen und er verließ die Wohnung mit Maske und traf seine Mutter im Hof. Hygienemaßnahmen und Abstand mussten eingehalten werden. In die Wohnung konnte sie nicht kommen, da Herr D. seine Wohnung mit Herrn L. teilt. Der Bewohner Herr N., dessen Eltern in einer anderen Stadt wohnen, bekam zweimal während des gesamten Lockdowns Besuch von seiner Mutter und Geschwistern. Auch sie trafen sich außerhalb der Wohnung. Ansonsten hatte er nur Kontakt zu den Begleiter\*innen und einem Wohnkollegen. Die restlichen Bewohner\*innen bekamen in der ersten Zeit (bis Mitte April) keinen Besuch. Sei es, dass sie kaum Kontakt zu Angehörigen haben oder dass die Eltern zur Hochrisikogruppe gehören und deshalb ihren Wohnbereich nicht verlassen sollten.

Fünf Bewohner\*innen telefonierten regelmäßig mit Angehörigen. Herr M. telefonierte oft mit seiner Freundin, die er aber nicht treffen konnte. Zwischen den beiden kam es häufig zu Streit, der telefonisch nur schwer aufgelöst werden konnte. Häufig

spielte dabei Eifersucht eine Rolle. Herr M. ist einer der Bewohner, die von Beginn an arbeiten gehen wollten, er reagierte mit Frust auf das „Eingesperrt-Sein“, wie er sagte. Er begann sich zu kratzen, bekam Hautausschlag, hatte manchmal Wutausbrüche und schlug mit Türen. Durch ausgedehnte Gespräche und Spaziergänge oder auch Rückzug in sein Zimmer konnte er sich aber meist wieder beruhigen. Trotzdem war merkbar, dass ihm die Abwechslung seines normalen Tagesablaufes sehr fehlte. Eine Grundgereiztheit machte sich breit.

Sein Wohnungskollege, Herr A., der auch von Beginn an die Arbeit vermisst hat, telefonierte anfangs wöchentlich mit seiner persönlichen Begleiterin aus dem Arbeitsbereich. Irgendwann wollte er aber nicht mehr telefonieren. Er spielte in der ersten Zeit leidenschaftlich gerne Karten, verlor aber mehr und mehr die Lust daran und zog sich zurück. Seine Frau wohnt in einer anderen Wohneinrichtung. Er hörte auch auf, mit ihr zu telefonieren.

Der Bewohner Herr N. hatte keine Lust, sich auf die neuen Begleiter\*innen einzulassen. Er schlief lange in den Tag hinein, beschäftigte sich ausgiebig mit seinem PC, schaute Serien und spielte Videospiele. Er wollte oft auch nicht zur Körperpflege aufstehen und meinte, „das ist jetzt eh nicht notwendig“, weil er „eh nirgendwo hin muss“. Zumindest einmal am Tag kam er aber zum Essen. Wenn man mit ihm ins Gespräch kam, erzählte er oft von früher und von seinen Freunden, die er vermisst, zu denen er aber auch schon vor Corona keinen Kontakt mehr hat. Die Vergangenheit schien für ihn präsenter und attraktiver zu sein als die Gegenwart, in ihr hielt er sich gedanklich auf.

Im Gegensatz dazu schien der Bewohner Herr P. die Abwechslung im Wohnbereich zu genießen. Er suchte den Kontakt zu den neuen Begleiter\*innen, führte lange Gespräche, probierte auch neue Angebote aus und fand es angenehm, dass er morgens mehr Zeit hatte. Die Bewohnerin Frau K. meinte auch nach Wochen, die Arbeit fehle ihr gar nicht. Aber dass sie ihre Mutter nicht sehen kann, machte ihr mit jeder Woche mehr zu schaffen. Telefonate mit ihr konnten sie kurz beruhigen, was allerdings nicht lange vorhielt. Teilweise erschien sie verwirrt, suchte immer wieder Dinge. Die festgelegte Tages- und Wochenstruktur fehlte. Ihren Kalender, der ihr im normalen Alltag gut zur Orientierung dient, verwendete sie immer seltener. Manchmal reagierte sie mit Wut und beschimpfte die Begleiter\*innen. Sie hatte Gleichgewichtsprobleme, immer wieder kam es zu Stürzen, die blaue Flecken zur Folge hatten. Ihre Wohnungskollegen empfand sie oft als störend und teilte ihnen das auch mit.

Herr S. ist ein Bewohner mit sehr hohem Hilfebedarf. Er zog sich von Beginn an sehr zurück. Kontakt zu Angehörigen hatte er keinen, da er nicht verbal kommuniziert und auch stark sehbeeinträchtigt ist (so war auch keine Videotelefonie möglich). Die Situation war für ihn schwer fassbar. Die meiste Zeit verbrachte er alleine, nur zu den Mahlzeiten war er dazu zu bewegen, in die Küche zu kommen und am gemeinsamen

Essen teilzunehmen. Erst mit der Zeit war er bereit, sich auf andere Angebote einzulassen wie Spaziergänge, Musikhören im Wippstuhl im Wohnzimmer, Steckspiele, leichte Körperwahrnehmungsübungen etc.

Der Bewohner Herr T. orientierte sich an den Begleiter\*innen, die da waren. Er konnte selbst wenig Ideen dazu entwickeln, wie er sich beschäftigen sollte, auf Angebote konnte er sich schwer einlassen. Oft war ihm langweilig. Spaziergänge und seine Mitbewohnerin ein bisschen zu ärgern, schien ihm Spaß zu machen – da gab es dann viel zu sehen. In der Dreier-WG stieg die Gereiztheit zwischen den Bewohner\*innen.

Zu den Bewohner\*innen, die sich entschlossen hatten während des Lockdowns bei ihren Angehörigen zu leben, gab es regelmäßigen telefonischen Kontakt – wo möglich, direkt mit ihnen, ansonsten auch mit den Angehörigen. Auch hier war Unsicherheit spürbar. Der vertraute Alltag und die Menschen, die sie häufig treffen, fehlten. Die Angehörigen deuteten an, dass die Situation zu Hause nicht immer einfach ist und sie sich manchmal überfordert fühlen. Vor allem die Tatsache, dass niemand wusste, wie lange diese Ausnahmesituation andauern wird, verunsicherte viele.

Wir Begleiter\*innen überlegten uns in der Zeit des Lockdowns neue Angebote wie sportliche Betätigung, kreatives Arbeiten, Malen, Körperwahrnehmungsübungen, basale Stimulation, gewohnte Arbeiten aus dem Tagesbereich (z.B. Jolly-Stifte sortieren). Wir standen im Alltag zur Seite, versuchten, die Situation zu erklären und Zuversicht zu vermitteln. Trotzdem wurde mit der Zeit die Welt im Wohnbereich immer enger – für Mitarbeiter\*innen und Bewohner\*innen. Wobei wir Mitarbeiter\*innen zumindest den Wechsel zwischen Wohnen und Arbeit hatten, die Bewohner\*innen blieben die ganze Zeit über im gleichen Umfeld. Die Tätigkeiten jedes Tages ähnelten sich: sie waren bestimmt von Körperpflege, Haushaltstätigkeiten und Essen. Überraschungen und Begegnungen mit anderen blieben aus.

Die Zeit schien sich zu verlangsamen, das Leben lief in immer gleichen und doch ungewohnten Bahnen. Langeweile war spürbar, spiegelte die Leere wider, die viele empfanden. Dazu kam, dass ein Ende nicht absehbar war. Fragen tauchten auf, ob man jemals wieder „normal arbeiten“ gehen kann oder ob und wann man seine Lieben wieder besuchen und in die Arme schließen kann. Noch schwieriger war es, wenn Fragen nicht artikuliert werden konnten, nicht klar war, welche Erklärungen verstanden wurden. Das Leben war auf einmal anders und man wusste nicht einmal, warum und für wie lange das so sein würde. Bei den erlebten Unsicherheiten gab es eigentlich keinen Unterschied in der Wahrnehmung der Situation zwischen Bewohner\*innen und Betreuungspersonal.

### **3. Entwicklungen und Annäherung an die alte Normalität**

Drei Wochen arbeitete ich in einer anderen Gruppe und kam dann Anfang Mai wieder zurück zu den Wohnungen in der Innenstadt. Die Ausgangsbeschränkungen waren

etwas gelockert, Cafés machten wieder auf, wir konnten Ausflüge anbieten, fuhren mit dem Auto raus aus der Stadt und machten kleine Wanderungen, sahen wieder anderes als die unmittelbare Umgebung. Die Bewohner\*innen übten sich darin, die Maske aufzusetzen. Friseurbesuche und Kleidung einkaufen waren wieder möglich. Einige haben sich in der Zwischenzeit in Videotelefonie geübt, haben so liebe Menschen zumindest wieder sehen können. Trotzdem hatte sich in der Zeit meiner Abwesenheit einiges geändert.

Der Bewohner Herr A., der sich immer mehr zurückgezogen hat, befand sich mittlerweile im Krankenhaus. Er hatte sich wiederholt sehr aufgeregt, meinte, keine Luft mehr zu bekommen, sein Blutdruck war sehr hoch, es kam vermehrt zu Panikattacken. Er hatte einen körperlichen Zusammenbruch. Sein Gesamtzustand musste beobachtet und seine Medikamente mussten angepasst werden. Als er wieder nach Hause kam, wirkte er sehr verändert und abwesend. Er hatte abgenommen, zitterte merkbar beim Trinken – so sehr, dass er manchmal etwas verschüttete. Manchmal brach er in Tränen aus. Gesprächsangebote und die Aussicht, dass er bald wieder arbeiten konnte, ließen ihn ruhiger werden, er nahm mit der Zeit wieder mehr Anteil am Leben. Er teilte nun auch manchmal seine Sorgen mit, z.B. dass er gar nicht wisse, ob er wieder arbeiten gehen könne: Vielleicht kann er das gar nicht mehr? Und vielleicht steckt er sich dort an und wird dann sterben? Mit jemandem aus dem Arbeitsbereich telefonieren wollte er nicht.

Der Bewohner Herr B. nahm teilweise das Angebot eines Freizeitassistenten an, sich gemeinsam sportlich zu betätigen. Das hier extra jemand zu ihm kam, schien ihm am meisten zu gefallen. Sein Vater kam ab Mai auch einmal pro Woche zu Besuch – die beiden trafen sich außerhalb der Wohnung und gingen, beide mit Maske, miteinander spazieren. Vor allem männlichen Begleitern gegenüber reagierte er allerdings schnell gereizt, wurde laut, schimpfte und schlug mit Türen. Anscheinend konnte er nur so die empfundene Wut kanalisieren und herauslassen. Seine Hautausschläge kamen und gingen. Als klar wurde, dass bald alle wieder arbeiten gehen können, sprach er über ähnliche Ängste wie Herr A.: Er weiß gar nicht, ob er noch den Weg selbständig findet und ob sie ihn dort noch brauchen können.

Der Bewohner Herr H. hatte sich mittlerweile gut mit der Situation angefreundet. Er freute sich über die Möglichkeit, wieder mehr hinausgehen zu können, wollte gleich am ersten Tag, als es wieder möglich war, zu *McDonald's*, nahm an Einkäufen teil und auch gerne an Ausflügen hinaus aus der Stadt. Die Aussicht, bald wieder arbeiten zu können, passte ihm auch, doch für ihn musste das auch nicht sofort sein. Er meinte, in Zukunft weniger Tage zu arbeiten, könne er sich auch gut vorstellen, wenn er im Wohnbereich eine Tagesbegleitung bekommen könnte. Mit der Aussicht, zurück in die Arbeit zu kommen, wurde Herr N. wieder etwas aktiver. Er versuchte, seinen Schlaf-

Wach-Rhythmus mehr an seinen früheren Arbeitsalltag anzupassen. Von der Möglichkeit, wieder mehr ins Draußen zu kommen (Caféhaus, Einkaufen, Ausflüge...), machte er keinen Gebrauch.

Herr L. bereitete sich darauf vor, bald wieder arbeiten zu gehen, indem er mehrmals mit Begleiter\*innen aus dem Arbeitsbereich videotelefonierte. Für ihn ist es schwierig, die Maske aufzusetzen. Da es in der Arbeit aber nötig sein würde, ließ er sich darauf ein, sich darin zu üben – am liebsten bei Caféhausbesuchen. Auch Herr D. begann, per Videokonferenz Kolleg\*innen zu sehen und sich mit wichtigen Themen in der Arbeit auseinanderzusetzen. Er war stundenweise im Homeoffice. Am meisten freute er sich darauf, dass im Wohnbereich bald wieder normaler Alltag mit den üblichen Begleiter\*innen stattfinden würde. Er meinte, sein Wohnbereich ist für ihn sehr persönlich und den mag er nicht so gerne mit ihm doch recht fremden Begleiter\*innen teilen, auch wenn sie „eh recht nett und bemüht“ sind. Für ihn waren sie einfach ein Fremdkörper in seinem Zuhause. Er wünschte sich wieder mehr Routine und Intimität.

Frau K. teilte mit, dass sie eigentlich gar nicht mehr arbeiten gehen möchte. Vor allem die langen Busfahrten dorthin mag sie nicht. Die Sehnsucht, zu ihrer Mutter zu fahren, ist aber mit jeder Woche größer geworden. An Freitagen packte sie regelmäßig ihre Tasche und wollte zu ihr fahren und reagierte dann sehr frustriert, wenn man ihr sagte, dass es leider noch immer nicht geht. Am besten funktionierten dann Telefonate mit der Mutter. Minuten später kam sie dann aber wieder mit ihrer Tasche.

Herr S. schien sich an die neue Situation angepasst zu haben. Er verbrachte mehr Zeit im Wohnzimmer. Spürbar war aber auch, dass es zwischen ihm und seinen beiden Wohnungskollegen, Frau K. und Herrn T., vermehrt zu Spannungen kam. Geräusche, die Herr T. machte, verärgerten Frau K., Herr S. zog sich dann gleich wieder zurück. Selten hielten sich alle drei gleichzeitig im Wohnzimmer auf, sie schienen sich lieber aus dem Weg zu gehen. Herr T. schien am liebsten an außerhäuslichen Aktivitäten teilzunehmen. Ihm schien öfter langweilig zu sein. Seine Bedürfnisse konnte er nicht gut mitteilen.

#### **4. Resümee**

Mit der Öffnung von Geschäften und Cafés und der Möglichkeit, den Aktionsradius wieder zu erweitern, kam etwas Lebendigkeit und Leichtigkeit zurück in den Alltag. Gleichzeitig waren Ängste spürbar, wie es weitergehen wird, ob man wieder dort anknüpfen kann, wo man aufgehört hat.

Die Bewohner\*innen sind sehr unterschiedlich mit der veränderten Situation umgegangen. Einerseits war es überraschend, wie wenig Widerstand anfangs spürbar war. Da hat sich eine ganze Welt verändert, der gewohnte Alltag wurde komplett über den Haufen geworfen, das soziale Umfeld hat sich stark gewandelt (viel weniger und

zum Teil unbekannte Personen in sehr intemem Umfeld). Teilweise haben die Bewohner\*innen nicht genau verstanden, wieso das passiert, aber sie haben es hingenommen. Manchmal wurden Angst, Wut und Verzweiflung spürbar, eher ging es aber in Richtung stiller Rückzug – was eigentlich schwieriger zu begleiten ist. Einige haben sich auch schnell an die veränderte Situation angepasst und versucht, das Beste daraus zu machen. Viele haben im Laufe ihres Lebens schon Erfahrungen mit abrupten und umfassenden Änderungen gemacht und sind es gewohnt, sich an neue Gegebenheiten anzupassen.

Für uns Begleiter\*innen war es v.a. schwierig, dass die sozialen Kontakte so stark eingeschränkt wurden. Wie kann man seiner „Brückenfunktion“ zu einem Leben inmitten der Gemeinschaft gerecht werden, wenn Jede\*r Kontakte meiden soll, sich das Leben in allen Bereichen verengt? Soziale Kontakte haben gefehlt. Wir haben gelernt, wie wichtig eine gute Dokumentation über die Gestaltung des Alltags ist, v.a. bei Menschen, die sich nicht gut mitteilen können und viel Unterstützung benötigen. Da kann es gleich zu Beginn des Tages einen großen Unterschied machen, ob ich auch als „fremde“ Begleiter\*in weiß, dass der Kunde Herr S. keinen Kaffee mag, sondern lieber einen Frucht Smoothie. Das Wissen um vertraute Rituale gibt Sicherheit. Wir haben auch gelernt, dass die Situation von allen anders erlebt wird. Manche konnten dem neuen Lebensrhythmus – ohne Stress in den Tag zu starten und ihn individuell gestalten zu können – durchaus etwas abgewinnen. Hier können auch neue Begleitungskonzepte angedacht werden, wie „Teilzeitarbeit“ auch für Menschen mit hohem Hilfebedarf.

Im Herbst, als neue Einschränkungen im Raum standen, führte ich ein Gespräch mit einem Kunden aus dem Arbeitsbereich. Er arbeitet sehr gerne. Während des Lockdowns musste er bei seinen Eltern bleiben. Er meinte:

„Zu Hause habe ich es sehr schön, aber es ist auch irgendwie langweilig. Da in der Arbeit ist mir nie langweilig. Ich bin glücklich, dass ich wieder arbeiten darf. Hoffentlich sperren sie nicht alles wieder zu. Aber man muss es halt so nehmen, wie es kommt.“

## Literatur

- Doose, Stefan (2013): „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. Neue Perspektiven und Methoden einer personenzentrierten Planung mit Menschen mit und ohne Beeinträchtigung. 10. akt. Aufl. Neu-Ulm: AG Spak Bücher.
- Emrich, Carolin/Groman, Petra/Niehoff, Ulrich (2009): Persönliche Zukunftsplanung begleiten. Handbuch für Unterstützungspersonen. Gut leben. Persönliche Zukunftsplanung realisieren – ein Instrument. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- Fischer, Ute (2017): Wohnen in Gemeinschaft – Entwicklung und Perspektiven. In: Fröhlich, Andreas/Heinen, Norbert/Klauß, Theo/Lamers, Wolfgang (Hg.): Schwere und mehrfache Behinderung – interdisziplinär. Bd. 1. Oberhausen: ATHENA, S. 367–387.

- Hinte, Wolfgang (2019): Sozialraumorientierung – ein Fachkonzept für die Behindertenhilfe. In: Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten. <https://www.zeitschriftmensen.at/content/view/full/116014> (22.12.2020).
- Hohegger, Martin/Stubenrauch, Gudrun (2017): Prozess Wohnen D7. Lebenshilfen-Soziale Dienste, internes Dokument.
- LEVO-StBHG – Leistungs- und Entgeltverordnung, Steiermärkischen Behindertengesetzes 2015, LGBl. Nr. 2/2015. <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrStmk&Gesetzesnummer=20001224> (22.12.2020).
- O'Brian, John (2016): Fünf wertgeschätzte Erfahrungen von Inklusion. Übers. von Netzwerk Persönliche Zukunftsplanung. [https://www.persoenliche-zukunftsplanung.eu/fileadmin/Webdata/Materialien/5-wertgeschaetze-erfahrungen\\_j.o-brien\\_3-seit.pdf](https://www.persoenliche-zukunftsplanung.eu/fileadmin/Webdata/Materialien/5-wertgeschaetze-erfahrungen_j.o-brien_3-seit.pdf) (22.12.2020).

## Über die Autorin

### **Mag. phil. Cornelia Pickl**

Ist Heil-, Sonder- und Sozialpädagogin und langjährige Mitarbeiterin bei den *Lebenshilfen-Soziale Dienste*. Tätig bei der Begleitung von Menschen mit hohem und höchstem Unterstützungsbedarf in der Tagesstruktur und zuständig für die Implementierung von personenzentriertem Arbeiten in der Organisation.

**Barbara Thalmann:**

**8:20 Uhr, Halle 3**

**Der Zwei-Klassen-Tod**

### **Zusammenfassung**

Der Beitrag befasst sich mit Sterben und Tod in einer scheinbar vorhandenen Klassengesellschaft. Der Fokus liegt vor allem auf wohnungs- und obdachlosen Personen. Ausgehend von zwei Fallvignetten im Kontext der Krankenhaussozialarbeit wird mittels Zugängen der Kasuistik eine rekonstruktive Fallanalyse erstellt. Diese Rekonstruktion bietet die Möglichkeit, Thesen aufzustellen, diese vertiefend zu betrachten und elaborierend zu bearbeiten.

Der Umgang mit dem Tod gehört einerseits zum (beruflichen) Alltag und erhält andererseits kaum Raum in der Ausbildung und im Fachdiskurs Soziale Arbeit. Das Ziel des Beitrags ist eine anschauliche Erinnerung an die Notwendigkeit der persönlichen wie auch gesellschaftskritischen Auseinandersetzung mit den Thematiken Sterben und Tod, die alle Menschen verbinden und zugleich trennen. Dabei stehen die unterschiedlichen Voraussetzungen und das Recht auf ein Sterben in Würde im Mittelpunkt.

**Schlagworte:** Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit, Tod, Sterben, Armut, Krankenhaussozialarbeit

### **Abstract**

The following article deals with the topic of dying and death in an apparently existing class society with the main emphasis on the homeless. Based on two individual case studies in the context of social work in hospitals, a reconstructive case analysis is approached through casuistry. This reconstruction is an opportunity to propose theses, examine and elaborate on them.

Dealing with death is part of everyday life, not only job-related. But still, there's by far not enough focus on the topic in professional training and social work discourse. The article aims to remind of the necessity of personal and social examination of the topics death and dying, which unites and at the same time separates people. Different conditions and the right to die with dignity are the main focus of attention.

**Keywords:** homelessness, death, dying, poverty, hospital social work

## 1. Plan A

Laut dem Duden ist ein Plan eine „Vorstellung von der Art und Weise, in der ein bestimmtes Ziel verfolgt, ein bestimmtes Vorhaben verwirklicht werden soll“ (Duden 2021). Auch ich hatte einen Plan, meinen Plan A: Im Rahmen einer Lehrveranstaltung wollte ich mich intensiver mit den Themen Sterben und Tod auseinandersetzen. Was ich zum damaligen Zeitpunkt nicht wusste, war, in welche Richtung sich die Beschäftigung mit der Thematik bewegen wird. Mein Plan A war eine Abgabe, mit welcher ich und im besten Falle auch die Professorin der Lehrveranstaltung zufrieden ist. Je mehr ich mich aber mit der Thematik beschäftigte, umso mehr fing ich an mich dafür zu interessieren, stellte Fragen, erhielt aber teilweise nur unbefriedigende Antworten. Was aber blieb, ist das Gefühl. Das Gefühl, dass ich aufgrund des aufkommenden Interesses für die Thematik nicht weiter meinen Plan A verfolgen konnte – der war eine möglichst unkomplizierte Befassung und Abgabe. Stattdessen folgte eine intensive Auseinandersetzung, um besser verstehen und nachvollziehen zu können.

Der folgende Beitrag befasst sich mit Sterben und Tod in einer scheinbar vorhandenen Klassengesellschaft. Fokussiert betrachtet wird hier vor allem die gegenwärtige Situation von wohnungs- und obdachlosen Personen. In einem ersten Schritt werden Kurzvorstellungen der beiden HauptprotagonistInnen vorgelegt, Frau Marling und Herr Josip. Ausgehend davon wird mittels Zugängen der Kasuistik eine rekonstruktive Fallanalyse erstellt. Durch die intensive Betrachtung ist es möglich, Thesen aufzustellen, diese vertiefend zu betrachten und elaborierend zu bearbeiten. Die Fallvignetten möchte ich den LeserInnen bewusst nicht vorenthalten, da ich erst durch die Bearbeitung beider Biografien zu meinen Zugängen, Blickwinkeln und den im Beitrag später verschriftlichten Hypothesen und Handlungsmöglichkeiten gekommen bin. Die Namen der Personen sind Pseudonyme, wobei dies einerseits der Anonymisierung dient, andererseits geht es in diesem Beitrag nicht per se um Einzelpersonen, sondern um das, wofür sie stehen.

Die Fallvignette 1 handelt von Frau Marling. Frau Marling wird sterben und das kann sie in Ruhe und Würde. Die Fallvignette 2 ist die von Herrn Josip. Auch ihm wurde gesagt, dass er bald sterben wird. Herr Josip ist obdachlos. Die Gegenüberstellung der beiden Situationen, herbeigeführt durch die Begegnung mit den beiden Personen, berührte mich und ließ mich das System des Sterbens in der Gesellschaft hinterfragen. Die Thematik ist nicht gewöhnlich, aber als genauso wenig gewöhnlich sehe ich die Soziale Arbeit, unsere KlientInnen und uns, als ProfessionistInnen und Individuen gleichermaßen. Wir alle sind nicht trivial, nicht vorhersehbar, eben nicht Plan A.

Sterben und Tod zählen zu einer Randthematik, wir verdrängen das Thema. Wie sehr betrifft dieses Thema aber Wohnungs- und Obdachlose? Eine Gruppe, welche bereits marginalisiert wird. Betrifft es sie überhaupt, und wenn ja, wie und warum? Die Endlichkeit des Lebens bringt in jedem von uns ein anderes Gefühl hervor, auch

wenn wir uns davor sträuben oder versuchen, durch Verdrängung diesen Punkt im Leben „auszulöschen“. Wie schon Anselm von Canterbury sagte: Nichts ist gewisser als der Tod, nichts ist ungewisser als seine Stunde.

## **2. Die Fallvignetten Frau Marling und Herr Josip**

Die folgenden Fälle haben sich im institutionellen Kontext der Krankenhaussozialarbeit in Wien ereignet. Ich selbst nehme in den folgenden Rekonstruktionen die Rolle der Krankenhaussozialarbeiterin ein. Das Team der Krankenhaussozialarbeit besteht aus insgesamt 15 Personen und wird auf Anforderung von den jeweiligen Spitälern/Stationen tätig. In zwei Spitälern ist die Anwesenheit der Sozialen Arbeit vor Ort durch Büros gegeben, andere Spitäler werden von KollegInnen mobil betreut. Der Hauptauftrag der Krankenhaussozialarbeit liegt in der Weiterversorgung der PatientInnen nach der Entlassung aus dem Krankenhaus. Zu diesem grob gefassten Auftrag kommen individuell weitere Aufgabengebiete und zu bearbeitende Aspekte hinzu: Beratung von Angehörigen, Begleitungen, Entlastungsgespräche, Vernetzung mit extramuralen Einrichtungen und den Stationen. Die Pluralität der Lebenslagen, der stationäre Aufenthalt auf den Stationen, das Vernetzungswissen – kein Tag ist wie der andere und genau das ist es was die Profession der Sozialen Arbeit und somit auch die Krankenhaussozialarbeit ausmacht. In folgenden Kurzbeschreibungen der beiden Personen und Situationen wird der Fokus vor allem auf die Thematiken Sterben und Tod gelegt.

### **2.1 Fallvignette 1: Frau Marling, Dezember 2019**

Frau Marling wurde im Dezember 2019 stationär im Krankenhaus aufgenommen. Als zuständige Krankenhaussozialarbeiterin habe ich von der Station den Auftrag erhalten, die Palliativ- und Hospizplanung gemeinsam mit der Patientin zu bearbeiten. Der Allgemeinzustand von Frau Marling hat sich, ausgehend von einer diagnostizierten Krebserkrankung im Endstadium, verschlechtert.

Die Patientin sowie ihre Vertrauensperson habe ich im Krankenzimmer getroffen. Frau Marling wirkte auf mich an diesem Tag orientiert, war interessiert und konnte dem Gespräch folgen. Die Patientin ist seit sechs Monaten im Ruhestand und hat vor fünf Monaten ihre dritte Krebserkrankung diagnostiziert bekommen. Die Patientin hat sich gegen eine erneute Chemotherapie entschieden und möchte die letzten medizinisch prognostizierten Wochen ohne Schmerzen leben. Unterstützung und Begleitung erhält Frau Marling von ihren FreundInnen. Die Antragsstellung auf die Verlegung auf die Palliativstationen und die bürokratischen Feinheiten waren für die Patientin anstrengend und ihre Aussage – „Sogar beim Sterben hat man Stress und Zeitdruck“ –

stimmte mich nachdenklich. Der Transfer auf die Palliativstation fand eine Woche später statt. Die Vertrauensperson der Patientin kontaktierte mich Anfang Januar 2020 und berichtete, dass Frau Marling während des Aufenthalts dort verstorben sei.

## **2.2 Fallvignette 2: Herr Josip, April 2020**

Auch bei Herr Josip handelt es sich um einen stationär aufgenommenen Patienten im Krankenhaus. Aufgrund der Situation des Corona-bedingten Lockdowns war ich im April 2020 bei meiner Tätigkeit als Sozialarbeiterin aus dem Home-Office tätig. Die Stationsleitung erklärte mir, dass Herr Josip nicht versichert und obdachlos sei und in einem Notquartier nächtige. Aufgrund einer vorhandenen Mobilnummer konnte ich mich direkt mit dem Patienten in Verbindung setzen und so auch mit ihm während der Betreuungszeit kommunizieren.

Ausgehend von seinen Angaben bei der telefonischen Erstanamnese konnte ich Einzelheiten zu seiner Biografie in Erfahrung bringen. Er ist 65 Jahre alt, gebürtig aus Polen und lebt seit circa 35 Jahren in Österreich. Bei seiner Einreise war er selbstständig, es kam zu Schulden beim Finanzamt, daraufhin arbeitete er schwarz am Bau. Durch die Schwarzarbeit kam es zu keiner Anmeldung und somit fehlten auch Kranken- und Pensionsversicherung. Aufgrund einer Erkrankung vor fünf Jahren musste er aus seinem Arbeiterquartier ausziehen, verlor seine Wohnsitzmeldung. Nach dem Auszug konnte er sich keine Wohnung leisten, ebenso hatte er aufgrund eines fehlenden Aufenthaltstitels und ohne Krankenversicherung keinen Anspruch auf Krankengeld oder eine finanzielle Absicherung (MA40, AMS, Pension). Herr Josip wurde obdachlos, nächtigte in Notquartieren oder im Sommer in einem Zelt, wollte jedoch nicht zurück nach Polen. Zu seinen FreundInnen zählte er die BewohnerInnen und Angestellten in den Notquartieren und sozialen Organisationen in Wien.

Seit fünf Jahren, so berichtete er mir, wisse er, dass er einen Tumor habe. Laut Auskunft der MedizinerInnen habe dieser nun gestreut. Eine Behandlung lehne er ab. Es gehe ihm gesundheitlich immer schlechter, er fühle sich schwach, kraftlos, habe oft starke Schmerzen. Er sehne sich nach einem Rückzugsort, einem eigenen Raum nur für sich, wo er dann „hoffentlich bald sterben darf“. Beim letzten Telefonat berichtete er, dass er Angst habe, allein sterben zu müssen. Er gab an, sich vor einem Erstickungstod zu fürchten. Er fragte mich, ob ich ihm sagen könne, wo er dann beerdigt werde. Ich habe ihm einen Rückruf angeboten, um diese Information recherchieren zu können. Das Angebot lehnte er ab, bedankte sich für die Unterstützung und beendete das Gespräch. Der Patient wurde aus dem Krankenhaus entlassen.

Binnen kurzer Zeit hatte ich zwei Vergleichsfälle zur Thematik Sterben und Tod. Auf der einen Seite Frau Marling: sie weiß, sie wird sterben, hat FreundInnen, die sie begleiten, Anträge für Palliativstationen konnten (und durften rechtlich gesehen) gestellt werden. Auf der anderen Seite Herr Josip: er ist unversichert, obdachlos und nicht

anspruchsberechtigt, nächtigt in Notquartieren oder in einem Zelt. Er vermittelt mir, dass er hofft, bald sterben zu dürfen. Gleichzeitig teilt er mit mir auch seine Gedanken betreffend des Todes, möglicher Schmerzen und Einsamkeit mit.

### **3. Ich habe – du hast – er\*/sie\*/es\* hat – wir haben – ihr habt – sie haben**

Das Ziel von Fallanalysen ist, neue Blickwinkel zu öffnen und ein breiteres Verständnis für Thematiken zu generieren; es sollen keine Lösungsschemata erarbeitet werden. Die Befassung mit dem Einzelnen soll es schaffen, durch wissenschaftliche Untermauerung und empirische Belegbarkeit auf das Allgemeine verweisen zu können (vgl. Pantuček 2006: 259).

Anhand der Beschreibung der beiden Fallvignetten können Unterschiede im Kontext von Problemzuschreibungen und Ressourcen bei den beiden Personen festgestellt werden. Jemand hat etwas, was eine andere Person nicht hat oder nicht haben darf/soll/kann. Der größte Unterschied zwischen den beiden Personen ist, dass Frau Marling auf einer Palliativstation sterben kann, der obdachlose Herr Josip wahrscheinlich nicht. Als Obdachlosigkeit definiert die *Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe* (BAWO) Menschen, die auf der Straße oder in Notunterkünften schlafen und/oder sich an öffentlichen Plätzen aufhalten (vgl. BAWO o.A.).

Nicht nur die Verschiedenheiten der Kontexte, auch die Ressourcen der beiden Personen sind unterschiedlich. Ressourcen können einerseits lebensweltlich-sozial sein, wie beispielsweise Unterstützung durch FreundInnen oder Familie, andererseits sind Ressourcen auch im Gemeinwesen angesiedelt. Ressourcen sind sozio-ökonomischer Form wie Staatsbürgerschaft oder Einkommen/Vermögen als auch persönlicher Natur wie Resilienz, Vertrauen, Humor (vgl. Haye/Kleve 2003). Laut Brigitta Haye und Heiko Kleve (2003) ist es vor allem die Soziale Arbeit, die sich durch den ganzheitlichen Blick und dreifachen Fokus auf biologische, psychische und soziale Systeme von anderen Professionen erheblich unterscheidet. Die AutorInnen benennen die Strukturierung als Bio-Psycho-Soziale Gleichzeitigkeit Sozialer Arbeit.

#### **3.1 Biologisches und Psychisches**

Keine Forschung hat es bis heute geschafft, uns unsterblich zu machen. ExpertInnen können uns aus biologischer und medizinischer Sicht berichten, was mit unserem Körper passiert, wenn wir sterben, aber niemand kann uns sagen, wie es sich anfühlt. Eben diese Ungewissheit trägt dazu bei, dass Menschen den Tod aus dem Leben verdrängen. ExpertInnen fassen diese Gegebenheit unter dem Begriff Verdrängungshypothese, mit welcher auch eine Hospitalisierung des Sterbens einhergeht. Im Gegensatz zu vergangenen Zeiten verbringen Sterbende heutzutage zumeist die letzte

Lebenszeit in Krankenhäusern, Hospizen oder auf Palliativstationen. Der Tod wird somit einerseits gesellschaftlich verdrängt, Sterben wird hospitalisiert, der Kontakt mit der Thematik (den Sterbenden, Tod) wird vermieden, der Abstand kann durch die Distanz gewahrt werden, die Furcht vor dem Unbekannten steigt (vgl. Student/Mühlum/Student 2007). Andererseits ist der Tod medial allgegenwärtig. Wöchentlich werden den ZuseherInnen am Sonntag um 20:15 Uhr beim *Tatort* Leichen präsentiert. Wir schauen uns im Fernsehen Leichen an, um zu sehen, wie es aussieht tot zu sein?

Dieses Phänomen wird in der Literatur mit dem Begriff Angstbewältigungshypothese gefasst. Da wir selbst wenig oder noch nie in Kontakt mit Sterbenden oder einem Leichnam gekommen sind, suchen wir Antworten auf die Fragen in den Medien (vgl. Student et al. 2007). Die Verdrängung führt soweit, dass es zu einer Tabuisierung des Todes gekommen ist. Genau diese Tabuisierung führt aber auch dazu, dass Individuen sich immer weiter vom Tod entfernen, anstatt sich ihm anzunähern. Dadurch wird aber auch die Angst weiter gesteigert.

Um ein gelingendes Leben führen zu können, sollte eine Verdrängung nicht die Regel sein. Die Thematik sollte über einen ganz anderen Zugang Gehör finden, nämlich über den Zugang der Aufklärung, der Sensibilisierung und der Annäherung. Denn erst wenn eine Annäherung stattfindet, kann es gelingen, die Sterbenden als Teil der Gesellschaft anzusehen, sie auch im letzten Abschnitt ihrer Biografie zu inkludieren und den Personen auf ihrem letzten Weg eine Unterstützung ohne Angst und Hemmungen seitens der Gesellschaft und Professionen zu bieten (vgl. ebd.).

### **3.2 Soziales**

Der Tod ist nicht nur ein persönliches Thema, sondern auch ein soziales. Sozial deshalb, weil im Zusammenhang mit Sterben und Tod letztlich auch immer andere Personen und die Gesellschaft betroffen sind (vgl. ebd.: 67–69). Ebenso ist die Thematik eine soziale, da die Gesellschaft und Politik marginalisierte Personen wie den obdachlosen Herrn Josip von Leistungen ausschließt und somit auch einen Zwei-Klassen-Tod fördert, anstatt Lösungen für soziale Probleme anzubieten. Warum gibt es keinen rechtlichen Schutz für alle Sterbenden (vgl. Eurich 2012: 1675–1686)?

Francis Seeck (2017: 99) führt an: „Neben dem Kampf für ein gutes Leben sollten auch die Bedingungen, unter denen Menschen sterben und trauern, politische Themen sein.“ Gegenwärtig stellt sich die Situation so dar, dass die Bürokratie und Regelwerke bis in den Tod greifen und somit vor allem schutzbedürftigen und/oder marginalisierten Personen der Zugang zum Gesundheitssystem verschlossen bleibt. Ressourcen wie beispielsweise ein Staatsbürgerschaftsnachweis, monetäre Mittel, FreundInnen und Familie sind ausschlaggebend dafür, wer auf welche Weise sterben und tot sein „darf“. Wohnungslose oder obdachlose Personen stehen außerhalb der sozialen Norm, werden daher von der Gesellschaft an den Rand gedrängt. Ebenso sind auch

Sterben und Tod Randthemen der Gesellschaft. Eine bereits marginalisierte Gruppe wird, in Zusammenhang mit den Themen Sterben und Tod so doppelt an den Rand der Gesellschaft gerückt (vgl. Eurich 2012: 1675–1686).

#### **4. Hypothesen**

Es gibt sogar am Lebensende eine Klassifizierung, es gibt einen Zwei-Klassen-Tod und sogar beim Sterben bis hin zum Tod werden wir nach Zugehörigkeit differenziert. Vorweg muss festgehalten werden, dass es bei der Arbeit mit Individuen keine einheitliche Definition für ein bio-psycho-soziales Problem gibt. Kausale Hypothesen sind daher unüberprüfbare Feststellungen zu dem erhobenen Problem und sollen lösungsorientierte Denkanstöße in Kraft setzen (vgl. Hays/Kleve 2003). Eine Problemzuschreibung kann direkt vom Subjekt vorgenommen werden (die KlientInnen legen fest, was das Problem ist), ein Problem kann aber auch gesellschaftlich festgelegt werden z.B. durch die Marginalisierung von obdach- und wohnungslosen Personen, Sucht, psychischen Erkrankungen usw. (vgl. ebd.).

Die folgenden von mir subjektiv festgelegten Problemzuschreibungen können somit bedeuten, dass die dargelegten Probleme von den einzelnen Systemen vielleicht gar nicht als Problem benannt werden würden. Die wichtigste Zielgruppe bei der Thematik Sterben und Tod stellen die Sterbenden selbst dar. Nicht über die Betroffenen soll gesprochen werden, sondern mit ihnen. Sie selbst sind, unabhängig von ihrer Biografie, die ExpertInnen der eigenen Lebenslage (vgl. Student et al. 2007: 47–48).

##### **4.1 Hypothese**

Die Hypothese ist, dass ein Anspruch auf pflegerische Versorgung für wohnungs- und obdachlose Personen den psychischen Druck auf die KlientInnen vermindern kann und dass es so die Möglichkeit gibt, die Lebensqualität trotz dem Wissen um den Tod zu steigern. Dies wäre eine Möglichkeit einem Zwei-Klassen-Tod entgegenzuwirken. Student et al. (2007:25–26) legen die Bedürfnisse von Sterbenden wie folgt dar:

„Der vordringlichste und wichtigste Wunsch sterbender Menschen – er berührt die soziale Dimension der Existenz – lautet: ‚Ich möchte nicht alleine sterben.‘ Damit ist der Wunsch gemeint, im Sterben von denen umgeben zu sein, die einem nahe stehen. Verbunden ist dies oft mit der Hoffnung, in vertrauter Umgebung – am liebsten zu Hause – sterben zu dürfen.“

Dieses Zitat verdeutlicht die Wichtigkeit, dass allen Menschen ein Zugang zu pflegerischer sowie Palliativ- und Hospizversorgung gewährleistet werden sollte. Allen Menschen, egal ob versichert oder nicht, egal welcher Staatsangehörigkeit – in der letzten Phase des Lebens muss jeder Person ein würdevolles und vor allem selbstbestimmtes Sterben ermöglicht werden.

Der Artikel 1 der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* definiert: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren“ (UN o.A.). Frei und gleich an Würde und Rechten geboren? Täglich konsumiert die Gesellschaft Medien aller Art und mit einem realistischem Blick wird schnell klar, dass eben nicht jede Person frei und gleich an Würde und Rechten geboren ist. Ein würdevolles Sterben und ein würdevoller Tod müssen ebenfalls im Licht des Artikel 1 betrachtet werden.

Ein diesbezüglich und bislang europaweit einzigartiges Projekt gibt es seit 2017 in Graz. Ein Hospiz mit insgesamt zwei Hospizplätzen für obdachlose Personen. Dort soll allen Menschen, unabhängig von Geschlecht und Vorgeschichte, ein würdevolles Leben in der letzten Lebensphase ermöglicht werden (vgl. Uhlenkamp 2019). Wenn seit 2017 kein weiteres Hospizhaus nach dem Vorbild von dem Projekt in Graz eröffnet wurde, besteht dann überhaupt ein Bedarf? Vielleicht ist gar kein weiteres Hospizhaus für obdachlose Personen notwendig? Da ich in Richtung dieser Thematik keine ausreichenden Forschungen oder wissenschaftliche Literatur mit Österreichbezug oder im deutschsprachigen Raum ausfindig machen konnte, bleibt diese Frage für mich (vorerst) unbeantwortet.

## **5. Exkurs: 8:20 Uhr, Halle 3**

Menschen stellen sich im Verlauf des Lebens viele Frage hin Hinblick auf das eigene Sterben und den Tod. Wie viel kostet eine Beerdigung und wer bezahlt diese? Was passiert mit meinen Habseligkeiten? Werden meine Angehörigen verständigt? Wo werde ich begraben? Eine „Standardbeerdigung“ in Wien kostet zwischen 4.000 und 6.000 Euro, nach oben gibt es keine Grenzen (Totenmaske, Blumenschmuck, Asche in Diamant gepresst – nichts ist unmöglich, the sky is the limit). Wie werden aber Personen beerdigt, die weder selbst noch durch Angehörige für die eigenen Bestattungskosten aufkommen können? Auch Herr Josip fragte nach seiner letzten Ruhestätte. Meine Recherche hat gezeigt, dass es sich in solchen Situationen um eine „einfache Beerdigung/Sozialbestattung“ handelt (vgl. Bestattung Wien 2020a), welche circa 3.000 Euro kostet. Derzeit wird diese Leistung von der Bestattung Wien ausgeführt.

Laut Statistik Austria (2020) sind im Jahr 2018 insgesamt 16.887 Personen in Wien verstorben, 890 Verstorbene haben eine Sozialbestattung am Wiener Zentralfriedhof erhalten. Gibt es niemanden, der die Kosten tragen kann oder will, übernimmt die Stadt Wien diese. Setzt man die Zahl der 890 Sozialbeerdigungen in Bezug zu den 16.887 gestorbenen Personen ergibt sich daraus eine Prozentzahl von 5,27 Prozent. Die Grabstätten befinden sich am Wiener Zentralfriedhof. Die Beerdigungen finden im Zeitraum von Montag bis Freitag zwischen 08:10 Uhr und 08:20 Uhr statt, einmal mit PfarrerIn, einmal ohne. Für Sozialbestattungen wird immer die Erdbestattung gewählt, dies sei laut Auskunft des Mitarbeiters bei der Bestattung Wien so gängig, da diese Art der Bestattung für alle Religionen passend sei. Ebenso kommt es

vor, dass über die zu beerdigende Person nichts bekannt sei. Wenn Personen ohne Dokumente aufgefunden werden und es zu keiner Identitätsklärung kommt, werden sie gänzlich anonym beerdigt (vgl. Bestattung Wien 2020b).

Immer weiter von der Thematik angefacht, stellte ich mir die Frage, ob ich nicht besser über etwas schreiben kann, wenn ich es selbst gesehen – aber vor allem gefühlt – habe. Gemeinsam mit einer Begleitung habe ich den Entschluss gefasst, an einer Sozialbeerdigung teilzunehmen. Bei der Halle 3 am Wiener Zentralfriedhof standen zwei Särge vor der Halle. Erst im Nachhinein konnte ich in Erfahrung bringen, dass die Verabschiedung immer vor der Halle stattfindet, da die Nutzung der Halle zusätzliche Kosten verursachen würde. Still war es, es gab keine Musik, Blumen, Kerzen oder Gedenkbilder, keine Trauergäste waren zur Verabschiedung gekommen. Zwei Särge standen vor der Halle 3. Die Verabschiedung dauerte einen kurzen Moment, danach wurden die Särge zu den bereits ausgehobenen Gräbern gebracht. Die Zeremonie war zu jeder Zeit sehr respekt- und würdevoll, jedoch hat man uns gebeten die Verabschiedung zügig zu vollziehen, da die MitarbeiterInnen aufgrund von Zeitdruck zur nächsten Verabschiedung müssen.

Meine Gedanken fuhren Achterbahn, wusste vielleicht gar niemand, dass die Personen verstorben waren? Die rasche Verabschiedung der Verstorbenen, das Hintergrundwissen zu den Sozialbeerdigungen: In keinem Moment zuvor war die These zu einem Zwei-Klassen-Tod so sicht- und fühlbar. Ebenso hatte ich die Befürchtung, dass es als pietätlos aufgefasst wird, dass wir uns wie „Schaulustige“ solch eine Beerdigung angesehen haben. Meine Begleitung und ich, wir haben für uns festgelegt, dass die verstorbenen Personen für uns an diesem Tag einen besonderen Platz eingenommen haben, uns sensibilisiert haben und dass wir an diesem Tag vor allem persönlich viel von ihnen lernen durften und dankbar für diese Erfahrungen sind.

Was bleibt ist ein Zitat von Francis Seeck. In ihrem Werk befasst sich die Autorin, ausgehend von einem persönlichen Erlebnis, mit der Ausgrenzung von Personen nach dem Tod. Das Buch habe ich nach dem Besuch am Zentralfriedhof gelesen und es liefert eine passende Beschreibung: „Entlang von Machtverhältnissen wie Klassismus, Rassismus, Ableismus und Heteronormativität wird auch nach dem Tod noch entschieden, wer mehr und wer weniger wert ist, betrauert zu werden.“ (Seeck 2017: 13)

## **6. Handlungsmöglichkeiten**

Bislang wurde hauptsächlich die Frage „Warum ist das so?“ beleuchtet. Im letzten Abschnitt des Beitrags soll nun die Frage nach dem „Was ist zu tun?“ ins Zentrum rücken. Durch das Aufzeigen von Handlungsmöglichkeiten soll eine Bewusstseinsbildung zur Thematik stattfinden und weitere Reflexion angefacht werden. Durch den Bezug auf Mikro-, Meso- und Makroebene sollen die unterschiedlich denkbaren Möglichkeiten

aufgezeigt werden, denn: „Sterben und Tod sind nicht nur höchst persönliche, sondern unvermeidlich auch soziale Themen, weil immer andere Menschen und die Gesellschaft mit betroffen sind.“ (Student et al. 2007: 67)

### **6.1 Handlung/Intervention auf der Mikroebene**

Als eine Handlungsmöglichkeit für die Profession der Sozialen Arbeit erachte ich die Erweiterung der eigenen Kompetenzen zur Thematik als unumgänglich, um professionelle Betreuung, Beratung und Begleitung anbieten zu können. Durch Praktika, Vernetzung und Austausch mit Organisationen, durch die Teilnahme an Fortbildungen und Tagungen kann diese Erweiterung stattfinden und so auch ein Wissenstransfer in die eigenen Teams stattfinden. Im Sinne des klientenzentrierten Ansatzes kommt auch dem Dialog mit den Betroffenen ein wichtiger Stellenwert zu. Welche Wünsche/Ängste haben Menschen, egal ob wohnend oder nicht? Nicht übereinander, sondern miteinander reden – dies ist der Grundstock sozialarbeiterischer Fähig- und Fertigkeiten. KlientInnen/Betroffene müssen als ExpertInnen ihrer selbst gesehen und anerkannt werden.

### **6.2 Handlung auf der Mesoebene/Makroebene**

Die Gesellschaft ist Meisterin im Verdrängen. Der Tod verunsichert und es ist genau diese Verunsicherung, die eine gesellschaftliche Verdrängung begünstigt (vgl. Student et al. 2007: 11). Das Unbequeme verschwindet aus dem Blickfeld und so kommt es zu einer Marginalisierung wie es auch zu einer Verdrängung von Randgruppen wie obdachlosen Personen kommt, beispielsweise durch defensive Architektur oder Alkoholverbote an öffentlichen Plätzen. Wie ein Bericht der Armutskonferenz darlegt, gibt es eine Ungleichheit was das zu erwartende Alter von Menschen betrifft. Personen mit gesichertem Einkommen und sozialem Status leben im Durchschnitt zehn Jahre länger als Personen mit niedrigem Einkommen oder Krankheit. Wohnungslose Personen sterben im Schnitt sogar 20 Jahre früher (vgl. Armutskonferenz 2020).

Vor allem die Sensibilisierung der Gesellschaft zur Thematik muss als ein wichtiges Ziel gesehen und auch konsequent verfolgt werden. Ungleichheitsforschung, auch im Rahmen von internationaler Sozialer Arbeit (über Arbeitsgruppen, Fachverbände, Vernetzung mit internationalen und nationalen Institutionen), bietet die Möglichkeit, einen professionellen Zugang zur Thematik und Lösungsstrategien erarbeiten zu können. Vor allem der Aspekt der Forschung sollte in diesem Bereich nicht außer Acht gelassen werden. Durch den professionellen Zugang zur Thematik und wissenschaftlich aufbereitetes Wissen können den EntscheidungsträgerInnen und GeldgeberInnen Argumente zu den Notwendigkeiten geliefert werden, wie z.B. die Finanzierung

von Palliativstationen für unversicherte Personen, mobile Palliativteams in Notquartieren, Pflege und Betreuung in Wohnquartieren auch für nicht anspruchsberechtigte Personen usw.

Durch ein Bachelorstudium der Sozialen Arbeit eignen sich angehende ProfessionistInnen grundlegende Fach-, Methoden-, Sozial- und Selbstkompetenzen an. Johanna Hefel (2019) hat eine Studie publiziert, in welcher sie die Curricula der österreichischen Fachhochschulen erhob und auswertete. Die folgenden Ergebnisse beruhen auf den im Jahr 2015 der Autorin Hefel zur Verfügung gestellten Datensätze. Das Ergebnis ist, dass sich in Österreich nur 24 von insgesamt 682 Lehrveranstaltungen während der Dauer eines Bachelorstudiengangs der Sozialen Arbeit mit den Themen Sterben und Tod auseinandersetzen. Die Thematik muss viel stärker in die Curricula eingearbeitet werden, damit angehende SozialarbeiterInnen fundiertes und professionelles Wissen erlernen. Es scheint, als ob sogar in den Curricula der Fachhochschulen die Thematik als Randthema behandelt und verdrängt wird. Aber nur eine Enttabuisierung kann es schaffen, die Thematik weg vom Rand und hin in die Mitte der Gesellschaft zu bringen.

Von den AutorInnen Ryan McNeil, Manal Guirguis-Younger und Laura B. Dilley (vgl. BMC Palliative Care 2021) wurde im Jahr 2012 eine qualitative Studie zum Sterben und Tod von obdachlosen Menschen in Kanada durchgeführt. Hintergrund dieser Forschung waren die komplexen Bedürfnisse und oftmals hoher, mit der Obdachlosigkeit einhergehender Pflegebedarf in der letzten Lebensphase. Für die Erhebung wurden 54 Fachkräfte aus dem Gesundheits- und Sozialwesen befragt, welche in der Betreuung von Obdachlosen an deren Lebensende tätig sind (z.B. SozialarbeiterInnen, ÄrztInnen, BeamtInnen usw.). Obwohl sich die Studie auf die Situation in Kanada bezieht, bin ich der Ansicht, dass die Befunde auch mit der Situation in Österreich verglichen werden können. Zum einen werden die Barrieren hinsichtlich der Zugänglichkeiten zum Gesundheitssystem betrachtet, ebenso aber auch die Zugangsbeschränkungen seitens der Sozialorganisationen selbst. In Österreich sind dies beispielsweise eine fehlende Gleichstellung oder die Unmöglichkeit einer Förderbewilligung.

Von den HerausgeberInnen der Studie wurden ebenso Handlungsempfehlungen ausgesprochen. Das System der Sterbebegleitung muss laut ihnen dringend niedrigschwelliger gestaltet werden (minimale Aufnahme- und Betreuungsanforderungen). Zudem soll eine bessere Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Sozialorganisationen und möglichen Palliativ- und Sterbebegleitungsangeboten angestrebt werden (z.B. die Vernetzung von einem Tageszentrum für Obdachlose mit einem Palliativ- und Hospizzentrum). Auch wird eine verstärkte Schulung von Personal in diesem Handlungsfeld empfohlen (vgl. BMC Palliative Care 2021). Studien zu dieser Thematik mit Österreichbezug gibt es derzeit leider nicht.

## 7. Resümee

Im November 2020 verabschiedete das Europäische Parlament Empfehlungen zur Bekämpfung von Obdachlosigkeit in der EU. Bis zum Jahr 2030 soll Obdachlosigkeit beseitigt werden (vgl. Europarl 2020). Die Mitgliedsstaaten der EU werden in dieser Empfehlung zur Reaktion auf die stetig steigenden Zahlen von Obdachlosen aufgefordert (70-prozentige Steigerung in den letzten zehn Jahren). Aber kann Obdachlosigkeit überhaupt prozentuell und statistisch richtig erfasst werden? Und vor allem: wird die EU Initiativen wie beispielsweise *Housing First* so fördern, dass Obdachlosigkeit in zehn Jahren wirklich Geschichte ist?

Das Jahr 2020, ein Jahr wie es besonderer nicht hätte sein können. Besonders herausfordernd, besonders anders, aber auch besonders zermürend. Seit März 2020 hat sich unser Leben schlagartig verändert. Social Distancing statt Frühlingsgefühle, Mund-Nasen-Schutz statt Sonnenschutz, Home-Office statt Büroalltag – aus analog wurde digital. „Bitte bleiben Sie zu Hause“ – was aber machen eigentlich Personen, die kein zu Hause haben? Und was, wenn es eine Thematik gibt, welche Personen gleich doppelt an den Rand der Gesellschaft drängt?

Am Ende des Beitrags angekommen, geht es darum, einen Rückblick zu machen, ein Resümee zu ziehen, vielleicht auch einen Ausblick zu wagen. Je mehr ich mich mit der Thematik beschäftigte, desto mehr sehe ich ein Ungleichgewicht, welches nachdenklich stimmt und Fragen aufwirft. Es fällt mir schwer, einen positiven Abschluss zu diesem Beitrag zu finden – und das obwohl mir realistischer Optimismus liegt. Als ich die Bearbeitung mit der Darlegung der Fallvignetten von Frau Marling und Herrn Josip begonnen habe, hätte ich selbst nie geahnt, wohin der Weg mich führt. Die Thematik hat mich anfänglich interessiert, jedoch habe ich festgestellt, dass noch viel mehr als reines Interesse dahintersteckt. Ich selbst habe mich durch die Recherche weiterentwickelt, es war mir möglich, mein eigenes Blickfeld zu erweitern und andere Perspektiven zur Thematik zuzulassen. Mein persönliches Ziel ist es, mich auch weiterhin, beruflich wie auch persönlich, mit der Thematik auseinanderzusetzen. Ich komme zur Auffassung, dass diese Auseinandersetzung als ein wichtiger Schritt zum Entgegenwirken gegen eine Zwei-Klassen-Tod-Gesellschaft angesehen werden muss. Erst wenn Aufklärung und Sensibilisierung in der Gesellschaft voranschreiten, dann wird es möglich sein, die Sterbenden selbstbestimmt und würdevoll begleiten und unterstützen zu können.

Auch wenn die beiden Hauptpersonen meiner Fallvignetten sich nie kennengelernt haben, so verbindet diese Personen weitaus mehr als ich anfänglich zu denken vermochte. Uns alle verbindet etwas, nämlich das Leben. Und gerade durch diese Verbundenheit vermag ich zu sagen, dass eine gesellschaftliche Klassifizierung, welche unser ganzes Leben lang stattfindet, nicht auch noch dem letzten Kapitel in unserem eigenen Buch, unserer Biografie, anhaften soll. Und auch wenn wir von diesem

Ziel noch entfernt sind, so denke ich, dass es an uns liegt, uns dafür einzusetzen. Unsere Profession ist eine Menschenrechtsprofession, wir setzen uns ein für Personen, denen die Stimme verwehrt bleibt, die nicht gesehen werden oder nicht gesehen werden wollen. Wir aber können sie, ausgehend von unserer professionsbezogenen Grundhaltung, sichtbar machen. Wir können uns stark machen dafür, dass Zugänge und Möglichkeiten geschaffen werden. Auch wenn wir hierfür kleine Schritte gehen müssen, denke ich, dass es wichtige Schritte sein werden, welche die Soziale Arbeit schaffen kann!

## Literatur

- Armutskonferenz (2020): Soziale Schere macht krank. <http://www.armutskonferenz.at/news/news-2019/soziale-schere-macht-krank.html> (19.04.2020).
- BAWO – Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (o.A.): Wohnungslosigkeit: Definitionen. <https://bawo.at/wohnungslosigkeit> (26.04.2020).
- Bestattung Wien (2020a): Kosten. <https://www.bestattungwien.at/eportal3/ep/channelView.do?pageTypeld=75855&channelId=-54361&contentTypeld=1001&contentId=78536#80001> (19.04.2020).
- Bestattung Wien (2020b): Persönliches Telefonat am Montag, 20. April 2020 mit einem Mitarbeiter der Bestattung Wien geführt. Eigenes Gesprächsprotokoll.
- BMC Palliative Care (2021): Recommendations for improving the end-of-life care system for homeless populations: A qualitative study of the views of Canadian health and social services professionals (2012). <https://bmcpalliatcare.biomedcentral.com/articles/10.1186/1472-684X-11-14> (01.03.2021).
- Duden (2021): Plan. [https://www.duden.de/rechtschreibung/Plan\\_Vorhaben\\_Entwurf\\_Karte](https://www.duden.de/rechtschreibung/Plan_Vorhaben_Entwurf_Karte) (01.03.2021).
- Eurich, Johannes (2012): Wohnungsloses Sterben im öffentlichen Raum. In: Eckhard, Wolfgang Uwe/Anderheiden, Michael (Hg.): Handbuch Sterben und Menschenwürde: Berlin/Boston: De Gruyter, S. 1675–1686.
- Europarl – Europäisches Parlament (2020): EU soll Obdachlosigkeit bis 2030 beseitigen. 24.11.2020. <https://www.europarl.europa.eu/news/de/press-room/20201120IPR92124/eu-soll-obdachlosigkeit-bis-2030-beseitigen> (25.11.2020).
- Haye, Britta/Kleve, Heiko (2003): Die sechs Schritte helfender Kommunikation. Eine Handreichung für die Praxis und Ausbildung Sozialer Arbeit. [https://www.ams-forschungsnetzwerk.at/download/pub/sechs\\_schritte\\_kleve\\_haye2003.pdf](https://www.ams-forschungsnetzwerk.at/download/pub/sechs_schritte_kleve_haye2003.pdf) (11.01.2021).
- Hefel, Johanna (2019): Verlust, Sterben und Tod über die Lebensspanne. Kernthemen Sozialer Arbeit am Beispiel österreichischer Fachhochschulen. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- IFSW – Internationaler Verband der Sozialarbeit (2014): Globale Definition von Sozialarbeit. <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work/> (12.06.2020).
- OBDS – Österreichische Berufsverband der Sozialen Arbeit (2004): Ethische Standards – Berufspflichten für SozialarbeiterInnen. Generalversammlungsbeschluss des OBDS. Salzburg. <https://www.obds.at/publikationen/basisdokumente-der-sozialen-arbeit/> (01.03.2021).
- Pantuček-Peter (2006): Fallstudien als „Königsdisziplin“ sozialarbeitswissenschaftlichen Forschens. In: Flaker, Vito/Schmid, Tom (Hg.): Von der Idee zur Forschungsarbeit. Forschen in Sozialarbeit und Sozialwissenschaft. Wien: Böhlau, S. 237–261.
- Seeck, Francis (2017): Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive, Münster: Edition assemblage.

Statistik Austria (2020): Gestorbene nach ausgewählten Merkmalen, Lebenserwartungen und Säuglingssterblichkeit seit 2008. [https://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/gestorbene/022911.html](https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/gestorbene/022911.html) (26.04.2020).

Student, Johann-Christoph/Mühlum, Albert/Student, Ute (2007): Soziale Arbeit in Hospiz und Palliative Care. München: Ernst Reinhardt.

Uhlenkamp, Rike (2019): Ein letztes Zuhause. In Europas erstem und bisher einzigem Hospiz für obdachlose Menschen finden sie Geborgenheit anstatt den Tod auf der Straße. Erste Stiftung. 28. Dezember 2018. <http://www.erstestiftung.org/de/ein-letztes-zuhause/> (19.04.2020).

UN – United Nations (o.A.): Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Resolution 217 A (III) der Generalversammlung vom 10. Dezember 1948. <https://www.un.org/depts/german/menschenrechte/aemr.pdf> (01.03.2021).

## **Über die Autorin**

**Barbara Thalmann, BA**

so191825@fhstp.ac.at

2018 Abschluss des Bachelorstudiums Soziale Arbeit an der FH Kärnten in Feldkirchen, voraussichtlicher Masterabschluss Soziale Arbeit an der FH St. Pölten im Jahr 2021. Derzeit als Krankenhaussozialarbeiterin in Wien tätig.

Janine Winter:

## Endstation Forensik

### SystemsprengerInnen als blinder Fleck des Sozialsystems

#### Zusammenfassung

Im Beitrag wird eine Fallanalyse entwickelt, die sich mit der Situation einer Klientin der Erwachsenenvertretung beschäftigt. Aufgrund von Freiheitsberaubung einer Betreuerin in einer Wohneinrichtung der Kinder- und Jugendhilfe befindet sich die Klientin seit fünf Jahren in der forensischen Abteilung einer Psychiatrie. Auf Basis diverser zur Verfügung stehender Gutachten, Berichte und Dokumentationen, welche von HelferInnen verschiedenster Professionen erstellt wurden, und mit Rekurs auf zwei sozialdiagnostische Verfahren – der Netzwerkkarte und dem Biografischen Zeitbalken – werden Hypothesen aufgestellt und kasuistische Interpretationen präsentiert, damit ein Denken über das Gewohnte hinaus möglich wird.

Die Erkenntnisse, welche sich aus der akribischen Aufarbeitung im Zuge der Fallanalyse ergeben haben, weisen auf einen dringenden Veränderungsbedarf in Hinblick auf die Verwahrung und den allgemeinen Umgang mit der Klientin hin. Die Auseinandersetzung mit für den Fall relevanter Literatur, weist zudem ganz allgemein auf die Erfordernis einer Reformierung hin: in Bezug auf den Umgang mit „SystemsprengerInnen“ und fehlende Einrichtungen für junge, „abnorme“ RechtsbrecherInnen.

**Schlagworte:** Erwachsenenvertretung, Fallanalyse, Forensik, fehlende Maßnahmen, SystemsprengerIn, Behindertenrechtskonvention

#### Abstract

In this article, a case analysis is presented that deals with the situation of a client of adult legal representation. Due to the deprivation of liberty of a supervisor in a residential facility of child and youth welfare, the client has been in the forensic unit of a psychiatric hospital for five years. On the basis of various available surveys, protocols, and documentation, which were prepared by professionals of different backgrounds, and two social diagnostic procedures – the network map and the biographical time bar – hypotheses are formulated, and casuistic interpretations are presented, so that thinking beyond the conventional is possible.

The findings, which emerged from the meticulous processing in the course of the case analysis, point to an urgent need for change with regard to the custody and

the general handling of the client. The examination of literature relevant to the case also indicates the need for reform in general: with regard to the treatment of so-called system busters and the lack of facilities for young, deviant lawbreakers.

**Keywords:** adult legal representation, case analysis, forensics, missing measures, system busters, convention on rights of persons with disabilities

## 1. Einleitung

Welchen Wert messen wir als Gesellschaft Leben bei, das wir verwahren und einsperren? Welchen Wert messen wir Menschen bei, die als Diagnosen und Paragraphen verhandelt werden? Was bedeutet Menschenrechtsorientierung in der Sozialen Arbeit im beruflichen Alltag?

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen ist die Grundlage für die Untersuchung, deren zentrale Ergebnisse im folgenden Beitrag präsentiert werden. Im Zuge meiner ehrenamtlichen Tätigkeit bei einem *Verein für Erwachsenenschutz* wurde mir im Dezember 2019 die Vertretung der 23-jährigen Mathilde übergeben. Aufgrund von Freiheitsberaubung einer Wohnbetreuerin befindet sich die Klientin seit fünf Jahren in der forensischen Abteilung einer Psychiatrie. Seit mehr als einem Jahrzehnt besteht ihr soziales Netzwerk hauptsächlich aus professionellen HelferInnen. Aufgrund dessen ist ein umfangreiches Repertoire an Gutachten, Berichten und Dokumentation vorhanden.

Bereits zu Beginn der Fallübernahme wurde deutlich, dass eine detaillierte Auseinandersetzung notwendig ist, um eine angemessene Vertretung der Klientin gewährleisten zu können. Zusätzlich fanden zwei sozialdiagnostische Instrumente Anwendung, zum einen der Biografische Zeitbalken (vgl. Pantuček 2019: 223f.) und zum anderen eine ego-zentrierte Netzwerkkarte (vgl. ebd.: 187f.), wodurch ein noch besserer Überblick über die Gesamtsituation ermöglicht werden konnte. Als Inspiration, einen Fall kasuistisch aufzuarbeiten, diente vor allem der Beitrag von Mojca Urek „Wie in der Sozialen Arbeit ein Fall gemacht wird. Die Konstruktion einer ‚schlechten Mutter‘“ (2012). Darin rekonstruiert sie narrations-analytisch eine Fallgeschichte aus ihrer frühen beruflichen Praxis, um sie retrospektiv einem neuen Verständnis zuzuführen. Die nachfolgende Analyse wird, orientiert an den „Sechs Schritten der helfenden Kommunikation“ (2002) nach Brigitta Haye und Heiko Kleve, aufgeschlüsselt, damit eine strukturierte Distanzierung vom und Aufarbeitung des Falls möglich ist.

## 2. Die Lebenssituation von Mathilde S.

Die 23-Jährige Mathilde S. befindet sich seit März 2015 in der forensischen Abteilung einer Psychiatrie. Mathilde S. leidet laut den psychiatrischen Gutachten an einer emotional-instabilen Persönlichkeit vom impulsiven Typ, einem Intelligenzdefizit und einer Störung der Impulskontrolle. Sie hielt ihre damalige Betreuerin in einer betreuten Wohngemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe widerrechtlich im Dienstzimmer für etwa eine Stunde gefangen und bedrohte sie mit einer Schere. Laut dem Gutachten hat sie die Tat in einem Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Zustand begangen,

womit das Vergehen der Freiheitsentziehung nach § 99 Abs 1 StGB zugerechnet werden konnte. Seitdem das Urteil rechtskräftig ist, befindet sich Mathilde S. in der Anstalt für geistig abnorme RechtsbrecherInnen.

Mathilde wurde bis Dezember 2019 von einem Rechtsanwalt vertreten, dieser wandte sich jedoch an den *Verein für Erwachsenenenschutz*, um den Fall abzugeben. Aus diesem Grund obliegt seit Ende 2019 die Vertretung dem Verein und ich wurde als ehrenamtliche Erwachsenenvertreterin bestimmt. Außer meinen monatlichen Besuchen ist Mathilde S. umgeben von einer weiteren Sozialarbeiterin, PflegerInnen, zwei Psychiatern, je einer Psycho- und Ergotherapeutin sowie mehreren SozialpädagogInnen.

Im Zuge unserer Kontakte und eines gemeinsam erstellten Biografischen Zeitbalkens wurde deutlich, dass Beziehungsabbrüche innerhalb des familiären Kontexts seit der Geburt von Mathilde S. eine zentrale Rolle spielen. Die Eltern trennten sich, als sie wenige Wochen alt war. Bis zu ihrem elften Lebensjahr fanden Besuchskontakte mit ihrem Vater in einem zweiwöchentlichen Rhythmus statt. Aufgrund einer nicht bezahlten Zahnspangenrechnung, welche durch ihren Vater beglichen werden sollte, brach die Mutter den Kontakt zu ihm ab. Zusätzlich schildert Mathilde S. im Zuge der biografischen Analyse, dass vor allem der Beziehungsabbruch zu ihrem Vater, aber auch zu den darauffolgenden zwei Stiefvätern, von ihr als schmerzlich empfunden wurde.

In den letzten Jahren hatte sie ausschließlich Kontakt zu ihrer Mutter, der ihren Angaben zufolge seit ihrer Unterbringung in der Psychiatrie gut verlaufe. Frau S. kommt alle zwei bis drei Wochen zu Besuch und die beiden telefonieren mehrmals wöchentlich. Seit Herbst 2019 wurde auch der Kontakt zum leiblichen Vater telefonisch hergestellt. Im Zuge der Netzwerkkartenerstellung gibt Mathilde S. an, dass sie die Telefonate mit ihrem Vater genießt und er ihr versprochen hat, dass er sie sobald als möglich besuchen kommt. Er möchte sie außerdem unterstützen eine neue Wohnmöglichkeit außerhalb der Forensik zu finden, auch ihre Mutter äußert seit Jahren diese Art von Versprechen. Die Klientin hat aber Zweifel in Bezug auf den gewünschten Auszug. Ihrer Meinung nach zerstören die ÄrztInnen und PflegerInnen ihre Pläne immer wieder. Sie selbst würde am liebsten wieder bei ihrer Mutter wohnen.

Mathilde S. wirkte im Zuge der bisher durchgeführten Termine meist stark benommen. Sie kann sich nur schwer konzentrieren und ist schnell erschöpft. Diese Gegebenheit lässt sich meiner Einschätzung nach auf die medikamentöse Einstellung zurückführen. Der Wunsch nach einer pharmakologischen Umstellung wird von der Klientin klar geäußert, da sie sich wieder besser konzentrieren können möchte und gerne wieder fitter wäre. Am liebsten verbringt sie die Zeit im Freien und die wöchentlichen Sportstunden bereiten ihr Freude.

Auffallend ist vor allem, dass ihr Hauptaugenmerk auf die Zeit bei ihrer Mutter gerichtet ist, alles neu erlebte verknüpft sie mit ihrer Kindheit. In Anbetracht ihrer Biographie erscheint dieses Verhalten naheliegend, da sie mit Beginn der Adoleszenz von Einrichtung zu Einrichtung geschoben wurde, wo sie sich ihren Angaben zufolge nirgends angenommen fühlte. Die momentane Endstation ihrer Umzüge ist die laufende Verwahrung auf unbestimmte Zeit in der Forensik. Aufgrund der oben angeführten Tatsachen kann vermutet werden, dass die Weiterentwicklung von Frau S. gehemmt wurde, weshalb sie oftmals in kindliche Verhaltensweisen fällt.

### **3. Hilfesystemkontext**

Die Geschichte von Mathilde S. ist eng mit dem System der Hilfe selbst verknüpft, weshalb eine klare Trennung zwischen ihrer persönlichen Lebenssituation und der, die HelferInnen um sie herum konstruieren, nicht vorgenommen werden kann. Nachfolgend soll Mathildes Geschichte im System professioneller Hilfe skizziert werden. Im Zeitraum zwischen 2008 und 2014 wurde die Klientin mehrmals in einem städtischen Neurologischen Krankenhaus untergebracht, aufgrund von Impulsdurchbrüchen und der Beschädigung von Gegenständen sowie aggressiven Verhaltensweisen ihrer Mutter gegenüber. Vonseiten der Schule wurden in diesem Zeitraum ebenfalls ähnliche Auffälligkeiten bekanntgegeben. Auf Grundlage von Erkenntnissen mittels Biografischem Zeitbalken kann eine Verknüpfung zwischen diesen Problematiken und dem Kontaktabbruch mit ihrem Vater hergestellt werden. Möglicherweise stehen ihre impulsiven Ausbrüche in Zusammenhang mit dem radikalen Beziehungsabbruch.

Mathilde selbst schildert mir, ihre Mutter habe nie mit ihren Wutausbrüchen und ihrer Hyperaktivität umgehen können, zeitweise hätten jedoch die Stiefväter und der regelmäßige Kontakt zu ihrem leiblichen Vater beruhigend auf sie eingewirkt. Die Überlastung der Mutter lässt sich vermutlich durch eine fehlende zusätzliche Bezugsperson von Mathilde S. ableiten. Im Jahr 2008 regte die Mutter zum ersten Mal eine Unterbringung ihrer Tochter in der Kinderpsychiatrie an. Weil sie sich nicht mehr in der Lage fühlte, sich allein um ihre Tochter zu kümmern, wurde Mathilde S. in einer Wohngemeinschaft für beeinträchtigte Jugendliche untergebracht.

Aufgrund von aggressiven Impulsdurchbrüchen den BetreuerInnen gegenüber, wurde eine Verlegung in ein Krisenzentrum durchgeführt und in weiterer Folge ein Einzug in, laut den damals involvierten ExpertInnen, eine besser für Mathilde S. geeignete Wohngemeinschaft. Die damals 19-jährige Mathilde S. hatte nach etwa sechs Wochen erneut einen impulsiven Durchbruch. Sie hielt eine Betreuerin aus dem Verein im Dienstzimmer fest, indem sie ihr eine Schere im Gesicht-/Halsbereich entgegenhielt. Sie stand unter dem Einfluss eines die Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Zustandes nach (StGB §11), welcher durch einen gerichtlich bestimmten Psychiater diagnos-

tiziert wurde. Zusätzlich attestierte er eine emotional instabile Persönlichkeit vom impulsiven Typ (ICD-10: F 60.3), ein Intelligenzdefizit (F 70.1), eine abnorme Gewohnheit und eine Störung der Impulskontrolle (F63.9). Mathilde S. wurde zu einer Unterbringung in einer Anstalt für geistig abnorme RechtsbrecherInnen nach § 21 Abs. 1 StGB verurteilt.

Seit 2015 wurde überdies ein Jurist zum Erwachsenenvertreter (vormals: Sachwalter) bestellt, der in diesem Zeitraum ausschließlich telefonisch Kontakt zu der jungen Frau hielt. Mit der Übergabe des Falls an den *Verein für Erwachsenenschutz* änderte sich die Zuständigkeit. Die Betreuungstermine finden in einem vierwöchigen Rhythmus in Form von Besuchen in der Forensik statt. Zusätzlich besteht für die Klientin auch die Möglichkeit, sich bei Bedarf telefonisch bei mir zu melden. Diese Möglichkeit nimmt sie ein bis zwei Mal monatlich in Anspruch. Es erfolgten bereits erste Vernetzungen meinerseits mit den multiprofessionellen HelferInnen der Psychiatrie.

Zusammenfassend konnte anhand des Biografischen Zeitbalkens festgestellt werden, dass Mathilde S. seit ihrem elften Lebensjahr von familiärer, schulischer und institutioneller Ebene als „untragbar“ behandelt wurde, weshalb eine Verweisung von Einrichtung zu Einrichtung stattfand. Damit fällt sie in das Schema einer Systemsprengerin. Diese Begrifflichkeit bezeichnet ein Hoch-Risiko-Klientel, welches sich in einer durch Brüche geprägten negativen Interaktionsspirale mit dem Hilfesystem, den Bildungsinstitutionen und der Gesellschaft befindet und diese durch als schwierig wahrgenommene Verhaltensweisen aktiv mitgestaltet (vgl. Baumann 2014).

#### **4. Probleme und Zuschreibungen**

Laut Haye und Kleve (2002) sind die Eruierung von Problemen und die Analyse der vorhandenen Ressourcen ein wesentlicher Bestandteil der helfenden Kommunikation. Von zentraler Bedeutung ist es auch, wer Norm und Devianz definiert, da diese Einordnungen auf keiner objektiven Sichtweise beruhen, sondern sozial konstruiert werden. Für den beschriebenen Fall ist es wesentlich, festzulegen, was eine Abweichung von der Norm darstellt, um überhaupt Probleme definieren zu können. Bei dieser Einteilung muss eine trennscharfe Unterscheidung zwischen der Einschätzung der KlientInnen, den rechtlichen Rahmenbedingungen etc. durchgeführt werden. Dieser Punkt wurde akribisch mit der Klientin gemeinsam durchgearbeitet, da es andernfalls zu Missverständnissen kommen kann, welche die anschließende Fallbearbeitung negativ beeinflussen könnten.

Die differenzierte Betrachtungsweise der Problemsicht spielt bei Mathilde S. eine bedeutende Rolle. Im Zuge der Aktenanalyse wurde deutlich, dass in Hinblick auf Mathilde S. in der Vergangenheit und Gegenwart vorrangig defizitorientiert gearbeitet wurde und immer noch wird. Laut den Angaben der Mutter von Frau S. war ihre Tochter

bereits als Kleinkind auffällig, sie habe seit dem vierten Lebensjahr starke Wutausbrüche. Sie lehnte sich gegen Regeln und Strukturen auf, außerdem litt sie unter Schlafstörungen. Von Seiten der Volksschule wurde angegeben, dass sie Lernschwierigkeiten habe und an Konzentrationsmangel leide. Im Jahr 2008 wurde erstmals ein psychiatrisch diagnostisches Gutachten erstellt. Dieses spricht von einer Persönlichkeitsentwicklungsstörung, eine Störung des Sozialverhaltens und der Emotionen, mit immer wieder auftretenden schweren Verhaltensstörungen mit Neigung zu Impulsdurchbrüchen. Im Gutachten ist die Rede davon, dass diese Impulsdurchbrüche zeitweise auch einen dissoziativen Charakter haben. Außerdem ist ein mentaler Entwicklungsrückstand in der Diagnose enthalten. Seit der Ausstellung des ersten psychiatrischen Gutachtens wird immer wieder ähnlich argumentiert: Frau S. habe eine instabile Persönlichkeit mit histrionischen Zügen und eine erhebliche Impulskontrollstörung,<sup>1</sup> außerdem weise sie ein Intelligenzdefizit auf.

Interessant ist in diesem Zusammenhang vor allem, dass Mathilde S. bereits seit ihrem elften Lebensjahr therapeutisch behandelt wird und in zahlreichen Gutachten ähnliche Diagnosen gestellt wurden, ohne eine Verbesserung ihres Zustandes zu verzeichnen. Auffallend ist auch, dass seit ihrer Verurteilung im Jahr 2015 und dem daraus resultierenden Einzug in die Forensik – trotz der, laut den involvierten ProfessionistInnen, bestmöglichen therapeutischen und pharmakologischen Betreuung –, auch aus dem letzten gültigen Schreiben der zuständigen Sozialarbeiterin und dem Oberarzt hervorgeht, dass nur eine minimale Verbesserung erzielt werden konnte.

Zusätzlich hat mich beschäftigt, dass, so zeigen die Akten und die geführten Gespräche mit den seit Jahren betrauten ProfessionistInnen von Mathilde S., keine Berücksichtigung ihrer Ressourcen stattgefunden hat. Als Ressourcen führen die beteiligten ProfessionistInnen hauptsächlich Unterstützungsmaßnahmen durch die Psychiatrie an. Meiner Vermutung nach hat die reine Defizitorientierung das persönliche Potenzial der Klientin untergraben, was möglicherweise einen zusätzlichen Beitrag zu ihrer prekären Situation geleistet hat. Aus diesem Grund soll im Zuge der zukünftigen Betreuung an einer Bewusstseinsbildung bei der Klientin in Bezug auf ihre Ressourcen gearbeitet werden, auch wenn es in diesem Kontext eine besondere Herausforderung darstellt. Ich sehe es außerdem als notwendig an, einen ressourcenorientierten Blick bei den relevanten Personen ihres Netzwerks zu initiieren.

Aufgrund der schwierigen Lebenssituation von Mathilde S. seit mehr als einem Jahrzehnt und der Komplexität des Falls sollte mit analytischer Aufmerksamkeit gearbeitet werden (vgl. Urek 2012: 215). Geschieht dies nicht, kann es statt einer Stärkung der Klientin zu einem Entzug der Macht und Kontrolle kommen, wie bei näherer Betrachtung des Fallverlaufs von Mathilde S. deutlich wird. Die Darstellung der Klientin als Problem von Kleinkind an, hat meiner Einschätzung nach zu einem Verlust von

Möglichkeiten geführt. Es kann davon ausgegangen werden, dass alternative Versionen der Geschichte den Verlauf in eine andere Richtung gelenkt hätten (vgl. ebd.: 213). Nachfolgend versuche ich andere mögliche Fallverläufe durchzudenken.

## 5. Mögliche andere Varianten des Fallverlauf

Kausal-Hypothesen sind keine universell gültigen Erklärungen. Sie sollen Unterstützung bieten, über den Tellerrand hinauszudenken und so im besten Fall neue Möglichkeiten der Problemlösung/Handlungsplanung zu erzielen. Durch die Hypothesen sollen diverse Informationen zum Fall in angemessener Art und Weise mit für den Fall relevanten Erklärungen verbunden werden. Die von Haye und Kleve (2002) angeführte Hypothesenbildung ist für die weitere Bearbeitung des Falls zentral. Ich habe drei Hypothesen erstellt, welche einen möglichen alternativen Fallverlauf beinhalten:

- Die Unterbringung in der Forensik ist ein Resultat nicht erkannter, individueller und komplexer Hilfsbedürftigkeit der Klientin.
- Es ist Mathilde S. nicht möglich, aus dem bestehenden Versorgungssystem zu profitieren. Ihre mittlerweile fünf Jahre andauernde „Verwahrung“ in der Forensik stellt eine nicht ihren Bedürfnissen entsprechende Lösung der Unterbringung dar.
- Ein Wohnplatz mit einer 1:1 Betreuung (wie es in einem der Gutachten durch eine Psychiaterin vorgeschlagen wurde), könnte sich positiv auf die Entwicklung Mathildes auswirken.

Das intensive Studium der Akten von Frau S. zeigte, dass sich die gestellten Diagnosen ähneln und dass alle Beteiligten vom „devianten“ Verhalten von Frau S. überfordert sind. Ein ständiger Wechsel ihrer Unterbringung und demzufolge ihrer Bezugspersonen ist ein wesentlicher Bestandteil ihrer Biografie – bis zu ihrer Deliktsetzung, woraufhin die Verlegung in eine Anstalt für geistig abnorme RechtsbrecherInnen erfolgte.

Mathilde S. kann als sogenannte Systemsprengerin betrachtet werden. Aus diesem Grund braucht sie adäquate Unterstützungsmaßnahmen, welche ihr tatsächlich behilflich sind, um ein Leben außerhalb einer forensischen Abteilung zu führen. Nach Matthias Rosemann und Michael Konrad (2017: 280), sind geschlossene Unterbringungen von SystemsprengerInnen oftmals „Resultate von Überforderung einzelner Einrichtungen oder Dienste“. Aus Sicht der Autoren sollten die einzelnen AkteurInnen gemeinsam Verantwortung tragen. Das Hauptaugenmerk sollte nicht auf die Zuständigkeiten gerichtet werden, wesentlich sei es, dem individuellen Unterstützungsbedarf eine zentrale Bedeutung beizumessen. Laut Karsten Giertz und Thomas Gervink (2017: 110) fallen SystemsprengerInnen

„neben Schwierigkeiten[,] sich in Gruppen einzuordnen, insbesondere durch Verhaltensweisen wie Impulsivität, Unfähigkeit zur Selbststeuerung, unzuverlässige

Medikamenteneinnahme, Ablehnung der Medikamente, geringe Krankheitseinsicht, unkooperatives oder manipulatives Verhalten auf.“

Im Besonderen stellen impulsive, nicht krankheitseinsichtige PatientInnen eine Herausforderung für professionelle HelferInnen dar, woraus stationäre Einweisungen, häufiger Einrichtungswechsel oder Unterbringung in geschlossene Psychiatrien resultieren können.

In Bezug auf Mathilde S. ist das Gutachten einer Psychiatrie, welches auch eine Rolle im Zuge der Verurteilung spielte, aufschlussreich: Die zuständige Sachverständige führt zu Beginn des Gutachtens an, dass eine Verurteilung nach § 21 Abs 1 StGB<sup>2</sup> aufgrund der Impulsdurchbrüche von Mathilde S. im Rahmen ihrer Persönlichkeitsstörung vom impulsiven Typ notwendig sei, da sie jederzeit Grenzen überschreiten könnte. Laut Gutachten ist eine tatsächliche Hemmschwelle nicht mehr gegeben und daher besteht die Wahrscheinlichkeit neuerlicher Tathandlungen (gefährliche Drohungen auch mit dem Tod, Körperverletzung). Aufgrund ihrer Einschätzung empfiehlt die Sachverständige prinzipiell eine Maßnahme nach §21 Abs 1 StGB.

Die Gutachterin führt jedoch an, dass eine Unterbringung gemäß §21 Abs 1 StGB gerade bei jungen Erwachsenen, wie Frau Mathilde S., nicht unproblematisch sein kann. Die Psychiaterin spricht sich demzufolge für eine Substituierung im Rahmen einer therapeutisch, pädagogischen Wohnform mit 1:1 Betreuung aus. Dieser zentrale Hinweis findet im weiteren Fallverlauf keinerlei Beachtung mehr. Meiner Einschätzung nach, wurde eine unangemessene Unterbringung der Klientin veranlasst. Die Folgen einer solchen, meiner Ansicht nach falschen Unterbringung hebt auch die Volksanwaltschaft in dem nachfolgenden Zitat hervor:

„Der Entzug der persönlichen Freiheit, der so lange währt, wie das Gericht eine Gefährlichkeit ortet, die von dem Angehaltenen ausgeht, ist bereits für einen erwachsenen Menschen eine erhebliche psychische Belastung. Einem jungen Menschen nimmt eine derartige Entscheidung jede Perspektive.“ (Volksanwaltschaft 2017: 94)

Bei Mathilde S. ist genau die von der Volksanwaltschaft beschriebene Problematik durch die Unterbringung in der Forensik eingetreten: Mathilde S. wurde jegliche Perspektive genommen. Zusätzlich konnte und kann ihr dort, meiner Einschätzung nach, keine angemessene Betreuung geboten werden, welche ein Mensch in der Adoleszenz benötigt. Das aus meiner Sicht unangemessene Setting trägt dazu bei, dass sie ohne deutliche Besserung ihres Zustandes seit fünf Jahren dort verweilt – ohne Aussicht auf eine Veränderung zu ihren Gunsten.

Die Unterbringung in forensischen Abteilungen an psychiatrischen Kliniken hat sich laut der Volksanwaltschaft (2017) bislang als problematisch erwiesen, weil die jungen Menschen dort vielfach nicht ihren Bedürfnissen entsprechend sozialtherapeutisch versorgt werden. Weder können sie dort ihre Schulausbildung komplettieren noch

eine Berufsausbildung absolvieren, Kontakte pflegen oder ihren Hobbys nachkommen. Vielfach werden sie auch mit den Erwachsenen gemeinsam untergebracht (vgl. ebd.: 94). Hinzu kommt der drückende Mangel an Kinder- und JugendpsychiaterInnen, deren fachliche Kompetenz bei der Begutachtung und Behandlung psychisch kranker Straffälliger besonders fehlt. Oft fehlt es auch an adäquaten Nachbetreuungseinrichtungen (vgl. ebd.: 95). Vielfach haben Jugendliche jahrelang in Heimen gelebt und sind dort straffällig geworden. Die Heimleitung will sie nicht wiedernehmen. Ohne betreuten Wohnplatz geben GutachterInnen in der Regel keine Entlassungsempfehlung ab, wodurch die Gerichte keine bedingte Entlassung aussprechen. De facto werden damit Jugendliche länger angehalten, als es das Gesetz vorsieht. Die angeführte Problematik zeigt sich auch im Fallverlauf von Mathilde S. Diesbezüglich bedarf es einer Reformierung im Umgang mit jungen Menschen im Maßnahmenvollzug. Dringend sollten für diese Gruppe adäquate Alternativen entwickelt und zur Verfügung gestellt werden.

Eine flexible und angebotsübergreifende Gestaltung der Betreuung kann vor allem eskalierenden Situationen entgegenwirken (vgl. Freyberger/Ulrich/Dudeck/Barnow/Kleinwort/Steinhart 2004). Ein flexibler Personalschlüssel oder eine zeitweise Übernahme durch andere MitarbeiterInnen der jeweiligen KlientInnen können eine adäquate Lösung darstellen. Die Implementierung von regelmäßigen Deeskalationsschulungen und Antiaggressionstrainings für MitarbeiterInnen sollte zusätzlich einen besseren Umgang mit den jeweiligen KlientInnen ermöglichen. Meiner Auffassung nach hätte ein professioneller angemessener Umgang mit Mathilde S. bereits im Setting der Wohngemeinschaften zu einer positiveren Entwicklung geführt und es wäre möglicherweise nicht zu einer Verurteilung nach § 21 Abs. 1 StGB gekommen. Dringend sollten jedenfalls Nachsorgeeinrichtungen für Jugendliche und junge Erwachsene ausgebaut werden, wie auch die Volksanwaltschaft fordert.

Während eines Gesprächs mit dem zuständigen Oberarzt, in dem ich meine Bedenken in Bezug auf die Unterbringung der Klientin äußerte und nach alternativen Möglichkeiten fragte, pflichtete er mir bei, dass diese Art der Unterbringung für eine junge Erwachsene nicht optimal sei. Derzeit gebe es nur keine besser geeigneten Alternativen für diese Patientin. Er führte ein paar Einrichtungen an, welche jedoch seinen Angaben zufolge eine gewisse Selbständigkeit voraussetzen. Aufgrund des infantilen Verhaltens der Klientin und ihren wiederkehrenden Trotzanfällen, die in einem falschen Setting auch zu Fremd- und Selbstgefährdung führen können, sei die Unterbringung in diesen Maßnahmen derzeit undenkbar. Es werde aber gemeinsam mit der Klientin auf einen Wechsel in eine für sie adäquate Maßnahme hingearbeitet. Dass das momentane Setting in der Forensik nicht optimal ist, um die gesetzten Ziele zu erreichen, steht für ihn außer Frage. Trotzdem ist der Oberarzt von der hohen Qualität der verschiedenen therapeutischen und sozialpädagogischen Maßnahmen überzeugt.

Auch ich stelle die Kompetenzen der professionellen HelferInnen der Forensik nicht in Frage. Doch ist dieser Hinweis für mich fehl am Platz, da es eindeutig *nicht* die

Unterbringung ist, welche der jungen Frau seit fünf Jahren zusteht. Meiner Ansicht nach liegt diesbezüglich ein klarer Verstoß gegen diverse Artikel der UN-Behindertenrechtskonvention vor: Beispielsweise gegen Artikel 3, welcher unter anderem die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Inklusion in die Gesellschaft beinhaltet; weiters Artikel 14 zur Freiheit und Sicherheit der Person, Punkt 2:

„Die Vertragsstaaten gewährleisten, dass Menschen mit Behinderungen, denen aufgrund eines Verfahrens ihre Freiheit entzogen wird, gleichberechtigt mit anderen Anspruch auf die in den internationalen Menschenrechtsnormen vorgesehenen Garantien haben und im Einklang mit den Zielen und Grundsätzen dieses Übereinkommens behandelt werden, einschließlich durch die Bereitstellung angemessener Vorkehrungen.“ (Sozialministeriumsservice 2016)

Im Zuge der intensiven Auseinandersetzung mit dem Fall Mathilde S. wurde meine Vermutung bestätigt, dass mein Auftrag, neben der medizinischen und finanziellen Vertretung ihrer Angelegenheiten, auch die Forcierung einer für Frau S. adäquaten Maßnahme beinhaltet.

## **6. Resümee**

Für den Umgang mit dem beschriebenen Fall erscheint mir die Reflexion meiner eigenen Empfindungen, Handlungen und Entwicklungen, die sich im Verlauf ergeben haben, als fundamental. Im Zuge der Auseinandersetzung mit der Klientin, den Akten und fachspezifischer Literatur, wurde für mich die Relevanz für eine Auseinandersetzung mit zwei Thematiken besonders deutlich: Zum einen das Hinterfragen der getroffenen Maßnahmen, welche durch die Verurteilung vonstattengingen. Zum anderen, welche möglichen Alternativen es diesbezüglich gibt und wie eine neue Perspektive für die Klientin aussehen und in weiterer Folge geschaffen werden kann.

Durch die intensive Reflexion des Falls im Team, die Rückbesprechungen mit meiner Teamleiterin und das Zerlegen des Falls im Seminar „Case Studies“ mit meinen StudienkollegInnen und Herrn Dr. Gratz, der sich lange Zeit mit der Thematik des Maßnahmenvollzugs beschäftigt hat, konnte ich eine sinnvolle Herangehensweise entwickeln. Diese umfasst die Vernetzung mit der zuständigen Sozialarbeiterin (Austausch aufrecht), Gespräche mit dem Oberarzt (Austausch aufrecht), die Vernetzung mit der zuständigen Psychologin (Kontaktaufnahme nach Corona-Krise) und eine Recherche möglicher UdU-Einrichtungen.<sup>3</sup>

In Hinblick auf die angestrebte Veränderung der Unterbringung haben bereits erste Vorkehrungen stattgefunden. Die zuständige Sozialarbeiterin teilt die Einschätzungen des Oberarztes hinsichtlich Mathilde S.: Von dieser gehe keine Gefährdung aus, jedoch sei sie „infantil“ und unselbstständig, weshalb die derzeitige Unterbringung angemessen sei. Die Sozialarbeiterin begründet die Unterbringung mit fehlenden ge-

eigneteren Maßnahmen, und dass der einzige Platz für sie sonst in einem PensionistInnenheim sei. Bedeutsam erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass bei Frau S. keine falschen Hoffnungen in Bezug auf eine neue Maßnahme geweckt werden. Sie soll alle Informationen ohne Schönfärberei erhalten – jedoch an ihren Zustand und den starken Einfluss von Psychopharmaka angepasst. Zusätzlich sollte auch eine mögliche Veränderung in Bezug auf die medikamentöse Einstellung angeregt werden.

Eine Reformierung des Maßnahmenvollzug für Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich sollte besser heute als morgen vonstattengehen, um weitere Fallverläufe wie den von Mathilde S. zu verhindern und um auch ihr eine adäquate Lösung anbieten zu können.

## Verweise

<sup>1</sup> „Die histrionische Persönlichkeitsstörung ist durch ein durchdringendes Muster der übermäßigen Emotionalität geprägt. Patienten mit histrionischer Persönlichkeitsstörung setzen ihre äußere Erscheinung in einer unangemessenen verführerischen oder provozierenden Art ein, um die Aufmerksamkeit der anderen zu gewinnen. Es fehlt ihnen ein Gefühl der Selbstbestimmung und sie sind sehr beeinflussbar, oft unterwürfig, um die Aufmerksamkeit der anderen zu erhalten.“ (Skodol 2018)

<sup>2</sup> Dieser Paragraph regelt die Unterbringung von geistig abnormen Rechtsbrecher\*innen.

<sup>3</sup> Der Umgang mit Freiheit und die Erprobung der eigenständigen Lebensführung sind die zentralen Anliegen einer genehmigten Unterbrechung der Unterbringung (vgl. BMJ 2005: 10–11).

## Literatur

Baumann, Menno (2014): Jugendliche Systemsprenger – zwischen Jugendhilfe und Justiz (und Psychiatrie). In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, Heft 2/2014, S. 162–166.

BMJ – Bundesministerium für Justiz (2005): Behandlungs- und Nachsorgeeinrichtungen im österreichischen Straf- und Maßnahmenvollzug. Wien.

Freyberger, Harald J./Ulrich, Ines/Dudeck, Manuela/Barnow, Sven/Kleinwort, Kordula/Steinhart, Ingmar (2004): Woran scheitert die Integration in das psychiatrische Versorgungssystem? Qualitative Ergebnisse einer Untersuchung zur „Systemsprengerproblematik“ in Mecklenburg-Vorpommern. Manuskriptfassung für die Zeitschrift Sozialpsychiatrische Informationen. <https://sozialpsychiatrie-mv.de/PDF/MPSystemsprengerPublikation2.pdf> (25.05.2020).

Giertz, Karsten/Gervink, Thomas (2017): „Systemsprenger“ oder eher PatientInnen mit einem individuellen und komplexen Hilfebedarf? In: Psychotherapie Forum, 22, S. 105–112.

Haye, Britta/Kleve, Heiko (2002): Die sechs Schritte helfender Kommunikation. Eine Handreichung für die Praxis und Ausbildung Sozialer Arbeit. In: Sozialmagazin, Heft 12, S. 41–52.

Lecturio (2018): Dissoziative Störungen. Definition. 02.10.2020. <https://www.lecturio.de/magazin/dissoziative-stoerungen/> (22.05.2020).

Pantuček, Peter (2019): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Rosemann, Matthias/Konrad, Michael (2017): Selbstbestimmtes Wohnen. Mobile Unterstützung bei der Lebensführung. Köln: Psychiatrie Verlag.

Skodol, Andrew (2018): Histrionische Persönlichkeitsstörung (HPS). MSD Manual. Ausgabe für medizinisches Fachpersonal. Mai 2018. <https://www.msmanuals.com/de-de/profi/psychische-st%C3%B6rungen/pers%C3%B6nlichkeitsst%C3%B6rungen/histrionische-pers%C3%B6nlichkeitsst%C3%B6rung-hps> (25.05.2020).

- Sozialministeriumsservice (2016): UN-Behindertenkonvention. Übereinkommen über Rechte von Menschen mit Behinderung und Fakultativprotokoll. <https://broschuerenservice.sozialministerium.at/Home/Download?publicationId=19> (30.03.2020).
- StGB – Strafgesetzbuch, §11 Zurechnungsfähigkeit. BGBl. Nr. 60/1974. <https://www.ris.bka.gv.at/eli/bgbl/1974/60/P11/NOR12029552> (29.02.2021).
- StGB – Strafgesetzbuch, §21 Unterbringung in einer Anstalt für geistig abnorme Rechtsbrecher. BGBl. Nr. 60/1974. <https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR12029563> (29.02.2021).
- Urek, Mojca (2012): Wie in der Sozialen Arbeit ein Fall gemacht wird. Die Konstruktion einer „schlechten Mutter“. In: Schimpf, Elke/Stehr, Johannes (Hg.): Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereich – Kontextbedingungen – Positionierungen – Perspektiven. Wiesbaden: Springer, S. 201–216.
- Volksanwaltschaft (2017): Sonderbericht. Kinder und ihre Rechte. [https://volksanwaltschaft.gv.at/downloads/evrov/Sonderbericht\\_Kinderrechte\\_2017.pdf](https://volksanwaltschaft.gv.at/downloads/evrov/Sonderbericht_Kinderrechte_2017.pdf) (30.03.2020).

## Über die Autorin

### Janine Winter, BA

so191503@fhstp.ac.at

2019 Abschluss des Bachelorstudiums Soziale Arbeit an der FH St. Pölten, voraussichtlicher Masterabschluss Soziale Arbeit an der FH St. Pölten 2021.

Tätigkeiten: Sozialarbeiterin Suchtberatung *Caritas*, ehrenamtliche Erwachsenenvertreterin und Bewährungshelferin.

Marina Tomic Hensel & Florian Zahorka:

## Re-Politisierung Sozialer Arbeit entlang professionsethischer Prinzipien

Eine Rückschau auf die globale IFSW-Konferenz 2020

### Zusammenfassung

Von 15.07.2020 bis 19.07.2020 fand die internationale Konferenz der Sozialen Arbeit zum Thema „Globale Agenda 2020–2030 und Mitgestaltung der sozialen Transformation“ statt. Aufgrund der Covid-19-Pandemie wurde die Veranstaltung ausschließlich online abgehalten. Der Einladung zur kostenlosen Teilnahme folgten über 20.000 Nutzer\*innen und machten die Veranstaltung zur größten virtuellen Konferenz Sozialer Arbeit in der Geschichte. Neben zahlreichen Live-Inhalten standen in der Konferenzwoche an die 360 Beiträge (Keynotes, Panels, Workshops, User-Led Panels, Open Mics etc.) auf Abruf via *Youtube* zur Verfügung.

Der vorliegende Beitrag liefert eine Rückschau auf die IFSW-Konferenz. Dabei werden insbesondere die Keynotes und die „Neue Agenda Sozialer Arbeit 2020–2030 Co-Building Social Transformation“ in den Blick genommen. Die Forderung nach einer Re-Politisierung Sozialer Arbeit entlang professionsethischer Leitlinien kann dabei als das zentrale Anliegen quer durch die Beiträge identifiziert werden.

**Schlagworte:** internationale Konferenz Sozialer Arbeit, IFSW, Global Agenda 2020–2030, Co-Kreation, soziale Transformation

### Abstract

The Global Conference of Social Work “The 2020 to 2030 Social Work Global Agenda Co-Creating Social Transformation” took place from 15<sup>th</sup> to 19<sup>th</sup> of July 2020. Due to the Covid-19-pandemic, the organizers decided to break new grounds and held an open, free and online conference format. Over 20,000 users accepted the invitation, making the event the largest virtual social work conference in history. In addition to the live sessions, approximately 360 pre-recorded keynotes, panels, workshops, user-led panels, open mics were available through *Youtube*.

This paper provides a review of the keynotes and describes the implications of the “New Social Work Agenda 2020–2030 Co-Building Social Transformation”. The demand for a re-politicization of social work along professional ethical guidelines is identified as the central concern across the contributions.

**Keywords:** international conference on social work, IFSW, global agenda 2020–2030, co-building, social transformation

## 1. Co-Building Social Transformation

Die globale Konferenz der *Internationalen Föderation der Sozialarbeiter\*innen* (IFSW) mit dem Titel „The 2020 to 2030 Social Work Global Agenda: Co-Building Social Transformation“ fand von 15. bis 19. Juli 2020 statt. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde diese nicht wie geplant in Kanada, sondern erstmals online abgehalten. Das Ziel der Konferenz war es, auf die gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen, Hoffnungen und Visionen von Sozialer Arbeit zu reflektieren und abschließend Themen und Strategien für die „Globale Agenda 2020–2030“ Sozialer Arbeit zu formulieren. Sozialarbeiter\*innen bzw. in der Sozialen Arbeit tätige Personen, Nutzer\*innen, Politiker\*innen, Lehrende sowie Vertreter\*innen marginalisierter Gruppen wurden aufgerufen, ihre Anliegen und Ideen für eine inklusive, gerechte und nachhaltige Zukunft einzubringen. Insgesamt wurden unter der inhaltlichen Klammer „Die kollektive Gestaltung des sozialen Wandels“ 14 große Themen bearbeitet:

- Indigenous Knowledge and Rights
- Strengthening Communities
- Economic Development
- Environmental Justice
- Social and Human Rights
- Sexual and Gender Diversity
- Democracy, Social Movements
- Migration and Displaced Persons
- Social Protection Systems
- Peace Building, Education
- Research and Practice (vgl. IFSW 2020a)

Diese Themen beschäftigen die Soziale Arbeit nicht erst seit der Konferenz, sondern verweisen vielmehr auf ihre professionsethischen Grundsätze, die auch in der Global Agenda der letzten Dekade einen zentralen Stellenwert einnahmen (vgl. IASSW/ICSW/IFSW/ 2014; 2016; 2018; 2020a). Angesichts der gegenwärtigen globalen Entwicklungen wurden jedoch einige Aspekte erneut diskutiert und mit Nachdruck eingefordert, beispielsweise das Thema „Rechte indigener Bevölkerungsgruppen“.<sup>1</sup>

Die Dimension der Konferenz lässt sich auch an ihrer zeitlichen und digitalen Gestaltung erkennen. Sie erstreckte sich an den ersten vier Tagen über jeweils zehn Stunden von 8.00–18.00 Uhr (UTC) und fand ihren Abschluss am Sonntag um 15.00 Uhr UTC. Der zeitliche Rahmen bezog sich insbesondere auf die Live-Sessions, denn die meisten anderen Beiträge waren aufgezeichnet und konnten jederzeit als nicht-gelistete *Youtube*-Videos abgerufen werden. Das Programm war umfangreich: Es gab eine Vielzahl an Präsentationen und Workshops (insgesamt 356 Sessions), darunter

elf Keynotes, fünf Live-Global-Agenda-Panels,<sup>2</sup> Indigenous-led-Sessions und Service-users-led-Sessions.

Das Format der Konferenz war niederschwellig, nachhaltig und inklusiv zugleich. So war die Anmeldung für prinzipiell alle Menschen mit einer Email-Adresse möglich. Die Teilnahme war nicht nur kostenlos, sondern zeit- und ortsunabhängig und damit individuell gestaltbar. Austauschmöglichkeiten wurden über Kommentarfunktionen sowie über virtuelle Tools geschaffen. Allerdings war für die Teilnahme ein entsprechendes Gerät (PC, Smartphone o.ä.) sowie ein Internetzugang notwendig. Dennoch erlaubte der immaterielle Charakter der Konferenz einen bisher einmaligen Grad an Partizipation und Inklusion, wodurch sie nicht nur den eigenen professionsethischen Prinzipien gerecht wurde, sondern Wissen als globales Gut über Kontinente hinweg für 20.000 Teilnehmer\*innen zugänglich machte.

Sowohl das einzigartige Format als auch die strategisch bedeutsame Bündelung der Themen für die Global Agenda machten diese Konferenz gewissermaßen zu einem historischen Ereignis. Der Anspruch dieses Beitrags ist es, die Keynotes zu skizzieren und die Ausrichtung anzuzeigen, die für die Soziale Arbeit für die nächste Dekade formuliert wurde. Im ersten Schritt werden die professionsethischen Bezugspunkte der Konferenz dargelegt. Anschließend werden die Keynotes rekapituliert und so die Brücke zu den zentralen Themen der Global Agenda geschlagen. Der Beitrag endet mit Überlegungen über Implikationen für die Ausbildung Sozialer Arbeit.

## **2. Re-Politisierung entlang ethischer Werte**

“We need to create the historical conditions for the real and effective exercise of citizenship. This is the great driver that mobilizes us every day. This is our horizon of meaning. This is Social Work. This is what moves us to seek, with others, every day, the transformation of the current social order.” (Martínez 2020a)

In ihrer Eröffnungsrede formulierte Silvana Martínez den Auftrag an die Soziale Arbeit, entlang professionsethischer Leitlinien Bedingungen für eine gerechtere Welt zu schaffen. Sie verwies darauf, dass eine solidarische Welt ohne soziale Gerechtigkeit, die Anerkennung von Vielfalt und eine faire Umverteilung des Reichtums nicht möglich ist. Ausgehend von der Kritik an gegenwärtigen Strukturen wurde die Soziale Arbeit aufgerufen, an der Veränderung der Welt mitzuwirken. Mit diesem Auftrag wurden nicht nur die Prioritäten in der Aufgabenbestimmung der Sozialen Arbeit (re)formuliert und damit ihr politisches Mandat hervorgehoben, sondern es wurde auch der diskursive Hintergrund der Konferenz bestimmt: Im Fokus stand nicht die Frage nach dem Umgang mit den Folgen des sozialen Wandels, sondern die Frage, wie es der Sozialen Arbeit gelingen kann, aktiv ihren Beitrag zur Veränderung der sozialen Verhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen zu leisten, um nachhaltig globale soziale Gerechtigkeit zu fördern. Dieser Anspruch korrespondiert mit der internationalen Definition von

Sozialer Arbeit und kann als eine Fortführung des bereits in der Global Agenda 2010–2020 formulierten Auftrags betrachtet werden, für eine neue, auf Menschenrechten basierende Weltordnung einzustehen (vgl. IASSW/ICSW/IFSW 2012: 1). Die Konferenz bekräftigte damit das internationale, gemeinsame Grundverständnis von Zielen und Aufgaben Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession und bettete diese in gegenwärtige Weltverhältnisse ein.

Die Covid-19-Pandemie verlangte nicht nur nach einem neuen Konferenzformat, sondern auch nach neuen Wegen, auf die Krise zu reagieren. Insofern verwundert es nicht, dass dieses Thema maßgeblich die Debatte bestimmte und als eine Art Vergrößerungsglas diente, unter dem die Bedingungen der Handlungsmöglichkeiten von Sozialer Arbeit analysiert wurden. Neben der Covid-19-Pandemie wurden drei weitere interdependente Krisen als Anlass für die Bekräftigung des politischen Mandats von Sozialer Arbeit genannt: der Klimawandel, der (institutionelle und strukturelle) Rassismus und die Wirtschaftskrise (vgl. Lavalette 2020). Diese würden zur Verschärfung von sozialen Ungleichheiten beitragen und die Profession vor neue Herausforderungen stellen.

In einer Vielzahl an Beiträgen wurden von Politiker\*innen, politischen Aktivist\*innen, Vertreter\*innen der Zivilgesellschaft, Nutzer\*innen, Lehrenden und Praktiker\*innen aus allen IFSW-Regionen Möglichkeiten skizziert, diesen Krisen entsprechend zu begegnen. Eine zentrale These war, dass Soziale Arbeit als wertebasierte Menschenrechtsprofession die künftige sozialpolitische Richtung vorgeben kann und soll. Als Ziel einer auf Humanität basierenden Führung (Leadership) wurden nachhaltige, umfassende und signifikante gesellschaftliche Veränderungen in den Keynotes markiert, die das Potenzial haben, soziale Gerechtigkeit für Alle herzustellen. Das System, so wie es jetzt ist, kann dies jedenfalls nicht leisten, so der maßgebliche Konsens.

### **3. Keynotes – Soziale Arbeit quo vadis?**

Den Auftakt machte Esther Utjua Muinjague, Sozialarbeiterin und stellvertretende Ministerin für Gesundheit und Soziales in Namibia. Bezugnehmend auf die Situation von Sozialarbeiter\*innen in Namibia kritisierte sie zunächst die mangelnde staatliche Anerkennung von Sozialer Arbeit als Profession, die es den Sozialarbeiter\*innen erschwert eine professionelle Identität herauszubilden. Diese sei aber – neben Kompetenzen, Wissen und Haltung – die grundlegende Voraussetzung für ein effektives und professionelles Arbeiten. Dass Krisen auch Chancen sein können, um die Rolle von Sozialer Arbeit bei der Gestaltung von sozialem Wandel sichtbar zu machen, legte sie anhand der Covid-19-Pandemie dar: So hätten Sozialarbeiter\*innen rasch auf die Bedürfnisse von Menschen reagiert, aus diesen Interventionen abgeleitet und damit zur Eindämmung des Virus beigetragen. Sie formulierte den Auftrag an die Profession,

ihre zentrale Rolle sowie Führungskompetenzen – nicht nur, aber auch bei der Bewältigung von sozialen Krisen – in der Gesellschaft sichtbar zu machen und ihre Erfahrungen an die Politik zurückzuspielen. Sozialarbeiter\*innen sind „agents of change“, so die Politikerin. Als kreative, innovative, forschungs- und wertebasierte Menschenrechtsprofession kann und soll die Soziale Arbeit die politische Richtung vorgeben, in die es künftig gehen soll. Hierfür müssen Möglichkeiten der politischen Aktion und Intervention in die Curricula der Ausbildungsstätten implementiert werden (vgl. Muinjangué 2020).

Im Anschluss daran hob Amy Bess, amtierende Direktorin der *Global Social Service Workforce Alliance* (GSSWA), in ihrem Vortrag unter dem Titel „Social Service Workforce Strengthening Over The Next Ten Years“ die Stärkung des eigenen professionellen Selbstverständnisses von Sozialer Arbeit hervor. Soziale Arbeit als „human rights and social justice profession“ brauche – vor allem in Zeiten von Krisen – eine klare Haltung und ein klares Verständnis bezüglich ihrer Werte und Bias. Sie müsse ihren Raum einfordern und bei politischen Entscheidungen mitreden und mitentscheiden. Ähnlich wie bei Esther Utjua Muinjangué wird die politische Dimension der Sozialen Arbeit nicht als eine Art Add-on verstanden, sondern vielmehr als inhärentes Merkmal betrachtet: „Social policy innovation is in the DNA of social work“, so die Vortragende. Im Sinne des Auftrags der GSSWA formulierte sie folgende Vision für das Jahr 2030: Es braucht ein klares Berufsbild, basierend auf der Prämisse der sozialen Gerechtigkeit und damit verbunden eine stärkere, koordinierte *advocacy*, um innovative Verbesserungen in der Sozialpolitik und der Lebensbedingungen von Menschen durchzusetzen (vgl. Bess 2020).

Die politische Dimension von Sozialer Arbeit wurde auch von Alicia Kirchner, argentinischer Sozialpolitikerin und Sozialarbeiterin, hervorgehoben. Vor dem Hintergrund der Kritik am Neoliberalismus und der Hegemonie traditioneller Wissenschaftskonzepte formulierte sie in ihrem Beitrag „The Deconstruction of Social Reconstruction“ ihre Ideen für die Global Agenda 2020–2030. Die bisherigen wissenschaftlichen Ansätze würden sich nicht an den Bedürfnissen von Menschen orientieren, sondern die bestehenden Hierarchien reproduzieren. Sie sieht diesbezüglich insbesondere die Soziale Arbeit in der Pflicht, Wissen unter dem Aspekt der Lebensqualität neu zu bewerten bzw. zu dekonstruieren. Es braucht nach Kirchner eine Anerkennung der Co-Existenz von Erfahrungs- und Alltagswissen und wissenschaftlicher Rationalität – so wie sie in der Sozialen Arbeit vereint sind – sowie ein Konzept von Leadership auf Basis einer praktisch-realistischen Humanität. Soziale Arbeit sei hier aufgerufen, sich politisch einzubringen, die neu entstandenen Formen sozialer Interaktion unter dem Aspekt der Lebensqualität zu bewerten sowie hierarchisch angelegte institutionelle Konzepte zu dekonstruieren. Wissenschaftliche Rationalität mit praktischen/politischen Fragen zu verbinden, könne zu nachhaltigen sozialen Veränderungen in Richtung einer emanzipatorischen Globalisierung führen (vgl. Kirchner 2020).

Ideen zu nachhaltigen Veränderungen formulierte auch Paul Ladd, Ökonom und Direktor vom *Forschungsinstitut der Vereinten Nation für soziale Entwicklung* (UNRISD). In seinem Beitrag mit dem Titel „Social work in the next decade: challenges and opportunities“ äußerte er eine ähnliche Kritik an einem auf Kapitalakkumulation basierenden Wirtschaftssystem sowie an einer nicht nachhaltigen Lebensweise. Diese seien an ihre Grenzen gekommen und brauchen grundlegende Veränderung entlang der Ziele, wie sie in der „Agenda 2030 for Sustainable Development“ (SDA) (UN 2015) – unter seiner Mitwirkung – formuliert worden sind. Die Verschärfung von sozialen Ungleichheiten thematisierte er im Kontext der SDA und vor dem Hintergrund des Ineinandergreifens von wirtschaftlichen, ökologischen, politischen und sozialen Entwicklungen. So hätten sich durch die Covid-19-Pandemie soziale Probleme verstärkt, die Pandemie hätte aber auch neue Möglichkeiten aufgezeigt, die mit den Werten Sozialer Arbeit korrespondieren und gestärkt werden können: Resilienz, Familie, Gemeinschaft, Gesellschaft und Umwelt. Er plädiert für einen Wandel, gedacht als Resilienz, entlang dieser „neuen Normalität“, die sich, statt an Wachstum und Geschwindigkeit, an Stärke und echtem Fortschritt orientiert, statt auf Konsum und Geld, auf Glück und Zufriedenheit fokussiert. Soziale Arbeit kann eine zentrale Rolle dabei spielen, diesen Wandel lokal, national und global mitzugestalten (vgl. Ladd 2020).

Als Beispiel für einen gesellschaftlichen Wandel, der sich stärker an Glück und Zufriedenheit orientiert, kann die Reform des Care-Systems in Schottland interpretiert werden. John Swinney, stellvertretender Minister und Kabinettssekretär für Bildung und Qualifikationen, machte die Integration der UN-Kinderrechtskonvention in das schottische Recht im Jahr 2020 in seinem Vortrag „Supporting Scotland’s young People to grow up feeling loved, safed and respected – The Promise“ zum Thema. In seinem relativ kurzen Beitrag interpretierte er die Neujustierung der Legislative als Bedingung und Konsequenz des gesellschaftlichen Wandels und als fundamentale Verbesserung für den Schutz von Kindern in Schottland. Dieser Veränderung ging eine Überprüfung von bestehenden Betreuungssystemen (Care Review) voraus, im Zuge derer 5.500 Menschen die Möglichkeit hatten, über ihre Erfahrungen im und mit dem Betreuungssystem zu berichten.<sup>3</sup> Über die Hälfte dieser Personen waren Kinder, junge Menschen und Erwachsene, die aus einer Nutzer\*innenperspektive ihre Visionen für ein Betreuungssystem formulierten, in dessen Zentrum „loving relationships“ stehen. „Wir können zwar keine Gesetze für die Liebe erlassen, aber wir können ein nährendes und unterstützendes Umfeld schaffen, in dem Liebe möglich ist“, so der Minister. In diesem Kontext wurde Soziale Arbeit als Profession hervorgehoben, die den gesellschaftlichen Wandel unterstützen und mitgestalten kann und soll (vgl. Swinney 2020).

Der Frage nach der Rolle von Sozialer Arbeit bei der Gestaltung von gesellschaftlichem Wandel ging Haneen Magadlah, Sozialarbeiterin, Sozialaktivistin und Dozentin am Alqassmi College und an der Bethlehem Universität im Westjordanland, mit Fokus auf die Covid-19-Pandemie nach. Ausgehend von Diskriminierungserfahrungen

in ihrer arabisch-palästinensischen Community während der Corona-Krise, formulierte sie in ihrem Vortrag „It took us a pandemic to understand how essential social work is“ die These, dass sich in der Pandemie zeigte, von welcher elementaren Bedeutung Soziale Arbeit ist. Sozialarbeiter\*innen hätten die Tools und das Wissen darüber, wie mit Menschen und Communities in Krisen gearbeitet werden kann bzw. wie diese ihre Stärken gut für sich nutzen können. Magadlah nannte drei Schritte, die notwendig sind, um Bewältigungsstrategien zu entwickeln: 1) Doing/Moving (Kommunikation mit den Communities herstellen), 2) Connection (Erfahrungen und Wissen teilen), 3) Mapping (Aufgaben bestimmen). Die Krise hätte gezeigt, dass es eine Soziale Arbeit braucht, die sich für die eigene Profession stark macht, die ihre Angebote digitalisiert, neue Technologien implementiert, sich mit anderen Sozialarbeiter\*innen weltweit vernetzt und Erfahrungen, Wissen, Informationen und Tools austauscht und reflektiert. So war laut Magadlah in der Covid-19-Pandemie der Austausch mit Spanien und Italien für ihre Community lebensrettend. Nicht zuletzt hätte die Krise auch die Notwendigkeit aufgezeigt, vor allem marginalisierte Communities stärker bei der Herausbildung von Bewältigungsstrategien zu unterstützen (vgl. Magadlah 2020).

Angelo McClain, Sozialarbeiter, Vorsitzender der *National Association of Social Workers* (NASW) der USA und Präsident der dazugehörigen Stiftung, ging in seiner Präsentation „Leadership and the Critical Role in Advancing the Social Work Global Agenda“ von zwei großen Krisen unserer Zeit aus: Covid-19-Pandemie und Rassismus. Diese hätten gezeigt, wie wichtig es ist, die Lebensbedingungen von Menschen nachhaltig zu verbessern. Vor diesem Hintergrund entfaltet er die These, dass es für die Herstellung einer sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Gerechtigkeit eine starke Führung (*strong leadership*) braucht. Ähnlich wie Kirchner argumentiert er, dass Soziale Arbeit das Konzept einer auf ethischen Prinzipien basierenden Führung (*transformative leadership*) als Tool verwenden kann, um sozialen Fortschritt zu fördern. Dafür braucht sie neben der Fähigkeit, Menschen/Teams zu motivieren, u.a. auch ein positives Selbstbild, eine positive Haltung und einen Blick für die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge – eine Forderung, die auch bei Magadlah und Bess einen prominenten Platz bekam. In seiner Vision übernimmt Soziale Arbeit die Rolle eines *global transformation leader*, um durch Engagement, Hingabe, Kompetenz und Motivation signifikante Verbesserungen für die Zukunft zu erreichen. Die Welt braucht mehr denn je die transformative Macht der Sozialen Arbeit, so sein zentrales Statement (vgl. McClain 2020).

Auf die transformative Macht der Sozialen Arbeit verwies anschließend Viktor Paul, Sozialarbeiter und Leiter des Departments für Soziale Arbeit und Soziologie und Direktor des *Zentrums für Soziale Aktion* (CSA) an der Christ Universität in Bangalore in Indien. In seinem Beitrag „Co-building Social Transformation – An Indian Experience“ stellte er die zentralen Aufgaben, Ziele und die Arbeitsweise des CSA vor. Die Arbeitsschwerpunkte des Zentrums würden einerseits bei der Bildungsförderung von

Kindern und andererseits beim Empowerment von Frauen liegen. So konnten Mithilfe des CSA insbesondere in den Slumregionen beinahe alle Kinder eingeschult und die Dropout-Raten gesenkt werden. In der Empowerment-Arbeit mit Frauen liegt der Fokus auf der Etablierung von Selbsthilfegruppen, die in weiterer Folge zur Stärkung der Selbstorganisation von Communities beigetragen hätten. Studierende würden als „agents of change“ aktiv in die Arbeit in den CSA eingebunden und lernten bereits in ihrer Ausbildung, wie sie Menschen in ihren Autonomiebestrebungen nachhaltig unterstützen und damit sozialen Wandel anregen können. Letztlich sei dies das große Ziel vom CSA. In diesem Kontext strich er die zentrale Bedeutung der Universitäten und Bildungseinrichtungen als Orte hervor, die ihre Arbeit in den Dienst ihrer Gemeinschaft stellen und Partizipation ermöglichen (vgl. Paul 2020).

Dass Partizipation als grundlegende Bedingung für soziale Transformationen gelten kann, haben drei ehemalige Nutzer\*innen (*care leavers*) von *Who cares Scotland* aufgezeigt.<sup>4</sup> In ihrem Vortrag „the history of Care Experienced people in society“ skizzierten sie zunächst die historische Entwicklung der Fremdunterbringung in Schottland im 19. und 20. Jahrhundert, die u.a. durch Missbrauch, Zwangsmigration, Ausbeutung und Vernachlässigung geprägt war und legten anschließend einige blinde Stellen im gegenwärtigen Care-System dar. Ihre Kritik galt insbesondere der Normalisierung von Trennung, Kindesabnahmen aufgrund von sozioökonomischen Verhältnissen sowie der Nicht-Anerkennung von indigenen Lebenskonzepten. Solange Betroffene das Gefühl haben, sie seien sich selbst überlassen, reproduziere sich die Ungleichheit systematisch, weil repressive Muster auch generational weitergegeben würden. Aus diesem Grund fordern sie eine umfassende Anerkennung der Situation und des historisch erfahrenen Leids von *care leavers*. Sie nahmen Bezug auf die Implementierung der UN-Kinderrechtskonvention (UN 1990) im schottischen Recht, die auch von Swinney skizziert wurde. In deren Präambel würden Liebe als Grundlage für alle Formen von Betreuung und Pflege sowie fürsorgliche Beziehungen als Basis für positive Entwicklungen betrachtet – eine Forderung, die auch von Betroffenen bezüglich der Reform des Care-Systems formuliert wurde (vgl. *Who cares Scotland* 2020).

Dimitra Dora Teloni, Sozialarbeiterin und Aktivistin im *Social Work Action Network* (SWAN) in Griechenland, stellte zu Beginn ihres Vortrags „The never-ending crises of neoliberal capitalism. Political action and social work in the post-Covid19 world“ die Frage, welche Welt und welche Art Sozialer Arbeit nach der Pandemie existieren sollen. Die drei wesentlichen Herausforderungen sind ihr zufolge die andauernde Neoliberalismus-Krise, die Veränderungen der Profession Soziale Arbeit durch die gegenwärtige Pandemie und damit einhergehend die Notwendigkeit einer neuen Sozialen Arbeit. So würde neoliberale Politik zunehmend wohlfahrtstaatliche Strukturen in Europa aushöhlen und Soziale Arbeit verunmöglichen bzw. in ihre Politiken einspeisen. Analog zur Wirtschaftskrise zeige sich in der Covid-19-Krise einerseits, dass diese insbesondere ohnehin benachteiligte Personengruppen trifft, und andererseits,

unter welchen prekären Arbeitsbedingungen Soziale Arbeit agiert, um die Effekte der Krise aufzufangen. Angesichts dieser Herausforderungen plädierte sie dafür, Soziale Arbeit neu zu denken. Es brauche eine Soziale Arbeit, die auf der Mikro- und Makroebene agiert, eine, die sich mit politischen globalen Bewegungen vernetzt, um globale Solidarität und Widerstand zu stärken. Sie fordert eine politische, anti-rassistische Soziale Arbeit, die sich in der Gemeinwesenarbeit an politischen Bewegungen orientiert. Sie rief in diesem Kontext die Hochschulen auf, politischen Aktivismus zu leisten. Soziale Arbeit, die schweigt, kann leicht zum Instrument des politischen Systems werden, so Teloni (vgl. Teloni 2020).

In der letzten Keynote wurde deutlich, wie eine anti-rassistische Soziale Arbeit gelingen kann. Wanda Thomas Bernard, kanadische Senatorin und Sozialarbeiterin, stellte in ihrem Beitrag „Dealing with Racism: Lessons Learned From Because We Matter“ gemeinsam mit der Sozialarbeiterin Veronika Marsman das afrozentristische Anti-Rassismus-Programm „Because we Matter“ vor. Aus Sorge um die vernachlässigten Bedürfnisse der afroamerikanischen Bevölkerung durch Soziale Arbeit sowie Rassismus *in* der Sozialen Arbeit, gründete Bernard im Jahr 1979 gemeinsam mit drei weiteren Frauen einen Verband von Schwarzen Sozialarbeiter\*innen. Dieser hätte das Ziel, Studierende afrikanischer Herkunft bei ihrer Ausbildung zu Sozialarbeiter\*innen und darüber hinaus in ihrer Arbeit zu unterstützen. Das Anti-Rassismus Programm soll dabei entlang afrozentristischer Ansätze zur Bewusstseinschaffung über Mechanismen und Effekte von Rassismus beitragen. Zudem soll es betroffenen Personen ermöglichen, Diskriminierungen am Arbeitsplatz zu thematisieren, sich untereinander zu vernetzen, Traumata durch erfahrenen Rassismus zu bewältigen und gemeinsam Veränderungsprozesse zu initiieren. Es braucht, so die Conclusio, afrozentristische Fortbildung in diversen Sektoren sowie den Einsatz von afrozentristischen Konzepten in Hochschulen (vgl. Bernard/Marsman 2020).

### **3.1 We are all in this together. Anfragen an die Soziale Arbeit aus den Keynotes**

Der in den Eröffnungsreden formulierte Auftrag an Soziale Arbeit, entlang professionsethischer Leitlinien Bedingungen für eine gerechtere Welt zu schaffen, wurde in den Keynotes auf vielfältige Weise aufgegriffen und bearbeitet. Die unterschiedlichen Erfahrungen, Beobachtungen, Analysen und theoretischen Bezugspunkte fokussierten zwar partiell auf die eigenen nationalstaatlichen Spezifika, wurden aber letztlich in die Weltverhältnisse eingebettet. Auch wenn dabei unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt wurden, so war als inhaltliche Klammer der Blick immer auf die gemeinsamen, globalen Anliegen gerichtet. „We should build bridges, not borders and realize that we all are in this together“ (Holmberg-Herrström 2020) – so könnte die implizite Botschaft aus den Keynotes lauten.

Aus dem Appell an globale Solidarität wurden Aufgaben für die Soziale Arbeit abgeleitet. Allen voran lässt sich ein deutlicher, transformativer, politischer Anspruch ablesen. Das dritte Mandat ist zwar keine neue Forderung (vgl. Staub-Bernasconi 2019), sie wurde hier jedoch nicht nur mit Nachdruck, sondern im Sinne eines Anspruchs auf Leadership formuliert. Mit dem politischen Mandat sind Fragen des professionellen Selbstverständnisses von Sozialer Arbeit eng verknüpft. Ein positives und klares Selbstbild von der eigenen Profession und ein klares Bekenntnis zu ihren Werten wurden dabei als zentrale Voraussetzung für die gesellschaftliche Anerkennung von Sozialer Arbeit und die Möglichkeit transformatorischer Interventionen betrachtet. Die (internationale) Vernetzung, Weitergabe von (neuem) Wissen und Erfahrungen sowie eine kollektive Verantwortung für gesellschaftliche Transformationsprozesse, Stärkung von und Zusammenarbeit mit Communities und politischen Bewegungen sowie Digitalisierung von Angeboten Sozialer Arbeit wurden in den Keynotes als wichtige Strategien für die Zukunft hervorgehoben. Diese finden sich letztlich auch in programmatischen Überlegungen zum Auftrag der Sozialen Arbeit für die nächste Dekade wieder, die auch durch andere Beiträge aus der Konferenz, insbesondere auch durch die Live-Sessions geprägt sind.

#### **4. Global Agenda 2020–2030**

Inhaltlicher Höhepunkt und gleichzeitiger Abschluss der Konferenz war die Vorstellung der fünf zentralen Themen der neuen Global Agenda 2020–2030. Rory Truell, IFSW Generalsekretär, und Rose Henderson, Präsidentin der IFSW Asien-Pazifik, präsentierten die Themen, die nicht nur als Ergebnis der globalen IFSW-Konferenz zu betrachten sind. Sie sind auch als Resultat der seit 2018 laufenden, partizipativen Aushandlungsprozesse der IFSW, *International Council on Social Welfare* (ICSW) und *International Association of Schools of Social Work* (IASSW). Die drei internationalen Sozialarbeitsorganisationen versuchen weltweit die Strategien und Aufgaben Sozialer Arbeit zu koordinieren, Herausforderungen zu identifizieren und Kooperationen zu initiieren. Im Anschluss an die vergangenen zehn Jahre, die unter dem Thema „Commitments to Action“ standen, vereint die neue Global Agenda Perspektiven aus der Praxis, Ausbildung, Forschung, Politik und Gesellschaft und soll den transformativen Charakter Sozialer Arbeit zum Ausdruck bringen. Die fünf Themen der Global Agenda 2020–2030 sind:

##### *„Valuing Social Work as an Essential Service*

Realising the essential role of the social work profession to connect people, communities and systems, to co-build sustainable communities and to contribute to liveable futures. Resourcing the profession with legal recognition, respectful working conditions, education and continuing professional development and supporting professional associations.

### *Co-building Inclusive Social Transformation*

Co-building with people, families, communities, social movements and governments to achieve inclusive social transformation locally, nationally, regionally and globally. Promoting participatory democracy, gender equality, action to address racism, economic sustainability and climate justice.

### *Ubuntu: 'I am because we are'*

Nurturing relationships are central to the social work profession in all aspects of our work. Promoting indigenous knowledge and the decolonisation of the social work profession.

### *Transforming Social Protections Systems*

Transforming social protections systems to secure the human dignity and rights of all peoples. Strengthening connections for security and change. Promoting harmony in relationships and a way of living between peoples, communities, and mother earth.

### *Promoting Diversity and the Power of Joint Social Action*

Celebrating the strengths of all people and their active role in leading social development. Working together to co-design and co-build thriving communities and societies for people and the environment.“

Die Themen der Global Agenda sind nicht hierarchisch angelegt und nicht als voneinander losgelöst zu denken. Vielmehr gehen die strategischen Überlegungen ineinander über. So ist die Transformation sozialer Sicherungssysteme in Richtung globale Gerechtigkeit (etwa durch universelles Grundeinkommen, universelle Gesundheits- und Sozialversorgung etc.) nicht ohne politische Einmischung und gemeinsame Gestaltung realisierbar. Jedes der fünf Themen steht jeweils für einen Zeitraum von zwei Jahren im Fokus. Für den Zeitraum von 2020–2022 wurde das Thema Ubuntu bestimmt, der Schwerpunkt liegt also zunächst auf globaler Solidarität und Verbundenheit (vgl. IASSW/ICSW/IFSW 2020b). Aus dem Global Agenda African Panel (vgl. IFSW Africa 2020) stammend, befasst sich Ubuntu mit der Schaffung eines neuen, kollektiven Verständnisses von Nächstenliebe und Gemeinwohl. Wörtlich übersetzt, bedeutet Ubuntu: „A Person is a person through other persons.“ (Ahiazu 2011: 1101) Damit wird die Interkonnektivität zwischen Menschen und deren Bedeutung für die Entwicklung von Persönlichkeit und Sozialität zum Ausdruck gebracht. Ubuntu als Thema für die Global Agenda kann dazu beitragen, die Soziale Arbeit zu re-definieren und zu de-kolonialisieren.

## **5. „Not Preserving Status Quo.“ Ein Fazit zur Konferenz**

Spätestens in den Schlussworten von Silvana Martínez lässt sich das Fazit der Konferenz so knapp, wie deutlich herauslesen: So wie es bisher war, war es nicht gut. Es braucht eine neue Politik, eine neue soziale Ordnung (*new social order*) – eine, die antirassistisch, antipatriarchal und antikolonialistisch ist (vgl. Martínez 2020b). Und es

braucht ebenso eine stärker politisch involvierte Soziale Arbeit, die sich nicht damit zufriedengibt, allein die Folgen der gegenwärtigen Weltverhältnisse zu verwalten. Es braucht eine Soziale Arbeit, so könnte eine zentrale Einsicht lauten, die nicht nur den „Status Quo aufrechterhält“ (Tiong Tan 2020), sondern ihre identitätsstiftenden, humanistischen Werte im Sinne eines Führungsanspruchs selbstbewusst in die Politik einträgt und die Weltgesellschaft in Richtung globale soziale Gerechtigkeit transformiert.

Die Themen der Global Agenda verweisen dabei nicht nur auf die Interkonnektivität zwischen Menschen, sondern auch auf die Interdependenz von wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und ökologischen Entwicklungen in der Weltgesellschaft und – als Folge davon – auf die Notwendigkeit einer Globalen Sozialen Arbeit. Diese Forderungen und Einsichten sind weder für die IFSW noch im wissenschaftlichen Diskurs gänzlich neu. Die Perspektiven einer inter- bzw. transnational agierenden Sozialen Arbeit sind insbesondere im Diskurs, um die Internationale bzw. Globale Soziale Arbeit zu finden (vgl. Noble/Strauss/Littlechild 2014; Spitzer 2019). Das Verständnis von Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession (vgl. Staub-Bernasconi 2019) stellt den zentralen Bezugspunkt für die Reflexion von Praxis, Theorie, Wissenschaft und Ausbildung. Die politisch-rechtlichen Rahmenwerke der *Vereinten Nationen* gelten dabei nicht nur als die maßgebliche (rechtliche bzw. politisch-ethische) Legitimationsbasis des eigenen Handelns, sondern als normative Hintergrundfolie, um Anfragen an die Politik entlang ethischer Prämissen zu richten.

Die Themen der Global Agenda verlangen insbesondere nach einer inhaltlichen Debatte darüber, was diese für die Soziale Arbeit der nächsten Dekade jeweils bedeuten können. Die Frage lautet: Wie können diese Themen in der Praxis, der Ausbildung, Forschung etc. „übersetzt“ werden? Dieser Tagungsbericht kann keine erschöpfende Auseinandersetzung leisten. In Hinblick auf die Ausbildung in der Sozialen Arbeit hat die Konferenz jedenfalls für uns als Fachhochschul-Angehörige Ideen und Impulse geliefert. Die Vorschläge reichen von curricularer Verankerung von antirassistischen Konzepten bzw. postkolonialen Theorien, über die Fokussierung auf Politische Soziale Arbeit und Vermittlung von Organisations- und Führungskompetenzen in der Lehre bis hin zu politischem und gesellschaftlichen Engagement von Hochschulen und deren Vernetzung mit politischen Bewegungen. In diesem Kontext ist die Forderung nach einer De-Kolonialisierung Sozialer Arbeit erkennbar, die eine selbstkritische Perspektive auf die eigene Professions- und Disziplinengeschichte und damit auch einen kritischen Blick auf etablierte Curricula verlangt.

Da es bisher die erste globale Konferenz dieser Art war, sind für die Soziale Arbeit nicht nur der inhaltliche Gehalt der Beiträge und die strategischen (Neu-)Positionierungen relevant, sondern auch der neue, virtuelle Rahmen, innerhalb dessen sich der fachliche Austausch zur Gestaltung von sozialen Transformationen vollzog. Sich

die Bedingungen eines (internationalen) multiperspektivischen Partizipationsprozesses im Zuge virtueller Begegnung anzusehen, ist für die Profession und Disziplin gleichermaßen relevant, wie der strategische Plan (Global Agenda), der als Ergebnis aus dem Prozess hervorging. Denn die Frage, wie dialogische Aushandlungen möglich sind, ist auch für eine auf dem Prinzip der Co-Produktion basierenden Sozialen Arbeit grundlegend. Es wird sich zeigen, wie unter den neuen Bedingungen der Covid-19-Pandemie die gemeinsame Umsetzung der Global Agenda gelingen kann. Um es mit den Worten von David Jones zu sagen: „What is agenda? The real test of agenda is making it happen.“ (Jones 2020)

## Verweise

<sup>1</sup> Das bisher umfassendste internationale und universelle Instrument für die Einhaltung von Rechten von indigenen Völkern stellt die UN Deklaration UNDRIP aus dem Jahr 2017 dar. Sie basiert auf den Menschenrechten und Grundfreiheiten, die auf die spezifische Situation indigener Völker angepasst sind (vgl. UN 2007).

<sup>2</sup> Die IFSW ist in fünf Regionen unterteilt: IFSW Africa, IFSW Asia and Pacific, IFSW Latin America and Caribbean, IFSW Europe und IFSW North America (<https://www.ifsw.org/regions>). Die regionalen Global-Agenda-Live-Panels boten bei der Konferenz die zentralen und sehr spannenden Diskussionsräume zu Global Agenda. Sie wurden live abgehalten und per *Youtube* bzw. *Zoom* gestreamt. Diese genauer darzustellen, ist angesichts des Umfangs nicht möglich. Wesentliche Bezugspunkte sind jedoch in der Global Agenda abgebildet.

<sup>3</sup> Aus dem Care Review gingen einige Veröffentlichung hervor, deren Hauptband *The Promise* war (vgl. The Care Review 2020).

<sup>4</sup> *Who cares Scotland* ist eine Organisation, die die Anliegen von fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen vertritt. Die drei Vertreter\*innen nahmen Bezug auf die umfassende Reform des schottischen Jugendfürsorgeprogramms, welche im Beitrag von John Swinney skizziert wurde.

## Literatur

Ahiazu, Nkiruka (2011): Ubuntu. In: Chatterjee, Deen K (Hg.): *Encyclopedia of Global Justice*. Netherlands: Springer, S. 1101–1102.

Bernard, Wanda Thomas/Marsman, Veronica (2020): *Dealing with Racism: Lessons Learned From Because We Matter*. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=lb-flxliPYM> (10.03.2021).

Bess, Amy (2020): *Social Service Workforce Strengthening Over The Next Ten Years*. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. [https://www.youtube.com/watch?v=rC5XcqG\\_cAA](https://www.youtube.com/watch?v=rC5XcqG_cAA) (10.03.2021).

Holmberg-Herrström, Eva (2020): *Welcome and opening ceremony*. 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=suH-4I30eMU> (10.03.2021).

IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2020a): *Global Agenda for Social Work and Social Development: Fourth Report Strengthening Recognition of the Importance of Human Relationships*. <http://www.ifsw.org> (15.03.2021).

IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2020b): *Global Agenda for Social Work and Social Development*. Oktober 2020. <https://www.iassw-aiets.org/wp-content/uploads/2021/01/GlobalAgenda-Press-Release-.pdf> (02.02.2021).

IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2018): *Global Agenda for Social*

- Work and Social Development: Third Report. Promoting Community and Environmental Sustainability. <http://www.ifsw.org> (15.03.2021).
- IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2016): Global Agenda for Social Work and Social Development: Second Report. Promoting the Dignity and Worth of Peoples. <http://www.ifsw.org> (15.03.2021).
- IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2014): Global Agenda for Social Work and Social Development: First report – promoting social and economic equalities. In: International Social Work, 57. Jg., S. 3–16.
- IASSW, ICSW, IFSW – International Association of Schools of Social Work, International Council on Social Welfare, International Federation of Social Workers (2012): The Global Agenda for Social Work and Social development commitment to action. <https://www.ifsw.org/wp-content/uploads/ifsw-cdn/assets/globalagenda2012.pdf> (10.03.2021).
- IFSW – International Federation of Social Workers (2020a): The 2020 To 2030 Social Work Global Agenda Co-Building Social Transformation. <https://www.ifsw.org/2020-to-2030-global-agenda-for-social-work-and-social-development-framework-co-building-inclusive-social-transformation> (10.01.2021).
- IFSW – International Federation of Social Workers (2020b): IFSW conference concludes: A new era for Social Work. <https://www.ifsw.org/ifsw-conference-concludes-a-new-era-for-social-work/> (10.12.2020).
- IFSW Africa – International Federation of Social Workers Africa (2020): Global Agenda Live Panel <https://youtu.be/OkcLqb9ZeN8> (10.03.2021).
- Jones, David (2020): Statement im Rahmen des IFSW Global Agenda Panels Europe. [https://youtu.be/\\_Mbt0XtCVtY](https://youtu.be/_Mbt0XtCVtY) (25.01.2021).
- Kirchner, Alicia (2020): La Deconstrucción de la Reconceptualización del Trabajo Social || The deconstruction of social reconstruction. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. [https://www.youtube.com/watch?v=AX8G\\_t2dncs](https://www.youtube.com/watch?v=AX8G_t2dncs) (10.03.2021).
- Ladd, Paul (2020): Social work in the next decade: challenges and opportunities 15.07.2020 <https://www.youtube.com/watch?v=o45d-X8e3TE> (15.03.2021).
- Lavelette, Michael (2020): Welcome and opening ceremony. 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=suH-4I30eMU> (10.03.2021).
- Magadlah, Haneen (2020): It took us a pandemic to understand how essential social work is. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=tHXIKPfN6DE> (10.03.2021).
- Martínez, Silvana (2020a): Welcome and opening ceremony. 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=suH-4I30eMU> (10.03.2021).
- Martínez, Silvana (2020b): Closing Ceremony. 19.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=fPaFnNaAXW4> (10.03.2021).
- McClain, Angelo (2020): Leadership and the Critical Role in Advancing the Social Work Global Agenda. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=aogkwJNz5O8> (10.03.2021).
- Muinjangué, Esther Utjiua (2020): Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=4gl9xlv5c1s> (10.03.2021).
- Noble, Carolyn/Strauss, Helle/Littlechild, Brian (2014): Global social work: Crossing borders, blurring boundaries. Sydney: Sydney University Press.
- Paul, Victor (2020): Co-building Social Transformation – An Indian Experience. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=J45fjjjNDZk> (10.03.2021).
- Spitzer, Helmut (2019): Globale Herausforderungen und internationale Soziale Arbeit. In: soziales\_kapital, Nr. 21, S. 42–58. <https://soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/622/1091> (02.02.2021).

- Staub-Bernasconi, Silvia (2019): Menschenwürde, Menschenrechte und Soziale Arbeit: vom beruflichen Doppelmandat zum professionellen Tripelmandat. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Swinney, John (2020): Supporting Scotland's young people to grow up feeling loved, safe and respected – The Promise. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=YDeZ1xUghfE> (10.03.2021).
- Teloni, Dimitra (2020): The never-ending crises of neoliberal capitalism. Political action and social work in the post-Covid19 world. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=uEBnMycGj-g> (10.03.2021).
- The Care Review (2020): The Promise. <https://www.carereview.scot/conclusions/independent-care-review-reports/> (10.03.2021).
- Tion Tan, Ngoh (2020): Statement im Rahmen des IFSW Global Agenda Panels Asia Pacific. 17.07.2020. [https://youtu.be/8HUz8lk\\_P4M](https://youtu.be/8HUz8lk_P4M) (25.01.2021).
- Truell, Rory/Henderson, Rose (2020): Conference Results. Co-building Social Transformation: The Next Global Agenda. Präsentation der Ergebnisse der IFSW-Konferenz 2020, 19.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=t4R5FDyZeGo> (10.03.2021).
- UN – United Nations (2015): The Sustainable Development Agenda. [https://www.un.org/ga/search/view\\_doc.asp?symbol=A/RES/70/1&Lang=E](https://www.un.org/ga/search/view_doc.asp?symbol=A/RES/70/1&Lang=E) (10.03.2021).
- UN – United Nations (2007): United Nations Declaration on the Rights of Indigenous Peoples (A/RES/61/295). <https://www.un.org/development/desa/indigenouspeoples/declaration-on-the-rights-of-indigenous-peoples.html> (09.12.2020).
- UN – United Nations (1990): Convention on the Rights of the Child. <https://www.ohchr.org/Documents/ProfessionalInterest/crc.pdf> (10.03.2021).
- Who care's Scotland (2020): the history of Care Experienced people in society. Keynote bei der IFSW-Konferenz 2020, 15.07.2020. <https://www.youtube.com/watch?v=rprVoZ2kqyc> (10.03.2021).

## Über die Autor\_innen

### **Dipl. Soz. Päd. (FH) Marina Tomic Hensel, MA**

marina.tomic-hensel@fhstp.ac.at

Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin, Soziologin und Bildungswissenschaftlerin; FH Dozentin Department Soziales Fachhochschule St. Pölten;

Forschungsschwerpunkte: Ökonomisierung | Hochschulpolitik | Hochschulbildung.

### **Florian Zahorka, BA MA**

Florian.zahorka@fhstp.ac.at

Sozialarbeiter, Sozialarbeitswissenschaftler, Notfallsanitäter; Junior Researcher am Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung an der Fachhochschule St. Pölten; Koordinationsteam Internationales am Department Soziales;

Forschungsschwerpunkte: Digitalisierung in der Sozialen Arbeit, Health and Social Care.

Roland Urban:

## For The Times They Are A-Changin'

Von Übergängen, Gemeinschaft und Kulturen des Gelingens

### Zusammenfassung

Wir befinden uns inmitten einer fortlaufenden Veränderungskrise, die zumindest seit den 1950er Jahren im Gange ist und das Ende des Anthropozäns im klassischen Sinne markiert. Die Notwendigkeiten für Systemtransformationen scheinen evident. Diese werden auch die Soziale Arbeit betreffen (müssen).

In diesem Beitrag werden Feldwahrnehmungen während der Covid-19-Pandemie zur Verfügung gestellt und Szenarien potentieller Weiterentwicklungen entworfen. Das Feld betrifft vor allem jenes der Kinder- und Jugendhilfe. Soziale Arbeit meint behördliche Sozialarbeit und sozialpädagogische Angebote.

Die hier formulierte Vision künftiger Sozialer Arbeit ist krisenreflexiv, nachhaltig, beteiligend, vernetzt und basiert auf Gemeinschaft als zentrale zwischenmenschliche Form. Sie ist auf natürliche Weise in allen Aspekten des Lebensraumes der Adressaten/innen präsent, analog wie digital. Es geht dabei um die Etablierung einer Kultur des Gelingenden und die Wiederentdeckung des Politischen in der Sozialen Arbeit.

**Schlagnworte:** reflexives Krisenverständnis, Gemeinschaftsbildung, Digitalisierung, Kultur des Gelingenden

### Abstract

We are in the midst of an ongoing crisis of change that has been underway since at least the 1950s and marks the end of the Anthropocene in the classical sense. The need for system transformation seems evident. This will (have to) affect social work, too.

In this paper, field perceptions during the Covid-19 pandemic are made available, and potential scenarios of upcoming developments are sketched. The respective field primarily concerns that of child and youth welfare. Social work here means public social work as well as socio-pedagogical services.

The vision of future social work presented here is crisis-reflexive, sustainable, participatory, and networked, based on community as an essential principle. It is naturally present in all life-relevant aspects of those being cared for, in analogue as well as

digital environments. This narrative of social work represents cultures of success and rediscovers the political aspect of social work.

**Keywords:** reflexive understanding of crisis, community building, digitalisation, cultures of success

## 1. Veränderungskrisen

”Come gather ’round people  
 Wherever you roam  
 And admit that the waters  
 Around you have grown  
 And accept it that soon  
 You’ll be drenched to the bone  
 If your time to you is worth savin’  
 Then you better start swimmin’  
 Or you’ll sink like a stone  
 For the times they are a-changin’”  
 (Bob Dylan, ”The Times They Are A-Changin’”)

Wenn hier von ‚Krise‘ die Rede ist, dann weniger von traumatischen Krisen, sondern von gefährdenden, destabilisierenden Entwicklungen für das Kollektiv. Ich spreche von Zeiten gesellschaftlicher Gefährdung, die – gemäß des griechischen Wortursprungs *krísi* – Wendepunkte darstellen und *Entscheidungen* bedürfen – nicht nur, um einen akuten Kollaps abzuwenden, sondern auch und vor allem um künftigen Entwicklungen ähnlicher Art vorzubeugen bzw. uns darauf vorzubereiten. Das heißt, es geht um Veränderungskrisen (vgl. Lasogga/Gasch 2011: 19–23).

Die Covid-19-Pandemie wird dabei nicht der letzte Akt gewesen sein: Klimawandel, Wasserkrisen, Migrationskrisen, soziale und politische Krisen werden folgen. Aus einem größeren Zusammenhang heraus betrachtet, könnte man von einer einzigen Veränderungskrise sprechen, die seit Jahrzehnten (zumindest seit den 1950er Jahren) im Gange ist (vgl. Steffen/Broadgate/Deutsch/Gaffney/Ludwig 2015) und das Ende des Anthropozäns im klassischen Sinne markiert. (vgl. dazu etwa Laux/Henkel 2018) Es gilt, die (zumindest für einen Teil der globalen Bevölkerung, nämlich jenen der sogenannten westlichen Welt bestehenden) Errungenschaften des Zeitalters der Industrialisierung – Grundrechte, Sicherheit, Gesundheit, Wohlstand, Vielfalt – abzusichern und gleichzeitig neuartige Organisationsmodelle zu etablieren, die auf einem erweiterten Verständnis von Ökologie, Reziprozität (vgl. Weber 2018 63–69) und Nachhaltigkeit beruhen (Sommer/Welzer 2017: 15–27).

Um die anstehenden Herausforderungen möglichst unbeschadet bewältigen zu können, müssen wir ‚krisenfest‘ werden. Angesichts der Prognosen zur Erderwärmung oder des aktuellen Pandemie-Berichts der IPBES (Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services 2020), nach dem wir in eine ‚Ära der Pandemien‘ eintreten könnten, erscheint dies nicht nur als Gebot der Stunde, sondern im Hinblick auf die Verantwortung für zukünftige Generationen geradezu als unsere Verpflichtung. Wie das Paper des IPBES eindrücklich zeigt, ist die Beschränkung auf ein singuläres Phänomen (Klimawandel, Pandemien, etc.) nicht zielführend, da etwa aufgrund dramatisch sinkender Biodiversität und immer weiter reduzierter Habitate für

Wildtiere deren Korridore zusehends enger und die Kontaktmöglichkeiten mit Menschen immer größer werden, wodurch das Risiko viraler Übertragungen zwangsläufig steigt. Eine Zunahme an Pandemien wäre eine erwartbare und fast logische Folge. Es bedarf also komplexer Entwürfe und eines fundamentalen Wandels – einer Transformation – unseres vorherrschenden Systems. Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommt das Stockholm Resilience Centre mit dem „Planetary Boundaries Framework“ (SRC 2020). Die kurz gefasste Botschaft: Wir haben in einigen Bereichen die roten Linien schon überschritten. Es ist Zeit zu handeln – ab sofort.

## 2. „One Health Approach“

Unsere Gesellschaft ist nach Jahrzehnten der vermeintlichen Sicherheit und des Wohlstands nicht für Systemkrisen oder tiefgreifende Wandlungsprozesse gerüstet. Nur wenige Staaten oder Regionen verfügen über umfassende Strategien zur raschen und nachhaltigen Bewältigung von anhaltenden Krisen, ganz zu schweigen von staatenübergreifend akkordiertem Vorgehen – wie die Covid-19-Pandemie zeigt. Reaktion und nationaler Eigennutz sind nach wie vor die dominierenden Handlungsprinzipien. Um faktisches *Agieren* zu ermöglichen, würde es extensiver Vorbereitung und transnationaler Kooperation bedürfen, die sich nicht nur auf einen Sektor (wie etwa das Gesundheitssystem) fokussieren, sondern – getragen und gesteuert durch die jeweiligen Regierungen und unter Beteiligung der Wissenschaft sowie praxisnaher NGOs – alle gesellschaftlichen Sektoren berücksichtigen.

Letztlich kann all dies nur Sinn machen, wenn nicht ausschließlich auf das Wohl des Menschen Bedacht genommen wird, sondern auch auf jenes der Tiere sowie des gesamten Ökosystems des Planeten Erde. Laut WHO Generaldirektor Tedros Adhanom Ghebreyesus braucht es einen „One Health Approach“. Es gelte, in Vorbereitung zu investieren, nicht in Panik. (WHO 2020a) So wie Uganda, das 2019 mittels klarer Strategien und Abläufe rasch, gezielt und effektiv auf einen erneuten Ausbruch von Ebola reagieren konnte, und nach nur 5 Monaten sowie unter Einsatz erstaunlich geringer finanzieller Mittel das Ende der Epidemie deklarieren konnte (WHO 2020b). Ergo: Krisen sind nicht (nur) Phänomene, die uns ‚aus heiterem Himmel‘ und mit voller Wucht erwischen; wir können präventiv und pro-aktiv agieren, indem wir uns als Gesellschaften – wie auch als Gemeinschaften, Organisationen oder Individuen – darauf vorbereiten, anders ausgedrückt: resilienter werden (vgl. dazu Braden 2014: 137–174).

### 3. Krisen reframed – Von kurzfristigem Krisenmanagement zur Gestaltung von Übergängen

Die mit Krisen zusammenhängenden Erfahrungen sind oft so neu und so überwältigend, dass unser bisheriges Bewältigungsrepertoire nicht ausreicht, um die Dynamik unbeschadet zu überstehen. Je besser vorbereitet und je resilienter wir sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir nicht nur überleben, sondern auch lernen, wachsen und innovative Kraft freisetzen.

Begreift man Krisen nicht als von außen und plötzlich auf uns hereinbrechende Katastrophen, sondern als Ereignisse (im Sinne von Žižek 2016) mit einer Entwicklungsgeschichte,<sup>1</sup> auf die man sich vorbereiten kann, dann erscheinen sie in einem gänzlich anderen Licht: Krisen, so gedacht, werden gestaltbar, stellen Übergänge und Vorbedingungen für potenziell progressive Entwicklungsschritte (vgl. Kraft 1995: 253) dar.

Nur wird von Krise als Übergang erstaunlich wenig gesprochen. Und dies, obwohl ein Blick auf die zyklische Struktur der natürlichen Welt genau dies nahelegen würde: Signifikante Zustandsänderungen deuten krisenhafte Entwicklungen an; das, was wir gemeinhin als eigentliche Krise bezeichnen, markiert letztlich den Wendepunkt. ‚Übergang‘ hingegen meint nicht nur diesen zeitlich sehr begrenzten Moment des Zenits, die Schwelle, sondern einen länger andauernden Prozess (d.h., mit einem Vor und einem Nach der Krise), der transformatorisches Potential besitzt.

Übergänge begleiten uns, sind Teil unseres Lebens, nicht zeitlich, aber im Zuge unserer Lebensspanne doch antizipierbar. Sie haben mit allgemeingültigen Prozessen zu tun, denen wir alle unterliegen, und markieren ‚Meilensteine‘ unseres Lebens: Geburt, den Übertritt ins Erwachsenenalter und in die Elternschaft bzw. in das Alter sowie das physische Sterben. So wie wir individuelle Übergänge gestalten und begleiten können, können wir dies auch mit allen anderen tun – mit paradigmatischen, organisatorischen, gesellschafts- oder epochen-bedingten. Wir müssen sie nur als solche erkennen.

Klassische, in der psychosozialen Literatur rezipierte Kriseninterventionsmodelle (siehe etwa Lasogga et al. 2011; Wempe 2019) greifen in dieser Hinsicht oft zu kurz, da sie meist auf einen eng definierten Zeitraum nach einer Krise oder einem Notfall Bezug nehmen und längerfristige Krisenbewältigung auf psychotherapeutische oder psychiatrische Angebote reduzieren. Dabei scheint gerade die Zeit nach der ersten Akutphase (dem ‚Peak-Phänomen‘) von äußerster gestalterischer Bedeutung zu sein: Man befindet sich in einem Zustand der Fragilität und Offenheit. D.h., Systemzustände, die bereits davor vorhanden waren und durch die krisenhafte Entwicklung (= verunsichernde Situation) aktualisiert wurden, treten mitunter klarer und drängender hervor als vor der Krise. Die Irritation des Systems aufgrund der erfahrenen Destabilisierung führt zu einer Form von Sensibilität, die de facto ein *window of opportunity*

darstellt. Nutzt man dieses, können nachhaltige Veränderungsprozesse initiiert werden. Nutzt man es nicht, wird das System versuchen, zum Zustand vor der Krise zurückzukehren und diesen mittels hohem Kraftaufwand und konstanter Spannungsregulierung aufrechtzuerhalten. Eine Rechnung, die vorübergehend, aber nicht langfristig aufgeht: Dieselben Symptome werden zu anderen Anlässen erneut auftauchen und nach Lösung begehren.

Entsprechend ist einzufordern, Krisen in die jeweiligen Lebensgeschichten einzubetten und mittels ermächtigender Strategien Autonomie, Eigenkontrolle, Kompetenzentwicklung und Veränderungswille zu fördern. Beteiligende, salutogenetische, ressourcenorientierte oder lösungsfokussierte Ansätze sind gerade im Falle von (auch traumatischen) Krisen von äußerster Bedeutung (vgl. Perren-Klingler 2015: 41f.).

Übergänge stellen *sensible Phasen* dar. Diese professionell zu begleiten bedeutet, sie zu antizipieren, zu thematisieren, sichere Rahmenbedingungen und Stabilität zur Verfügung zu stellen, Risiken und Gefahren zu minimieren, etwaige Ziele vorübergehend in den Hintergrund zu stellen, Beziehung nur im Sinne eines Angebotes zu formulieren, Präsenz zu entwickeln – und Raum zu geben. Ist der Übergang geglückt, gilt es, Innovation, neu erworbene Kompetenzen, Aufgaben und Verantwortlichkeiten sichtbar zu machen und den neuen Status zu feiern. Den Rest kann man getrost den betroffenen Menschen selbst überlassen.

Nach einer veritablen Krise ist nichts mehr so, wie es vorher war. Sonst wäre es keine Krise gewesen. Es gibt kein ‚Zurück zum Alten‘ und kein ‚Zurück zur Normalität‘. Aus Krisen können – je nach Umfeld und Intervention – veritabler Schaden oder Progression erwachsen. Was wir brauchen, ist nicht nur ein effizienter Umgang mit Werkzeugen der Krisenintervention und des Notfallmanagements, sondern auch ein erweitertes, reflexives Krisenverständnis (Bösch/Deitelhoff/ Kroll/Thiel 2020: 5).

#### **4. Was hat das alles mit Sozialer Arbeit zu tun?**

Angesichts der globalen Ausgangslage wird es auch für die Soziale Arbeit nicht genügen, punktuelle Änderungen herbeizuführen. Wir müssen Soziale Arbeit wohl neu denken, vor allem was die konkrete Organisation und Ausrichtung bzw. Schwerpunktsetzungen anbelangt. Die Erkenntnisse und Erfahrungswerte aus der gegenwärtigen Pandemie können diesbezüglich wichtige Ansatzpunkte zur Verfügung stellen.

Es sei vorausgeschickt, dass ich hier nicht vorgeben möchte, es besser zu wissen – dies wäre vermessen, anmaßend und töricht. Vielmehr gebührt der Respekt allen, die fortlaufend zur Bewältigung der Krise beitragen, unabhängig davon, ob dies von Zuhause aus, in Kurzarbeit bzw. im Homeoffice, oder ‚im Feld‘ geschieht.

## 5. Das Zugrundeliegende – Gemeinschaft als Säule der Stabilität

Es waren nicht Google, Facebook, Apple oder Amazon, die uns durch die Krise gebracht haben bzw. bringen, sondern Gemeinschaften – nachbarschaftliche, kommunale oder organisationale Gruppen, denen wir uns zugehörig fühlen, deren Teil wir sind und in die wir uns einbringen, mit all unseren Kompetenzen und Bedürftigkeiten. Gemeinschaften repräsentieren ein größeres Ganzes, an dem wir teilhaben und in dem wir Verantwortung übernehmen können, um das zu empfinden, was im Englischen so bezeichnend *feeling of ownership* heißt.

Naturgemäß sind Definitionen von Gemeinschaft, wie sie Tönnies (2012) Ende des 19. Jahrhunderts vorgenommen hat, im 21. Jahrhundert nicht mehr aktuell. Auch ist von romantisierenden Vorstellungen, von ‚ersehten Gemeinschaften‘ (vgl. Bauman 2017a:7–12), Abstand zu nehmen. Gemeinschaft hat einen Preis: Interdependenz. Es gibt keine ‚Gemeinschaft *a la carte*‘ (vgl. Bauman 2017b:121), man ist im gemeinschaftlichen Gefüge immer voneinander abhängig. Dies gilt heute wie damals gleichermaßen: Wir können die existenten Probleme nicht alleine lösen. Der konkrete Grad der Interdependenz ist unterschiedlich, je nachdem wie wir persönlich von der jeweiligen Referenzgemeinschaft abhängen. Diese Abhängigkeit ist im Familiären, im Kommunalen und auch Beruflichen größer als etwa in ausschließlich selbstbestimmten Kontexten wie Freizeitgemeinschaften. Aber: Sie ist durchgängig vorhanden, weil sie mit dem ‚antwortenden Gegenüber‘, mit Resonanz zu tun hat (vgl. Rosa 2016: 289, Buber 1999). Gemeinschaft ist als ontologische Kategorie zu verstehen, als grundsätzliche und ahistorische Struktur des menschlichen Zusammenlebens – dem entsprechend, was Martin Heidegger als „In-der-Welt-sein“ (1962:156) bezeichnet (vgl. Rosa/Gertenbach/Laux/Strecker 2010: 21–27; vgl. auch Urban 2017).

In der modernen Sozialen Arbeit erscheint Gemeinschaft wenig relevant. Selbst die Gemeinwesenarbeit – klassische dritte Methode der Sozialen Arbeit, die grundsätzlich durch den Begriff der Gemeinschaft bestimmt ist – fristet ein Nischendasein. Die letzten Jahrzehnte waren – ganz dem gesellschaftlichen Mainstream entsprechend – stark von individualistischen Interventionen geprägt, dort und da ergänzt um Gruppenangebote.

Und doch: dies könnte sich ändern. Weniger aus paradigmatischen Gründen, sondern – so die Vermutung – vor allem aus finanziellen. Es ist fraglich, ob der (hohe) Mitteleinsatz für Einzelfallhilfen weiterhin zu rechtfertigen bzw. schlicht leistbar sein wird. Zusätzlich hat gerade die Corona-Pandemie Evaluierungsbedarfe aufgezeigt:

Während des ersten Lockdowns im Frühling 2020 wurden in den mobilen Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe unzählige Sozialpädagogen/innen in Kurzarbeit geschickt. Das mobile Feld wurde dramatisch ‚heruntergefahren‘, die Versorgung der betroffenen Familien je nach Bezirk sehr unterschiedlich geregelt und – trotz existenter

Kindeswohlgefährdung in einem Gutteil der Fälle – oftmals stark reduziert, mit (positiven wie negativen) Folgen, die nicht präzise einzuschätzen sind.

Gleichzeitig befand sich das gesamtgesellschaftliche Gefüge in einem vulnerablen und verunsicherten Zustand, gewisse Bereiche des öffentlichen Lebens und der kritischen Infrastruktur litten unter Überbelastung.

Sozialpädagogen/innen sind gut und umfassend ausgebildet, flexibel einsetzbar, verfügen über kommunikative, koordinative und administrative Fähigkeiten sowie außergewöhnliche Feldkompetenz in den betreffenden Gemeinwesen. Wäre die Finanzierungsgrundlage im Frühling 2020 eine auf sozialräumlicher oder gemeinwesenorientierter Basis gewesen, hätte man einen enormen Pool an professionellen Kräften für die Übernahme von zivilgesellschaftlichen Aufgaben rasch und unkompliziert aktivieren können. Dies hätte nicht nur Arbeitsplätze abgesichert und Kosten gespart, sondern auch Sinn und Zusammenhalt gestiftet – sowie insgesamt die Krisenbewältigung befördert.

Als erfolgreiches Pilotmodell kann die Rekrutierung von Sozialarbeiter/innen der Kinder- und Jugendhilfe für die Krisenstäbe der Bezirksverwaltungsbehörden gelten. Abgesehen von kritischen Aspekten (nämlich, dass diese ihrer eigentlichen Arbeit nur bedingt nachgehen konnten) haben sie maßgeblich dazu beigetragen, den Betrieb auf den Behörden aufrechtzuerhalten und die Covid-relevanten Agenden professionell zu managen.

Eine Weiterentwicklung der Organisationslogik Sozialer Arbeit in Richtung sozialräumlicher oder gemeinwesenorientierter Zugänge würde also Sinn machen. Zumal damit auch wichtige inhaltliche Felder (wieder-)eröffnet würden, die mittels individueller Ansätze nur sehr viel schwieriger zu forcieren sind, wie etwa politische und Demokratiebildung. Beteiligung ist in Bezug auf Gemeinschaft ohnehin eine *conditio sine qua non*. Es wird also Zeit, die ‚alten Konzepte‘ wieder hervorzukramen und das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft auch in der Sozialen Arbeit paradigmatisch und de facto wieder in Balance zu bringen.

## **6. Flucht nach vorne – Postdigitale Zustände**

Das Gesicht unserer Realität hat sich im ersten Halbjahr 2020 in vielerlei Hinsicht dramatisch verändert. Eine der Facetten betrifft die Digitalisierung – weniger in Hinblick auf die technischen Infrastrukturen und Softwares, auch nicht, was deren Anwendung in Wissenschaft, Medizin und Industrie betrifft; sondern vor allem was die flächendeckende Nutzung angeht: Zoomen ist das neue Googeln; das Online-Angebot in Bibliotheken ist enorm gewachsen; Ausstellungen können in virtuellen Museen besucht werden; und komplexe mathematische Simulationsmodelle erleben als Grundlage politischer Entscheidungsfindung wahre Hochkonjunktur.

Diese Entwicklungen haben nicht erst mit dem Coronavirus eingesetzt; sie sind nur aufgrund der entstandenen Notwendigkeiten dramatisch dynamisiert worden. Wir befanden uns bereits davor in einem postdigitalen Zustand (vgl. Rustler 2020), in dem Digitales omnipräsent und in unser Alltagsleben organisch eingewoben war. Es fällt uns schlicht nicht mehr auf, dass das Digitale ‚anders‘ bzw. abgegrenzt vom Menschen ist. Künstliche Intelligenz, maschinelles Lernen bzw. *Deep Learning* und Robotik sind bestimmende Technologien unserer Zeit und führen sukzessive zu einer Re-Organisation unseres Lebens – ohne dass uns dies in diesem Ausmaß gegenwärtig ist: „Im Anthropozän wurde der Mensch zum Gestaltungsfaktor, im nächsten Zeitalter könnte es die Technologie werden“ (Konzett 2020: 6).

Vor diesem Hintergrund muss es Sorge bereiten, dass unsere Bewusstheit über technologische Folgewirkungen und damit in Verbindung stehende philosophische Fragen nur wenig ausgebildet ist. Ergo: Es bedarf einer Ethik im Umgang mit dem Digitalen.

Es gilt, kritisch zu hinterfragen, wie etwa die digitale Kommunikation im Rahmen von Videokonferenzen, die über zwei Sinne (audio-visuell) und digitale Abbilder (*images*) erfolgt, unsere Beziehungsgestaltungen (analog wie digital) beeinflusst? Oder was die Steuerungsmöglichkeiten der *Hosts* für unsere Kommunikation bedeutet? D.h., welche Effekte erzeugen wir dadurch, dass wir jemanden einfach ‚stummschalten‘ können? Welche machtpolitischen Aspekte sind diesbezüglich zu berücksichtigen? Was funktioniert digital genauso gut – oder besser – als analog? Wie kann verschränkte Soziale Arbeit aussehen (analog zum verschränkten Lernen)? Worauf müssen wir achten, damit wir nicht vergessen, was wichtig ist, zu erinnern? Als Beispiele: Wir dürfen die Bedeutung physischer sozialer Umgangsformen und Rituale – also: Hände schütteln, umarmen, küssen, miteinander tanzen und singen, etc. – nicht vergessen. Wir werden uns wohl bewusst wieder daran erinnern, dies vielleicht sogar erneut trainieren müssen. Tröstlich ist, dass diese sozialen Praktiken auch vorherige Pandemien überdauert haben.

Jugendliche stellen in Bezug auf die Digitalisierung andere Fragen als Erwachsene, auch weil sie *digital natives* sind. Und sie gehen anders mit den relevanten Technologien um. Während sich in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit *non-digital natives* über Homeoffice-Instandsetzung und Online-Teamsitzungen den neuen Gegebenheiten annähern mussten, zusätzlich Debatten über die Relevanz und Sinnhaftigkeit von Online-Angeboten für die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen geführt wurden, waren Jugendliche, als die Professionisten/innen letztlich zum Einsteigen bereit waren, vielfach bereits übersättigt von Zoom-Parties, Dauerstreamen und 24/7 Youtube, Insta, Snapchat oder TikTok.

Wir, die Professionisten/innen, müssen unsere fehlende Expertise eingestehen, die Zugänge der *digital natives* kennenlernen (vgl. etwa Pöyskö et al. 2020), einen

differenzierten Blick auf deren Kompetenzen entwickeln und von ihnen lernen. Dies ist nicht nur in vielerlei Hinsicht sinnvoll, sondern dringend notwendig.

## **7. Positive News – Eine Kultur des Gelingenden**

Veränderungsprozesse können mit großen Opfern verbunden und unter Schmerzen erfolgen – oder strategisch, systematisch, getragen von Ethik und Visionen, inspiriert durch erfolgreiche Pilotmodelle und gute Praxis. Ersteres klingt mühsam, zäh und macht wenig Lust auf Wandel. Letzteres wirkt smart, mit *drive* versehen – und ist zu empfehlen.

Krisen eröffnen zudem experimentelle Räume, aus denen innovative Lösungen entstehen, die – mit etwas Mut und Konsequenz – in die bestehende Kultur integriert werden können (siehe dazu auch gängige Change-Management-Modelle, etwa UoV 2020).

Der erste Lockdown im Frühling 2020 hat eine Vielzahl hoffnungsstiftender Initiativen hervorgebracht: von hohem gesellschaftlichen Zusammenhalt und gelebter Solidarität, über unkonventionelle Ideen und Umsetzungen in kulturellen, sozialen oder ökonomischen Belangen bis hin zu, etwa im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, weitreichenden, organisationsübergreifenden Kooperationen, dem Wiedererwachen eines Gemeinschaftsgefühls in stationären Wohngruppen oder außerordentlicher Einsatzbereitschaft bzw. Flexibilität von Mitarbeitern/innen. Um diese in einen Alltag überzuführen, hätte es einer Identifikation von *Indikatoren des Gelingenden*, von neuen Visionen und Strategien sowie Wille und Beharrlichkeit in der Umsetzung bedurft. Die Ausgabe der Botschaft, das ‚alte‘ System wieder ‚hochzufahren‘, hat dies mit verhindert.

Wir sehen weitreichenden Umbrüchen entgegen. Angesichts von Krisen wie der Covid-19-Pandemie und globalen Herausforderungen wie dem Klimawandel bzw. Phänomenen wie der Digitalisierung werden wir Antworten entwickeln müssen. Eine Kultur des Gelingens zu etablieren und darauf zu fokussieren, was funktioniert bzw. uns weiterbringt, könnte einen wesentlichen Beitrag dazu leisten. In der Kinder- und Jugendhilfe Oberösterreich wird dies in den letzten zehn Jahren konsequent versucht, basierend auf beteiligenden, ermächtigenden und lösungsfokussierten Zugängen (siehe Urban 2020). Dies gibt Hoffnung.

## **8. Letztlich – das Politische an der Sozialen Arbeit**

Mehr Krisen könnten zu fortschreitender Prekarisierung führen. Der Druck auf Randgruppen, ohne Lobby und Realmacht, würde weiter wachsen. Will man die Betroffenen nicht sich selbst überlassen und verhindern, dass Ungleichheiten und Imbalances erst dann und eruptiv artikuliert werden, wenn sie zum Himmel schreien (wie etwa im Falle

der *Black Lives Matter*-Bewegung in den USA), bedarf es der systematischen Positionierung und Parteilichkeit, im Auftrag der Gesellschaft.

Es geht nicht an, dass wir über Vermögenssteuern diskutieren, nicht jedoch über Kinderarmut. Soziale Arbeit hat die Aufgabe, Ungleichheiten und Missstände (d.h., kriseninduzierende Faktoren) zu benennen und konkrete Lösungsszenarien aufzuzeigen. Tun wir dies nicht, provozieren wir Gefahr im Verzug. Womit sich der Kreis schließt und wir wieder bei der Krise wären.

Kurzum: Die Soziale Arbeit muss politischer werden. Es wäre wichtig, ihre Stimme im öffentlichen Diskurs wieder lauter zu vernehmen.

## 9. Regnose – oder: Die erwünschte Zukunft

Es ist Ende des Jahres 2030. Erneut wurde eine Krise bewältigt. Rückblickend betrachtet, hatten wir, ganz Erfahrungswesen, aus vergangenen Krisen gelernt und waren vorbereitet: Die notwendigen Transformationen waren systematisch und fortlaufend vollzogen worden, die Praxis der Sozialen Arbeit – als gesellschaftspolitisches Instrument der Gestaltung sozialer Veränderungsprozesse – wurde an die Gegebenheiten post-industrieller Lebenswelten angepasst.

Der Humanismus – das Primat von Sicherheit, Entwicklung, Bildung und Würde des Menschen (VJ 2008) – steht nach wie vor im Zentrum des Handelns. Wir haben Kulturen wahrhaftiger Kooperation, Partizipation und des Gelingens etabliert. Unser reflexives Verständnis von Krisen folgt der Logik der bewussten Gestaltung von Übergängen. Die tägliche Arbeit ist gemeinwesenorientiert, stark präventiv und ermächtigend ausgerichtet. Ressourcen werden flexibel und strategisch, jedoch nicht beliebig, sondern dort eingesetzt, wo sie gebraucht werden: im Einzelfall, bei Gruppen, im Sozialraum bzw. Gemeinwesen oder als zivilgesellschaftliche Ressource im Krisenfall.

Auch in der Sozialen Arbeit wird nun ein *One Health Approach* angewandt. Nachhaltiges Handeln ist in Strukturen, Prozessen und Abläufen abgebildet, notwendige Verkehrswege werden weitestgehend öffentlich oder (etwa im ländlichen Raum) mittels smarterer Lösungen überwunden. Die Professionisten/innen besitzen Expertise und Feldkompetenz in analogen wie digitalen Umwelten und agieren in beiden souverän, je nach situativer Anforderung. Im Zentrum der Sozialen Arbeit steht zwischenmenschlicher Kontakt, Resonanz, gesellschaftlicher Ausgleich und Demokratiebildung. Die tragende Säule ist auch weiterhin Gemeinschaft.

„Wenn es in einer Welt der Individuen eine Gemeinschaft geben soll, kann es nur (und muss es notwendigerweise auch) eine Gemeinschaft sein, die auf Teilen und gegenseitiger Fürsorge beruht, eine Gemeinschaft, die Verantwortung übernimmt und sich aktiv darum kümmert, dass alle nicht nur die gleichen Rechte haben, sondern auch im gleichem Maße in der Lage sind, diese Rechte in Taten umzusetzen.“ (Bauman 2017: 181)

## Verweise

<sup>1</sup> Ich beziehe mich hier vorrangig auf Veränderungskrisen; wenngleich ich behaupte, dass ein nicht geringer Teil *aller* Krisen eine Entwicklungsgeschichte aufweisen, welche im Sinne eines Spannungsbogens retrospektiv sichtbar wird. Entsprechend wären Indikatoren identifizierbar, die Veränderungsprozesse anzeigen und die Grundlage für rechtzeitige Anpassungen darstellen. Man könnte sich dadurch nicht zwingend auf ein bestimmtes Resultat vorbereiten, sehr wohl aber auf den immanenten Prozess, der eine hohe individuelle, gemeinschaftliche bzw. kulturgeschichtliche Spezifität aufweist. Vgl. dazu auch Bösch et al. (2020).

## Literatur

- Bauman, Zygmunt (2017a): *Gemeinschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (2017b): *Das Vertraute unvertraut machen*. Ein Gespräch mit Peter Haffner. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan/Thiel, Thorsten (2020): Für eine reflexive Krisenforschung – zur Einführung. In: Bösch, Frank, Deitelhoff, Nicole, Kroll, Stefan (Hrsg.): *Handbuch Krisenforschung*. Heidelberg: Springer, S. 3–16.
- Braden, Gregg (2014): *The Turning Point: Creating Resilience in a Time of Extremes*. Chapter 5. Carlsbad, CA, New York, London, Sydney, New Delhi: Hay House.
- Buber, Martin (1999): *Das dialogische Prinzip: Ich und Du*. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. Zur Geschichte des dialogischen Prinzips. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Heitger, Barbara/Doujak, Alexander (2013): *Managing Cuts and New Growth. An Innovative Approach to Change Management*. Wien: Goldegg.
- IPBES – Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services (2020): *Workshop Report on Biodiversity and Pandemics of the Intergovernmental Platform on Biodiversity and Ecosystem Services*. Bonn: IPBES secretariat. [https://ipbes.net/sites/default/files/2020-12/IPBES%20Workshop%20on%20Biodiversity%20and%20Pandemics%20Report\\_0.pdf](https://ipbes.net/sites/default/files/2020-12/IPBES%20Workshop%20on%20Biodiversity%20and%20Pandemics%20Report_0.pdf) (29.12.2020).
- Konzett, Eva (2020): *Schützt unser digitales Ich!* In: *Falter*, 02/20, S. 6.
- Kraft, Hartmut (1995): *Über innere Grenzen*. Initiation in Schamanismus, Kunst, Religion und Psychoanalyse. München: Diederichs.
- Lasogga, Frank/Gasch, Bernd (2011): *Definitionen*. In: Lasogga, Frank/Gasch, Bernd (Hg.): *Notfallpsychologie*. Lehrbuch für die Praxis. Heidelberg: Springer, S. 19–28.
- Laux, Henning/Henkel, Anne (Hg.) (2018): *Die Erde, der Mensch und das Soziale*. Zur Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Anthropozän. Bielefeld: transcript.
- Perren-Klingler, Christiane (2015): *Salutogenese und Ressourcenarbeit als Basis der PSNV*. In: Perren-Klingler, Christiane (Hg.): *Psychische Gesundheit und Katastrophe*. Internationale Perspektiven in der psychosozialen Notversorgung. Heidelberg: Springer, S. 37–53.
- Pöyskö, Anu/Pantucek-Eisenbacher, Christina/Anderle, Michaela (2020): *Digitale Kinder- und Jugendarbeit in Wien*. Eine Bestandsaufnahme. In: *Soziales Kapital*, Jahrgang 24. <https://sozialeskapital.at/index.php/sozialeskapital/article/view/704/1278> (10.01.2021).
- Rosa, Hartmut/Gertenbach, Lars/Laux, Henning/Strecker, David (2010): *Theorien der Gemeinschaft*. Zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rustler, Katharina (2020): *Postdigital als Zustand*. In: *Der Standard*, 15.01.2020, S. 26.
- Sommer, Bernd/Welzer, Harald (2017): *Transformationsdesign*. Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München: oekom.
- SRC – Stockholm Resilience Centre (2020): *Planetary boundaries research*. <https://www.stockholmresilience.org/research/planetary-boundaries.html> (29.12.2020).

- Steffen, Will/Broadgate, Wendy/Deutsch, Lisa/Gaffney, Owen/Ludwig, Cornelia (2015): The trajectory of the Anthropocene. The Great Acceleration. In: The Anthropocene Review. Jahrgang 2/1, S. 81–98.
- Urban, Roland (2017): Serving the community. In: CYC Online. Nr. 226/Dec., S. 87–92. <https://cyc-net.org/cyc-online/dec2017.pdf> (10.01.2021).
- Urban, Roland (2020): Wege der Ermächtigung. In: SiO, 02, S. 10–16.
- Tönnies, Ferdinand (2012). Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- UoV – University of Virginia (2020): Change Management. <https://organizationalexcellence.virginia.edu/change-management> (10.01.2021).
- VJ – Verlag Jungbrunnen (2008): Humanismus. <http://www.politik-lexikon.at/print/humanismus/> (29.12.2020).
- Weber, Andreas (2018): Indigenialität. Berlin: Nicolai Publishing.
- Wempe, Christiane (Hrsg.) (2019): Krisen und Krisenintervention bei Kindern und Jugendlichen. Stuttgart: Kohlhammer.
- WHO – World Health Organization (2020a): International Day of Epidemic Preparedness. Message from WHO Director-General Dr Tedros Adhanom Ghebreyesus. Video. <https://www.who.int/news-room/events/detail/2020/12/27/default-calendar/international-day-of-epidemic-preparedness> (29.12.2020).
- WHO – World Health Organization (2020b): International Day of Epidemic Preparedness. Epidemic preparedness – a wise investment. Video. <https://www.who.int/news-room/events/detail/2020/12/27/default-calendar/international-day-of-epidemic-preparedness> (29.12.2020).
- Žižek, Slavoj (2016): Was ist ein Ereignis? Frankfurt am Main: Fischer.

## Über den Autor

### Roland Urban

ist Gesundheits-, klinischer und Notfallpsychologe, Gemeinwesenarbeiter, Prozessgestalter und Autor.

Internationale Seminar- und Vortragstätigkeit. Beschäftigt als Qualitätsmanager bei der Sozialen Initiative gemeinn. Gmbh sowie als Prozesskoordinator und Praxisbegleiter im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe Oberösterreich.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Gesundheitsförderung, Beteiligung, Gemeinwesenarbeit.

## **Diebäcker, Marc / Wild, Gabriele (Hg.) (2020): Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wiesbaden: Springer VS.**

268 Seiten / 46,25 Euro

Der sogenannte öffentliche Raum als Begegnungs-, Aufenthalts-, Rückzugs- und Entfaltungsort für marginalisierte und von sozialem Ausschluss bedrohte Menschen zeichnet sich hinsichtlich einschlägiger professioneller Tätigkeitsfelder Sozialer Arbeit vielfach durch Heterogenität aus: So reicht das Spektrum von der aufsuchenden Arbeit mit Obdachlosen oder anderen marginalisierten Gruppen über Gemeinwesenarbeit bis hin zu mobiler Jugendarbeit. Auch an Begriffen mangelt es nicht: Streetwork, aufsuchende Jugend- und Sozialarbeit, Gassenarbeit, mobile bzw. herausreichende Jugendarbeit seien mit Galuske (2007: 268) exemplarisch genannt.

Der vorliegende Sammelband *Streetwork und Aufsuchende Soziale Arbeit im öffentlichen Raum* spannt vor diesem Hintergrund gewissermaßen einen Bogen über diese methodischen Zugänge in der Sozialen Arbeit. In der Tradition der (inzwischen dreibändigen) *Leitbegriffe der Sozialen Arbeit* (vgl. z.B. Bakic/Diebäcker/Hammer 2008), vereint die Publikation jeweils von einschlägigen Begriffen der Fachdiskussion inspirierte Beiträge, die konzeptionelle und praktische Entwicklungen in diesem Handlungsfeld kritisch beleuchten. Der Grundtenor: Die Praxis von Streetwork und aufsuchender Arbeit ist dazu aufgerufen, die eigene Haltung und Praxis zu hinterfragen und damit einhergehend ihre handlungsleitenden Konzepte zu aktualisieren.

Dabei füllen die insgesamt 17 inhaltlichen Beiträge (von Autor\*innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz) zunächst einmal eine (theoretische) Lücke vor dem Hintergrund des verschiedentlich konstatierten Theoriedefizits aufsuchender Sozialer Arbeit (u.a. von Galuske 2007:275). Theoretiker\*innen und Praktiker\*innen geben Anstöße zu einer Reaktualisierung des Fachdiskurses rund um aufsuchende Handlungsfelder Sozialer Arbeit. So wird versucht, einen (gesellschaftstheoretischen) Bogen für die Diskussion handlungsfeldübergreifender Zugänge zu spannen (Kapitel

1), um diese u.a. an konkreten Settings (Beratung, Online-Streetwork, etc.) bzw. Fallbeispielen (Jugendarbeit, Suchthilfe, Gemeinwesenarbeit) zu illustrieren (Kapitel 2) sowie für die Weiterentwicklung fachlicher Perspektiven und Standards fruchtbar zu machen (Kapitel 3).

Der analytische Bezugsrahmen der einzelnen Beiträge: Maßgeblich für das, was in den verschiedenen Settings in der aufsuchenden Begegnung mit Adressat\*innen mitschwingt und Widersprüche aufwirft, sind verschiedene (politökonomische) Transformationsprozesse des öffentlichen Raums, die es kritisch im Lichte der eigenen Fachlichkeit zu hinterfragen gilt. Denn auch aufsuchende Soziale Arbeit selbst, als „raumrelationale Praxis“ (S. 8) und „staatliche Regulierungspraxis“ (S. 13)“, ist seit geraumer Zeit diesen quantitativen und qualitativen Veränderungsprozessen (Gentrifizierung, Privatisierung, neue Ordnungspolitiken etc.) im urbanen Raum unterworfen. (vgl. S. 23ff).

Ganz im Sinne der Foucaultschen Machtanalytik geht es den Herausgeber\*innen primär darum, mit kritisch-analytischer Haltung die „strategische Einbindung Aufsuchender Sozialer Arbeit in ein staatliches Gesamtensemble“ (S. 16) in den Blick zu bekommen. Kurzum: Selbstreflexion und Politisch-Sein im Sinne der Einmischung in urbane Diskurse stellt ein unabdingbares Element kritischer (hier: aufsuchender) Sozialer Arbeit dar. Marc Diebäcker und Gabriele Wild belassen es jedoch nicht nur beim Lippenbekenntnis, sondern legen in ihrer Einleitung gleich fünf Reflexionsfiguren für Aufsuchende Soziale Arbeit als professionelle Praxis vor. Diese scheinen mir vor allem für Fortbildungs- und Interventionszwecke von Jugend- und Sozialarbeiter\*innen als besonders bereichernd.

Kapitel 1 skizziert die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen aufsuchende Praxis gegenwärtig stattfindet, und fordert der\*dem geneigten Leser\*in eine gewisse Grundkenntnis sozialwissenschaftlicher (kritischer) Theorie ab. Herausgeber Marc Diebäcker geht in seinem Beitrag insbesondere auf die oben angesprochene „Transformation von urbanen und öffentlichen Räumen“ (S. 27) ein, während Christian Reutlinger darauf hinweist, dass Soziale Arbeit aufgerufen ist, sich in verschiedenen Spannungsverhältnissen zu positionieren, weil sie eben selbst räumliche Ordnungen herstellt und mit beeinflusst: Beispielhaft seien hier Klient\*innen vs. Ortsorientierung, Parteilichkeit vs. Allparteilichkeit sowie öffentliche Ordnung vs. soziale Sicherheit genannt (vgl. S. 48f). Spannungsverhältnisse solcherart bilden im Übrigen ein durchgängiges Motiv des Bandes und werden u.a. in den Beiträgen von Yann Arhant (Inklusion vs. Prävention), Manuela Hofer (Auftrag vs. Bedarf) oder Andreas Wyss (Bedürfnisorientierung und Akzeptanz im Spannungsfeld des doppelten resp. des dreifachen Mandats Sozialer Arbeit) aufgegriffen. Ellen Bareis schließlich erläutert in ihrem lesenswerten Beitrag, welche Rolle Soziale Arbeit an der lokalen Produktion des sogenannten „dritten Raums“ als neue Form der Repräsentation der „unsichtbaren Anderen“ spielen kann (S. 66f).

Berufspraktiker\*innen werden vor allem im Kapitel 2 (Situationen, Settings und Interaktionen) auf ihre Rechnung kommen. Fragen des Kontaktaufbaus mit Adressat\*innen (sh. den Beitrag von Caroline Haag), des spezifischen Beratungssettings in der aufsuchenden Arbeit (sh. den Beitrag von Gabriele Wild) finden ebenso Eingang wie eine kritische Reflexion der allparteilichen Haltung in der Gemeinwesenarbeit (sh. den Beitrag von Anna Fischlmayr). Einem Thema, das immer mehr Einzug in die Fachdiskussion hält, widmen sich Florian Neuburg, Stefan Kühne und Fabian Reicher: der aufsuchenden sozialen Arbeit in digitalen Räumen. Und wie sehr das tägliche professionelle Tun aufsuchender Arbeit mit aktuellen theoretischen Bezügen rund um soziale Ungleichheit, Ausgrenzung und Diskriminierung verwoben ist, zeigt nicht zuletzt der Beitrag von Sabrina Luimpöck und Gabriele Wild auf.

Das dritte Kapitel (Handlungsleitende Konzepte und fachliche Standards) beinhaltet Diskussionsanstöße für eine Reaktualisierung fachlicher Konzepte. Die Beiträge präsentieren sich erneut als eine Art Reflexionsfolie, um bisher von der Praxis definierte Mindeststandards zu schärfen sowie einzelne Aspekte in die Diskussion aufzunehmen. Für Letzteres steht etwa Alexander Brunner der in seinem Artikel u.a. die provokante Frage aufwirft, inwieweit Professionist\*innen in der aufsuchenden Arbeit mehr „erzieherisch“ tätig sind, als sie sich zumeist eingestehen möchten. Christoph Stoik wiederum setzt sich mit einer Reihe von Dilemmata auseinander, die durch das systematische Sammeln von Wissen im Zuge von Gesprächen und Beobachtungen durch Professionist\*innen entstehen.

Madlen Gardow und Olivia Deobald setzen sich im Rahmen einer intersektionalen Herangehensweise mit der Frage auseinander, wie Geschlechtergerechtigkeit auf der Straße hergestellt werden kann. Dazu skizzieren sie konkrete Empowermentstrategien vor dem Hintergrund spezifischer Diskriminierungs- und Ausgrenzungsformen gegenüber Frauen\*.

Aus Sicht (der Steuerungsebene) der offenen Jugendarbeit, gewähren Martina Gerngross und Manuel Fuchs interessante Einblicke für Fachkräfte und Entscheidungsträger\*innen. Die eingangs erwähnte Heterogenität der Handlungsansätze, die aufgrund ihrer Kontextbezogenheit (politische Diskurse, gesetzliche Grundlagen, etc.) entsteht, wird am Beispiel aufsuchender Jugendarbeit im Zuge einer Systematisierung als Kontinuum entlang der beiden Pole Jugendförderung (herausreichende Jugendarbeit) sowie Jugendhilfe (Streetwork) skizziert. Zwischen diesen beiden Polen wird mobile Jugendarbeit verortet, in der es sowohl um Erlebnis- und Freizeitorientierung als auch um Alltags- und Lebensbewältigung geht.

## **Fazit**

Das Buch kann insbesondere als Plädoyer für eine kritisch-reflexive Berufspraxis entsprechender Angebote der aufsuchenden sozialen Arbeit sowie deren verstärkte Einmischung in politische Diskurse gelesen werden.

Es lädt Studierende und Forschende dazu ein, in die (Lebens-)Welten aufsuchender Sozialer Arbeit und ihrer Adressat\*innen einzutauchen, und bietet Praktiker\*innen vielfältige Anhaltspunkte für eine weiterführende Auseinandersetzung mit fachlichen Herausforderungen. Insgesamt eine anspruchsvolle und äußerst lohnenswerte Lektüre, die eine Brücke zwischen Theorie und Praxis baut und die in keiner Handbibliothek einschlägiger Organisationen fehlen sollte.

*Christian Fischer / christian.fischer@wienextra.at*

## **Literatur**

Bakic, Josef/Diebäcker Marc/Hammer, Elisabeth (2008): Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch. Band 1. Wien: Löcker Verlag.

Galuske, Michael (2007): Methoden der sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.

## **AK Fe.In (2019): Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt. Berlin: Verbrecher Verlag.**

199 Seiten / 15,50 Euro

### **„Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass“ – eine queer-feministische Intervention**

Beim Autor\*innenkollektiv Fe.In ist der Name Programm, denn Fe.In steht für feministische Intervention. Eine eben solche ist *Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass*, aber zugleich ist das Werk der Autor\*innen Eike Sanders, Anna O. Berg und Judith Götz ein akribisch recherchierter, spannend aufbereiteter und kritischer Beitrag zum Verständnis von Antifeminismus und zur Ethnisierung von Gewalt durch (extrem) rechte Ideologien.

Antifeminismus ist kein neues Phänomen, aber er ist weltweit auf dem Vormarsch und kostet Leben, so der Befund von Sanders, Berg und Götz. Sie legen dar, dass die Aufrechterhaltung der binären, hierarchisch organisierten Geschlechterordnung der ideologische und realpolitische Kern des Antifeminismus ist. Antifeminismus verstehen die Autor\*innen also als gesamtgesellschaftlich tief verwurzelte Ideologie und politisches Programm, beides eng mit der Verteidigung patriarchaler Strukturen verflochten. Daneben richtet sich der Antifeminismus vor allem *gegen* vieles, wie die Autor\*innen herausarbeiten. Unter Ethnisierung von Gewalt verstehen sie die Instrumentalisierung von Frauenrechten durch (extrem) rechte Akteur\*innen, die sexualisierte Gewalt immer nur dann thematisieren, wenn sie einen rassistischen Nutzen daraus ziehen können.

### **Von A wie Antifeminismus bis Z wie Zugang zu Ressourcen**

Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Diskussion von Antifeminismus und zentralen Begriffen wie „toxische Männlichkeit“ und „binäre Geschlechterordnung“, um anschließend einen weiten Bogen zu spannen. Als „Kampffelder“ des Antifeminismus

beschreiben die Autor\*innen aktuelle Angriffe auf Frauen\*- und LGBTQ\*-Rechte, materielle Ressourcen und den aufgeladenen „Kampf um Begriffe“. Antifeministische Kämpfe um Deutungs- und Diskurshoheit werden häufig isoliert betrachtet, so die Kritik der Autor\*innen. Anschaulich und unterlegt mit vielen Beispielen argumentieren sie, dass diese Kämpfe immer auch konkrete materielle Folgen haben, denn sie sind verbunden mit Angriffen auf materielle Ressourcen, z.B. auf universitäre Lehrstellen der Gender Studies oder Frauenförderprogramme sowie auf Frauen\* und LGBTQ\*-Rechte oder konkrete politische Maßnahmen und Gleichstellungspolitik.

Im dritten von sechs Kapiteln beschäftigen sich die Autor\*innen mit antifeministischer Gewalt, die sie als extremen Ausdruck toxischer Männlichkeit verstehen und die sich in Kombination mit rechtsextremer Ideologie potentiell verschärft. Antifeministische Gewalt sei der – zu selten benannte – gemeinsame ideologische Nenner bei so unterschiedlichen gesellschaftlichen Missständen wie dem Frauen\*hass von Incels (*involuntary celibates*), den Terroranschlägen von Christchurch, Neuseeland, und Anders Breivik in Norwegen, Femiziden und misogynen Neonazis bis hin zu sexualisierter Gewalt und Gewalt im familiären Umfeld.

Wie Gewalt gegen Frauen\* von (extrem) rechten Ideologien und Bewegungen instrumentalisiert wird, um in Österreich und Deutschland für rassistische Politiken zu mobilisieren, beschreiben die Autor\*innen im vierten Kapitel. Dabei widmen sie sich auch ausführlich der Rolle und dem Handlungsspielraum von Frauen\* in der extremen Rechten und in politischen Parteien wie der AfD in Deutschland und der FPÖ in Österreich. Auch die lesbische Politikerin Alice Weidel und die deutsch-kurdische Leyla Bilga, die „trotz und wegen“ (S. 182) ihrer sexuellen Orientierung bzw. Herkunft in der AfD erfolgreich sind, werden angeführt und eingeordnet. Die weit verbreitete Ansicht, dass sich (extrem) rechte Frauen\* lediglich instrumentalisieren lassen würden, greift den Autor\*innen zu kurz. Sie werfen linken und antifaschistischen Analysen Sexismus in der Betrachtung von (extrem) rechten Frauen\* vor. Ohne zu romantisieren, erklären sie, warum das Engagement rechter Frauen\* als Akt der Selbstermächtigung, möglicherweise gar der Befreiung verstanden werden muss – wenngleich Emanzipation im Kontext antifeministischer Ideologie nur begrenzt möglich ist. Im vorletzten Kapitel schlagen sie die Bezeichnung „rassistische Frauenrechtler\*innen“ vor, um die (extrem) rechte Ideologie der Akteur\*innen nicht zu verschleiern und auch das (begrenzte) emanzipatorische Potential anzuerkennen, aber um gleichzeitig eine klare Abgrenzung zu feministischen Positionen vorzunehmen.

### **Ethnisierung von Gewalt: Erfolgsmodell der Antifeminist\*innen**

*Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass* greift in Kapitel fünf eine Vielzahl von aktuellen politischen Debatten auf und gibt Einordnungshilfe für antifeministische Ereignisse und Diskurse der letzten Jahre: von der „Silvesternacht in Köln“, die zum Referenzpunkt

für die rassistische Mobilisierung für Frauenrechte wurde, und der medialen Berichterstattung darüber, über die Morde an Frauen in Kandel 2017, die Frauenmärsche der AfD und die rassistisch und LGBTIQ\*-feindlich motivierten Morde im Pulse-Club in Orlando 2016 bis hin zu aktuellen Kampagnen von radikalen Abtreibungsgegner\*innen.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten sei es Antifeminist\*innen gelungen „traditionell eher vernachlässigte Themen wie sexualisierte Gewalt und so genannte häusliche Gewalt zentral und prominent zu platzieren“ (S. 11) – und das weit über die extreme Rechte hinaus. Ein großer Teil des Diskurses über Migration sei gleichzeitig ein Diskurs über Sicherheit im öffentlichen Raum geworden (ebd.). Als Grund hierfür sieht das Autor\*innenkollektiv die Anschlussfähigkeit der Figur der „weißen Frau als Opfer von sexualisierter Gewalt im öffentlichen Raum“ (S. 190), aber auch die fehlende Thematisierung von Frauen\*hass und (sexualisierter) Gewalt seitens der Linken. Während rechtsextreme Akteur\*innen ihre rassistischen Narrative von „fremden Tätern“, die „unsere weißen Frauen“ bedrohen, über Jahre aufgebaut und medial verbreitet haben, würde es der Linken an Analysen und Besetzungen der Thematik fehlen. „Gerade das Ausbleiben fundierter linker Kritik ermöglicht es der extremen Rechten, weiterhin Agenda-Setting zu betreiben“ (S. 164).

### **Antifeminismus vs. Anti-Genderismus**

Spätestens mit dem Sammelband *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (Hark/Villa 2017), der 2015 erstmals erschien, hat der Begriff Anti-Genderismus Einzug in feministische wissenschaftliche Debatten im deutschsprachigen Raum gefunden. Das Autor\*innenkollektiv Fe.In lehnt diesen ab und liefert dafür eine fundierte Begründung: Der Begriff Genderismus versuche, „das gesamte Kampffeld als eine etwas alberne ideologische Spielerei darzustellen, als ginge es bei allen queer-feministischen Kämpfen ausschließlich um Sprachregelungen und darum, wer auf welche Toilette gehen darf“ (S. 21). Mit dem Begriff Anti-Genderismus würde einerseits dem rechten Kampfbegriff lediglich ein Anti vorangestellt und damit die rechte Sprache unreflektiert übernommen – anstatt sie zu kritisieren. Andererseits seien Anti-Genderismus und Antifeminismus nicht deckungsgleich, zumal „Antifeminismus ein viel breiteres Phänomen [ist], in dem die aktuellen Kämpfe der Rechten gegen ‚Genderismus‘ nur einen Teil ausmachen“ (ebd.). Die Kritik der Autor\*innen richtet sich aber auch an die Rechtsextremismusforschung, in der die Analysekategorie Gender unterbelichtet sei, wie Götz bereits in früheren Publikationen kritisiert hat (vgl. z.B. Götz 2014).

## **Gelungene feministische Intervention**

*Frauen\*Rechte und Frauen\*Hass* kann als Einführung in eine feministisch-antifaschistische Analyse von antifeministischen Ideologien und Bewegungen in Österreich und Deutschland gelesen werden. Ebenso aber auch als queer-feministisches Manifest gegen (extrem) rechte Ideologien und als Kritik am politischen Versagen der Linken, der Ethnisierung von Gewalt etwas entgegenzusetzen. Der Unmut gerade über eine attestierte „linke Ignoranz“ (S. 134ff.) in Bezug auf sexualisierte Gewalt spricht deutlich aus dem Buch.

Trotz der Schwere und Komplexität der Themen gelingt Eike Sanders, Anna O. Berg und Judith Götz eine pointierte und phasenweise humorvolle Abhandlung über Antifeminismus, rassistische Frauenrechtler\*innen und den Kampf um Deutungshoheit, Macht und Ressourcen. Das kurzweilige Buch soll Mut machen für eine feministische „Utopie, die eine queere, eine globale und eine antirassistische sein muss“ (S. 12). Dafür „brauchen wir eine feministisch-antifaschistische Analyse des herrschenden Antifeminismus in seiner Komplexität und Widersprüchlichkeit. Dazu ist dieses Buch ein Beitrag“ (ebd.) – und eine gelungene queer-feministische Intervention obendrein.

## **Literatur**

- Götz, Judith (2014): (Re-)Naturalisierung der Geschlechterordnung. Anmerkungen zur Geschlechterblindheit der (österreichischen) Rechtsextremismusforschung. In: Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.): Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen, Bd. 1. Wien: Mandelbaum, S. 40–68.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: Transcript.

*Paul Haller / paul.valentin.haller@gmail.com*

## **Falter, Matthias (2019): Die Grenzen der Demokratie. Politische Auseinandersetzung um Rechtsextremismus im österreichischen Nationalrat. Baden: Nomos.**

289 Seiten / EUR 60,70

Der Politikwissenschaftler Matthias Falter setzt sich in *Die Grenzen der Demokratie*, der publizierten Fassung seiner Dissertation, mit demokratischer Kultur in Bezug auf Rechtsextremismus im österreichischen Nationalrat auseinander. Von der Überlegung ausgehend, dass der parlamentarische und politische Umgang mit dem Thema den Zustand der demokratischen Kultur einer Gesellschaft prägt und spiegelt, untersucht er parlamentarische Debatten und den Umgang des Parlaments mit extrem rechten Wortmeldungen und Ideologien von 1999 bis 2003. Diese ordnet er anhand von Frames oder Rahmungen ein. Frames dienen dabei der Problemdefinition, zeigen aber ebenso Auslassungen auf.

Falter stellt seiner Untersuchung eine Darstellung zu politischer Theorie, Demokratie und Parlamentarismus voran. Das Parlament versteht er dabei als einen Ort, der Gesellschaft repräsentiert und an welchem politische Kämpfe ausgetragen werden: „Das Parlament als institutionalisierter Raum ist die sichtbarste Arena öffentlicher, politischer Auseinandersetzung in demokratischen Gesellschaften“ (S. 89). Um den politisch-kulturellen Kontext zu erfassen, ist die Auseinandersetzung mit der österreichischen nationalsozialistischen Vergangenheit wichtig. Dazu hält der Autor fest: „Wenn über den Nationalsozialismus gesprochen wurde, war die Selbstdarstellung als ‚Opfer‘ das zentrale geschichtspolitische Erklärungsmodell der Zweiten Republik und ihrer politischen Eliten[...]“ (S. 93)

Rechtsextremismus begreift er als den Begriff, welcher sich zur Benennung extrem rechter Ideologien durchgesetzt hat. Falter beschreibt, wo in der Politik und in der Bevölkerung Rechtsextremismus verortet wird und welche Reaktionen dieser medial und behördlich auslöst. Er unterstreicht, dass rechtsextreme Diskurse zu sozialer Ungleichheit führen. Ein wichtiges ideologisches Prinzip des Rechtsextremismus ist dabei

die „Überhöhung nationaler ethischer und/oder kultureller Gemeinschaft“ (S. 15). Falter stellt fest, dass die politischen Reaktionen auf rechtsextreme Äußerungen durchaus ambivalent ausfallen. Während einerseits an einem grundlegenden Konsens hinsichtlich der Verhinderung von Rechtsextremismus und Antisemitismus festgehalten wird, werden rechtsextreme Positionen in der Politik auch legitimiert.

Falter stellt klar, dass die Verortung von Rechtsextremismus im politischen Diskurs am „Rand der Gesellschaft“ zwar eine aktive Abgrenzung darstellt, zugleich jedoch auch eine Externalisierung stattfindet. Denn Fakt ist: Rechtsextreme Positionen finden sich auch in der sogenannten Mitte der österreichischen Gesellschaft. Wobei sich diese Mitte auch durch die Legitimierung extrem rechter Positionen im Nationalrat verschiebt und keine festgeschriebene, sondern vielmehr eine diskursive Position darstellt. Die Auseinandersetzung der Politik mit rechtsextremen Positionen hat dementsprechend auf die gesellschaftliche Sensibilität dem gegenüber Auswirkungen. Der Nationalrat gilt hier insbesondere als Ort, an dem Positionen legitimiert werden und die Grenzen des Demokratischen ausgehandelt werden. Anhand der Analyse der Reden im Nationalrat hat Falter vier Frames herausgearbeitet.

(1) Den geschichtspolitischen Frame, also Debatten zum Thema Rechtsextremismus, die mit dem geschichtlichen Hintergrund und der NS-Vergangenheit Österreichs stark verbunden sind. In diesem Teil von Falters Arbeit werden geschichtspolitische Bezüge in Argumenten zu Rechtsextremismus aus dem Nationalrat analysiert. (2) Den ordnungslogischen Frame. Hier drehen sich die Debatten häufig um die Frage, inwiefern Rechtsextremismus eine Gefahr für die Demokratie darstellt. Das Extreme wird so am Rand der Gesellschaft verortet und als Gefahr für die öffentliche Ordnung gesehen. Anhand dieses Frames beschreibt Falter, wie eine Grenzziehung zwischen politischer Mitte und Extreme gezogen wird, um so eine ordnungslogische Rahmung zu schaffen. Mit dem (3) identitätspolitischen Frame zeigt Falter, dass die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus auch eine identitätspolitische Dimension hat: „Zentrale Motive dieses argumentativen Rahmens sind [...] Selbstverständnis, Wohl und Einheit des politischen bzw. nationalen Kollektivs und des Staates“ (S. 215f. Beim (4) demokratiepolitischen Frame schließlich geht es darum, wie in parlamentarischen Debatten ein demokratiepolitischer Konsens gesucht wird – auch indem Rechtsextremismus als Gegenteil von Demokratie gesehen und somit dem „Anderen“ zugeordnet wird. Demokratie ist dabei der Grundkonsens, der so auch von allen Parteien in ihren Ausgestaltungen beansprucht wird.

*Die Grenzen der Demokratie* gibt Einblicke in die Debatten des österreichischen Nationalrats und den Umgang der Politiker\*innen und Bürger\*innen mit Rechtsextremismus. Falter kommt zu dem Schluss, dass die Grenze des Sagbaren sich sukzessive erweitert, indem die politische Mitte verschoben wird. Extrem rechte Positionen in dieser gesellschaftlichen Mitte werden wenig thematisiert, viel mehr dominiert entsprechend der ordnungslogischen Rahmung die Position: alles was nicht strafbar ist, ist

legitim. Rechtsextremismus wird dabei häufig mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs gleichgesetzt. Als rechtsextrem werden in dieser politischen Kultur somit nur Positionen bezeichnet, die beispielsweise gegen das Verbotsgesetz verstoßen. Andere Formen geraten dabei aus dem Blick. Das führt in weiterer Folge dazu, dass eine Auseinandersetzung mit modernem Rechtsextremismus häufig nicht stattfindet.

Falters Arbeit zeigt auf, dass extrem rechte Positionen im Nationalrat eine hohe Komplexität aufweisen. Zum einen werden immer wieder rechtsextreme und auch antisemitische Positionen vertreten und dahingehende Standpunkte geäußert, zum anderen gibt es oft keine nachhaltige Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus an sich. Diese fehlende Auseinandersetzung wirkt sich auf das politische Zusammenleben in der Zukunft aus. In diesem Zusammenhang ist auch der Umgang mit der Geschichte Österreichs und der nationalsozialistischen Vergangenheit zu sehen.

Sich mit der Thematisierung von Rechtsextremismus in der Politik zu beschäftigen, hilft aus meiner Sicht, (politische) Reaktionen auf aktuelle rechtsextreme Positionen besser verstehen zu können und dahinterliegende Muster sowie Strukturen zu erkennen. Dies sehe ich vor allem für die Soziale Arbeit als wertvolles Wissen an. Für eine Profession, die sich sowohl wissenschaftlich als auch in der praktischen Arbeit mit rechtsextremen Positionen und deren Auswirkungen auseinandersetzen muss, ist es aus meiner Sicht essentiell, zu verstehen, wie Themen politisch verhandelt werden. Die Auseinandersetzung österreichischer Sozialarbeit mit rechtsextremen Phänomenen wird im Fachdiskurs nach wie vor kaum besprochen. Grundlagenwerke wie dieses können vertiefendes Verständnis für die politische Aushandlung rechtsextremer Phänomene schaffen. Zwischen gesellschaftlicher Verpflichtung, professionellen Grundlagen und Klient\*innenorientierung braucht es sowohl Wissen wie auch eine klare Haltung, um Handlungsfähigkeit herzustellen und einen positiven Beitrag zur Entwicklung demokratischer Kultur zu leisten.

*Julia Kopf / juliakopf96@gmail.com*